

Wilhelm und Caroline
von Humboldt

in ihren Briefen.

— — —
1812 — 1815





Wilhelm und Caroline
von Humboldt
in ihren Briefen

Wilhelm und Caroline
von Humboldt
in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna von Sydow

Vierter Band

Federn und Schwerter
in den Freiheitskriegen

Briefe von 1812—1815



Berlin 1910

Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Rochstraße 68—71

Lg.
H9196W

Federn und Schwerter in den Freiheitskriegen

Herausgegeben von Anna von Sydow

Mit zwei Bildnissen



Berlin 1910

Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Rochstraße 68—71

13 3 68 2
24 | 8 | 14



Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten



	Seite
Überblick	VII—XI
Erster Abschnitt: Humboldts Urlaubsreise nach Thüringen	
11. Juni bis 25. August 1812	1— 21
Zweiter Abschnitt: Im Hauptquartier des Kaisers Franz	
11. Juni bis 11. Juli 1813	22— 57
Dritter Abschnitt: Auf dem Kongreß in Prag bis zur Be-	
endigung des Waffenstillstandes und bis zu Humboldts kurzem	
Besuch in Wien 23. bis 29. August 1813	58—105
Vierter Abschnitt: Im Österreichischen Hauptquartier vom	
2. September 1813 bis zur Ankunft in Chatillon 3. Februar 1814	106—235
Fünfter Abschnitt: Auf dem Kongreß in Chatillon vom	
3. Februar bis 21. März 1814	236—280
Sechster Abschnitt: Mit dem Hauptquartier auf dem Kriegs-	
schauplatz vom 22. März bis zur Ankunft in Paris am	
13. April 1814	281—307
Siebenter Abschnitt: Von Humboldts Aufenthalt in Paris	
und London bis zur Begegnung mit den Seinen in der	
Schweiz 11. Juli 1814	308—366
Achter Abschnitt: Auf dem Wiener Kongreß bis zur Abreise	
nach Berlin am 20. Juni 1815	367—576
Namenverzeichnis	577—589

Abbildungen

Karikatur Humboldts. Von Fürst Radziwill in Freiburg	
Januar 1814 gezeichnet	zwischen 210 u. 211
Alexander v. Humboldt. Gemalt von Steuben 1814	
	zwischen 328 u. 329





Überblick

Motto:

Man unternehme das Rechte und setze
alle Kraft daran, die man hat, und der
Gewinn ist immer unermeßlich, wie auch
das Schicksal den Erfolg krönen mag.

Wilhelm v. Humboldt,
19. Oktober 1813



umboldt hatte seinen Posten als Gesandter in Wien im Oktober 1810 angetreten und sich nach zweijähriger Trennung dort wieder mit den Seinen vereint.

Napoleon stand auf der Höhe seiner Macht. Österreich war nach dem Heldenkampf von 1809 ermattet zusammengefunken, und Kaiser Franz seit dem Frühjahr 1810 durch die Verheiratung seiner Tochter noch mit verwandtschaftlichen Banden an seinen Überwinder gefesselt. Ein rettender Entschluß war von dieser Seite für Preußen nicht zu erwarten.

Humboldts amtliche Tätigkeit war bis zum Ausbruch des französisch-russischen Krieges wenig umfangreich und ließ ihm eine seit zwei Jahren ungewohnte Muße. Mit neuem Eifer wandte er sich daher seinen Sprachstudien zu, nahm das Baschkische wieder auf, erlernte das Ungarische und Tschechische und ward in das Studium der amerikanischen Sprachen gezogen durch seinen Bruder Alexander, der ihm bei einem Besuch im Herbst 1811 wertvolles Material dazu brachte.

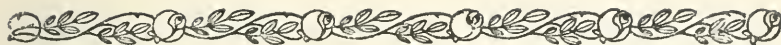


Der Schwerpunkt von Humboldts amtlicher Tätigkeit lag in dem Verhältnis zu Metternich. Dieser sowie der furchtsame Kaiser Franz hielten Humboldt für ein Mitglied des preussischen Jugendbundes, von kriegerisch revolutionärer Begeisterung erfüllt. Zu dieser Auffassung trug wohl auch Humboldts freundschaftliches Verhältnis zu Stein bei, das sich aus Humboldts Besuch in Prag im September 1810 entwickelt hatte. In der Tat stand Humboldt der extremen Richtung des Jugendbundes durchaus fern, aber in anderem Sinne hatte Metternich wohl recht, den neuen preussischen Gesandten zu fürchten. Humboldt, in der lautereren Hoheit seines Sinns, in seiner leidenschaftlosen Klarheit, seiner unermüdlichen Wachsamkeit und Arbeitskraft war ihm, dem Staatsmann der scrupellosen Unwahrhaftigkeit, wie er es selbst ausgesprochen hat, „der Furchtbarste von allen“. Die grundsätzliche Verschiedenheit ihrer Ziele wurde beiden Staatsmännern in dem Maße fühlbar, wie der Fortgang der Weltbegebenheiten ein positives Handeln erforderte: Metternichs Wünsche gipfelten darin, die Stellung Österreichs, möglichst ohne Kampf, zu erhalten, zwischen den Mächten zu vermitteln und Preußen nicht erstarken zu lassen; die Besorgnis vor Rußlands Übergewicht war in der Hofburg stets größer als der Haß gegen den französischen Unterdrücker.

Ganz anders Humboldt. Wie die Scharnhorst, Blücher und Gneisenau keinen dauernden, gesunden Frieden für möglich hielten, ehe Napoleons Macht gebrochen war, so erkannte auch er mit unerbittlicher Klarheit den Krieg als notwendig. Diesen durch ein Bündnis zwischen Preußen und Österreich vorzubereiten, war ihm die dringendste politische Aufgabe.

Es ist von hohem Reiz, zu beobachten, wie trotz dieser latenten Gegnerschaft — Metternich scheute sich nicht, auch Privatbriefe Humboldts an seine Gattin auffangen und abschreiben zu lassen — die Gemeinsamkeit ihrer dialektischen und gesellschaftlichen Kultur

VIII

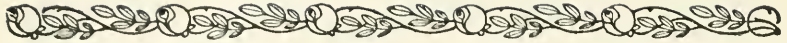


eine große Anziehungskraft auf beide ausübt, beide immer wieder zusammenführt und äußerlich in anregender und genußbringender Weise verkehren läßt.

Schwerer zu charakterisieren und bis auf die neueste Zeit umstritten ist Humboldts Verhältniß zu Hardenberg. Humboldt verkannte die Schwächen des Staatskanzlers nicht, aber auch in seinen vertrautesten Briefen kommt die Sympathie für seine Persönlichkeit immer von neuem zum Ausdruck.

Inwieweit bei Hardenberg schon 1810 eine gewisse Besorgnis vor Humboldts Rivalität mitsprach, so daß er ihn auf den damals nicht besonders wichtig scheinenden Wiener Posten entfernte, läßt sich schwer entscheiden. In den folgenden Jahren mögen Einflüsterungen der untergeordneten Kreaturen, die Hardenberg stets umgaben, ein gewisses Mißtrauen erweckt haben, das Metternich durch entstellte Mittheilungen aus Humboldts aufgefangenen Briefen geschickt zu schüren wußte. [Hardenbergs Tagebuch.] Vielleicht war es eine Folge davon, vielleicht auch übergroße Vorsicht, daß Hardenberg Humboldt im Dunkeln über die eigentlichen Ziele der preussischen Politik ließ und gelegentlich auch hinter seinem Rücken unmittelbar mit Metternich verhandelte. Während ihres Zusammenseins aber, sowohl im Hauptquartier, wie auf den Kongressen von Chatillon und Wien, hat augenscheinlich das beste persönliche und amtliche Einvernehmen zwischen beiden Staatsmännern geherrscht.

Frau v. Humboldt verfolgte alle Weltbegebenheiten mit dem ihr eigenen patriotischen Feuer und fühlte sich, nachdem ihr Gatte im Juni 1813 Wien verlassen hatte, um Hardenberg in das Hauptquartier zu folgen, mit den leidenschaftlich preussisch empfindenden Rindern bald recht unbefriedigt in Wien. Sie löste daher im Mai 1814 ihren Haushalt dort auf und begab sich nach der Schweiz, da Humboldt der Gesandtenposten in Paris zugebach war. Inzwischen aber beschlossen die Mächte, trotz Humboldts energischer Gegenwehr,



den Kongreß in Wien zu halten, und so schob sich die Wiedervereinigung der Familie von neuem ins Unbestimmte hinaus. Frau v. Humboldt konnte weder ihrer Gesundheit, noch den Einkünften zumuten, das in jeder Weise erschöpfende gesellschaftliche Treiben während des Kongresses mitzumachen. Sie nahm Wohnung in Berlin, wo sie inmitten der patriotischen Begeisterung wohl der Begeistertsten eine war. Fast täglich berichtete ihr Humboldt über den Gang der Ereignisse. Ihm war es Bedürfnis, ihre Ansicht zu hören, und ihre von nationaler und politischer Leidenschaft glühenden Briefe sind ihm nicht nur Erquickung, sondern auch Stärkung in jener Zeit der mühevollsten Arbeit gewesen. Dankbar schreibt er von dem Rat und Einfluß edler Frauen, der sich nicht auf einzelne Handlungen erstreckt, aber „wie ein Stern durch die Wüste des Lebens leitet“.

Humboldts Briefe führen uns ins Hauptquartier, auf den Kriegsschauplatz und auf die Kongresse, die vom Juni 1813 an mit nur kurzen Unterbrechungen fast zwei Jahre lang die Stätte seiner rastlosen Tätigkeit gewesen sind. Sie zeigen uns das Gewirr sich kreuzender Pläne und Interessen, das unbegreiflich hohle und frivole gesellschaftliche Treiben inmitten dieser für die Völker so ernsten Zeit, wir sehen den Leichtsinns, die Gleichgültigkeit, die kleinlichen Triebfedern, die oft die Entschlüsse bestimmen.

Immer wird der kühl erwägende Staatsmann von dem siegreichen Feldherrn in den Schatten gestellt werden. Friedensunterhandlungen und Verträge als Folge strahlenden Waffenruhms sind unpopulär und erfüllen niemals die auch gerechtesten Erwartungen. Humboldt war sich dessen wohl bewußt und schreibt 1814 aus Chatillon: „Es kommt hier der wahre Widerstreit des an sich Wünschenswürdigen und des unter den Umständen Erreichbaren zur Sprache, und man entgeht nie dem Vorwurf, unter dem Erreichbaren geblieben zu sein.“

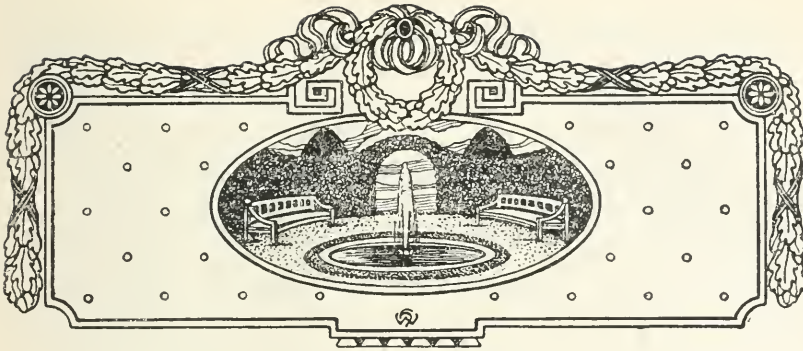


So entsprach auch das Ergebnis des Wiener Kongresses, der die Riesenaufgabe hatte, ein Chaos zu ordnen, nicht den hochfliegenden Hoffnungen Preußens, und bis auf den heutigen Tag wird der Vorwurf wiederholt, daß die Feder verdorben, was das Schwert errungen. Mit Hardenberg hat Humboldt die kränkende Vertennung gerade bei den Besten der Nation und den Vorwurf der Kälte geteilt. Er selbst sah den Zenit seines politischen Wirkens in der Zeit vom Januar 1813 bis zum Ende des Prager Kongresses, weil er nur dort ganz selbständig gewesen sei. Vielleicht wäre ihm auch auf dem Wiener Kongreß ein größerer, sichtbarer Erfolg beschieden gewesen, hätte er auch dort seine eigensten Ideen ganz unabhängig ausführen können.

Alber Wilhelm v. Humboldts Persönlichkeit ist immer größer als sein Werk, und auch aus den Briefen dieser Zeit gewinnen wir den lebendigen Eindruck, daß unter der Schar jener Staatsmänner aller europäischen Nationen kein einziger so furchtlos und so unabhängig dastand, keiner so wenig von allem nur Physischen und Irdischen berührt war, keiner ihn übertraf an Geistesfreiheit und heiterer Besonnenheit.







Humboldts Wirksamkeit in Wien zerfällt in zwei Abschnitte, die auch äußerlich getrennt sind durch eine Reise, die er zu Privat Zwecken im Juni 1812 auf die thüringischen Güter unternahm.

Die politische Lage war jetzt insofern geklärt, als Preußen am 24. Februar und Österreich am 14. März die Allianz mit Frankreich geschlossen hatten.

Es wurden auf dieser Reise einige Briefe zwischen dem Ehepaar Humboldt gewechselt.

Erster Abschnitt

Humboldts Urlaubsreise nach Thüringen

11. Juni bis 25. August 1812



1. Humboldt an Caroline Prag, Freitag, 12. Junius 1812, mittags



Ich bin mit allem hier fertig und habe auch schon von Metternich*) Abschied genommen. Ich warte bloß die Wiener Post ab, ob sie mir einen Brief von Dir bringen wird oder nicht. Die Präsentation würde mich, da sehr viel Etikette jetzt hier ist, drei, vier Tage aufhalten und viel Kosten machen. Ohne sie hier zu bleiben ist unmöglich. Ich gehe also fort, sobald ich

*) Klemens Lothar Wenzel, seit 1813 Fürst Metternich, geb. 1773
† 1859, seit 1809 österreichischer Staatskanzler.



weiß, daß ich keinen Brief habe, und Metternich schickt mir den, den er dann notwendig morgen bekommen muß, sogleich nach Karlsbad, wo ich ja doch zwei Tage bleibe, nach. Ich glaube wirklich, daß der Kleine*) gar nicht gefährlich war, als ich ging, allein das Unglück hat mich ängstlich gemacht. Es war eine höchst widrige Zusammenkunft der Umstände bei meiner Abreise. Aber ich habe mich auch durch meine Gespräche mit Metternich überzeugt, daß ich gut getan habe, den Zufall, der meine Abreise mit einer gewissen Ankunft**) (Du verstehst mich) zusammentreffen ließ, nicht unbenußt zu lassen. Es sind dies die fatalsten Rücksichten, und sie waren uns sonst so fremd. Dich berühren sie glücklicherweise gar nicht, und auch mir wird jeder die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich wenigstens mit soviel Einfachheit hindurchgehe, als nur immer irgend möglich ist, und gewiß ohne persönliche Zwecke. Mein Wünschen in jeder Art ist am Ende, und ich kann ehrlich sagen, daß, wer mir, daß Du und die Kinder glücklich sein und mir so lange ich lebe, bleiben werden, verbürgen könnte, mich jeder anderen Hoffnung und jeder anderen Furcht unzugänglich machte. Alles übrige ist immer in jedem Moment rein in mir abgeschlossen, und wenn ich dies Eine abrechne, kann kein Mensch mit einer so großen, gewiß gar nicht gleichgültigen, aber so innig von allen den Grund-sätzen und Ansichten, die sie hervorgebracht haben, durchdrungenen Ruhe auf seine vergangenen und künftigen Schicksale, wie sie auch sein mögen, hinsehen. Deiner immer gleich dauernden Liebe, und was mehr ist als das, weil sie selbst daraus entspringt, Deines Wesens, wie ich es immer mir gedacht, gesehen und erfahren habe, bin ich jetzt, seit unserer letzten Wiedervereinigung, wenn es möglich wäre, noch gewisser als sonst.

Ich bin gestern vormittag über zwei Stunden mit Metternich

*) Humboldts jüngster Sohn Hermann, geb. 1809.

**) Es ist nicht nachzuweisen, auf welchen Aufenthalt hier angespielt wird.



zusammen gewesen, den Abend wieder, und heute habe ich mit ihm gefrühstückt.

Die Gespräche mit Metternich sind mir so wichtig gewesen, daß, wenn auch meine Reise hierher nur den Zweck gehabt hätte, sie mich nicht gereuen würde. Ich habe nicht gerade so große und unbekannte Dinge erfahren, aber bin so mitten in die Menschen und Sachen versetzt worden, wozu Metternich wirklich ein sehr großes Talent hat, daß es hierin nichts Interessanteres geben kann. Vom Hofe habe ich nichts als aus Metternichs Fenstern gestern abend (er wohnt dem Schloß gegenüber) die Rückkunft von einer Spazierfahrt gesehen. Das ist freilich anders als wenn der Kaiser*) die Kaiserin**) in der grünen Kalesche im Prater herumfährt. Lauter sechsspännige Wagen, Pagen, Garden, Kavallerie-Detachements. Die Kaiserin Marie Louise***) hat bei solchen Gelegenheiten von ihren Leuten bloß einen Stallmeister, der vor ihrem Wagen vorausreitet, einen Läufer und einen Pagen, die andern sind hiesige. Alle Mittage um 1 Uhr ist ein sogenanntes Dejeuner beim Kaiser, zu dem aber die französische Kaiserin immer, obgleich nicht förmlich gebeten, kommt, und das das Diner des Kaisers ist. Es ist dann der Hof an einer, und Trautmannsdorf†), Metternich, die Botschafter uff. an der zweiten Tafel im Frack. Um 1/2 9 abends ist das eigentliche Diner, das aber der Kaiser als Souper behandelt. Es ist abwechselnd bei der französischen Kaiserin und dem Kaiser, die eigene abgesonderte Wirtschaften haben, immer en grande tenue, und man bittet immer einige Leute dazu. Nachher ist Spiel de cartes für die Leute aus der

*) Kaiser Franz II., geb. 1768, † 1835.

**) Marie Ludovika Beatrix, Prinzessin von Modena, seit 1808 mit Kaiser Franz vermählt † 1816.

***) Marie Louise, geb. 1791, † 1847, Tochter des Kaisers Franz. Seit 2. April 1810 mit Napoleon vermählt.

†) Ferdinand, Fürst Trautmannsdorf, geb. 1749, † 1827. Oberhofmeister des Kaisers Franz.



Stadt. So siehst Du, welchen Herrlichkeiten ich entsagt habe. Der Kaiser*) schreibt der Kaiserin täglich acht bis zehn Seiten eigenhändig über alle kleinen Begegnisse seiner Reise, seines Lebens, und voll Zärtlichkeit. Dies ist unumstößlich wahr.

Stein**) ist in russische Dienste getreten. Er hat es so heimlich betrieben, auch sich so schnell entschlossen, daß es selbst seine Frau nur einen Tag zuvor erfahren hat und außer sich gewesen ist. Das ist ein eigenes eheliches Verhältnis und nicht so altdeutsch, als Stein sonst ist. Ich fürchte, der Schritt gereut ihn. Er soll bei den Finanzen oder beim Kultus angestellt werden. Die Frau kommt vermutlich nach Wien oder bleibt in Grätz, Brünn oder so, bis er ihr etwas anderes schreibt. Sie ist nicht mehr hier, sonst wäre ich zu ihr gegangen.

Goeben kommt Dein lieber Brief vom 9. Ich danke Dir unendlich und gehe nun ruhiger ab. Ich reise heut abend.



2. Humboldt an Caroline

Karlsbad, Montag, 15. Junius 1812

Schreibe Dir in Goethes Stube, liebe, teure Li, weil ich immer mit ihm zusammen bin, ohne jedoch bei ihm zu wohnen. [Hier folgt die irrige Nachricht einer schweren Erkrankung der Fürstin von Rudolstadt.] Stirbt sie, so ist schlechterdings in dem ganzen, weiten Deutschland nur noch Goethe übrig und die Wolzogen***), die uns hier Gegenstände der Sehnsucht und hoher Umgangsfreude sein können.

Nach in Goethen spürt man das Alter sehr. Nicht im Geistigen.

*) Napoleon.

**) Karl Freiherr vom und zum Stein, geb. 1757, † 1831, preussischer Minister.

***) Caroline v. Wolzogen, geborene v. Lengefeld, geb. 1763, † 1847.



Er ist noch ebenso munter, so rüstig, so leicht beweglich zu Scherz und Schimpf, in welch letzterem er sich gegen die neuen Sekten, besonders die christkatholische, mit großem Wohlbehagen ergeht. Allein man sieht, daß er oft an seinen Körper erinnert wird. Mitten in Gesprächen, auch die ihn interessieren, unterbricht er sich, geht hinaus, ist sichtbar angegriffen.

Gestern machte ich einen langen Spaziergang mit ihm, aber er mußte sich alle paar tausend Schritt setzen und ausruhen. Der Spaziergang war sehr schön. Wir gingen um $\frac{1}{2}$ 7 aus, erreichten die höchste Bergesspitze, von der man durchaus alles überseht, bei Sonnenuntergang, sahen die Sonne scheiden und gingen im Mondschein zurück. Ich leide wirklich nicht, liebe Li, daß Du künftigen Sommer ganz in Wien bleibst. Willst Du nicht nach Italien gehen, mußt Du sonst eine Reise in irgendeine Natur machen. Du weißt, daß ich an ihr mehr als an allem anderen hänge; der gestrige Abend ist mir unendlich viel gewesen, seit zwei Jahren der erste recht in dieser Art erquickende und belebende. Und doch ist Goethe mit mir übereingekommen, wie ich mit ihm, daß die Natur hier nirgends schön ist, daß man erst in sie durch seine eigenen Nebengefühle hineintragen muß, was man nachher in ihr finden will, daß aber das Schöne nur jenseits der Berge ist. Ich lobe die Gegend auch nicht, will Dir auch keine Reise hierher empfehlen, ob ich gleich ich weiß nicht was darum gäbe, wenn Du bei mir wärst; aber ich liebe nun einmal Thüringen und dies angrenzende Land. Du, weiß ich, kannst es nicht. Aber ich habe darin durch Dich das große, lange Glück meines Lebens begonnen, ich habe zuerst da eigentlich frei geatmet, mich in mir und in Dir gefühlt, und selbst der Ernst, die Einförmigkeit, wenn Du willst, selbst eine gewisse Dürftigkeit der Gegend hat eine geheime Verwandtschaft mit dem inneren Glück, das doch immer zwischen Genuß und Sehnsucht, Heiterkeit und Sorge schwankt.



Goethe grüßt Dich sehr, sehr herzlich und spricht viel davon, daß Du einmal eine Zeit mit ihm hier leben solltest. Etwas Trauriges ist seine Art, sich nach und nach einzuspinnen. Er will nicht nach Wien, nicht einmal nach Prag, von Italien hat er auf ewig Abschied genommen. Also Weimar und Jena und Karlsbad! immer und alljährlich! Wenn der Mensch am Ende so werden muß, wenn es unabänderlich ist, daß die regesten Säfte endlich so stocken, so muß man sich wenigstens da einspinnen, wo man sicher ist, daß jede Art der Größe im gleichen Kreise mit uns ruht.

Ja! liebe Seele, laß uns ja fest an Rom halten. Wir haben Vieles und Großes genossen, wir sind nie von etwas wie von einem Wahn oder Traum zurückgekommen, wir haben gleich das Einfach-Wahre ergriffen, wir müssen das Ende des Lebens nicht herabsinken lassen.

Ich habe mit Goethe sehr viel interessante Gespräche gehabt, vorzüglich über Shakespeare, über den er ganz neue und sehr interessante Ideen hat, auch über Calderon, von dem er noch mehr hält, dann über tausend andere Gegenstände.

Die Recke*) habe ich zweimal gesprochen, gestern bin ich mit ihr spazieren gefahren, heute habe ich bei ihr gefrühstückt (schlechten Kaffee, ich mache ihn jetzt sehr gut und verstehe die ganze Theorie). Sie ist wie immer. Tiedge**), Pappermann***) verheiratet mit einer Kammerjungfer, die alten Gespräche, Klagen uff.

Ein wahres Gespenst aus voriger Zeit habe ich hier in Gehler†) und Friedrich Leopold Stolberg††) gesehen. Der arme Gehler, er hat

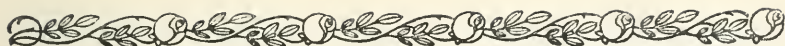
*) Elisa v. der Recke, geborene Gräfin Medem, geb. 1754, † 1833. Dichterin. Schwester der Herzogin Biron von Kurland.

**) Christoph August Tiedge, Dichter, geb. 1752, † 1841, seit 1805 Frau v. der Reckes steter Begleiter.

***) Diener.

†) Karl Graf Gehler war lange Jahre hindurch preussischer Gesandter in Dresden und intimer Freund des Körnerschen Hauses.

††) Graf Stolberg, Dichter und Schriftsteller, geb. 1750, † 1819.



ein Augenübel, wo ihm wochenlang ein Auge ganz starr und blind still steht und auch das andere und der Kopf nichts vermag. Er ist ganz ineinandergeschrumpft, verdrießlich, wie sonst spöttisch, von wunderbaren Mundverziehungen und Grimassen. Aber mit mir war er sehr gut. Stolberg hat mir dagegen sehr gut und besser als sonst gefallen.

Die Stein war noch in Prag und ich bei ihr. Sie kommt nach Wien und wird Dich besuchen. Über den armen Körner*) will sich Gefler gar nicht zufrieden geben. Er hält ihn für verloren in loser Poesie und ist wie die Henne, die Enten ausgebrütet hat, ohne es zu wissen, und sie nun schwimmen sieht, da sie bloß gehen kann.

Lebe herzlich und innig wohl. Ewig Dein

S.



3. Humboldt an Caroline

Rudolstadt, 17. Junius 1812

Ich bin seit heute früh um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr hier, liebe Li, nachdem ich zwei Nächte und einen Tag ununterbrochen gefahren bin. Ich habe bei der Fürstin**), die Dich tausendmal grüßt, gegessen, und da sie jetzt mit dem Kopf und dem Urs***) Land und Leute bis zum See regiert, so habe ich Zeit, Dir ein paar Worte zu sagen. . . .

Die Wolzogen ist nicht, wie mir Goethe fälschlich gesagt hatte, in Alschaffenburg, sondern in Bauerbach. Sie soll den 20. nach Weimar kommen, und ist dies, was ich bis zum 19. abends zu

*) Theodor Körner, geb. 1791, † 1813.

**) Caroline Luise, Fürstin von Rudolstadt, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, geb. 1771, † 1854.

***) Herr v. Beulwitz, erster Gatte der Caroline Wolzogen, der im Schillerschen Kreise den Beinamen ursus erhalten hatte.



erfahren hoffe, so werde ich dort hingehen, um sie doch nicht auf so kurze Entfernung und um einen oder zwei Tage zu verfehlen. Es ist aber freilich fatal, weil ich dann auch nicht umhin kann, den Hof in Weimar zu besuchen. Es ist für mich eine ordentlich klebende Gegend.

Bei Weimar fällt mir Riemer^{*)} ein. Weißt Du, daß der auch bei Goethe nach neun Jahren seine alten Verrücktheiten bekommen und deshalb das Haus verlassen hat? Goethe wollte nicht recht mit der Sprache heraus, ob es Liebe oder Haß gewesen sei, sagt aber, daß nichts mehr mit ihm anzufangen gewesen sei, und er selbst darüber wohl ein halbes Jahr fast ganz verloren hat. Goethe hat so gut als gar nichts Dichterisches in den letzten zwei Jahren gemacht, wie er selbst sagt. Er ist aber fast fertig mit einem neuen Theil seines Lebens, aus dem er mir auch einiges vorgelesen hat. Wenn er es erlebt, in die späteren Zeiten zu kommen, so wird es, wie man nicht leugnen kann, interessant werden. Denn er wird zugleich alle seine Urtheile über deutsche Literatur in dem Buche niederlegen. Sein ganzer Umgang mit Schiller soll ausführlich berührt werden, und er meint, daß er eben deshalb keinen Beruf gefühlt habe, für die Ausgabe der Werke einen Beitrag zu liefern. Es ist Goethen sehr schade, so ungeheuer allein zu sein, denn so viel Menschen er auch vorübergehend sieht, ist er mit keinem vertraut und hat mir versichert, daß wenn er Meyer^{**}) und mich ausnähme, im ganzen weiten Deutschland niemand sei, mit dem er eigentlich frei reden möge und könne. Er versauert wohl vielleicht nicht so, aber er verknöchert und verhärtet wirklich

^{*)} Friedrich Wilhelm Riemer, geb. 1774, † 1845, Philologe, hatte Humboldt als Erzieher der Kinder 1802 nach Rom begleitet, von 1809 bis 1812 bei Goethe gelebt.

^{**}) Heinrich Meyer, geb. 1760, † 1832, der bekannte Freund Goethes. Kunst- und Altertumsforscher.



und wird auch entsetzlich intolerant und im Gespräch maniert. Er hatte, wie Du weißt, immer gewisse Lieblingsausdrücke, die halbsagend waren und ihm eigentlich als Aushilfe galten, wenn er zu träge war, seine Ideen recht bestimmt auszudrücken. Aber noch nie habe ich den Gebrauch davon so häufig als diesmal bemerkt. Er begleitet sie auch jetzt mehr mit Mienen und muß einem, der nicht daran gewöhnt ist, sehr wunderbar vorkommen. Von meinen Sprachuntersuchungen war nur den ersten Tag einmal flüchtig die Rede. Er fand aber soviel Interesse daran, daß er den folgenden fast von nichts anderem gesprochen hat. Weimar, Karlsbad und Rom, versichert er, sind die einzigen Orte, wo er leben möge, auf Rom habe er Verzicht geleistet, und dies sei die größte Handlung seines Lebens.

Das Leben in Karlsbad muß schrecklich sein. Vom Physischen rede ich nicht. Von den Gütern der Erde mehr zu kosten als die notdürftigste Lebensunterhaltung erfordert, habe ich bis zu meiner Rückkunft nach Wien ganz aufgegeben. Aber in Karlsbad ist nun der sogenannte Sprudel, an dem man ein bis zwei Stunden lang trinkt, auf einem Brettergerüst, das ungefähr 50 Menschen faßt. Dahinter ist eine schmale hölzerne Brücke, dann enge, fast nie von der Sonne beschienene Straßen, die Allee ist ziemlich weit. Auf diesen Brettern befindet sich nun Goethe alle Morgen mit der Elisa*), Tiedge, Geßler, die er alle nicht leiden kann, zusammen. Er nennt diesen Teil des Karlsbader Lebens selbst eine verruchte Existenz. Zu den Unnehmlichkeiten Weimars, die er mir auch einmal hergezählt hat, rechnet er auch „das Frauchen“. Das ist eins der schrecklichsten Dinge in der Ehe, daß Mann und Frau (je nachdem der eine oder andre überwiegend interessiert ist) sich durch Gewohnheit und die Befriedigung kleiner physischer Be-

*) Elisa v. der Recke, vgl. S. 6.



dürfnisse so herabstimmen, daß sie das Mittelmäßige und sogar das Gemeine gut und selbst unentbehrlich finden.

Ich habe Dir bloß, gute, teure Li, und noch dazu sehr durch-
einander, erzählt. Aber ich denke, daß es Dich, da ich jetzt in einer
von der Deinen sehr verschiedenen Welt bin, interessiert. Umarme
alle Kinder aufs innigste von mir. Ewig ganz und unwandelbar
Dein

S.



4. Caroline an Humboldt

[Wien], 27. Juni 1812



Der heutige Posttag hat mir keine Briefe von Dir gebracht,
geliebtes Herz. Mit dem kleinen Hermann geht es viel
besser. . . .

Körner hat mir gestern seinen „Zriny“ vorgelesen, der wirklich
mit außerordentlicher Lebendigkeit geschrieben ist und mich sehr ein-
genommen hat. Die Verse könnten mannichmal soignierter sein,
und er wird noch daran feilen. Es wird hier ungeheuer gefallen
und in Pest gewiß Furore machen. Ich mag es nicht beschreiben,
um Dir nicht die Neuheit des Eindrucks zu nehmen, ich bin über-
zeugt, es wird Dich sehr ergreifen.

5.

[Wien], 1. Julius 1812



Im Dein Sein in Karlsbad und Rudolstadt beneide ich
Dich sehr. Heute habe ich der guten Fürstin geschrieben.
Ob Du Carolinen sehen wirst? Ihr und Dir gönnte
ich wenigstens diese Freude. Gott gebe Goethen Leben und Ge-
sundheit, daß er sein Leben ausschreibe. Ihn, die Wolzogen und
Gustav*) in Paris wiederzusehen, dahin geht mein innigstes Sehnen
und Wünschen.

*) Graf v. Schlabrendorff, geb. 1750, † 1824.



6.

[Wien], 4. Julius 1812

Die Rede des Kaisers Napoleon an seine Armee, die man uns den 2. im „Beobachter“ mitgeteilt hat, hat hier große Sensation gemacht. So ist der Krieg*) entschieden und unvermeidlich! es blieb immer noch ein Schimmer von Hoffnung, und das geängstigte Gemüt hing sich daran. Man sagt, der König Joachim**) sei mit 40000 Mann Kavallerie über den Niemen gegangen, und es sei eine Affäre vorgegangen. Die hohen Herrschaften in Prag haben sich getrennt, und der Kaiser geht auf sein Gut in Böhmen, dann nach Baden.

Gestern war ich in Heiligenstadt, wo es recht hübsch grün und ländlich ist. Körner las bei der Schlegeln***) seinen „Briny“ vor, und das Stück erregte allgemeine Bewunderung und Aufsehen. Es verdient es auch, und bis auf wenig, was ich mir anders wünschte, ist es ein sehr bedeutend Stück.

7.

[Wien], 5. August 1812

Geben ist Körners Vater bei mir gewesen, er hat doch eine liebe, milde, treue Physiognomie, ein schöner, alter Kopf; und der Ton seiner Stimme hat mich recht in die guten alten Zeiten zurückversetzt. Er wünscht sehr Deine Ankunft hier in Wien und sieht ihr mit Sehnsucht entgegen.



*) mit Rußland.

**) Murat, geb. 1767, † 1815, General Napoleons, seit 1808 König beider Sizilien.

***) Dorothea v. Schlegel, Tochter Moses Mendelssohns, geb. 1763, † 1839.



8. Humboldt an Caroline

Naumburg, 18. Julius 1812

Sieh komme eben mit Carolinen und Lolo*), die mitgekommen ist, von einem langen, sehr hübschen Spaziergange am ersten schönen Sommertage, den wir seit Karlsbad hatten, zurück und schreibe Dir einige Zeilen, meine liebe, teure Seele. Ich habe Burgörner gestern mit Tagesanbruch verlassen und bin über Quersfurt um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr hier angelangt. Ich fand hier einen Zettel von Carolinen, daß sie um die nämliche Zeit hier sein würde, und war kaum eine halbe Stunde im Gasthof, als sie ankam. Ich hätte sie freilich lieber allein als mit Lolo gesehen, aber da Lolo ziemlich cavalierement behandelt wird, und sie gewohnt ist zu sprechen, ohne daß man darauf hört, so stört sie nicht viel. Nach Tisch habe ich auch mit Carolinen einen langen Spaziergang allein gemacht, wo wir sehr viel und hübsch über alles Göttliche und Menschliche gesprochen haben, am meisten über Dich und die Kinder. Sie ist sehr lieb und gut und viel ruhiger, als wie ich sie das letztemal sah, obgleich die Auflösung ihres letzten Verhältnisses sie sehr angegriffen hat. Fürs erste wird sie wohl ihr Leben fortdauernd zwischen Alschaffenburg und Weimar führen und im Sommer einige Monate auf ihren beiden Gütern Bauerbach und Bösleben, die auf dem Wege dazwischen liegen, verbringen. Sie hat die Idee, die uns sehr amüsiert hat, daß ein Sohn etabliert ist, und daß man nicht mehr für ihn unruhig zu sein braucht, wenn er verheiratet ist, und teilt also ihr Leben in die Epoche vor und nach des Sohnes Heirat ab. In die letzte, die ich aber als etwas ungewiß ansehe, wird dann auch die Reise nach Rom verlegt. Wir, denke ich, sind ehe Hermann heiratet da, nicht wahr, liebes Herz? In Alschaffenburg ist sie fortdauernd gern und versichert,

*) Caroline v. Wolzogen und Charlotte v. Schiller.



daß Er*) sehr gut und noch immer interessant ist. Heute früh haben wir wieder einen Spaziergang gemacht, zum Teil denselben als gestern abend, aber hernach anders zu Haus. Es ist, wenn man so ins Detail eingehen will, hier eine sehr hübsche Gegend. Liebliche Höhen und Wiesen, die Saale in sehr gut abwechselnden Windungen, und Grün mannigfaltiger Art, wo man hinsieht. Die Caroline meint auch, daß es doch noch viel Plätze gibt, wo es sich leben ließe. Aber Du weißt schon, daß sie mir sehr darin gleicht, daß ihr alles gleich gefällt, und daß man wünschen möchte, es wäre nur so um die Beständigkeit. Auf meine Beständigkeit lasse ich aber nichts kommen, ich hänge am meisten am Alten, und die Laube in Burgörner bleibt mir immer wie ein Mittelpunkt der Erde, zu dem man sich immer gern wieder hinneigt. Sehr, sehr viel haben wir gestern nachmittag auch von diesen alten Zeiten gesprochen, und uns beide in der Liebe zur Saale, die vor uns so still und arm, aber auch mit gewisser Treue hinfloß, und zu Deutschland überhaupt zu gut getan.

Heute nachmittag fährt Caroline wieder nach Weimar, und ich begleite sie bis zur Schulpforta, wo ich bei Ilgenz**) absteige. Da bleibe ich den Abend, komme um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr zurück, setze mich in den Wagen und fahre ununterbrochen in die città dolente fra la nojosa gente, von der ich Dir Dienstag aus schreibe.

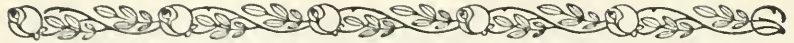
Ewig Dein

S.



*) Karl Freiherr v. Dalberg, geb. 1744, † 1817, letzter Kurfürst von Mainz, Kurerzkanzler, unter Napoleon Großherzog von Frankfurt bis November 1813.

**) Karl David Ilgen, geb. 1764, † 1834, Philologe und Schulmann.



9. Humboldt an Caroline

Berlin, 25. Julius 1812

s geht mir sehr schlimm heute, liebe Li. Ich werde Dir nur mit Mühe und Not einige Zeilen schreiben können. Den ganzen Morgen ist meine Stube nicht leer geworden. Besuche machen und Besuche annehmen nimmt den ganzen Tag hin. Arbeiten habe ich noch gar nicht können.

Hardenberg*) war sehr freundschaftlich, Goltz**) ist auch sehr gut, und alle scheinen mit mir ungemein zufrieden. Der König hat durch eine Konfusion meine Ankunft erst Mittwoch erfahren. Denselben Tag, wo ich mich angemeldet, hat er mich eingeladen nach Charlottenburg zum Essen. Ich war allein mit ihm und den Kindern. Er war überaus gnädig, hat lange nach Tisch und bei Tisch immer mit mir gesprochen, hat mir gesagt, er freue sich, mir mündlich seine Zufriedenheit bezeugen zu können, meine Berichte trügen das Gepräge der Wahrheit an sich, ich müsse sehr gute Quellen haben ußf.

Gestern war ich beim Kronprinzen, heute bei Prinz Ferdinand***). Alle diese drei Tage sollte ich bei Hardenberg essen, der mir gesagt hat, ein für allemal zu ihm zum Essen zu kommen. Heute werde ich es nach Prinz Ferdinands Diner tun, um ihn zugleich besser zu sprechen. Goltz ist sehr freundschaftlich. So bin ich mit allen gut. Die Abende bringe ich regelmäßig bei Prinzessin Luise†) zu, die die Freundschaft selbst ist.

Adieu, liebe teure Seele, ich muß heute hier schließen.



*) Karl August, seit 1814 Fürst von Hardenberg, geb. 1750, † 1822, seit 1810 preußischer Staatskanzler.

**) August Friedrich Ferdinand Graf v. der Goltz, geb. 1765, † 1832. Minister des Auswärtigen.

***) Jüngster Bruder Friedrichs des Großen, geb. 1730, † 1813.

†) Fürstin Radziwill, Tochter des Prinzen Ferdinand, geb. 1770, † 1836.



10. Humboldt an Caroline

Berlin, 28. Julius 1812

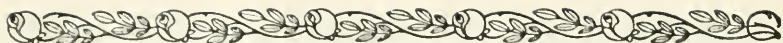
Langweilige Zerstreuungen sind das Schlimmste, was einem begegnen kann, und diesen muß ich mich vom Morgen zum Abend hingeben. Wohl bin ich sonst recht sehr, und die Leute finden mich viel hübscher geworden. Die Prinzessin Ferdinand hat sich sogar weitläufig gegen Prinzessin Luise darüber ausgelassen. Sie findet mich besser frisiert, besser angezogen, kurz, liebes Herz, Du weißt gar nicht, was Du an mir besitzest.

Heute morgen war ich im Universitätsgebäude und besah die Sammlungen. Sie sind sehr schön, gut geordnet und in dem großen Gebäude trefflich aufgestellt. Es ist oft rührend, wie die Leute, die mit diesen Sachen zu tun haben, an mir hängen und mich zurückwünschen. Freilich leben auch die meisten dieser Dinge nur noch von dem Impuls, den ich ihnen gegeben habe, und es ist unleugbar, daß niemand aus der Zeit, die ich hier und in Königsberg zubrachte, so dauernde Spuren seiner Tätigkeit hinterlassen hat. Uhden*) hat noch ganz den alten Eifer dafür, seine Finanzen sollen aber fürchterlich zerrüttet sein.

Gestern früh war ich mit Runth**) in Tegel. . . . Du weißt, daß Runth sehr närrisch in Briefen an mich war und auf einmal sehr kalt und fremd zu schreiben anfing. Hier habe ich ihn indes von der ersten Minute an wieder ganz auf die alte Weise gefunden, und obgleich ich ihn und seine Familie nicht sehr viel sehe, weil meine Zeit entsetzlich zersplittert ist, so bin ich doch recht gern unter ihnen. . . . Vorgestern war ich in einer Jahresfeier der Luisenstiftung, wo man mich, weil wohl außer dem König niemand einen

*) Wilhelm Uhden, preußischer Staatsrat, geb. 1763, † 1835, unter Humboldt 1809 in die Unterrichtsabteilung berufen, setzte nach Humboldts Scheiden die Einrichtung der neugegründeten Universität fort.

**) Gottlieb Johann Christian Runth, geb. 1757, † 1829, Staatsrat, Erzieher der Humboldtschen Brüder.



so beträchtlichen Beitrag gibt als ich, auf Händen trägt. Es ist sehr hübsch da. Die Kinder sind in Familien abgeteilt, bloß Mädchen, sie machen alle Hausarbeit selbst, und es ist überall eine musterhafte Ordnung und Reinlichkeit, zu der die Schönheit des Lokals auch beiträgt, da der König das Ansbachische Palais, das ich einmal für die Universität nehmen wollte, dazu fürs erste eingeräumt hat. Zelter*) mit der Singakademie begannen und beschlossen die Feierlichkeit und ich habe wieder bewundert, daß man nirgend sonst eine solche Fülle und Schönheit von Vokalmusik hört.

Der König hat beständig, solange ich den Mittag da war, mit mir gesprochen, und ich kann Dir nicht sagen, wie klar, vernünftig und gütig. Die Gespräche mit ihm sind eigentlich die einzigen ausführlichen politischen, die ich noch hier gehabt habe. Er ist stärker und wohler aussehend als sonst geworden, klagt aber doch über sein Befinden und geht wirklich bloß deshalb nach Tepliz. Der Kronprinz ist lebhaft und lebenswürdig, auch mehr an Gesellschaft gewöhnt als ehemals. Bei Ferdinands steht die Zeit still. Er ist 83 Jahre alt, sie verhältnismäßig auch sehr bejahrt. Aber man glaubt sie noch immer ebenso zu sehen, als man sie verlassen hat. Mir ist nie etwas Ähnliches vorgekommen. Sie verfolgen mich mit Einladungen. Um nur manchmal auch an anderen Orten essen zu können, muß ich jetzt manchmal zweimal dinieren. Noch heute mache ich es so, da ich bei Zichy**) essen soll. Denn um 4 Uhr ist bei Ferdinands alles geendigt. Die Sparsamkeit hat auch zugenommen. Es wird kein Kaffee mehr getrunken. Der neue Johanniterorden ist dem alten Prinzen ein Gräuel, und er will schlechterdings nichts damit zu tun haben. Prinzessin Luise ist sehr kränklich. Alle versichern aber, daß erst seit meiner Ankunft

*) Karl Friedrich Zelter, geb. 1758, † 1832, Komponist und Professor der Musik.

**) Österreichischer Gesandter.



wieder Leben in ihre Gesellschaft gekommen ist. Sie ist mir wirklich sehr gut. Außer einem dicken Prinz Solms, der aber doch nicht übel ist, der Clausewitz (ehemaligen Marie Brühl, deren Mann*) auch in Rußland ist) und ihrer Mutter und noch ein paar anderen Menschen kommt aber niemand hin. Mit Holz bin ich neulich nach Glienike gefahren, das bei Potsdam liegt, und wo wir bei dem Staatskanzler aßen. Er ist sehr gut gegen mich, wir haben sehr viel über allerlei Gegenstände gesprochen, wovon ich Dir mündlich erzählen werde. Für mich könnte ich nie einem andern das Departement wünschen.

Umarne alle Kinder, und lebe innigst wohl, mein einzig theures Leben!

Der König hat, wie mir die Berg**) gesagt hat, neulich geäußert, daß ich der einzige Gesandte sei, durch den er erführe, was vöginge.

Von Kahlrausch***), glaube ich, habe ich Dir noch gar nicht geschrieben. Er kommt meistens alle Tage und ist überaus zärtlich. Ich bleibe mir gleich und erwidere es nicht ausnehmend. Er ist mit allen Leuten gern im Zank, indes hat er auch einige warme Anhänger. Selbst der Staatskanzler beschützt ihn. Carl†) beschuldigte ihn, daß er beim Staatskanzler übel von mir spräche und mir dadurch schadete, und haßt ihn fürchterlich.

Wie unglücklich die Leute hier gegen uns in Wien sind, davon hast Du keinen Begriff. Alle Augenblick muß einer aus seiner besten Stube ziehen, um sie einem Offizier einzuräumen, sich in den schlechtesten behelfen, und selbst Stabsoffiziere mit ihren

*) Karl v. Clausewitz, preußischer General, geb. 1780, † 1831.

**) Die bekannte Freundin der Königin Luise.

***) Geh. Ober-Medizinalrat.

†) v. Laroché, geb. 1767, † 1839. Geh. Ober-Bergrat, Jugendfreund des Humboldtschen Paares.



Bedienten annehmen, was gleich wenigstens 1 Taler pro Kopf kostet. Dann sind Gehaltsabzüge, von denen wir gar keinen Begriff haben, die z. B. der arme Alexander*) alle leidet. Wäre ich noch mit 5000 Reichstaler hier Geheimer Staatsrath, so müßten wir beinahe Hunger sterben. Dennoch beklagen sich die Leute selten, sind lustig, sehen Leute und leben, ohne daß man begreift, wie. Runth, bei dem ich neulich gegessen habe, hat zwei, drei Weine bei Tisch und eine sehr gute Küche. Laroches sind weniger groß und elegant, aber die Kälber- und Hammelbraten kommen mittags und abends nicht vom Tisch, Tee ist regelmäßig, und das alles kostet doch immer viel. Etwas wohlfeiler als jetzt in Wien scheint es zwar zu sein.



11. Humboldt an Caroline

Berlin, 4. August 1812

Sestern war der Geburtstag des Königs, die Universität hielt am Morgen eine Feierlichkeit, zu der alle anderen nur schriftlich eingeladen waren. Mir aber haben sie die Auszeichnung gemacht, mich durch eine Deputation einladen zu lassen. Es ist mir wirklich närrisch gewesen, so eine ganze Sache zu sehen, die mit vielen Menschen im Gange ist und ohne mich gar nicht wäre. Besonders habe ich am Abend lachen müssen, da ich bei der Illumination unter den Linden spazieren ging und die Dienstmädchen ein paarmal sagen hörte: „Wenn man die Studenten nicht kommen.“ Solche Redensarten sind erst durch mich möglich geworden. Den Mittag war ein unendliches Diner bei Hardenberg mit Marschällen, Gesundheiten uff., wovon mündlich mehr. Die Diners sind aber hier weit weniger prächtig als bei uns. . . .



*) Alexander v. Humboldt.



12. Humboldt an Caroline

Berlin, 8. August 1812

Berzeih, liebe, teure Li, wenn ich Dir heute nur ein einziges Wort schreibe. Ich gehe heut nacht, höchstens morgen früh wirklich von hier ab, und Du glaubst nicht, wieviel ich noch zu tun habe. Das Entsetzlichste ist, daß ich heut und gestern vormittag noch habe müssen mehrere Stunden drangeben, um mich von hinten zeichnen zu lassen. Du wirst sehr lachen. Aber Prinzessin Luise wollte mich gern zeichnen, und sie kann keine Gesichter machen, daher muß sie immer den revers de la medaille nehmen, der doch sehr ähnlich wird. Sie wird mir eine Kopie für Dich machen. Es schien mir billig, daß Du mich auch einmal von dieser Seite besähest. . . .

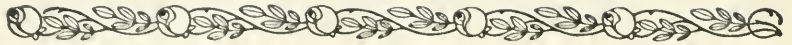


13. Humboldt an Caroline

Teplitz, 15. August 1812

Es ist sehr hart, liebe Li, was ich fürchtete, ist eingetroffen. Der König kommt erst morgen oder übermorgen abend hier an, und ich kann also vor dem 18. abends oder 19. morgens hier nicht fort. Ich wollte heute nach Prag gehen, allein da es eine starke Tagereise ist, so riskierte ich die Nacht anzukommen oder gar den König schon unterwegs anzutreffen. Es ist mir sehr ärgerlich, hier vier Tage so verschleudern zu müssen. Was mich am meisten ärgert, ist, später zu Dir zu kommen, worauf ich mich so herzlich gefreut hatte. Dann ist es teuer und endlich gar nicht amüßant, wie mir wenigstens die Aspekten bisher scheinen. . . .

Gestern abend habe ich bis 9 Uhr in Besuchen und von da



an bei Clarys^{*)} zugebracht. Clarys haben mich mit ungemeiner Freundlichkeit aufgenommen, ich esse heute mittag bei ihnen, und gestern abend hat mir ihr Souper, da ich bloß um 4 Uhr des Morgens gefrühstückt hatte, sehr wohl getan. . . . Am längsten war ich gestern bei der Arnim, der ehemaligen Bettina Brentano^{**)}, die mit ihrem Mann hier ist. Beide sind geistreich und angenehm und immer für die Gesellschaft die, auf die ich eigentlich rechnen würde, wenn ich länger hier bliebe, was indes alle gütigen Götter verhüten mögen. . . .

Lebe innigst wohl! Ewig mit der herzlichsten Liebe Dein
S.

^{*)} Fürst Karl Joseph Clary, geb. 1777, † 1831, Literatur- und Kunstfreund, besaß die Fideikommißherrschaft Teyplitz.

^{**)} Geb. 1785, † 1859.

Als Humboldt gegen Ende August 1812 auf seinen Posten zurückkehrte, hatte der russische Feldzug begonnen, und Wien war der Mittelpunkt des politischen Interesses. Metternich beharrte in seiner Politik der Halbheit und Zögerung auch, als am 19. Dezember Napoleons Flucht durch Warschau in Wien bekannt wurde.

Das schicksalsschwere Jahr 1813 brach an. Friedrich Wilhelm III. erlangte am 20. Januar durch den zum Zaren entsandten Major v. Rakmer die Zusage Rußlands des preußischerseits angebotenen Schutz- und Trutzbündnisses und reiste gleich darauf nach Breslau, wo sich der Zar am 15. März mit ihm vereinigte.

Am 16. März erfolgte die Kriegserklärung, und des Königs „Aufruf an mein Volk“ entfesselte die lang zurückgedämmte Begeisterung. Die verschiedenen Gefechte, die Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen am 2. und 20., 21. Mai zeigten, was die todesmutige preußische Armee vermochte; da dämpfte der von Napoleon geforderte Waffenstillstand vom 4. Juni die auflodernden Flammen und rief begreiflicherweise allgemeine Entrüstung im Heere hervor.

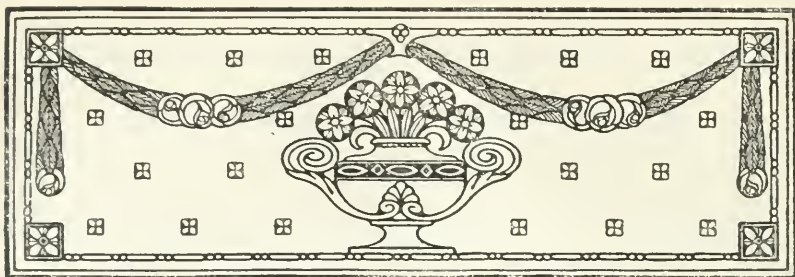
Es begannen die Friedensunterhandlungen, in denen Österreich die erstrebte Vermittlerrolle übernahm.



Am Tage der Waffenstillstandserklärung berief Hardenberg Humboldt in das Hauptquartier. Humboldt reiste am 7. Juni aus Wien ab, und hier hebt der Briefwechsel des Ehepaares wieder an.

Da Humboldt jetzt meist täglich schrieb, so sind in den folgenden Briefen noch erheblich größere Kürzungen als bisher vorgenommen worden. Wo die Briefe die bekannten Kriegsnachrichten, wie sie theils ungenau, theils richtig ins Hauptquartier drangen, die Sorge um den Sohn und andere Näherstehende enthalten, ist von der Wiedergabe abgesehen worden. Soweit aber umfassendere Betrachtungen über die Sachlage, Menschen und Zeitverhältnisse sich an die Nachrichten knüpfen, sind diese nicht unterdrückt.





Zweiter Abschnitt

Im Hauptquartier des Kaisers Franz

11. Juni bis 11. Juli 1813



14. Humboldt an Caroline

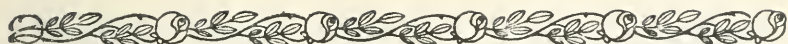
Peilau, 11. Junius 1813,
um 3 Uhr



G ist hier das Hauptquartier des Staatskanzlers, liebe Li, und ich bin um 8 Uhr heute hier angekommen. . . . Lebzeltern und Stadion*) sind unendlich freundschaftlich. Ich weiß noch nicht, wo ich wohnen werde und bin in der größten Konfusion.

Über die Lage der Dinge kann ich Dir nur sagen, daß ich nicht zu spät gekommen bin. Aber alles steht auf dem Spiel und muß meines Erachtens auf die Spitze gestellt werden. Ich bin heiter, aber doch in großer Bewegung. Ich werde gewiß nichts machen, was ich selbst mißbilligen müßte. Aber darum kann es auch brechen so leicht als halten, das sage ich mir immerfort, aber ich kann nun einmal über bloße Besorgnis meine Ruhe und Heiterkeit nicht verlieren. Darum sei mir nicht böse. Adieu, liebe, teure Seele, der Staatskanzler erwartet mich zum Essen. Lebe innigst, innigst wohl.

*) Österreichische Staatsmänner.



Bülow*) hat Dudinot**) bei Luckau am 4. geschlagen. Auch Colomb***) hat bei Freiburg 17 Kanonen genommen. Nach dem Waffenstillstand ist das alles gelähmt!



15. Caroline an Humboldt

Wien, 12. Juniuß 1813

Mein teurer Wilhelm!

S heute hat die Post nicht einmal Zeitungen gebracht, aber mir einen sehr lieben Brief von Röder, in dem er mir sagt, Theodor†) habe sich sehr brav gehalten und sei von dem Chef und seinen Kameraden seiner Unererschrockenheit wegen sehr gelobt und ausgezeichnet worden. Es macht mir eine sehr große Freude, eine unaussprechliche, daß Theodor sich so gut anläßt. . . .

Heute gehen die wunderbarsten Gerüchte durch die Stadt, so schöne, daß man sie gar nicht schreiben darf.

Über Hamburg††) sind dagegen sehr beunruhigende im Gange. Gens†††) hat hergeschrieben, aber nicht bewegt von den großen Schicksalen der Welt, bloß vom Diner, das ihm die Herzogin von Sagan*†) gegeben.

*) Friedrich Wilhelm v. Bülow, seit 1814 Graf von Dennewitz, geb. 1755, † 1816.

**) Nicolas Charles Dudinot, geb. 1767, † 1847, Marschall von Frankreich.

***) Peter v. Colomb, geb. 1775, † 1854, preußischer General, Schwager Blüchers.

†) Humboldts ältester Sohn, geb. 1797, war im Sommer 1812 zum Studieren nach Heidelberg gegangen, Ende Februar 1813 bei den Eltern in Wien eingetroffen und am 4. März wieder abgereist, um in das preußische Heer einzutreten.

††) Hamburg war am 31. Mai von französischen Truppen besetzt worden.

†††) Friedrich v. Gens, der bekannte Publizist, geb. 1764, † 1832.

*†) Wilhelmine, Tochter des Herzogs Peter von Kurland, erste Herzogin von Sagan, geb. 1781, † 1839.



In der Stadt sagt man, daß Du zum Minister der auswärtigen Geschäfte bestimmt seist. Die Leute fangen schon an, unsere Abreise zu bedauern.

Gestern war ich am Vorabend bei Stäckelbergs*), die sehr freundschaftlich sind. Am liebsten bin ich aber allein mit den Kindern. Das Evenement mit Theodor erheitert mir die sonst sehr trübe Zeit. Die Hoffnung auf gute, tüchtige Kinder, die die Zeit zu Menschen bilden wird, ist immer eine der süßesten. Dein freundlicher Zuspruch fehlte mir alle diese Tage, und so versank ich in ein tiefes und schmerzliches Sinnen über den ungeheuren Kampf der Kräfte, der helfenden und der zermalmenden in dieser Zeit. Ich habe Stunden, wo mir das Leben in der unaussprechlichsten Wehmut zu entfliehen droht. Wenn ich ein Mann wäre, so würde dies Gefühl mich zur Tat, zum Siege oder zum Tode führen, gleichviel. So kann ich es nicht immer in der engen Brust fassen, und es muß in Tränen ausströmen. Oh, könnte ich es nur drei oder vier Menschen in die Seele hauchen, so sollte es sich bald anders gestalten!

16.

[Wien], 15. Juni 1813

Wir leben ziemlich einsam, mein geliebtes Herz. Die Fliegen, die nur nach dem Lichte schwärmen, haben uns meist verlassen. Das Licht sind die Neuigkeiten, und deren sind jetzt keine hier zu holen. Wir gehen am Abend viel spazieren und lesen oder sprechen viel zusammen, wenn wir am Abend allein sind. In den Kindern entwickelt sich unaussprechlich viel Gemüt und die reinste Gesinnung. Ich denke, sie sollen noch eine Zeit erleben, wo man sich ihrer nicht schämen darf, und ein ausgerungenes Herz

*) Russischer Gesandter.



im Busen zu tragen, ist immer eine schöne, wennschon auch zuweilen eine schwere Empfindung.

Lebe wohl, meine teure Seele, und denke, daß ich jede Stunde Deiner denke und in meiner Seele die heiligsten Wünsche leben.



17. Humboldt an Caroline

Reichenbach, 13. Junius 1813

Ich hoffe, liebe, teure Li, daß Du meine Briefe bekommen haben wirst. Ich lebe in einem Wirrwarr, von dem Du keinen Begriff hast, und die Gerechtigkeit, seit vorgestern früh getan zu haben, was die Zahl der Stunden erlaubt, wird mir keiner versagen. Lebzeltern, der davon Zeuge ist, wird Dir selbst davon sagen. Der Staatskanzler hat mich mit ungemeiner Liebe empfangen, ich kam den Morgen um 8 Uhr zu ihm, habe den Mittag wieder bei ihm gegessen und den Nachmittag mit ihm den König gesehen. Der König hat mich mit unendlicher Güte aufgenommen, mir außerordentliche Lobeserhebungen über meine Depeschen gemacht und mich seiner vollsten Zufriedenheit versichert. Er ist wohl, heiter und ruhig; er sieht dabei doch alle Gefahren, die ihn umgeben, verbirgt sich keinen Mangel, aber verzweifelt, viele davon zu heben.

Mit diesen Dingen ist der erste Tag hingegangen. Gestern habe ich größenteils angewandt, für Theodor zu sorgen.*) Ich habe mich nun an Ort und Stelle überzeugt, daß es eine ungeheure Schwierigkeit hat, einen jungen Menschen in diesen Verhältnissen aufzusuchen. Indes habe ich ihm drei Briefe gestern auf verschiedenen Wegen zugeschickt und hoffe, einer soll ihm sicherlich zukommen. Den ersten habe ich durch Gneisenaus Frau besorgt.

*) Theodor lag leicht verwundet in Hirschberg.



Gneisenau*) ist nämlich hier und seine Frau hat ein Gut zwischen Hirschberg und hier. Ihr gleichfalls verwundeter und nur fünfzehnjähriger Sohn (er soll zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen sein) ist in derselben Eskadron mit Theodor. Der Mann hat mir versprochen, daß die Frau meinen Brief nach Hirschberg besorgen und Theodor auf alle Weise auffuchen lassen wird. Mir selbst ist nach Hirschberg zu gehen durchaus unmöglich. Ich möchte mich schon hier in Stücke teilen.

Es sind noch unmittelbar vor dem Waffenstillstand mehrere hübsche Gefechte gewesen. Bülow hat am 4. Oudinot gänzlich geschlagen, das Lügowische Korps hat sich im Vogtlande ausgezeichnet. Ich möchte Dir gern Details davon schicken, allein man bekommt hier selbst keine und ist in größerer Unwissenheit, als wir in Wien waren. Gott weiß, woran es liegt, allein man sorgt für gar keine Mitteilungen. Durch den Waffenstillstand hört nun alle Möglichkeit solcher Gefechte im Rücken des Feindes auf. Der Waffenstillstand wird hier so allgemein getadelt, daß es ordentlich künstlich scheint, wie er zustande gekommen ist. Die Armeen sind im prächtigsten Zustand, die Russen haben überaus große Verstärkungen erhalten. Von uns werden solche Anstrengungen gemacht, daß man am Ende des Waffenstillstandes mit den Landwehren 200 000 Mann fast vollzählig an uns allein haben wird. Gözen**) und Altenstein***) sind suspendiert vom Militärgouvernement, und Gneisenau und Merkel haben ihre Stellen. Gneisenau ist von unglaublicher Tätigkeit.

*) August Wilhelm Anton, seit 1814 Graf Neithard v. Gneisenau, geb. 1760, † 1831.

**) Friedrich Graf v. Goetzen, geb. 1767, † 1820, Generalgouverneur von Schlesien.

***) Freiherr v. Altenstein, geb. 1770, † 1840, preußischer Finanzminister bis 1810.



Über die politische Lage begreifst Du, daß ich Dir nicht schreiben kann. Aber glaube mir, daß ich nicht müßig bin, und daß ich nur zum Kraftvollen rate. Ich werde das auch ferner tun und mit aller Macht arbeiten. Vielleicht geht es, geht es nicht, so werde ich an meine Ehre denken und an die Festigkeit, mit der man Grundsätze behaupten muß, und Du wirst mich gewiß billigen. Fast keiner denkt so edel und fest in solchen Dingen als Du. Der entscheidende Augenblick ist gekommen, und je ruhiger und heiterer ich bin und bleibe, je mehr ich außer allen diesen Dingen leben könnte, ohne in meinem Innern eine Lücke zu fühlen, desto entschiedener werde ich handeln, da ich darin bin. Der König ist sehr gut gesinnt, und ich habe auch bei ihm schon einige dreiste Schritte gemacht.

Ich habe den Brief nicht fortsetzen können, liebe Li, und muß ihn schließen, da Stadion eben einen Kurier schickt. Ich sage Dir nur noch, daß Woronzow*) bei Leipzig ein sehr glückliches Gefecht gehabt und 700 bis 800 Gefangene gemacht hat. Er hätte Urrighi**) mit seinem ganzen Detachement genommen, wenn nicht mitten im Gefecht die Nachricht des Waffenstillstandes gekommen wäre.

Heute — dies bleibt unter uns — ist unser Allianztraktat mit England abgeschlossen. Ich habe sehr viel dazu getrieben und die Zweifel zerstreut. Es ist ein entscheidender Schritt, um nach dem Waffenstillstand zu zeigen, daß man nicht nach Frieden hinsteuert.

Ich habe Stein schon viel gesehen. Er ist sehr gut mit mir. Er hat mir heute gesagt, daß ich wie ein St. Elmsfeuer wäre, das sich auf den Masten der Schiffe zeige, wenn Sturm ist. Ist das nicht eine hübsche Vergleichung?

Lebe wohl, innigstgeliebte Seele, umarme alle Kinder! Ewig Dein
S.



*) Michael Graf Woronzow, geb. 1782, † 1856.

**) Herzog von Padua, geb. 1778, † 1853, Korse, Verwandter Napoleons.



18. Humboldt an Caroline

Reichenbach, 17. Junius 1813

Sch sitze hier, teure Li, nachdem ich die ersten Tage in großer Tätigkeit gewesen bin, jetzt ziemlich müßig. Der König ist gestern mit seinen Kindern nach Reife gegangen und kommt erst morgen wieder; der Kaiser ist nach Opotschna gereist, einem Colloredoschen Gute in Böhmen nahe an unserer Grenze, wo seine Schwestern hinkommen. Stadion hat ihn begleitet, und es soll eine Zusammenkunft mit Metternich auch dort statthaben. Von dort will Stadion einen Kurier hierher schicken, um Hardenberg und mir zu sagen, wenn es Zeit ist, auch hinzukommen. Ich werde vermutlich hernach in Ratiborschitz bleiben, dem Vorwand nach, um von dort aus zu negoziieren, der Wahrheit nach, weil man mich österreichischerseits am liebsten hat, wo ich am wenigstens unbequem für dort und am unschädlichsten bin.

Die Sachen, liebe Li, stehen schlecht, man muß es gestehen, nicht an sich, aber weil die Menschen an der Spitze keinen Ernst haben. Kurz gefaßt ist es jetzt so: Österreich arbeitet aus allen Kräften zum Frieden und schlägt dazu Bedingungen vor, die dem Frieden weder Sicherheit noch Segen, noch selbst nur Ehre geben. Nimm nur das einzige, daß im Grunde bloß Polen wieder geteilt und Illyrien an Österreich zurückgegeben werden, übrigens Deutschland bleiben soll wie es ist. Denn eine auch geforderte Verwandlung von Hamburg und Lübeck in freie Reichsstädte würde immer im höchsten Verstande prekär bleiben. Die ganze Frage ist nun hier, ob man diesen Frieden annehmen soll, oder ob es besser ist, den Krieg vielleicht allein fortzusetzen. Hierüber gleich nachher. Allein im Grunde steht meinem Urteil nach die Frage nicht einmal so rein. Denn Österreich legt dem Kaiser Napoleon kein Ultimatum vor, es will eine Art Kongreß bilden und spricht schon in Noten davon, daß die Sache erst am 20. Julius zur Entscheidung kommen kann.



Auch ist vorauszusehen, daß Napoleons Vorteil ist, auf diese Bedingungen nicht „Nein“, sondern ein bedingtes „Ja“ zu sagen, und zu tun, als müßte man, um ganz abzuschließen, erst wissen, was England tun werde, von dem er vorgeben wird, Abtretungen von Kolonien zu erwarten zu haben. Dem wird man dann nicht die Standhaftigkeit haben zu widerstehen, und so wird eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zu dem Punkt herauskommen, wo er stark genug sein wird, sein bedingtes „Ja“ zurückzunehmen und einen noch schlechteren Frieden zu diktieren. Ich warte jetzt nur noch vier bis fünf Tage ab, um zu sehen, ob ich in diesen Metternich sehen werde; sonst werde ich das hier kräftig vorstellen, man wird mir von allen Seiten Recht geben, allein es wird beim alten bleiben.

Ich komme jetzt auf die Frage des österreichischen Friedens zurück. In dieser Rücksicht ist meine einfache Ansicht vom Tage meines Hierherkommens folgende gewesen. Zuvor aber muß ich Dir erzählen, wie es eigentlich mit diesen Vorschlägen dazu hergegangen ist. Nesselrode*) war, wie Du weißt, in Gitschin gewesen und hat von da ein Papier mitgebracht, worin steht, daß man in Österreich nur für diese Bedingungen sich schlagen will. Als ich hierherkam, fand ich die Minister in Konferenzen über diese Punkte und wohnte selbst noch den letzten bei. Meine Ansicht ist nun die: Kaiser und König müßten sich jetzt fest entscheiden, ob sie im Notfall diese Bedingungen annehmen, aber vorher alles versuchen wollten, sie zu verbessern oder nicht. In einem und anderen Falle müßten sie danach handeln und von diesem Augenblick an handeln. Allein zu dieser Reinheit und Entschiedenheit in einer Ansicht bringt man die Sachen nicht. Hardenberg ist entschieden, daß man solche Bedingungen nicht annehmen muß; der Kaiser von Rußland sagte es

*) Karl Robert Graf v. Nesselrode, geb. 1780, † 1862, russischer Minister, später Kanzler des russischen Reiches.

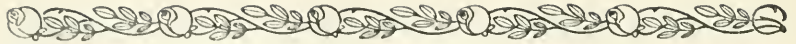


mir auch, aber ich sah nicht den eigentlichen Ernst in ihm; Nesselrode hat keine recht eigene Meinung und noch weniger nur von fern die Idee, eigentlich antworten zu wollen; Knessebeck*) ist dafür *tête baissée* anzunehmen, nennt es eine pure und schlichte Unmöglichkeit, den Krieg ohne Österreich fortzusetzen, und beweist einem sogar, daß Magdeburg zu haben zur Sicherheit Preußens eigentlich nichts beiträgt; der König sagte mir, als ich ihn zum erstenmal sprach, daß die Fortsetzung des Krieges ohne Österreich nicht gehe. In den Konferenzprotokollen über die von Metternich vorgeschlagenen Punkte hatte man zwar darauf bestanden, daß Österreich zugleich auch auf Abschaffung des Rheinbundes und Vergrößerung Preußens in Deutschland dringen solle. Allein der Hauptzusaß war nur einer von Hardenberg, ein eventuelles Versprechen über die hannoverschen Länder betreffend, und dieser kam nur daher, daß Hardenberg Geld brauchte, mit England abschließen mußte und daher dies schonen wollte. So fand ich die Sachen, wie ich kam. Meine erste Ansicht ist gleich gewesen, soviel es von mir abhinge, die Idee zu befestigen, daß man keinen Frieden machen muß, in welchem Deutschland ganz so bleibt, wie es ist, und Preußen sich in Deutschland nicht vergrößert. Daraus fließt aber zugleich, daß man auch entschlossen sein muß, den Krieg auch ohne Österreich fortzusetzen. Also rede ich auch dafür. Um darin nicht gestört zu werden und es aufs kräftigste tun zu können, habe ich gleich dem König gesagt, daß diese Rede zu führen das einzige noch übrige Unterhandlungsmittel mit Österreich bleibe, und er ist gleich meiner Meinung gewesen. In den Konferenzprotokollen über die österreichischen Vorschläge habe ich einige entscheidende Punkte hinzugefügt, vorzüglich den von der augenblicklichen Räumung unserer Festungen. Endlich habe ich noch dazu beigetragen, daß Rußland und Preußen ihre Verträge mit

*) Karl Friedrich v. dem Knessebeck, geb. 1768, † 1848, preußischer Generalfeldmarschall.



England abgeschlossen haben. Hierauf habe ich mir selbst einen Entwurf zu meiner Instruktion gemacht, der zugleich eine Art Note für den Wiener Hof ist. Dieser liegt jetzt bei Hardenberg, der sehr damit zufrieden ist. Darauf, einzelnes Sprechen ausgenommen, hat sich meine Tätigkeit beschränkt, und nun ich dies gemacht habe und beide Regenten weg sind, bin ich seit zwei Tagen ziemlich müßig. Ich studiere aber, so viel ich kann, die innere Lage der Dinge hier, und diese, das kann man sich nicht leugnen, ist grundübel. Die erste und nächste schlimme Seite liegt in der Koalition und den Alliierten. Der Kaiser von Rußland sagte mir selbst, er sei in großer Verlegenheit, weil er nicht frei handeln wolle. Im russischen Kriege sei er nur sich selbst verantwortlich gewesen, hier habe er einen Alliierten, auf den er aus Delikatesse immer sehen müsse. Demungeachtet aber haben die Russen das Oberkommando und stehen überall an der Spitze. Bei irgendeiner Konsequenz mußte die russische Armee als bloße Hilfsarmee untergeordnet sein, oder der Kaiser wie ein Vormund handeln, der das Beste nach seiner Einsicht tut, und von Delikatesse dürfte nie die Rede sein. Dann ist der Kaiser nicht absoluter Herr, und was er befiehlt, geschieht entweder gar nicht oder wenigstens nie genau zu Ort und Stunde. Die alten echtrussischen Generale, noch von Kutusow's Partei, haben nie über die Weichsel hinausgehen wollen, auch die übrigen sind der Sache jetzt schon sehr müde, sie haben eine sichtbare Tendenz zur Weichsel zurück, und darum sind alle ihre Anstalten lahm. So fehlt es ihnen z. B. ewig an Munition. Dabei sind die Russen in unserem Lande wahre Verwüster. Hier, wo gar kein Krieg gewesen ist, sehen die Felder jetzt in der Ernte, manche ganz, alle hier und da verheert aus. Die Kosacken treiben ihre Pferde hinein und alles wird abfuragiert und zertreten. Es gibt einen Bericht der Breslauer Regierung, aus dem man sieht, daß jetzt während des leidigen Waffenstillstandes die Russen zu



50 und 100 im Lande herumschwärmen und plündern. Sie haben einen Troß bei sich, von dem man sich gar keinen Begriff macht. Neulich hat man auf Befehl des Kaisers eine Anzahl Wagen zurück ins Warschauische geschickt; sie sind aber auf einem Umweg wieder in Oberschlesien hereingekommen.

Bei uns hat die Landesverwaltung die entsetzlichsten Mängel, und bloß die Art, wie man das Landsturmedikt in einigen Gegenden auf die lächerlichste Weise ausgeführt, in anderen gar nicht publiziert hat, ist ein sichtbarer Beweis davon. Die Leiden der Eigenthümer hier sind von der Art, daß Gessler neulich Knesebecken (den er sonst nicht kennt) gesagt hat: „Das Glücklichsste, das einem begegnen kann, sei, totgeschossen zu werden.“ Nun ist freilich Gessler ein wenig verrückt, allein es bleibt doch genug Wahrheit übrig. Mit dem Militärkommando steht es ganz unglaublich. Barclay de Tolly*) ist kommandierender General, wird aber beständig gehindert durch den Fürsten Wolkonsky, der Generalquartiermeister beim Kaiser ist. Wenn die Sachen an Preußen kommen, trägt sie Knesebeck dem König vor, und nun hat dieser immer entscheidenden Einfluß. Es ist Faktum, daß die Schlacht bei Bautzen während der Bataille ganz konsultativ geführt worden ist. Der kommandierende General, damals noch Wittgenstein**), hat die meiste Zeit auf der Erde gelegen, und sein Generalquartiermeister neben ihm, beide aus Unmut. Indes hat man um die Regenten herum beratschlagt, und er ist nur aufgestanden, wenn man ihn gerufen hat. Daß dies nun anders gehen wird, wenn der Waffenstillstand zu Ende, und der Krieg wieder angeht, ist noch nicht abzusehen.

*) Michael Fürst Barclay de Tolly, geb. 1761, † 1818, russischer Feldmarschall.

**) Ludwig Adolf Peter Fürst von Sayn-Wittgenstein, geb. 1769, † 1843, legte nach der Schlacht bei Bautzen den Oberbefehl nieder und befehligte fortan das russische Korps in der böhmischen Armee.



Ich habe es mir zum eigentlichsten Geschäft gemacht, alle geschickten Militärs zu sprechen und zu Räte zu ziehen, allein hierüber wissen sie selbst wenig Rat. Das Beste kommt noch darauf hinaus, daß der Kaiser selbst mit einem guten Beistand kommandieren müsse, und daß es gut sein würde, Russen und Preußen in zwei Korps zu teilen. Dies dürfte vorzüglich notwendig sein, wenn man den Krieg ohne Österreich fortführte. Dann würden die Russen nicht abzuhalten sein, über die Oder zu gehen. Man müßte sie also ziehen und ihnen die Verteidigung des Herzogtums überlassen und sich selbst zwischen unseren Festungen halten. Bülow operierte im Rücken. Die materiellen Kräfte sind so da, daß es kein Zweifel bleibt, daß ein solcher Plan ausführbar wäre, allein freilich müßte Energie, Einheit und Einsicht da sein.

Die Hauptsache ist, daß es keinen Menschen gibt, der sich an die Spitze stellen könnte und dessen fester Sinn wäre, mit der Sache zu stehen oder zu fallen. Jeder denkt doch noch an Nebensachen, jeder sieht diese Dinge wie Geschäfte, keiner wie sein Leben an. Mit solcher Gesinnung ist nie etwas Großes geworden.

Rechne ich nun alles zusammen, wie es ist, so gibt es nur eine günstige Chance, die, daß Napoleon in nichts nachgeben will. Dann wird Österreich zuschlagen müssen, und dann kann es gehen, obgleich auch die jetzigen Fehler und Hemmketten da sein werden. Geschieht dies nicht, so kann man das fast sichere Horoskop stellen, daß es zu einer Verlängerung des Waffenstillstandes, einem schlechten Kriege und einem noch schlechteren Frieden kommen wird; vielleicht bleibt auch der Krieg ganz aus. Das Beste dann ist vielleicht noch ein Friede, wie ihn Österreich jetzt vorschlägt. Ich habe mich darum sehr ernstlich gefragt, ob es nicht vielleicht besser sei, gleich auf diesen Frieden loszuarbeiten. Allein das Schlechte bleibt schlecht, und das Schlechte wählen, indem man sich selbst des Besseren unfähig erklärt, ist nichtswürdig. Also ich arbeite dem Frieden ent-



gegen, wenn er so sein soll, und gebe lieber alles auf, wie auch die Zukunft werden möge, ehe ich ihn unterzeichne. Ich werde doch schon für Dich und die Kinder sorgen können, die von Dir, liebe Li, auch schon jetzt eine edle und aufopfernde Gesinnung geerbt haben. Für mich aber ist mir nicht bange. Seiterkeit, Tätigkeit und Mut hängen in mir von nichts Auserem ab und wachsen mit der Bedrängniß. . . .

Aber verzeih, daß ich von meinem Stoff abkomme. Ich wollte Dir schildern, wie die Sachen hier stehen, Dir die Grundsätze entwickeln, wie ich sie behandle, und die Folgen zeigen, die es auf unsere Privatlage haben kann. Du denkst richtig und groß über alles, und ich berate mich mit niemand auf Erden so gern, als mit Dir. So viel Du daher kannst, ohne unvorsichtig zu sein, antworte mir, ob Du meiner Meinung bist. Übrigens werde ich meine Lage nicht leicht aufgeben. Ich hasse nichts so sehr als mit Grundsätzen Parade zu machen und ein Märtyrertum zu affektieren. Nur wenn es not ist, werde ich brechen; bis dahin kein Mittel vernachlässigen, das die Klugheit an die Hand geben kann.

Neuigkeiten hat man hier gar nicht, kaum nur Zeitungen. Daß aber der Kaiser Napoleon nicht in einer guten Lage sein muß, wird Dir folgendes zeigen. Es entstand die Frage, ob Krossen und der ganze Strich der Neumark, der sich dort so gleichsam in Schlesien hineinsenkt, in die französische oder preußische Waffenstillstandslinie gehöre. Die Worte waren so offenbar für die Franzosen, daß kaum eine andere Auslegung möglich war. Gneisenau hat aber mit Festigkeit preußische Besatzung in Krossen gelassen und der Prince de Neuchâtel*) hat förmlich nachgegeben und erklärt, daß sie keine Ansprüche auf diesen Teil der Neumark machen. Wie wäre dies in einer anderen Zeit geschehen? —

*) Alexandre Berthier, Prince de Neuchâtel, geb. 1753, † 1815, vertrauter Freund Napoleons.



Nachricht von Theodor zu haben, wird immer schwieriger. Der Brief, auf den ich am meisten rechnete, hat nicht einmal nach Hirschberg hingelangen können. Hirschberg liegt nämlich zwischen beiden Armeen und ist neutral. Nun ist zwischen hier und Hirschberg ein russischer Kordon gezogen, und diesem fällt es ein, keine Briefe durchzulassen. Das ist abermals eine von den Unbegreiflichkeiten, von denen ich vorhin sprach.

Den 18.

Bartholdy*), der Dir diesen Brief bringen wird, liebe Li, geht nach Wien, um dort Wechsel auf England zu realisieren, seine Abreise hat sich verzögert, und ich kann heute noch ein paar Worte hinzusetzen. Der Kurier aus Spotschna ist gekommen. Metternich hat Hardenbergen (den Staatskanzler) eingeladen, morgen in Ratiborschitz bei der Herzogin**) zu sein, um ihn zu sprechen. Von mir hat er nichts gesagt, und ich bleibe also hier. Es ist natürlich, daß er mich nicht gern und Hardenbergen lieber allein sieht. In zwei, drei Tagen muß der Staatskanzler wieder hier zurück sein.

Später

Metternich hat zwar nichts von mir geschrieben, und unser Wiener Hardenberg***) hatte dies Stillschweigen so ausgelegt, als sollte ich nicht mitreisen. Allein der Staatskanzler hat es anders genommen und mir eben geschrieben mitzugehen. Ich reise also noch heute abend, auf wie lange weiß ich nicht.



*) Jacob Salomo Bartholdy, geb. 1779, † 1825. 1813 in der Kanzlei Hardenbergs.

**) von Sagan, vgl. S. 23.

***) Hannoverischer Staatsmann.

19. Caroline an Humboldt

Wien, 19. Juni 1813
Sonabend, 12 Uhr mittags

ndem ich auf die Post warte, setze ich mich hin, Dir, mein teurer Wilhelm, zu schreiben und Dir für Deinen lieben Brief vom 13. aus Reichenbach zu danken. Zuerst muß ich Dir Glück wünschen, daß Du nicht diese Tage hier gewesen bist, denn denke nur, in Deiner Stube ist über Deinem Schreibtisch die halbe Decke eingefallen. Wenn Du oder ein anderer am Mittwoch da gestanden hättest — Gott, ich kann es nicht ausdenken!

Gestern nachmittag besuchte ich die Gräfin Bernstorff. Er, der Mann*), hat einen Unfall von Podagra, der indessen doch nicht stark ist. Ich sah den Vater**) der Gräfin, der mir keinen besonders angenehmen Eindruck gemacht hat. Nicht das Edle, das Bernstorff in seinem Äußern hat, so einen Ausdruck von bloßem Weltmann mit einem Anstrich von Raustizität. Er sagte mir, daß man den General v. Scharnhorst***) für sehr bedenklich krank in Prag gehalten habe, und daß er außer der Wunde im Schenkel eine Art Nervenfieber hätte. Das wäre ein bitterer Verlust für uns.

Deine Tätigkeit, mein geliebter Bill, kenne ich, Lebzelttern braucht sie mir nicht zu versichern. Gott wolle diese schöne Tätigkeit segnen mit Früchten, an denen sich viele erfreuen und laben. Über Deine persönliche Lage in dem Ganzen kennst Du meine

*) Christian Günther Graf v. Bernstorff, geb. 1769, † 1835. Dänischer Gesandter in Wien von 1811—1816, später preußischer Minister des Auswärtigen.

**) Graf Dernath.

***) Scharnhorst wurde am 2. Mai bei Groß-Görschen verwundet, reiste aber trotzdem nach Österreich, um mit den österreichischen Staatsmännern zu verhandeln. Nach Humboldts Mitteilungen von Wien kurz vor der Schlacht bei Groß-Görschen wollte nämlich Österreich am 20. Mai mit 190 000 Mann schlagfertig dastehen. — Scharnhorst starb am 28. Juni in Prag.



Grundsätze. Deine Festigkeit und was Du Dir selbst schuldig zu sein glaubst und es fühlst, das wird nie von mir getadelt werden. Ich darf das eine gewiß von mir sagen, daß mein Gemüt ganz frei ist von allem Bedürfnis nach dem eiteln Prunk der Erde. Daß die Knaben für nichts ihr Leben opfern, als für das Rechte, daß die Mädchen einst nur Männern angehören, die ebenso gesinnt sind, das ist das einzige, wonach ich trachte. Denn einmal siegen muß doch das ewig Wahre und Rechte. Oh, daß ich den Beginn dieses Sieges mit meinem Herzensblut erkaufen könnte! Die Natur hat es wunderbar im Weibe gemacht — so beschränkte Kräfte und so unbefchränkte Wünsche!

Lebe wohl, mein geliebtes Herz, der Himmel stärke Dich, gebe Dir Gesundheit und frohen Mut. Ewig Deine
Li.



20. Caroline an Humboldt

Wien, 21. Junius 1813

Mein teures, bestes Herz!

Der letzte Posttag hat mir nichts, nicht einmal Berliner Blätter gebracht. Zum Glück, daß Pilat*) ein Berliner Blatt bekommen hat, so daß uns der „Beobachter“ heute die erste offizielle Nachricht des Gefechts vom 4. Juni gibt.**) Sehnsuchtsvoll sehe ich Nachrichten von Dir und dem guten Theodor entgegen. Ob Du ihn nur wirst aufgefunden haben?

Caroline Wolzogen schreibt mir von der Gegend ihres Gutes her einen Brief, der mich insofern sehr angegriffen hat, daß ich sehe, wie die französische Polizei dort das Vordringen aller guten Nachrichten verhindert, so niedergedrückt, so ganz hoffnungslos ist der

*) v. Pilat, Literat und Redakteur des „Österreichischen Beobachters“.

**) Schlacht bei Luckau, vgl. S. 23.



Brief. Sehr gut wäre es, wenn Du, besonders beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten, eine Einrichtung treffen könntest, daß man unterrichtet würde im Publikum. Gewiß ist es, daß die Franzosen mit ihrer organisierten Publizität viel voraus haben. Man sollte kein Mittel aus den Augen lassen, und wir haben in Tätigkeit für das Gute noch viel von denen zu lernen, die all ihre Tätigkeit auf das Schlechte wenden.

Morgen ist Dein Geburtstag, herzenslieber Wilhelm. Mein Herz denkt mit innigster Liebe und frommen Wünschen an Dich, und umfaßt das Deine mit dem Segen der Liebe. Deine

Caroline.



21. Humboldt an Caroline.

Ratiborschitz, 20. Juni 1813

Du wirst, liebste Li, meinen sehr ausführlichen Brief durch Bartholdy empfangen haben. Ich bin den 18. abends um 8 Uhr mit dem Staatskanzler aus Reichenbach weggefahren und die Nacht durch gestern früh hier angekommen, wo mich die Herzogin wirklich mit vieler Freundschaft empfangen hat. Metternich war schon vor uns von Spotschna, wo der Kaiser von Rußland ist, angekommen, und wir haben den gestrigen Tag zusammen zugebracht. Heute geht Metternich wieder nach Gitschin, aber Nesselrode kommt hierher. Dieser reist dann auch nach Gitschin und der Staatskanzler über Rudowa, ein Bad bei Glas, wo der König ist, nach Reichenbach zurück. Ich bleibe, wie ich Dir schon schrieb, aber auf eine Weise, die ich selbst billigen muß, hier, vermutlich so lange, bis ich nach Gitschin geschickt werde.

Gestern war hier ein sehr sonderbarer Tag. Lauter tête-à-têtes und halbe und ganze Konferenzen. Viel Verstimmung und décousu, daß, wenn ich nicht die Gesellschaft durch mehr allgemeines



Gespräch ins Gleichgewicht gebracht hätte, sehr unangenehm geworden wäre. Im ganzen aber kann ich nur finden, daß die Sachen gehen wie sie müssen. Der Staatskanzler ist mit mir vollkommen gleichgesinnt, hat dieselben festen Pläne für das öffentliche und für sein Privatbenehmen in dem Fall die Sachen nicht gut gingen, wie ich Dir in meinem letzten Briefe sie von mir schrieb. Wir handeln in durchgängiger Übereinstimmung, und ich bin daher ruhig und gefaßt.

Ich hatte so weit geschrieben, als Bartholdy, der hier durch nach Wien geht, in die Stube trat. Ich kann also jetzt freier fortfahren. Es ist unendlich schade, daß Du nicht hier bist. Erstlich bist Du ein Trost und eine Stärkung in allen Dingen. Man kann nie etwas schwach machen, wenn Du dabei bist, und wenn auch Dein Andenken bei mir, das ich wie mein eigenes Leben in mir trage, viel tut, so sind Deine Ansichten immer unendlich nützlich. Dann aber würden wir auch viel lachen, und gestern hättest Du Dich himmlisch amüsiert. Wir sind den ganzen Tag theils im Hause, theils im Garten zusammen gewesen, und Metternich ist beständig allein mit Hardenberg, Gens und mir gegangen, und ich habe durch Gens alles haarklein erfahren. Da Metternich uns fest sieht, so ist er sehr konsterniert. Er hat der Herzogin selbst von eigenem Abschiednehmen gesprochen. Er hat Gens gesagt, ich schiene ihnen unschädlich, weil ich alle alten und neuen Scherze ganz harmlos fortsetzte, allein ich wäre ihm der Furchtbarste, weil er sehr gut wüßte, daß ich es am ernsthaftesten meinte. Indes hat er Unrecht, zu glauben, daß Hardenberg es nicht ebenso ernsthaft meint. Hardenberg hat mir bestimmt gesagt, daß er geradezu seinen Abschied nimmt, wenn der König einen schlechten Frieden unterzeichnen will; wir sind beide darin fest und unverbrüchlich übereingekommen, und ich halte es so für einen wahren Damm, wenn die Sachen diese Neigung und Wendung nehmen sollten.



Davon gehe ich nicht ab, und wenn es möglich wäre, daß Hardenberg, wie ich nicht glaube, es wollte, so werde ich ihn nun schon durch den point d'honneur festhalten. Ich habe gleich, wie ich nach Reichenbach gekommen bin, für notwendig gehalten, mich fest an Hardenberg anzuschließen. Er hat große Schwächen. Die entsetzliche Frau v. Beguelin*) sitzt den ganzen Abend und auch schon am Tage neben ihm auf dem Sofa, indes man Geschäfte abmacht. . . . Der Abschied, wie wir hierher gingen, war sehr zärtlich, und als wir nach durchfahrener Nacht in einem Ort hinter Glas ankamen, wo die Kinder der Schönen sind, ging der arme alte Mann selbst hin, sie zu besuchen. Die Administration hat unglaubliche Fehler, allein in diesem Augenblick muß man über alles das weggehen und sich an die wirklich gute und edle Natur des Menschen halten und diese fixieren, und das habe ich getan. Ich bleibe nun hier, aber so, daß ich selbst damit zufrieden bin. Vermutlich heute über acht Tage geht die Zusammenkunft der Gesandten in Witschin an (dies alles ist Geheimnis). Wir werden alle im Schloß wohnen. Die ersten Tage kommt Hardenberg selbst hin; höchstwahrscheinlich bleibt's beim Kriege; wird ein Frieden, so kann es nur ein guter sein, entsteht erst ein Mittelzustand bis zum allgemeinen Frieden, so muß Napoleon alle Festungen räumen und bis an den Rhein zurückgehen. So denken wir jetzt.

Die Zusammenkunft hier hat gewiß immer das Gute gehabt, daß Metternich gesehen hat, daß wir fest sind, ohne eigensinnig zu sein, und daß seine Bemühungen auf uns nicht gelingen können. Genuß ist uns von einem ungeheuren Nutzen, und die Herzogin unterstützt uns auch.

Der arme Lebzeltern ist gar nicht in Gnaden, da er ganz denkt wie wir, und Stadion sucht einen ehrenvollen Ausweg.

*) Amalie v. Beguelin geb. Cramer, geb. 1778, † 1849, früherer Freundin Gneisenau's.



Morgen gehe ich mit Gens und der Herzogin nach Opatzchna, wo ich vermutlich den Kaiser von Rußland noch einmal sehe, und übermorgen ist er hier, um wieder nach Peterswaldau bei Reichenbach zurückzureisen. Hardenberg geht schon heute fort. Bartholdy eilt. Lebe wohl, innigstgeliebte Seele.



22. Humboldt an Caroline

Opatzchna, 22. Junius 1813

ch schreibe Dir an meinem Geburtstag, liebe Li, aus diesem Nest, wo ich die Nacht habe zubringen müssen. Es ist eine schreckliche Grille der Regenten, so von Schloß zu Schloß in unbekannten Örtern herumzuziehen und die wichtigsten Geschäfte unter den ungünstigsten Umständen vorzubereiten und abzumachen. Der Kaiser Alexander ist mit dem Großfürst Konstantin und seinen beiden Schwestern hier. Stadion und Lebzeltern sind es auch, und unser König ist von einem Bade im Glazischen, Rudowa, wo er sich einige Tage aufhält, gestern auf einige Stunden zum Besuch hierhergekommen. Du kannst denken, daß der gestrige Tag, als ein bloßer, steifer Hoftag, sehr langweilig war. . . . Ich gehe heute noch zur Herzogin von Sagan zurück. Morgen kommt der Kaiser Alexander dorthin, und es wird also wieder einen mühevollen Tag geben. Indes kann man nicht leugnen, daß der Kaiser sehr gut spricht und in jeder Rücksicht liebenswürdig ist. Er ist mehr als leicht irgendein anderer Souverän Weltmann und besitzt alles, was man in einem dieser Art erwarten kann, wenn sich Verstand und Kenntnisse damit vereinigen.

Metternich hat in Ratiborschitz gleich und sehr nach Dir gefragt. Mit Stadion bin ich auf einem äußerst freundschaftlichen Fuß. Er ist wirklich von tief edler und fester Gesinnung; Lebzeltern



gleichfalls und wie Du ihn kennst. Die Zukunft scheint mir unglaublich dunkel und ungewiß. Aber ich will nicht in diesem Briefe in widrige Dinge eingehen und breche also davon ab.

Liebe, teure Li, man ist in diesem Leben keines Augenblicks sicher. Ich habe müssen eine Unterredung mit Nesselrode haben und muß nun allein wieder zur Herzogin fahren. Genz bleibt hier. Ich muß schließen. Es ist fatal über die Beschreibung, daß ich noch nichts von Theodor weiß. . . .

Ewig Dein. Warum kann ich heute nicht bei Euch sein?



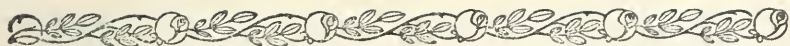
23. Humboldt an Caroline

Ratiborschitz, 25. Junius 1813

Ich habe noch immer nur, teure Li, die beiden ersten Briefe, die Du mir gleich nach meiner Abreise geschrieben hast. Ich höre indes durch Metternich, daß die Decke in meiner Stube eingefallen ist, Dienstag zwischen 2 und 3 Uhr, und mich unfehlbar erschlagen hätte. Wirklich ein sonderbares Ereignis. Metternich beschäftigt sich außerordentlich mit der Sache und leitet sie von der Hitze her, die in meiner Stube war; die Decke, schreibt er noch heute Genzen, hat sich während des Winters ausgedehnt und in der Kälte während meiner Abwesenheit plötzlich zusammengezogen und so ist sie gebrochen.

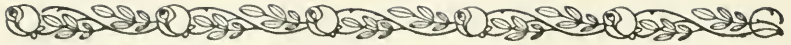
Er ist, unter uns gesagt, nach Dresden*) gegangen, und bei seiner Zurückkunft soll die Unterhandlung in Gitschin angehen. Ich fürchte mich recht eigentlich vor dieser; indes gehe ich gut gewaffnet und gestählt hin und denke, daß es Dinge im Leben gibt, die man bestehen muß, und daß es für die meisten Menschen einen Moment gibt, in dem das Leben auch im Handeln ernsthaft wird. Die

*) Zur Unterredung mit Napoleon.



Zwischenzeit hier ist sonderbar genug. Da es kalt ist, so gehen wir nicht spazieren, sondern ich sitze meist den ganzen Tag allein in meinem Zimmer, wo zweimal geheizt wird, und nur mittags und abends kommt man zusammen. Bücher sind zwar sehr viele und schöne, auch tiefgelehrte im Hause, allein ich bin nicht in der Stimmung, zu lesen. Ich bin meist müßig, sehe auf das lange Wiesental und die Hügel jenseits hin und denke an die nächste und ferne Zukunft. Viel rede ich noch mit Geng, obgleich das Reden mit ihm jetzt nicht mehr helfen kann. Mein Gesichtspunkt muß, wie er selbst eingesteht, sein, wie er ist. Er hat andere, die mir nicht nützen können. In 14 Tagen hoffe ich freier und glücklicher zu sein, ich würde auch jetzt heiterer sein, wenn ich mehr handeln könnte, allein so fühle ich mich gebunden und dadurch ordentlich schwer beklommen. Doch ist das ein widernatürlicher Zustand in mir, der darum auch nicht dauern wird, den ich aber doch segne, weil er in die Tiefe des Inneren gräbt, was nie ohne Nutzen und Heil ist. Weder er selbst noch das Schicksal können je genug an dem Menschen arbeiten; was ich am meisten in mir schätze, ist, daß ich das immer zur Maxime hatte. Es muß im Innern eine eigene Welt geben, über die die Wellen des Lebens nur hinwegschlagen, und die still und verborgen sich fortbildet.

Oh! liebe, teure Seele, ich kann Dir nicht sagen, wie unendlich ich Dich vermisse. Es ist mir oft, als hätte ich Dich noch nie so geliebt, da das einzig ganz reine und ganz glückliche Gefühl mit jedem Tage wächst, es ist mir, als hätte ich es sonst gar nicht ernsthaft genug gefühlt, was das eigentlich heißt, daß ein Mensch so den andern findet und der andere immer so treu bleibt, wie Du mir. Alle Verhältnisse der Erde kommen mir so flach und unbedeutend gegen dies vor, und sie sind es. Denn Du bist einzig, und wenn ich auch wieder die Männer ansehe, so weiß ich keinen, der Dich so mit ewig wachsendem Gefühl empfunden hätte. Wenige



haben die wahre Treue im Herzen, in der doch eigentlich alles Gute und alles Beglückende liegt. Denn treu sein heißt, die Zeit mit seinem Herzen und Gemüt erfüllen und befruchten, und darin liegt eine Unendlichkeit verborgen. Ich freue mich unbeschreiblich auf den Augenblick, Dich wiederzusehen, wir sind im Grunde sehr nahe, und mir ist nie vorgekommen, als läge eine solche Kluft zwischen uns beiden. Denn ich sehe kaum ab, wie ich zurückkommen könnte, ehe dies entwirrt wäre, auch darin hält mich die Treue zurück, die ich gewiß nicht brechen werde. Und kann sich das so Verwirrte so bald entwickeln? Ich kann es mir nicht denken. Ich kann es Dir nicht sagen, wie tief es mich bewegt, wenn ich mir so viele denke, die jetzt in unsern Truppen sind, die sich brav und edel geschlagen haben, die zum Theil verloren, was ihnen das Liebste hieß, die nun rächen möchten den Tod der Geliebten und ihn rechtfertigen durch das Erringen des im Anfang Erstrebten, und daß das Tichten und Trachten dieser, die doch das Edelste denken und wollen, was jetzt gedacht und gewollt werden kann, abhängen soll von einigen Schreibern und Gesprächen und Verhandlungen. Möchte es drum sein, wenn jeder, der dorthin geht, wenigstens diese Gedanken in der Brust trüge und bei jedem Schritt sich so dächte, als müßte er ihn verteidigen vor diesen. In meiner Brust wird der Gedanke immer liegen, aber was hilft das Verschlissene in eines Menschen Busen; der Lauf der Welt und der Begebenheiten geht darüber und daneben vorbei; so war es immer, und so wird es auch jetzt sein. Glaube nicht, liebe Seele, daß ich gerade denke, es wird mit Gewißheit und muß schlecht gehen, oder daß ich alle mißbillige, die darin handeln. Allein wahr ist und bleibt es doch, daß auch den größten Weltbegebenheiten, den verwirkeltsten, unmittelbar die höchsten und ursprünglich aus dem Gemüt fließenden Grundsätze zur Richtschnur dienen könnten, und es in unserer Zeit nicht tun, weil Kleinlichkeit und Gesellschaft alles



umgestaltet haben, weil man selten einen Mann von rechtem Gefühl und viel seltener noch einen Staatsmann, ja nicht häufig auch nur eine solche Frau antrifft. So muß man denn, was man der Einsamkeit dankt, der Einsamkeit zurückgeben und überglücklich, wenn man es noch einem Wesen vertrauen kann, wie ich Dir.

Die Herzogin hatte mich bitten lassen, einen Augenblick zu ihr zu kommen, um ihr etwas an Stadion zu besorgen, und ich bin unterbrochen worden. Wir sind jetzt ziemlich allein, wenigstens ohne allen genannten Besuch. Bei der Herzogin ist man immer in einem Zimmer, wo die Bibliothek steht, hat also immer Bücher oder Kupferstiche zur Hand. Wird gespielt, so lese ich ganz ruhig. Gegen mich ist die Herzogin sehr artig und sogar mehr als das, selbst freundschaftlich. Ich bin mit ihr ungefähr wie mit allen Damen dieser Art. Ich liebe einmal die Art nicht, aber ich habe mich recht daran gewöhnen müssen, und so geht es denn so hin. Im Grunde aber sind's übertünchte Gräber, und mit den Frauen ist es recht so, daß nur das Edelste und Gebildetste befriedigt.



24. Caroline an Humboldt

Wien, 28. Juni 1813

Endlich, vor ein paar Stunden, habe ich, mein teurer Bill, Dein liebes Blatt aus Opatzschna vom 22. von der Staatskanzlei geschickt bekommen. Es scheint mir die Zeit sehr lang, wo dies Blatt unterwegs gewesen ist. Der Brief war durch ein ganz fremdes Siegel gesiegelt. . . .

Wenn Du dort die Zukunft dunkel und ungewiß siehst, so kannst Du denken, wie sie uns hier vorkommt. Ich beziehe Deine Ungewißheit wegen des Gehens nach Gitschin auf die Entschlüsse, die Graf Metternich wohl erst von Dresden mitbringen wird,



wohin wir hier wissen, daß er am 23. gegangen ist. Nicht wahr? Alle Menschen, die hier mit dem Metternichschen Hause in Berührung kommen, sagen, daß man dort eifriger wie je den Frieden wünscht. Wer wünschte ihn nicht, wenn er gut wäre! Ach, in welchen Zustand ist die gepeinigte Menschheit versunken, daß allen, die Herz und Kopf auf dem rechten Fleck haben, die Greuel des Krieges als das einzige Rettungsmittel erscheinen! Ich vermag Dir nicht zu sagen, in welchen Gedanken ich mich immer und immer verliere, und wie mir das Herz fühlbar blutet um den allgemeinen Jammer.

In Hamburg soll die erste Rate der furchtbaren Kontribution nicht haben geleistet werden können und 30 Hamburger angesehene Bürger, worunter siebzugjährige, nach Harburg abgeführt worden [sein].

Dein Geburtstag! Ach, Du hast doch gewiß gedacht und gefühlt, wie wir an Dich gedacht haben, und welche fromme Wünsche der Liebe Dir gefolgt sind. Von Theodor verlangt mich ungemein zu hören, Du kannst wohl denken wie sehr. . . . Warum kann ich am Abend nicht ein halbes Stündchen mit Dir plaudern, wenn Du ermüdet von der Arbeit in Deinem Zimmer bist. Nicht um Neuigkeiten zu erfahren, Gott weiß, daß mich Neuigkeitsucht nicht plagt, aber die großen und furchtbaren Schicksale der Menschheit, dies allein bewegt mir tief das Gemüt. Mir ist oft so unbeschreiblich weh und schmerzlich in der tiefen Brust, wie wenn sich da der Jammer so vieler Tausende ausdrücke, austönte. Ich kann's gar nicht beschreiben.

Ich umarme Dich aus vollem Herzen.

Wenn Metternich Zeit hat an mich zu denken, meine besten Empfehlungen. Der Geist alles Guten wache über ihm.

Adieu.





25. Caroline an Humboldt

Wien, 1. Julius 1813

Mein theures Herz!

Gestern bin ich durch einige Zeilen von Lebzeltern recht erfreut worden, der mir schreibt, daß er endlich Theodorn, in Reichenbach angekommen, aufgespürt und ihn Dir nach Ratiborschitz geschickt hat . . .

Vorgestern habe ich Deinen lieben Brief von dorthier vom 25. Junius erhalten. Metternich amüsiert mich, in so wichtigen Zeiten sich noch mit der Decke in Deinem Zimmer zu beschäftigen. *C'est être universel.*

Ich denke Dich mir jetzt in Gitschin. Gott wolle da wie überall mit Dir sein und mit dem Grafen. Es hat das Schicksal einer ganzen Generation in der Hand der Mächtigen hier gelegen. Es möchte einem das Herz brechen, daß nicht mehr geschehen ist, wo es nicht mit Strömen des Blutes erkaufte werden mußte, wo ein edles, großes und tiefes Gemüt der leitende Faden in diesem Chaos des Elends, der Unterdrückung sein konnte, und die Segnungen von Millionen und Millionen dem, der das Rechte mit Macht und mit Kraft ergriff, folgen mußten. Man verliert sich in allen Gedanken, die das erregt, und oft frage ich mich, wie man in einem Herzen das alles beherbergen kann, was sich darinnen auf- und abtreibt. Doch habe ich die Überzeugung, daß die Gefühle und Gedanken, die durch diesen mächtigen Kampf aufgeregt sind, geheiligt durch den Tod so vieler Edlen, die mit Freuden das Leben dafür hingaben, zu etwas Großem reifen muß. Alles in der Natur, das etwas wert ist, das Physische und Moralische, alles tritt mit Kampf und Schmerzen und Ringen in die Wirklichkeit. So sehe ich diese schmerzlich verworrene Zeit doch auch nur als den Übergang zu einer anderen an.

Ich bin sehr in Sorgen um den jungen Körner. Es scheint

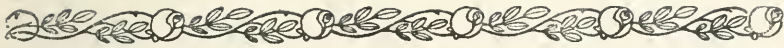


wirklich, daß das Lützowsche Freikorps nicht den Waffenstillstand hat glauben wollen (die Franzosen haben sich in den letzten Jahren solcher Unredlichkeiten in Kriegszeiten schuldig gemacht, daß es schwer ist, ihnen Glauben beizumessen), und es scheint, daß sie in der Gegend von Leipzig sehr gedrängt worden sind. Körner soll nicht unter den Gefangenen sein, aber zwei Blessuren haben. Wie schmerzt mich die Mutter und der Vater! Es wundert mich aber ungemein, daß Woronzow*), wie er bei Leipzig stand, nicht auf dieses Freikorps bedacht gewesen ist. . . .

3. Julius 1813

Wir erfahren heut durch einen Entkommenen von der schwarzen Legion, daß die Württemberger, die die Legion avertieren sollten, sie angegriffen haben, es sind mehrere geblieben, 250 sind zu Gefangenen gemacht, und die übrigen, etwa 300, sind entkommen. Körner soll einen Sieb über den Kopf haben und so ohne Besinnung zum Gefangenen gemacht worden sein. Wir hoffen, wir wünschen und bitten zu Gott, daß man doch die eklatanteste Satisfaktion für ein solches verräterisches Benehmen nehme. Es ist ja himmelschreiend. Die Gefangenen müssen zurückgegeben werden, das versteht sich von selbst, aber soll einem Offizier, der auf eine so niederträchtige Weise gegen alle Gesetze des Krieges handelt, soll dem das so hingehn? Soll man nicht auf dessen Auslieferung dringen? Ich bitte Dich, was Du dazu beitragen kannst, zu tun, und bitte Dich, insbesondere Dich bei Gneisenau für Körner zu verwenden. Er soll in Leipzig liegen. Wenn eine solche Verletzung ungeahndet hinginge, man setze ja allem Unrecht und Unbill die Krone auf und brächte sich um die treuesten Verfechter des Rechts. Die Sache ist nicht allein der Gemüßhandelten wegen

*) Vgl. S. 27.



wichtig, sie ist es ja für alle, die mit ihrem Leben die gerechte Sache verfechten.

Vergib mir, bestes Herz, meine Heftigkeit, kann man aber ein Mensch sein und nicht jeden Blutstropfen in sich kochen fühlen, wenn man solche Dinge hört! Überdem lasse ich mich auch mit niemand gehen, als mit Dir. Die Wehmut und die Bitterkeit ringen einen solchen Kampf seit Jahr und Tag mit mir, daß ich nicht weiß, wie ich es aushalten werde. Der vom Freikorps und aus der Gefangenschaft aus einem zweiten Stock Entsprungene sagt, wie man mir versichert, sie hätten Befehl gehabt, nicht einmal auf die Neckereien, die man ihnen antun könnte, zu antworten, und sie hätten durchaus keine Veranlassung gegeben. Mit tieffster Wehmut denke ich an Theodor Körners arme Eltern, die Mutter zumal, die in sich wenig Kraft hat, ein bittertreffendes Schicksal zu ertragen. Ich fürchte für ihr Leben. Am 4. Juli wollten Körners nach Dresden zurückgehen.

Nun lebe wohl, mein Teurer. Gott stärke Dich bei Deinem Geschäft und sei dem Grafen nahe. Ich umarme Dich mit aller Liebe, die Du in mir kennst, mit all dem heiligen Eifer, den jeder menschliche Mensch in seiner Seele brennend fühlen muß. Wehe denen, die ihn nicht empfinden!



26. Humboldt an Caroline

Ratiborschitz, 4. Julius 1813



Ich bin seit gestern abend mit Metternich, Nesselrode und dem Staatskanzler in Konferenzen hier, und heute abend und morgen früh geht alles auseinander. Der Kongreß wird in Prag sein und den 10. sich versammeln. Ich bin leider davon. Aber ich hätte Unrecht gehabt, es abzuwenden. Man



muß nicht den Kampf scheuen, aber gepanzert sein, und das bin ich. Wie die Sachen gehen werden, weiß ich noch nicht. Allein der Friede ist doch sehr unwahrscheinlich. . . .

Lebewohl.

H.



27. Humboldt an Caroline

Peilau, 8. Julius 1813

Liebe, teure Li, ich bin seit ich hier bin, so beschäftigt, daß ich auch nicht einen Augenblick für mich habe. Vorgestern war ich von elf bis neun abends bei Nesselrode und beim Kaiser; gestern von sechs früh bis zwei habe ich in Gnadenfrei gearbeitet und bin den Abend mit dem Staatskanzler wieder bei Nesselrode gewesen. Heute schreiben drei Leute um mich ab, was ich gemacht habe und noch mache, und so geht es fort. Und alles doch vermutlich eitel, eitel Mühe! Ich muß übermorgen abend hier abreisen, um den 12. in Prag zu sein, morgen gehen Kaiser, König und Staatskanzler weg, um in Trachenberg eine Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden*) zu haben, und also ist heute eigentlich der letzte Tag zur Arbeit. Da aber W. und H. weggehen, will ich nicht versäumen, Dir durch diese Gelegenheit zu sagen, wie die Dinge stehen. Alles bleibt das strengste Geheimnis unter uns beiden.

Metternich hat in Dresden, wie er versichert, sehr orageuse Unterredungen mit Napoleon gehabt und behauptet, zwei Dinge gewiß bewirkt zu haben, 1. daß Napoleon bestimmt weiß, daß Österreich, wenn er nicht nachgibt, ihm den Krieg macht; 2. daß Napoleon nicht herausgebracht hat, bei welchen Bedingungen Österreich als Ultimatum stehen bleibt. Napoleon hat die österreichische Mediation angenommen, wir auch, es wird Negotiationen in Prag geben,

*) Jean Baptiste Bernadotte, geb. 1763, † 1844. 1810 von den Schweden zum Kronprinzen erwählt. 1818 König unter dem Namen Karl XIV.



allein Metternich und die Franzosen verlangen, daß es Negotiationen zwischen uns und den französischen Gesandten sein sollen, wir wollen bloß durch Österreich negoziieren. Allein dieser Umstand kann alles gleich zersprengen, und wir gehen nicht ab. In der Sache hat sich Österreich feierlich verbindlich gemacht, loszuschlagen, wenn seine Bedingungen (Teilung des Herzogtums Warschau zwischen Österreich, Preußen und Rußland, Rückgabe der Illyrischen Provinzen, Erklärung der Freiheit von Hamburg und Lübeck, Evakuierung aller von Franzosen besetzten Festungen) nicht angenommen werden. Wir bestehen aber außerdem auf Herstellung der preussischen Monarchie wie 1805 und auf Auflösung des Rheinbundes, und Österreich will dies bis zum Moment des Bruchs unterstützen. Zum Termine, wo Österreich loschlagen soll, wenn Frankreich nicht annimmt, war der 20. Juli festgesetzt. Allein Österreich hat dringend gebeten und verlangt, daß man den Termin bis zum 10. August prorogiere; man mußte, wie die Sachen standen, nachgeben oder auf Österreich Verzicht tun, und man hat nachgegeben. Dies nun ist sehr schlimm, ob man gleich nicht anders konnte. Napoleon hat sich gegen Österreich verbindlich gemacht, unsern Waffenstillstand so lange nicht aufzukündigen, Österreich darf nicht eher loschlagen, allein wir haben uns weder gegen Frankreich noch Österreich anheischig gemacht, auch unsrerseits nicht aufzukündigen, bloß Österreich nicht zu nötigen, bis dahin zu handeln. Das ist noch das Gute, und darauf habe ich bestanden und es durchgesetzt. Allein es ist nicht viel. Im Grunde ist der Waffenstillstand doch verlängert, weil wir nicht ohne Österreich loschlagen werden.

Was nun der Erfolg sein wird? Vermutlich wird Napoleon sich reell oder zum Schein auf die österreichischen Bedingungen einlassen, und dann sind wir sehr schlimm dran. Indes ist unter diesen die Räumung der Festungen, zu der er sich dann auch verstehen mußte, und es nicht wird. Er wird die Räumung aber



immer versprechen wollen, und dann steht es dahin, ob Österreich nicht trotz seines Traktats mit uns sich durch Sophismen herauszieht. In dieser ganzen Sache sind nur zwei gute Dinge gemacht worden: 1. daß der Punkt mit den Festungen so hineingebracht ist, daß er gleich eine Garantie geben muß, und ein Prüfstein der Aufrichtigkeit der Gesinnungen ist; 2. daß Österreich sich auch formeller verbindlich gemacht hat zu den einzelnen Punkten und zu einer gewissen Zeit, da vorher die Zeitbestimmung ganz fehlte. Das erste rührt von mir her, ich habe es gleich, als ich von Wien hier ankam, in der ersten Konferenz gemacht, und der Kaiser*) hat mir noch vorgestern gesagt, daß ich die Sache dadurch so viel gerettet hätte, als noch möglich war. Das zweite ist Nesselrodes Werk. Der Kaiser überhäuft mich mit Vertrauen. Er spricht unendlich gut, geht in alles ein, wie ein Minister tun könnte, ist auch, wo ihm die Sache mißfällt, besonnen, ruhig, immer hörend, fragend und dann in seiner eignen Meinung bestimmt. Kurz, mit keinem Souverän kann ein Minister so gut fertig werden.

Mit mir nach Prag geht vermutlich Anstett**), der in Wien wie hier in keinem Ruf der Charaktergüte steht. Da man von mir sehr falsche Begriffe in dieser Art hat, wird man wahrscheinlich über die Idee, mich und ihn zu verbinden, bitter in Wien spotten und sagen, daß das hätte geschehen müssen, um die französische Mission (Caulaincourt***) und Narbonne†) gutmütig zu finden. Wenigstens soll man aber den Verstand nicht tadeln. Anstett schreibt vortrefflich, obgleich zu oratorisch, er hat alle die französischen und russischen Proklamationen, viele Bulletins usw.

*) Alexander von Rußland.

**) Johann Protasius v. Anstett, geb. 1766, † 1835, russischer Diplomat.

***) Armand Augustin Louis Graf Caulaincourt, Herzog von Vicenza, geb. 1772, † 1827, französischer Minister.

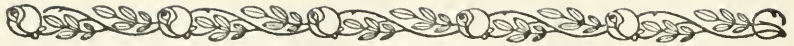
†) Französischer Gesandter in Wien.



gemacht. Im Gespräch und so werde ich ganz gut mit ihm fertig. Er tut, als ob er viel auf mich hielte, vermutlich des Kaisers wegen, und von der Seite wird's gehen. Nicht so gut, wenn unsre beiderseitigen Piecen einst werden im „Moniteur“ gedruckt sein. Er schreibt viel besser als ich und hat mehr den Ton dieser Piecen. Ich werde jetzt doppelt einfach schreiben und dagegen wird in der meinigen immer eine richtigere Deduktion sein. Wenn er nicht mit mir geht, habe ich Schuwalow*). Ich bin aber immer für den Verstand. Ist Schuwalow, so ist's so gut, als wäre ich allein, und das liebe ich nicht. Der Kaiser hat mir aber ausdrücklich gesagt, daß, wer es auch sei, er nichts tun solle, ohne sich mit mir zu beraten. So viel über die Negotiation.

Im Innern, liebe Li, da müßte man Bücher schreiben! Der König ist ruhig in Landeß, kommt heute nur wegen der Entrevue und geht nach Landeß zurück. Im Hause, wo ich schreibe — doch das alles mündlich. Der Staatskanzler ist in Gesinnung immer edel und fest, angenehm in Form und von Kopf hell und nicht kleinsehend. Ich bin ganz mit ihm verbunden und von der Seite über die Maßen zufrieden. Aber der Schwierigkeiten im Lande sind unendliche, es müßte weit mehr ein Kopf alles leiten und dieser doch von den besten Köpfen umgeben sein, kurz, fast nichts müßte sein, wie es ist, wenn die Sachen Vertrauen einflößen sollten. Ich bleibe bei meinen alten Grundsätzen, der Kaiser, der Staatskanzler sind mit mir eins. Dennoch stehe ich nur für mich, denn sie können anderen Impulsionen folgen. Allein ich mache keinen schlechten Frieden und keinen auf die österreichischen Bedingungen, sondern trete lieber zurück. Ob aber dann das Land nicht in größeres Verderben sinkt, weil der Krieg schwerlich gut geführt wird, wenn man alles, was im großen zum Kriege gehört, zu-

*) Paul Andrejewitsch Graf Schuwalow, geb. 1772, † 1825, Generaladjutant und Begleiter des Zaren.



sammennimmt, dafür stehe ich nicht ein. Doch wollte man dies in den Kalkül aufnehmen, gelänge nichts Gutes und Großes. Es wird mir nur ein wehmütiger Trostgrund sein, wenn die Partie eines solchen Friedens genommen werden sollte.

Über die Lützowsche Sache hast Du unendlich recht. Sie zerreißt das Herz. Ich sah noch heute früh bei Theodor, der mit mir in Gnadenfrei wohnt, einen Freiwilligen, Wagner aus Halle, der dabei war, verwundet gefangen wurde und sich durch eine Kapellmeisterstochter aus Leipzig rettete, und ich schwöre Dir, es ist eine fürchterliche Tat. Ein Herr von Wülknitz hat neben diesem Wagner neun Feinde erst niedergehauen, ist dann mit schweren Wunden bedeckt vom Pferd gefallen und hat, wie seine auch verwundeten Kameraden ihn haben verbinden wollen, den Verband abgerissen, gesagt, daß er eine so schmachvolle Tat nicht überleben wolle, und ist so verschieden. Ich habe Lützow heute früh geschrieben, um ihn selbst zu sprechen. Was geschehen ist? — Der Staatskanzler redet sich tot und fühlt die Sache. Bis jetzt eine geschriebene Protestation. Kneesebeck*) soll sagen, Lützow habe gewiß etwas versehen. Diesen Kneesebeck wegzubringen und Boyen**) zum König, ist jetzt auch mein großes Treiben.***) Ob es gelingen wird, weiß der Himmel. Mir scheinen die Militärs sehr gut und sind auch wirklich die, die jetzt die meiste Achtung verdienen, und ich bezeuge sie lebhaft.

Theodor geht übermorgen zu seiner Eskadron, ich sehe ihn wenig, weil ich den ganzen Tag zu tun habe. Heute hat er bis 8 geschlafen, wie ich seit 6 arbeitete, aber er hat selten ein

*) Vgl. S. 30.

**) Leopold Hermann Ludwig v. Boyen, geb. 1771, † 1848. Während des Waffenstillstandes Chef des Generalstabs des 3. Bülow'schen Armeekorps.

***) Boyen dagegen war in der Ansicht befangen, daß Humboldt seine Annäherung an den König hindere.



gutes Bett, also habe ich ihn gelassen. Er ist ein guter, braver Junge, nur müßte er viel fleißiger sein, selbst reiten tut er nicht gut, er ist dreist, mag auch fest sitzen, aber verstehen tut er es nicht. Das habe ich schon in Ratiborschitz gesehen, wo er ein Pferd probierte. Hier sehe ich ihn wenig, doch heute ist er beim Staatskanzler mit mir.

Ich lasse mir Friedrich nach Prag kommen. Sei so gut, und gib ihm meine böhmischen Bücher mit und Hervas fünf Bände von Sprachschriften. . . .

Lebe innigst wohl.

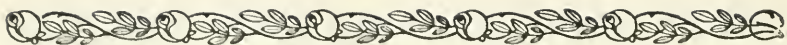


28. Humboldt an Caroline

Peilau, 10. Julius 1813

Ich wende, liebste Li, noch die letzten Augenblicke an, um Dir noch einmal zu schreiben. Der Staatskanzler ist gestern früh von hier nach Trachenberg abgereist, wo die Zusammenkunft zwischen dem Kronprinzen von Schweden*), dem Kaiser von Rußland und unserem König sein soll. Der Staatskanzler hätte mich sehr gern mitgenommen, allein ich hätte dann nicht den 12. in Prag sein können. Ich kann darin den Staatskanzler nicht genug loben. Er hat nicht die kleinste Jalousie gegen mich geäußert, mir alles gezeigt, mich, ohne daß ich es wollte, zum König mitgenommen, kurz, mir ein unbedingtes Vertrauen bewiesen. Auch sind wir ganz eines Sinnes über die Hauptsache, und ich glaube, er wird fest bleiben. Wir haben vorgestern mit dem König eine sehr merkwürdige Szene, obgleich nicht über die politischen Begebenheiten, gehabt, von der ich Dir mündlich erzählen werde. Die innere Landesregierung geht freilich nicht, wie sie sollte, und ich habe auch hier die Genugtuung gehabt, daß die wenigen Guten, die hier sind, sich

*) Vgl. S. 50.



sehr an mich angeschlossen haben. Die, mit denen ich ehemals am vertrautesten war, und die zu den besten Köpfen gehören, sind jetzt alle entfernt. Ich gehe mit Mut, weil ich in mir jetzt ganz fest und bestimmt bin.

Ich habe gestern einen sehr ruhigen und hübschen Tag gehabt. Der Staatskanzler war weg, er hatte mich gebeten, zwei Memoires, eins von Ancillon*) und eins von Knessebeck, zu widerlegen. Ich habe es so getan, daß meine Arbeiten dem König vorgelegt werden können. Du glaubst nicht, was die Herren manövrieren. Sie werden sehr froh sein, wenn ich wieder fern bin, obgleich sie mich gewiß nicht gern gerade in Prag sehen. Dann habe ich auch gestern einen Artikel für unsere Zeitungen über die Verhandlungen in Prag gemacht und lasse ihn dem Kanzler zur Beurteilung hier; ändert er nicht daran, so wirst Du, hoffe ich, zufrieden sein. Jetzt fahre ich die Nacht durch nach Ratiborschitz und will diesem Brief da noch einige Zeilen zusehen. . . . Ich schrieb Dir wohl schon, daß ich Schladens ehemaligen Sekretär Souffrey bei mir habe. Er ist heute in einem gewiß prächtigeren Wagen als meiner ist mit vier Pferden ausgezogen, und ein Kanzlist mit zweien hat den Zug eröffnet. Ich werde auch vier nehmen, damit alles mehr air de grandeur hat, da die Russen und Franzosen gewiß viel Prunk machen. Ich komme mir selber oft sonderbar vor. Kein Mensch kann die Wichtigkeit des Augenblicks so fühlen und die Schwierigkeit meiner Lage, wie ich, doch bin ich sehr ruhig und behalte alle alte innere Freiheit. Ich fühle eigentlich, was es heißt, wenn die Frommen sagen, daß sie nicht in dieser Welt leben. Ich kann es nicht leugnen, ich habe eine innere, an die sich alles anschließt, was in dieser tiefes und eigentliches Wesen hat, aber von der der Wechsel

*) Johann Peter Friedrich Ancillon, geb. 1767, † 1837. Prediger der französischen Gemeinde zu Berlin, seit 1810 Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, 1832 Staatsminister.



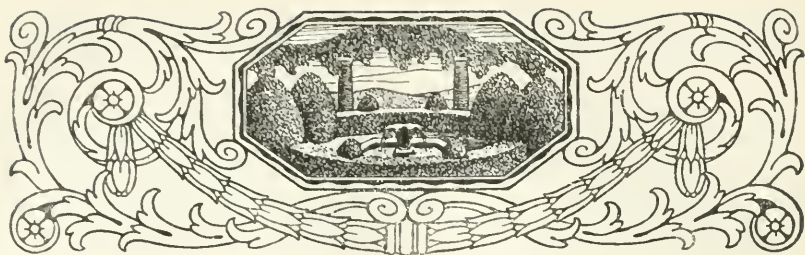
und die Vergänglichkeit dieser ausgeschlossen sind. Wenn ich nun wie jetzt so 48 Stunden fahre, bin ich nur in der und komme immer gestärkt zu Geschäften zurück und vorzüglich immer in gleichem Selbstgefühl und gleicher Demut, ohne die nichts gelingt. Die Pferde sind gekommen. Lebe wohl, inniggeliebtes Wesen.

Ratiborschitz, 11. Julius 1813

Ich bin glücklich vor einer halben Stunde (es ist $\frac{1}{2}$ 10 Uhr) hier angekommen und habe schon mit Geng, der Sagan und Paulinen*) konferiert. Um 11 gehe ich wieder ab. . . .

*) Fürstin Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, geb. 1782, † 1845, Schwester der Herzogin von Sagan.





Dritter Abschnitt

Auf dem Kongreß in Prag bis zur Beendigung des Waffenstillstandes und bis zu Humboldts kurzem Besuch in Wien

12. Juli bis 13. August 1813



29. Humboldt an Caroline

Prag, 12. Julius 1813



Wnstett^{*)}, der russische Bevollmächtigte, ist schon hier. Die französischen noch nicht. Man weiß noch nicht, wer sie sind. Man behandelt uns hier sehr grandement. Wir haben jeder zwei Schildwachen. Ich wohne im Fürst Windischgräzischen Hause, nicht sehr groß, aber habe für mich fünf gute Piecen, eine für Souffrey und eine für die Kanzlei, ohne die Bedientenstuben. Aber Windischgräzen, der noch nichts weiß, werde ich ein unerfreulicher Anblick sein. Metternich kommt heute abend.

Lebe herzlich wohl!

H.



^{*)} Vgl. S. 52.



30. Caroline an Humboldt

Wien, 13. Julius 1813

Mein teurer, lieber Wilhelm!

Sich bin so glücklich gewesen, gestern vormittag Deinen Brief aus Peilau vom 8. zu bekommen. . . .

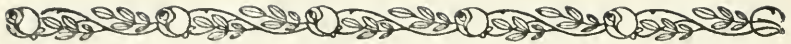
Wenn man bei uns die Sache mit dem Lützowschen Korps so hingehen ließe, täte man sich und der guten Sache den überschwenglichsten Schaden. Man hätte gleich damit anfangen sollen, den Festungen die Lieferungen nicht verabsolgen zu lassen, bis man die zwei kommandierenden Generale Fournier*) und Normann*) ausgeliefert und vom Prinzen von Neuschätel**) und Herzog von Padua***) eine schriftliche Abbitte erhalten. Es ist ja der verräterischste Bruch des Waffenstillstandes, den man je gehört hat. Wenn der nicht gerügt wird, werden noch ganz andere Dinge folgen. Ich gestehe, daß ich nur mit Schrecken daran denke, daß Napoleon sich gegen Oesterreich anheischig gemacht hat, den Waffenstillstand nicht bis zum 10. August uns aufzukündigen, ich fürchte sehr, es ist eine Teufelei dahinter verborgen. Kann man nach so vielen Jahren des arbiträrsten Betragens noch auf Wort und Verträge und Versprechungen, die er macht, zählen, wenn man nicht die Garantie dafür in Händen hat!

Die Rückgabe, Räumung aller französischen Truppen bis an die Elbe, wenn er in Bedingungen eingeht, die längere Verhandlung nach sich ziehen, lege ich Dir an die Seele. Ach, ich brauche es nicht, ich weiß es wohl, ich sage es nur, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, in welchem ich oft den Jammer vieler Tausende zu fühlen vermeine. Man ist hier in der bittersten

*) Französischer und württembergischer General, welche auf Befehl Napoleons am 17. Juni bei Rügen das Lützowsche Freikorps überfielen und fast aufrieben.

**) Vgl. S. 34.

***) Vgl. S. 27.



Unwissenheit. . . Die Aeußerung von Kneesebeck hat mich sehr geschmerzt, und ich wünschte wohl, daß der König besser umgeben sei. Daß Körner gerettet ist, habe ich Dir geschrieben, er dürstet nur nach Rache und Vergeltung. Der Tod Scharnhorsts wird Dir wie mir unbeschreiblich weh getan haben.*)



31. Humboldt an Caroline

Prag, 14. Julius 1813

Ich hoffe, liebe Li, Du wirst meinen vorgestrigen Brief bekommen haben. . . .

Unsere Geschäftigkeit ist gestern angegangen, allein bis auf diesen Augenblick ist kein französischer Bevollmächtigter da. Anstatt und ich empfinden das nicht, da wir nicht hergekommen sind, mit den Franzosen zu negoziieren. Allein es ist nicht artig für Oesterreich, um recht gelinde Ausdrücke zu brauchen. Metternich ist so zuvorkommend und freundlich, als wir nur immer hätten hoffen können. Er hat gestern die Delikatesse gehabt, uns zu bitten, ohne Narbonne dazu einzuladen. Die Ursache der Zögerung der französischen Sendung scheint der Umstand zu sein, daß man erst hat wissen wollen, wer von uns und Rußland geschickt wird. Narbonne hat sich danach hier erkundigt. Über mich hat er große Zufriedenheit bewiesen, aber von meinem Kollegen gesagt: „Que ce n'était pas un nom fait pour figurer auprès du mien“. Vielleicht hat dieser Umstand Einfluß auf die französische Ernennung.

Was ich Dir über uns sagen soll, weiß ich schlechterdings nicht. Nie habe ich mich in einem gleich schwankenden Zustand befunden. Daß ich den Winter in Wien sein würde oder könnte,

*) Vgl. S. 36.



ist mir indes auf keine Weise wahrscheinlich. Das Beruhigende für mich ist, daß Du in allen Hauptmotiven meiner Handlungsweise mit mir übereinstimmst, daß Du im voraus billigt, was ich mit jedem Tage mehr entschieden bin, in einem gewissen Falle zu tun, und daß es uns beiden in keiner Lage an Entschluß und Ausdauer mangeln wird. Die Unruhe, in die uns die jetzigen Umstände versetzen, die Besorgnisse, die daraus für die Zukunft hervorgehen, selbst das Leiden, das uns sehr leicht treffen kann, tun mir manchmal, so sonderbar die Empfindung scheinen mag, innig wohl. Es liegt eigentlich etwas Schreckliches in der Idee, das, was man selbst für das Beste und Heiligste hält, soll in der äußersten Gefahr sein, ja untergehen können, und daß eine Privatlage darum immer gleich glatt und anscheinend glänzend und heiter fortgeht. Es gibt Dinge, von denen man sich nicht trennen muß, wenn man ihnen auch nicht mehr helfen kann. Ich hätte Dich, liebes Kind, gewiß nicht überlebt, wenn ich Dich verloren hätte, ohne daß ich für Kinder von Dir hätte sorgen müssen, und daselbe Gefühl, was ich ehemals hatte, habe ich noch heute in gleicher Kraft, wie ich überhaupt nicht begreife, daß es etwas Gutes geben kann, das die Zeit nicht stählte und stärkte, und dies nämliche Gefühl heftet sich bei mir an alles, was mir gleich heilig und teuer ist, wie Du. Ich weiß sehr gut, daß dies allen Menschen eine Torheit erscheinen wird, außer wenigen; aber ich bin auch den Menschen immer ein Geheimniß gewesen und habe nie verlangt, ihnen zu gefallen. Wenn sie auch nie begreifen, was in mir ist, wird es nicht minder sein. Da ich die Menschen um mich her gewiß ohne Täuschung sehe, so weiß ich klar, wie und wo ich stehe, und so sind meine Aussichten eigentlich finster, wenn ich auch wieder, wenn ich so die einzelnen Fäden meines Geschäfts durchgehe, wohl Hoffnung schöpfe und äußere. Ich bin auf jeden Ausgang gefaßt und bitte Dich, es auch zu sein. Ich bin viel einsam und darum sehr stark jetzt,



nur der Umgang mit Menschen, die nicht rechter Art sind, entmannt. Du würdest mich auch nicht gedrückt finden, ob es mir gleich an tausend kleinen Verdrießlichkeiten nicht mangelt. . . .



32. Humboldt an Caroline

Prag, 16. Julius 1813

Ich erzähle Dir im engsten Vertrauen weiter, wie alles steht. Wir sind noch immer allein, und Frankreich hat noch niemand ernannt. Anstatt ist, wie Du weißt, zum russischen Bevollmächtigten ernannt, er steht gar nicht gut mit dem hiesigen Gouvernement, und darum, und weil er, obgleich Geheimerrat und also von der dritten Klasse, ihm nicht vornehm genug ist, ist man mit seiner Wahl unzufrieden. In Dresden war, als man sie erfuhr, Napoleon abwesend, indes hatte Bassano*) sich gegen Anstatt geäußert und gemeint, der Kaiser könne nun nicht Caulaincourt oder so einen, sondern müsse einen Geringeren schicken. Geschieht dies, so geht Metternich auch nur ab und zu, und er hat schon Binder**) aus Stuttgart kommen lassen, um ihn alsdann bei uns zu remplazieren. In der Sache wird das alles keinen Schaden bringen, allein persönlich ist's mir unangenehm. Gegen meinen Rang ist nichts zu sagen, gegen meine Person hat man auch nichts, und obgleich der Kaiser***), wie Metternich mich ihm genannt hat, zuerst gesagt hat: „N'est-ce-pas, c'est un fier boutefeu?“, so affectieren sie jetzt mich außerordentlich zu erheben, und ich muß nun mit den kleinen Herren allein sitzen bleiben. Da es in meinen Grundsätzen liegt, es gern zu sehen, wenn alle Dinge ordentlich

*) Hugues Bernard Maret, Herzog von Bassano, geb. 1763, † 1839, von 1811 bis 1813 französischer Minister des Auswärtigen.

**) Österreichischer Staatsmann.

***) Napoleon.



abgemacht werden, so hätte ich auch von dieser Seite lieber gesehen, daß dieser Anstoß nicht gewesen wäre, der für die Franzosen dadurch größer wird, daß Anstett ein geborener Elsässer ist. Wenn Napoleon zurückkommt, kann die Sache eine neue Wendung nehmen. Im wesentlichen kann ich nicht unzufrieden sein. Metternich und der Kaiser halten den Krieg für unvermeidlich, Gens ist gleicher Meinung, und ich glaube, man wird zu diesem Ziel kommen. Metternich ist ungemein lebenswürdig gegen mich. Ich bin auf seine Bitten gestern um 10 Uhr abends zu ihm gegangen, und er scheint das so fort einführen zu wollen, da er mich heute wieder gebeten hat, und wir sind bis 1 Uhr, er, Gens und ich, spazieren gegangen. Wir haben immer über diese wichtigsten Dinge gesprochen, und Du würdest das Gespräch merkwürdig genug gefunden haben. Wenn man aber auch mit Metternich nicht immer einerlei Meinung ist, so hört er immer, geht immer ein und ist nie unbillig. Schade ist's, daß er nicht den frischen Lebensmut mehr hat, der große Geschäfte so mit eigener Lust ergreift. Er wünscht sich unglaublich in Ruhe zurück, wie ein Reisender nach einer langen Fahrt. Mein Fall ist das nie. Ich habe sogar eine Lust an der Verwicklung, die ich oft zurückhalten muß, und Teilnahme an großen und hinreißenden Begebenheiten reizt mich, wie den Mann das Eisen.*) Ich würde das an mir mißbilligen, wenn ich nicht auch gleich gern in ganz verborgener Einsamkeit lebte. Es geht mir mit den Lagen des Lebens wie mit den Städten; ich liebe immer die, in der ich bin, und das Leben zieht mich wie ein reiches Schauspiel an, in dem auch der Schmerz ein erhaben entzückendes Gefühl ist, und aus dem man, wie aus dem Werke des Dichters schöne Verse im Gedächtnis nach Hause, so festgeknüpfte Verbindungen mit großen und schönen Charakteren im Herzen ins Grab nimmt.

*) Homer-Zitat.



Entsteht der Krieg wirklich, wird er wild um sich greifen und kann schwerlich kurz dauernd sein. Metternich sagt mir, daß der Kaiser dann bei der Armee bleiben wird. In diesem Fall würde ich vermutlich hier dem Hauptquartier folgen oder in dem unsrigen sein, und wir würden leider nicht zusammen kommen. Im Anfang August muß dies alles klar sein.

Ich muß hier schließen.



33. Caroline an Humboldt

Wien, 17. Julius 1813

So bist Du denn in Prag, mein theures, liebes Wesen. Sei mir tausendmal willkommen. Wir sind denn doch in einem Land und gehen mit demselben Gelde um: freilich war das in Ratiborschtz auch der Fall, aber Gott weiß warum, es kam mir immer vor, Du seiest in Schlesien. Uns geht es gut, und wir leben so still, still fort. Die Kinder alle sind gesund. Das Herz ist mir um vieles leichter, seitdem Du Theodor gesehen hast. . . .

Die Stimmung, in der ich Dich fühle, ist gewiß die eigentliche, wahre und Dir die angemessenste und würdigste. Ich kann mich recht tief und innig in sie hineindenken. Es gibt eine Klarheit des Innern, die nur aus großer innerer Bewegung und sehr trüben Stunden endlich entspringt, durch die man zu einer inneren Freiheit gelangt, und wennschon man als Mensch mit dem Strom der Begebenheiten fortgezogen wird, empfindet man deutlich den Zusammenhang mit einer überirdischen Welt.

. . . Nun tausend Grüße und Wünsche meines Herzens. Du kennst sie, und ich brauche mich ihrer nicht zu schämen. Grüße



Graf Metternich von mir. Pauline*) und Jeanne**) überhäufen mich mit Liebe und Zuverlässigkeit.



34. Caroline an Humboldt

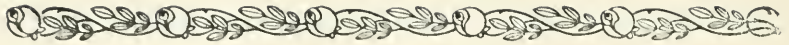
Wien, 19. Julius 1813

Ich habe gestern früh Deinen Brief vom 14. aus der Staatskanzlei und heute den vom 16. durch eine Estafette bekommen. Um 5 Uhr früh habe ich ihn empfangen, und es war mir recht süß, durch einen lieben Gruß von Dir so früh geweckt zu werden. An dem vom 14. glaube ich deutlich Spuren des Aufmachens entdeckt zu haben. Ich sage Dir das nur zu Deiner Belehrung für diesen Weg, und damit Du mir nichts ganz Geheimes auf diesem Wege sagest.

Im übrigen, mein geliebtes Leben, wirst Du schon einigermaßen aus meinem letzten Brief gesehen haben, daß ich in meinen Gedanken darauf vorbereitet bin, daß Du den Winter nicht hier sein wirst. Die nächsten Wochen lasse es für uns entscheiden, wie es mit mir und den Kindern werden wird. Wird Krieg, an dem dieses Gouvernement teilnimmt, und wird Wien von der bayrischen Seite und von Laibach aus bedroht, so gehe ich entweder nach Pest oder nach Mähren fürs erste. Daß ich nirgend lieber bin als bei Dir, das weißt Du, mein geliebtes Wesen. Wo könnte ich mich besser, freier und doch gehaltener finden? Darüber sag ich weiter kein Wort, weil ich weiß, Du kennst mein Herz und meine Liebe. Allein, da ich die heutige Gelegenheit für sicher halte, daß andere nicht lesen was ich schreibe, als Du, so lasse ich mich auch ganz gehen

*) Vgl. S. 57.

**) Herzogin Ucerenza-Pignatelli, geb. 1783, † 1876, dritte Tochter des Herzogs Peter Wiron von Kurland.



und sage rein meine Meinung heraus auf Gefahr, mich zu irren. Preußen hat in dieser Zeitperiode eine Kraft geäußert und entwickelt und zum Theil in das wirklich reelle und handelnde Leben übergetragen, die einem Preußen als die Wiege künftiger gesetzmäßiger Freiheit sehr teuer machen. Einige Jahre wolltest Du doch noch dem Vaterlande weihen. Wenn Du daher Deinen jetzigen lebendigeren Verkehr mit dem Könige, mit dem Staatskanzler benutztest, im Lande zu wirken und nach Deinem besten Wissen und Gewissen zu handeln, so glaube nicht, daß es mir unangenehm sein würde, dort zu leben. Im Gegenteil. Mit den Menschen als Menschen hat man dort lebendigere Berührungspunkte, das ist und bleibt gewiß. Mache Preußen einen wirklich ehrenvollen Frieden, so sähe ich es recht gern (*pas pour la gloriole* kannst Du wohl denken), aber alles dieser Ursachen wegen und meines wahren Interesses an Preußen wegen, wenn Du Minister der auswärtigen Geschäfte würdest, oder in der inneren Administration employiert würdest. Bis zu Deinem fünfzigsten Jahre Dich wenigstens Preußen zu geben, halte ich doch für eine unerläßliche Pflicht, zumal in so gewaltiger und ernster Zeit. Ich wünsche es aus reinem Interesse für das Gute. Nötigen Dich aber die öffentlichen Umstände, ganz zurückzutreten, so glaube mir, mein teurer Wilhelm, daß es für mich nur das Schmerzhafte haben wird, Dich für Preußen verloren zu denken (für Preußen, das mir um der Masse von schönen, wahren und heiligen Gefühlen und Empfindung des Rechts, mit dem Tausende seiner Bürger in den Tod gegangen sind oder ihr Liebstes dem Schicksal dargebracht haben, 'unbeschreiblich lieb geworden ist'); aber sonst weißt Du wohl, daß das Aufgeben einiger Bequemlichkeiten des Lebens oder einigen Glanzes, der einem mehr für andere, die man liebt, als für sich selbst etwas wert ist, mir keine harten Kämpfe kosten wird.

Ich kann Dir gar nicht genug sagen, wie lieb und immer lieber



Du mir durch alles wirfst, was Du mir über Deine Stimmung und alles das, was Du hoffst und fürchtest, schreibst. Nicht, daß ich es nicht von Dir erwartet und gewußt hätte, o nein, doch ist es süß, das alles vielfach zu hören.

Mir ist schon tausendmal eingefallen, und da ich den Brief für sicher halte, will ich's herausagen: (Du brauchst ja gar nicht darauf zu antworten) ob nicht noch jetzt mit Bayern zu negoziieren wäre? Ich weiß, daß der hier von Bayern Beauftragte noch jetzt wie zweifelhaft tut. Oh, warum hat Österreich sich dieser nicht unbedeutenden Macht versichert! Mit ihr könnte trotz der gewiß sehr großen Macht der Feinde der Ausgang nicht zweifelhaft sein, und welcher ein Gewicht könnte man haben, Bayern für seine Grenze gegen Österreich durch andere Rheinbundstaaten näher dem Rhein zu entschädigen und zu vergrößern? Mir kommt es so vor, als wenn es außer den Österreichern, die sich doch selbst einmal weit mehr als Österreicher als als Deutsche betrachten, nur zwei Kronen in Deutschlands Völkern gäbe: Bayern und Preußen, Süd- und Norddeutschland. Die übrigen sind eine Art Teig, den diese Centralpunkte an sich ziehen werden und müssen. Kann man Bayern nicht noch zurückgewinnen? . . .

35.

[Wien], 19. Julius 1813, abends 11 Uhr



Es ist mir nicht möglich gewesen, früher zu Dir zurückzukommen, mein teures, treues und geliebtes Herz. Es waren Leute bei mir, flebrichter Natur, und erst eben jetzt bin ich fertig geworden. Tausend Dank für alles, zähle ganz auf meine Diskretion. Allein was die spanischen Gerüchte*) betrifft, so ist die ganze Stadt seit acht Tagen immer crescendo voll davon,

*) Joseph Bonaparte hatte am 27. Mai Madrid verlassen. Am 21. Juni siegte Wellington bei Vitoria und zwang die Franzosen, über die Pyrenäen zurückzugehen.



und Napoleons großer Zorn in Dresden hat zuerst die Vermutung eines bedeutenden Unglücks rege gemacht. Mache nur, daß die Nachricht bald erscheine in den Zeitungen, damit sich das Publikum in langen Zügen daran ergöße. Oh, man schlägt die Leute noch lange nicht mit den Waffen, mit denen sie auch da (in den Zeitungen) geschlagen werden sollten. Alle die hämischen Artikel im Moniteur, der Vergleich Berlins mit Paris in den Jahren 1792 und 93 ist sehr böshaft. Ich wünschte sehr, daß man — nicht schimpfte, aber immer das Ungegründete, Böshafte, teuflisch Erlogene so recht aufdeckte, denn leider gibt es doch noch immer Menschen, die glauben, eine avancierte Behauptung ist Wahrheit, wenn man nichts darauf erwidert.

Zwei preziose Anekdoten muß ich Dir doch schreiben. Beide stammen von Balacheff, dem Minister der Polizei, und unbegreiflich ist es, wie Kaiser Alexander so etwas nicht verbreiten läßt. Napoleon ließ sich in Rußland durch seine Vorläufer und Helfershelfer als einen unechten Sohn Katharinas II. bei dem gemeinen Volk verkündigen und hoffte so Eingang bei den guten Leuten zu finden.

Napoleon bot [Platow*) die Provinz des Don als erblich Königreich an, wenn er seinen Souverän verlassen und verraten wollte. Platow gab Alexander den Brief, und Balacheff hat ihn gesehen.

Die Kinder grüßen Dich tausendmal, und ich liebe Dich gewiß mit inniger Liebe. Wir werden auch bald wieder zusammen sein, und meine Seele ist immer bei Dir.

Deine

Li.



*) Matwei Iwanowitsch Graf Platow, geb. 1751, † 1818, befehligte 1812 20 Donische Kosaken-Regimenter.



36. Humboldt an Caroline

Prag, 19. Julius 1813

Endlich scheint es mit den französischen Bevollmächtigten in Gang zu kommen. Caulaincourt und Narbonne sind genannt, allein der erstere freilich noch nicht da. Sie sollen große Häuser hier machen, wir werden wohl in unserer demütigen Bescheidenheit bleiben. Ich habe jetzt alle Deine lieben Briefe. . . . Pauline, die ich in Ratiborschiß gesehen, ist ganz entzückt von Dir und versichert, daß Ihr beide ganz eines Sinnes seid. Es ist immer sonderbar zu sehen, wie Menschen, die von dem ganzen Dasein eines andern gar keinen Begriff haben, sich nun so an einer Seite festhalten, und sich einbilden, sie hätten damit alles. Einem so unendlich reichen Wesen, wie Du bist, muß es mehr als irgend einem Menschen auf Erden so gehen, und ich habe es oft erlebt.

Die kleine Levi*) ist hier, und Gens hat sie gesehen. Ich habe es so hingehen lassen und werde es auch. Was nie für die Ewigkeit gemacht war, muß man einmal abbrechen. Sie wohnt hier bei einer Schauspielerin. Was sie weiter für Plane hat, weiß ich nicht. . . . Gens ist seit einigen Tagen hier, und immer bei Metternich. Indes sehe ich ihn auch täglich. Es wäre viel über ihn mündlich mit Dir zu sprechen. Die Menschen sind sonderbar, und es gehört viel eigene Stimmung dazu, immer unverändert unter ihnen hinzugehen. Hier bin ich in einer wahren Wüste und in schwieriger Lage von tausend Seiten. . . . Ich sehne mich jetzt unglaublich nach Dir. Wenn die Sachen jetzt einen Gang nehmen, der zum Gedeihen führt, so mag man auch eine Zwischenzeit länger oder kürzer in Nacht und Nebel herumirren, man wagt und erduldet dann alles. Aber, wenn es keine Zeit mehr gäbe, wo ich noch Jahre still und ruhig und nur vor allem ungetrennt mit Dir verbrächte, mein innigst-

*) Rachel Levin, geb. 1771, † 1833.



geliebtes Wesen, den Gedanken ertrüge ich nicht. Habe mich auch recht lieb, gute Zeure, es kann Dich gewiß niemand so tief, so fest, so innig im Herzen tragen, als ich, und es ist bei Gott nichts, was ich nicht immer für Dich täte und getan hätte und wirklich tat. Ich habe darum doch nie meiner Liebe zu Dir genug getan, und das macht mich oft wund und weh. Aber man tut nie genug der Liebe, man ringt immer mit dem Unendlichen, und in nichts zeigt sich o die menschliche Dürftigkeit.

Lebe wohl! Ewig Dein

S.



37. Humboldt an Caroline

Prag, 21. Julius 1813

Wir sind noch immer in der alten Lage. Heute ist indes der Sekretär von Caulaincourt gekommen. Er selbst wird erst übermorgen erwartet. Ich habe dieser Tage viel im Hause gearbeitet. Anstatt und ich haben unsere ersten Noten präpariert. Da sie gewiß bald im Moniteur stehen, so war die Sache schwierig und in vieler Rücksicht bedenklich. Ich hoffe, Du wirst mit meiner zufrieden sein, die andere ist gewiß sehr gut und hübsch geschrieben, aber meine ist gründlicher und bescheidener. Es ist dies übrigens eine Schriftstellerei, die ich gar nicht liebe, und die mir auch immer nur sehr schwer gelingt. Ich habe für diese Stücke, wo man nie eigentlich frei weg spricht, nichts ganz ausmacht, und wo man immer nur damit zu kämpfen hat, nicht zu viel und nicht zu wenig zu sagen, wenig Sinn. Noch wie ich bei Runth lernte, ging das Phrasemachen nie, und wie ich 20 Jahre alt war, hätte mich die Idee einer Note in Schrecken gesetzt. So kommt man nach und nach in das, was einem von Natur nicht ergeben ist; ich kann das wohl mit Recht vom ganzen Gesandtenleben sagen. Die Unbestimmtheit des Geschäfts, die ewige Abhängigkeit von fremdem



Impuls, der so oft eintretende geschäftige Müßiggang und die Vornehmlichkeit, alles dies ist mir eigentlich durchaus zuwider. Nur die Freiheit und die Liebe zur Fremde, die Neigung, das Vaterland von fern anzusehn, haben mich je dazu bringen können. . . .

Ich habe jetzt einen so schönen Mietswagen hier, daß mich Anstett sehr beneidet. Kommt erst der Jäger, so werde ich dem Mietskutscher Livree machen lassen und ihn durch den Neid in Verzweiflung bringen. Solltest Du aber glauben, daß man solch eine Mietskutsche, auch eine schlechte, täglich mit zwölf Talern bezahlen muß? und sie sind monatweise um nichts wohlfeiler. Es ist überhaupt sehr teuer hier. Bei der Pracht ist mir aber heut etwas sehr Schönes begegnet. Ich habe einen neuen Lohnbedienten angenommen und denke heut mit allem sehr schön in der Stadt herumgefahren zu sein. Bei Tisch sagte mir Souffrey*), warum ich denn keinen Bedienten gehabt habe? und es findet sich, daß der Lohnbediente Bürger von Prag ist, als solcher es unanständig findet, hinten aufzustehen, und daher alle meine Visiten in kurzem Trab nebenher zurückgelegt hat! Das wird die Kinder sehr amüsieren. . . .



38. Caroline an Humboldt

[Wien], 22. Julius 1813

Die Nachrichten aus Spanien, von denen wir heute etwas im Beobachter haben, und die gestern durch Briefe aus Hamburg und Auszüge aus englischen Blättern bekannt wurden, haben die größte Sensation gemacht. Die Spannung der Gemüther ist ungemein groß hier und vermehrt sich noch durch das allgemein sich verbreitende Gerücht, daß Murat sich für uns erklärt habe und an den Grenzen des Königreichs mit 40 000 Mann

*) Vgl. S. 56.



Truppen stehe, die bereit seien, in den ehemaligen Stato papale einzurücken. Einen ähnlichen Krieg, wenn es zum Kriege kommt, hat man noch nicht gesehen.

„Und die Grenzen aller Länder beben!“ oh, mein teures Herz, wie süß es ist, in dem Beben des Erdkreises ein verwandtes Leben zu kennen, mit dem man eins denkt, fühlt, auf das man ganz vertrauen kann, und das einem ganz wiedervertraut! Das gibt eine Ruhe, einen Frieden tief im Gemüt, dem nichts anderes gleich kommt. . . .

39.

[Wien], den 28. Julius 1813

Wir glauben hier aus sicherer Quelle zu wissen, daß Caulaincourt erst den 26. Julius ankommen sollte, und allerdings macht diese Verzögerung dem Publikum über das Ausgehen der Negotiationen in Prag sehr wenig Hoffnung zum Frieden. Länger als bis zum 10. August kann doch dieser unentschiedene Zustand nicht dauern? Es kommt einem doch vor, als wenn französischerseits man durchaus die Sache trainieren und dadurch mehr und mehr die moralische Kraft schwächen wollte. Das Warten, das Unentschiedene ist in allem wohl das Lähmendste. Insofern ist es französischerseits nicht übel berechnet. Hudelist [?] hat, wie ich höre, neue Friedenshoffnungen hier rege gemacht, die die wenigen Personen, die er sieht, weiterverbreiten. Es ist besonders unter den Vornehmeren hier eine niederdrückende Stimmung im Umlauf; Krieg haben und die Franzosen hier in der Hauptstadt haben, sind hier synonyme Begriffe. Mir scheint im Gegentheil, besonders wenn sich die Nachricht aus Unteritalien bestätigt, nie eine so günstige Zusammenstellung für das hiesige Land gewesen zu sein. Nur begreife ich nicht, warum ich nur immer von einem Defensivplan reden höre, nie von einem, den Feind an seiner verwundbarsten Stelle anzugreifen. Ich räsonniere vielleicht militärisch schlecht, doch aber kommt's mir einfacher und



vernünftiger vor, meinen Feind außer meinen Grenzen aufzusuchen, als monatelang auf der Lauer zu stehen, wo er mich überfallen wird.

Die kleine Levi will, wie ich höre, in Prag die Auflösung der Dinge abwarten. Sie soll sehr herunter an ihrer Gesundheit sein.

Wie mir im übrigen ist, kannst Du wohl denken, mein teures Leben, da Du mich kennst und weißt, daß das Leben mich über die höchsten und unveräußerlichsten Güter der Menschheit nur reger, nur tieffühlender gemacht hat. Der ersten Jugend verarge ich weniger den Leichtsinns über diese Dinge. Sie kann wähen und sich mit Illusionen und Gaukelbildern erfreuen. Aber bei wem der Wendepunkt des Lebens eingetreten ist, und dem da das Heilige nicht heilig, das Ernste nicht ernst ist, den kann ich nur tief bemitleiden. Ich fürchte, ein solcher Zeitpunkt ist eingetreten für den armen Genz. Ich umarme Dich, meine Seele, mit inniger Liebe und kann Dir recht aus dem Herzen sagen, daß jeder Tag zu meiner stillen, tiefen Liebe zu Dir zulegt. Gott segne Dich mit glücklichem und schönem Erfolg!



40. Humboldt an Caroline

Prag, 25. Julius 1813

Marbonne*) hat gestern mir und Anstett Visite gemacht. Wir haben ihn nicht annehmen können, haben aber die Visite gestern erwidert. In der Sache ist man damit um nichts weiter. Vielmehr schien es gestern früh auf einmal, als stände der Wiederausbruch der Feindseligkeiten plötzlich bevor. Es waren in den Verhandlungen über die Verlängerung des Waffenstillstandes in [?] plötzlich Schwierigkeiten entstanden. Die Franzosen hatten nämlich verlangt, daß einer ihrer Offiziere sollte den Waffenstillstand in den Festungen anzeigen können, und der Kaiser Alexander

*) Vgl. S. 52.



hatte sich dagegen mit Recht gesetzt, weil sie diese Gelegenheit nur wieder zu allerlei Machinationen benutzt haben würden. Hierüber war es zu sehr argen Diskussionen gekommen; Berthier*) hatte den französischen Kommissarien einen wenigstens stellenweis offenbar von Napoleon diktierten Brief geschrieben, der ein Gemisch von Insolenz, Ruhmredigkeit und wieder Furchtsamkeit war. Er hatte eigentlich doch mehr einen klagenden als drohenden Ton und schloß z. B. mit einer Stelle, daß seine Armee gar keine Superiorität über die feindliche sich anmaßen wolle, sondern nur völlige Gleichheit verlange. Auf diesen Brief wurde, da ihn die französischen Kommissarien vertraulichweise mitteilten, von russischer Seite sehr gut geantwortet und die Sache abermals abgeschlagen. Nunmehr erklärten die französischen Kommissarien, daß sie Verhaltungsbefehle fordern müßten, daß aber vermutlich der Waffenstillstand aufgekündigt werden würde, und so bekamen wir die Nachricht gestern früh aus unserm Hauptquartier. Daraus entstand nun hier große Verlegenheit, und wirklich war die Sache schlimm. An sich zwar sind alle unsere Armeen in Bereitschaft, die Sache wieder anzufangen. Allein alles ist doch einmal auf den 10. oder eigentlich mit den Aufkündigungstagen auf den 16. gerichtet. Der Kronprinz von Schweden kann auch nicht füglich eher ganz fertig sein, und was das Wichtigste ist, so ist der mit Österreich vorläufig verabredete Operationsplan von der Art, daß nur dieser Tag darin paßt. Wurde früher und so angegriffen, daß Frankreich den Angriffstag bestimmte, so erfuhren es Österreich und Schweden immer später, und es war nicht mehr das Zusammenhandeln möglich, von dem wenigstens sehr viel abhängt. Indes hätte bei einem solchen früheren Angriff Österreich immer mitgehandelt. Denn da Napoleon ihm versprochen hat, uns nicht vor dem 10. aufzukündigen, und wir gegen Österreich diese Verlängerung auch angenommen hatten,

*) Vgl. S. 34.

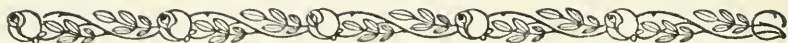


so war Österreich in solchem Fall aufs äußerste kompromittiert, auch hatte Metternich es oft versichert. Gerade vorgestern aber hatten Anstett und ich aufs neue davon gesprochen, er hatte uns aufgefordert, eine Note deshalb zu übergeben, und hatte uns gerade vorgestern im Namen des Kaisers geantwortet, daß er jeden Angriff auf uns vor dem 16. als eine Feindseligkeit gegen sich betrachten würde.

So standen die Sachen in einer ziemlich offenen Konferenz mit Metternich gestern, in der dieser verlangte, wir sollten den Kaiser Alexander zum Nachgeben über den Punkt der Offiziere bringen, Anstett, dessen Hauptzweck ist, immer den armen Nesselrode*) in ein übles Licht zu stellen, darin einging, ich aber behauptete, Metternich müsse sich an Frankreich wenden und dies zwingen, von seiner Forderung abzustehen, da der Kaiser Alexander sich unmöglich nach einer Drohung solch ein Dementi geben könne, das nur die Franzosen immer zu neuen Forderungen bewegen würde. Wir waren kaum auseinander gegangen, als Narbonne anzeigte, der Kaiser Napoleon habe am 23. über den Punkt der Offiziere nachgegeben; nun macht er zwar noch Forderungen wegen des Ravitaillements**) der Festungen, allein vermutlich wird nun dennoch der Waffenstillstand geschlossen sein. Aus der Depesche von Narbonne geht nicht recht deutlich hervor, ob nicht Narbonne jetzt allein unterhandeln soll und Caulaincourt vielleicht gar nicht kommt. Gewiß ist nur, daß Napoleon wieder ganz willkürlicher- und sonderbarerweise nicht eher einen Unterhändler hierher schicken will, ehe nicht der Waffenstillstand wirklich bis zum 10. abgeschlossen ist. Noch äußert er seit Metternich in Dresden war eine ganz wunderbare Meinung, nämlich, daß keine Unterhandlung weniger als 40 Tage dauern kann. Dies, verbunden mit seinen Zögerungen,

*) Vgl. S. 29.

**) Versorgung mit Lebensmitteln und Munition.



hat offenbar keine andere Absicht, als eine neue Verlängerung des Waffenstillstandes. Diese aber wird ihm nicht gelingen; denn Österreich muß sich bis zum 10. erklären und fühlt auch selbst die Nothwendigkeit so sehr, daß es gewiß keinen solchen Antrag erhören wird. Wenn man Metternich reden hört, so ist an nichts anderes, als an den Krieg zu denken, mir ist die Sache für Österreich aber doch noch nicht ganz entschieden. Denn so wie Napoleon plötzlich über den Punkt im Waffenstillstande nachgegeben hat, kann er es auch in Ansehung der von Österreich gewünschten Friedensbedingungen tun, und dann steht die Sache mißlich. Es ist freilich wahr, daß Österreich in der möglichst schlimmen Lage ist, wenn alsdann wir den Krieg fortsetzen, und wenn Metternich bisher in diesem Fall der Meinung war, Frieden zu machen, so kam es wohl daher, weil er glaubte, wir würden nie den Mut haben, allein fortzufahren. Seit den Unterredungen in Trachenberg aber und den letzten Ereignissen in Spanien hat er diese Meinung vermutlich verloren, und Geng z. B. glaubt gewiß, daß er jetzt nicht Frieden machen würde, wenn er es nicht zugleich mit uns tun könne. Indes sehe ich noch anders und werde mich vor dem 10. des Allianztraktats, des Ziels aller unserer Wünsche und aller meiner Bestrebungen seit vorigem Herbst, nicht gewiß halten. Ich hoffe immer wie sonst alles einzig und allein von der Hartnäckigkeit Napoleons.

So, liebe, teure Seele, weißt Du alles und weit mehr als die meisten Sterblichen hier. Ich weiß, daß es bei Dir gut aufbewahrt ist, und spreche gern mit Dir über das, was Dir und mir so nahe am Herzen liegt. Ich habe erfahren, daß Lebzelter selbst nach Wien geht, und so habe ich Dir sagen können, was sonst unmöglich gewesen wäre. Ich antworte aus dem gleichen Grunde auch auf Deinen neulichen, mir durch Hardenberg zugekommenen Brief heute umständlicher. Ich werde nicht versäumen, Schritte zu tun, um ins Innere, d. h. sei es auch als Rabinettsminister zum



König und Hardenberg zu kommen, allein zwei Dinge werden mir sehr stark im Wege stehen; eins, daß ich viel Schwierigkeiten zu überwinden haben werde, um dazu zu gelangen; dann, daß ich zum Teil schrecklichen Verlegenheiten entgegensetze, wenn es dazu käme. Die Schwierigkeiten sind: daß Hardenberg die Sucht hat, alles allein zu machen, daß ich zweifle, daß der König ganz gut jetzt auf mich zu sprechen ist, und daß mir Leute bei ihm ohne allen Zweifel schaden. Solange ich jetzt bei Hardenberg war, hat er mich frei schalten lassen, und unser Wiener Hardenberg hat mich oft den Vizestaatskanzler genannt. Er hat keine Geheimnisse vor mir gehabt und hat mich immer mit zum König genommen. Allein es ist ganz etwas anderes, nur so auf eine Zeitlang dort zu sein, ich arbeitete zwar alles, aber für ihn und für seine Unterschrift, und ich hatte kein Recht, mich von selbst in etwas zu mischen. Auch nur einen Teil seiner Funktionen auf mich zu übertragen, würde er schwer sich entschließen. Die Leute, die ihn umgeben, vorzüglich Beguelin*) und seine Frau**) sind mit ungemeiner Aufmerksamkeit mit mir umgegangen, weil sie das Vertrauen sehen, das ich besaß, allein sie haben genug bemerkt, daß ich nicht ihres Gelichters bin, und daß sie nicht blieben, wenn ich frei handeln könnte. Es kann daher kaum fehlen, daß sie nicht schon vielleicht meine jetzige Abwesenheit benutzt haben sollten, um den immer schwachen Mann darauf aufmerksam zu machen, daß ich wohl andere und weitergehende Zwecke haben könne.

Der König war ungemein mit mir zufrieden, als ich kam, er ist es jetzt gewiß nicht mit dem Staatskanzler. Hätte ich mich mit Ancillon***) und Knesefbeck verbunden und wäre in des Königs

*) Heinrich v. Beguelin, geb. 1765, † 1818, Geheimer Staatsrat, zuletzt Chef der Oberrechnungskammer.

**) Vgl. S. 40.

***) Vgl. S. 56.



Ideen eingegangen, hätte ich nur geantwortet, wie er auf den armen Staatskanzler stichelte, ich hätte es wohl dahin bringen können, mich gegen den Staatskanzler festzusetzen.

Der König hatte, bis ich ihn verließ, zwei schreckliche Grundsätze: der Friede ist das beste, und ohne Österreich muß man jeden annehmen (seit Trachenberg hat sich das verändert). Er wußte, daß ich ganz entgegengesetzter Meinung war, und dies hat ihn zuerst gewiß abwendig gemacht. Schon bei meiner Audienz in Rudowa kam es mir deutlich vor, als stichelte er auch auf meine Illusionen und Exaltation. Meine genaue Verbindung mit Hardenberg, die ich notwendig eingehen mußte, wenn ich in dem damaligen weit kritischeren Augenblick, als der jetzige ist, die Sache aufrecht halten wollte, kann mir bei ihm nur geschadet haben. Denn wegen Gneisenaus, den er nicht liebt, und der der erste Almant der Beguelin war und täglich beim Staatskanzler ist, hält er den Staatskanzler für von Tugendfreunden umgeben und vermischt mich auch sehr leicht damit. Um ihn sind Ancillon und Knesebeck mit Recht meine geschworenen Feinde, weil ich sie zu entfernen arbeite. Sie sind es zugleich des Staatskanzlers, und wüthen unter dem Namen des Tugendbundes gegen alle bessere und kraftvolle Menschen. Gegen Knesebeck ist nun die Mine völlig angelegt, und wenn der Staatskanzler genug Kraft und Tätigkeit hat, oder ich zu rechter Zeit zurückkomme, so muß sie springen. Es soll dafür der Boyen an die Stelle, den Du kennst, und der, wenn auch kein Genie, doch sehr tauglich ist. So liegen die Dinge da. Allein wenn ich nun darin wäre, käme ich in die härteste Kollision mit dem Staatskanzler. Denn so eng mit ihm verbunden, könnte ich nicht ohne den allgemeinen Vorwurf bleiben, alle den Unfug, der dort getrieben wird, mit anzusehen. Man kann den Staatskanzler bloß in seinen Gesinnungen billigen, alles übrige, wie er es anfängt, ist im höchsten Grade tadelnswert. Er umgibt sich mit theils schlechten, theils unbedeutenden



Menschen, will alles selbst machen und läßt daher alles liegen, läßt aus Gutmütigkeit die größten Mißbräuche zu, und vertändelt eine entsetzliche Zeit mit der Dame, das Ärgernis abgerechnet. Seine ganze Stelle, wie er sie geschaffen hat, ist ein Verderbniß und kann nicht dauern. Ganze Departements, wie das auswärtige, essen ihr Brot in Sünden, weil man sie von nichts unterrichtet, in nichts eingeht und nur müßig ernährt. Kurz, es kann und wird nicht gehen. Allein es ist auch keine Aenderung möglich. Denn er müßte fort, da er sich nun einmal gewiß in keinen anderen Gang einzwängen läßt. Das einzige, vielleicht noch denkbare wäre, einen Theil der Geschäfte zu retten, indem man sie ihm entrisse. Wer nun, wie ich, gar als Folge seiner Freundschaft mit ihm hineinkäme, wäre gar sehr übel daran. Es wäre unedel, gegen ihn zu handeln, und konsequenter Einfluß würde immer durch seine schlechten Umgebungen vereitelt werden. Er hat im Lande keinen guten Ruf und kann ihn nicht haben, ich mag schon bei manchen durch meine Verbindung mit ihm verloren haben und habe mich nur der offenbaren Nothwendigkeit wegen darüber weggesetzt. Also auch von dieser Seite wäre die Sache sehr schlimm. Indes weiche ich keiner schwierigen Lage aus, nur müßte ich sie doch so sichern, daß ich nicht selbst bloß zu einem Werkzeuge in fremden Händen würde. Wenn jetzt die Unterhandlungen hier aus sind, kommt für mich ein entscheidender Augenblick. Ich werde darauf antragen, mich im österreichischen Hauptquartier zu lassen, allein zugleich meinen anderen Zweck betreiben, doch zweifle ich, daß besonders jetzt es gehen sollte. Man wird immer vorschieben, daß ich im Hauptquartier nötiger sei.

Ich schicke Dir, liebes Kind, was Dir gewiß große Freude machen wird, einen langen Brief von Schlabrendorff aus Paris an mich. Der, von dem darin die Rede ist, ist Beguelin. Auch allgemeine Bemerkungen über den Krieg, von denen ich mehrere



Abschriften genommen habe, und die sehr gut sind. Das alles ist mir zugekommen durch die Schlabrendorff, die auf einmal von Paris hier erschienen ist. Sie ist noch immer wie ein dreimal gewaffneter Dragoner, und ich habe ihr ernstlich geraten, aufzusitzen und in den Krieg zu ziehen. Sie ist nicht einen Augenblick verändert, denn daß sie etwas älter und magerer ist, fällt einem nicht auf, da sie einem gleich sagt, daß sie jetzt gar kein Geschlecht mehr habe. Sie hat in Paris bei Fould ihre Schuld flott gemacht und kommt mit 7000 Frank beladen zurück. Von Alexander erzählt sie sehr komisch. Er ist gar nicht zu ihr gekommen. Endlich hat er sie am Tage von ihrer Abreise besucht, und sie weiß sehr gut nachzumachen, mit welchen Gestikulationen er ihr gesagt hat, daß er nicht gekommen sei, weil er gefürchtet habe, bei ihr für einen Landesverräter zu gelten, hierauf hat er auf Paris und die Franzosen geschimpft, von seiner Armut gesprochen und sich so weislich zurückgezogen. Die kleine Levi hat sich gleich zur Schlabrendorff gefellt, und ich habe sie dort gesehen. Sie ist ziemlich unverändert. Sie soll Dir, wie sie der Schlabrendorff versichert hat, heute schreiben, um Dir einen Menschen zu empfehlen. Sie hat mich sehr agaciert, allein was soll man mit der Judenmamsell? Genß versichert zwar noch immer, sie sei die geistreichste Frau auf Erden. Man muß auch des Geistes entbehren können. Ich bleibe also unerbittlich.

Lebe herzlich wohl, und umarme alle Kinder.

Ewig Dein

H.

Die Ankündigung der Unterhandlungen in Prag in der „Berliner Zeitung“ ist wörtlich die meinige. Nur das vom Waffenstillstand ist später hinzugefügt.





41. Caroline an Humboldt

Wien, 1. August 1813

aß, was Du erwähnst, was in Neumarkt vorgefallen, hat mich wegen der bewiesenen Festigkeit ungemein gefreut. Was mag wohl die Ursache der Zusammenkunft in Mainz*) sein? Ich vermute beinah, daß dies eine Einleitung zu einer sentimentalen Farce sein soll. Die Nachrichten aus Dresden sagen uns hier, daß die Englisch-Spanische Armee in Pau und in dem ganzen Departement eingerückt sei.

Ich sage nichts über mein Inneres, und wie mir jede Stunde so verhängnisvoll vorkommt, die dahin geht. . . .

Über alles, was mein Brief durch Hardenberg enthalten hat, lasse ich mich nicht weiter aus. Ich habe das Gesagte weder aus Lust nach Neuerung, noch aus Eigenliebe gesagt, das weißt Du. Ich werde überall glücklich sein, wo ich mit Dir bin. Aber aus reinem Interesse für das Gute wünsche ich, daß in dem Lande, zu dem Du gehörst, ein Denkmal Deiner Gefinnung, Deines Herzens und Verstandes bleibe. Ein edler Mann, recht auf seinem Plaze, bildet in kurzem einen Kreis von ähnlichen Menschen um sich, und im flüchtigen Leben ist das das einzig Bleibende, was andre belebt und befruchtet hat, daß sie mit lebendiger Tätigkeit es weiter pflanzen.

Nach einigen Jahren gehen wir dann in die Schatten der Bäume, die wir selbst über der Hülle der Liebsten gepflanzt haben, und die uns beschatten werden nach den heißen Tagen des Lebens. — Das alles wird sich künftig entwirren. Allein wissen muß man doch, daß nach diesem Kriege die wichtigste Periode für das Land anhebt, von dem die Rede ist. . . .



*) Zwischen Napoleon und Marie Louise.



42. Humboldt an Caroline

Prag, 29. Julius 1813

Du wirst nunmehr, liebe Li, meinen ausführlichen Brief empfangen haben, welchen Dir Lebzelttern überbracht hat. Seitdem haben sich die Dinge hier wieder geändert und können nun endlich zu einer Entscheidung kommen. Caulaincourt ist wirklich angelangt und hat gestern schon mit Narbonne bei Metternich gegessen. . . .

Ich habe heute früh Deinen lieben, teuren Brief Nr. 19 bekommen und danke Dir unendlich dafür. Wohl hast Du Recht, daß es ein unendliches Glück ist, ein verwandtes Leben zu kennen, mit dem man durch unbeschränktes, wechselseitiges Vertrauen verbunden ist. Wie die Dinge auch kommen mögen, so bleibt uns dies und mit ihm das Schönste und Beste. Wenn ich das stille und äußerlich bedeutungslose Leben bedenke, mit dem wir unser Zusammensein begannen, so kann ich manchmal nicht von dem Staunen zurückkommen, daß wir uns jetzt müssen in den kritischsten Moment Europas verwickelt finden, in dem jede Stunde jetzt die größten Ereignisse herbeiführen kann. Bis zum 10. muß das Dringendste und Höchste entschieden sein. Nie hat eine kürzere oder gleich kurze Zeit so großen Ereignissen die Bestimmung gegeben. Der Waffenstillstand ist nunmehr verlängert, die Schwierigkeiten sind beseitigt, und die Verhandlung ist unterzeichnet. Vor dem 16. können daher die Feindseligkeiten nicht angehen. . . .

Motherby*) antwortet mir in einem unglaublich verspäteten Brief, und ich schicke ihn Dir, weil er ungeheuer patriotisch ist. Ich lege auch ein Zettelchen der Frau bei. Du kannst beides zerreißen. Die Schlabrendorff ist zu meiner großen Erbauung abgereist. Sie ist entsetzlich ermüdend und ganz in der alten Manier: Haß und Klatschereien in jedem Augenblick, wie ein irrender

*) Arzt in Königsberg, in dessen Haus Humboldt 1809 gern verkehrte.



Ritter gegen alles vermeintliche Unrecht gewappnet. Gustav soll wohl sein, aber mehr in seine Stube, als je, versinken. Der Bart wächst, sie versichert, er geht ohne Hemde, und nur um 10, 11 Uhr abends geht er zum Restaurateur. Es ist unendlich schade, daß so viel Charakter und Geist gewissermaßen so ganz untergeht. . .



43. Humboldt an Caroline

Prag, 31. Julius 1813

Sch werde nur einige Minuten haben, bis mein böhmischer Sprachmeister kommt, den ich nicht gern versäume, allein ich kann es mir nicht versagen, Dir für Deine beiden lieben Briefe auf das innigste zu danken. . .

Ich habe eben einen bloßen Kaufmannsbrief von Gropius*) mit der Anzeige bekommen, daß der Fries aus dem Tempel des Arkadischen Apoll soll 1814 in Zante verkauft werden.**) Es ist eine gedruckte Beschreibung des Frieses dabei. Ich schicke Dir alles, sobald es abgeschrieben ist. Gott, wie einen das hinzieht in die Stille der Trümmer und die edlen Gestalten des Altertums! Ich kann es nicht leugnen, und es muß tiefer liegen als bloß in früher Jugendbeschäftigung, das Altertum ist das einzige, was mich eigentlich ganz lebendig ergreift, und ich bin im reinsten und eigentlichsten Verstande ein echter Heide, ein vollständiger Gegensatz gegen alles Moderne, das Mittelalter mit eingeschlossen, und was sich darauf gründet. Was vorgegangen ist, seit jene Zeiten vorüber sind, und in den beiden einzigen schönen Ländern des Erdballes, kommt mir nur immer vor, wie ein verwirrtes Gären von

*) Der Kupferstecher Gropius hatte Humboldt als Hofmeister der Kinder 1799 auf der Reise nach Spanien begleitet.

**) Der berühmte Fries vom Apollotempel in Phigalia, der dann ins Britische Museum kam.



Kräften oder maschinenmäßiges Aufbauen toter Formen oder im besten Verstande die Bewegung eines edlen Sinns in Fesseln der Not und der Pflicht. Ich bewege mich mit und theile es, achte was andere tun, und bleibe treu mitten drin, aber das eigentliche Leben ist ein Nichts von allem dem, es liegt auch hier schon nur immer jenseits. Und, wenn man bedenkt, daß in so vielen anderen Dingen das Höchste und Beste auch immer jenseits liegt, daß selbst die Liebe, das Reinste und Selbständigste, sich fast nie in ihrem wahren Wesen in dem Augenblicke der Gegenwart verklärt, so wird man tief inne, daß das wahre Glück nur aus Wehmut und Sehnsucht besteht und der Meeresluft gleicht, die einen von fernen Küsten her anweht.

Ich möchte darum nicht jetzt in Italien oder Griechenland sein. Die Gefühle der Wirklichkeit und die Ansprüche des Idealischen sind oft in Streit miteinander. Aber die letzten sind wie edler Frauensinn, der zurücktritt, schweigt und entbehrt und seine Welt geschlossen in sich hat. Das erste Recht fordert die Treue, mit der ich ohne alle Rücksicht auf die Menschen und ihr Sein nicht einmal vom Boden weiche, der mich geboren hat, wenn er meiner bedürfte. Und so geht denn in der Genugthuung des Handelns und in dem Genuße der Sehnsucht das Leben hin, und das bloße Verfließen der Zeit macht, was ich unendlich in Anschlag bringe, mit jedem Moment die Weltansicht bedeutender. Aber wenn mitten darin mich Laute aus jenen einzigen Zeiten und Regionen berühren, so kann mich ein Zittern ergreifen, wie ein Bewußtsein entrückten Paradieses und verlorener Anschuld, und es bedarf Zeit, sich wieder in das alte Gleichgewicht zu wiegen. Ich freue mich im voraus, wie Dir die Tempelbeschreibung gewiß sehr gefallen wird. Ich werde auch eine Abschrift an Goethe schicken, damit sie in Deutschland bekannter wird.

Goethe ist, wie mir die Nette (von der gleich mehr) sagt, sehr verdrießlich in Teplitz. Ich kann mir seinen Zustand denken. Er



hat eigentlich kein Gleichgewicht in sich, er ist schwach in der Wirklichkeit, und dann gilt das Idealische nur im Moment der Begeisterung und durchdringt nicht jeden Moment des bloßen einfachen Lebens. Da er sich nicht anschließt, können es auch andere nicht, und so nötigt ihn gerade die Unfähigkeit, recht allein zu stehen, allein zu bleiben. Sein Schreiber, viel weniger als Riemer, aber doch so in dieser Art, ist krank in Karlsbad zurückgeblieben, wohin aber Goethe auch kommen wird.

Die Recke geht — sie kommt aus Karlsbad — nach Nachod, wo ihr die Sagan ein Schloßzimmer einräumt. Sie will dort fürs erste bleiben. Es ist kein beneidenswürdiger Aufenthalt. Tiedge*) ist bei ihr, wie immer. Sie verläßt Prag morgen schon wieder und ist heute mit uns bei Metternich. Sie grüßt Dich tausendmal. Sie hat sich gar nicht verändert und ist wirklich über Zeit und Ewigkeit hinaus.

Der Herzog von Vicensa**) hat gestern Visite gemacht. Wir waren heut wieder da, alles in unsichtbarer Gravität. Unser erster Notenwechsel ist auch geschehen. Sie scheinen aber alles erst ihrem Hof zu schicken, so kann wenigstens nicht viel bis zum 10. geschehen. Der Kaiser wird erst am 5. zurück erwartet. Bis dahin zweifle ich, daß etwas mehr als ein unnützes Geschreibe geschehen wird. Hernach werden einige Dinge wie Bomben kommen, und dann wird das Feuerwerk zu Ende sein. Über den 10. dauert die Unentschiedenheit nicht.

In Hedemanns***) Brief wirst Du einiges über Theodor finden. Es ist merkwürdig, wie gut Hedemann schreibt, so der reine Abdruck eines einfach edlen Gemüths. Über die Waffenstillstandsverlängerung hat er Unrecht, sich zu entrüsten. Es muß nach dem ersten Krieg eigent-

*) Vgl. S. 6.

**) Caulaincourt. Vgl. S. 52.

***) August v. Hedemann, geb. 1785, † 1859, Adjutant des Prinzen Wilhelm, später Schwiegersohn Humboldts.



lich ein neuer Krieg folgen, und zwischen beiden war diese Pause unvermeidlich. Anders war es mit dem ersten Waffenstillstand.

Mein maître ist gekommen, lebe wohl, liebe teure Seele. Ewig,
ewig Dein S.



44. Caroline an Humboldt

Wien, 6. August 1813

Mein theures Herz!



ch konnte gestern nicht dazu kommen, Dir zu schreiben, und tue es daher heute. . . .

Die Abschrift über den gefundenen Fries hat mich ausnehmend gefreut. Ja, wohl muß das eine einzig schöne Gegend sein, und man sehnte sich wohl, nach den Stürmen der Zeit, Stürme, die doch eigentlich nicht den Charakter von etwas Großem haben, auszuruhen, da, unter den hohen Gestalten des Altertums. Ich meine nicht, daß die Anstrengungen der Völker jetzt nicht etwas Großes und Gewaltiges hätten, — aber die Leidenschaften, die diese Anstrengungen erregt haben, tragen durchaus, meiner Meinung nach, nicht den Charakter der Größe.

Bröndstedt*) erzählt mündlich viel Schönes und Herrliches von Griechenland, und es tut mir doch darum recht leid, daß Du ihn nicht gesehen hast.

Goethe bedaure ich. So an der Reize des Lebens unzufrieden mit der Welt und ihrem Bestreben zu sein, muß sehr bitter sein. Es kommt bei ihm, glaube ich, doch alles aus der Bequemlichkeit ursprünglich, aus der Bequemlichkeit, die Schwäche erzeugt.

Der Brief von Schlabrendorff hat mich innig gerührt. Er schreibt, wie er spricht, und ich meinte, seine liebe Stimme zu hören und sein liebes Gesicht zu sehen. Ob ich ihn wohl noch einmal

*) Dänischer Archäolog, geb. 1780, † 1842, war 1809 und 1810 in Rom.



wiedersehe im Leben? Denn trotz aller Pausenanstalten kommt er doch von Paris nicht weg. Die Gräfin Schlabrendorff amüsiert mich in der Idee, ich habe diese umgekehrt mit dem Onkel lieber in der Idee als in der Wirklichkeit.

Die arme kleine Levi! es wird sie doch schmerzen, daß Du so unerbittlich gegen sie bist. Sie hat mir geschrieben und mir einen Menschen empfohlen. Von Dir schreibt sie wunderhübsche Sachen.

Sa, wohl ist der Brief von Motherby*) patriotisch. Es muß eine liebe Familie sein, und daß sie Dich so lieben, macht sie mir allein sehr wert.

Und so geht nun ein Tag nach dem andern hin. Die Welt liegt mir wie erstarrt da, ebenso ist's mir moralisch wie oft physisch vor einem Gewitter: man atmet kaum. Dunkles Schicksal, wohin wirst Du uns führen, und wird es beschworen werden durch die Hingebung im Kampf und Tod so vieler edler Menschen?

Lebe wohl, meine Seele.

Ewig Dein.



45. Humboldt an Caroline

Prag, 9. August 1813

Sch habe sehr viele und nicht angenehme Beschäftigungen gehabt, liebe gute Li, und das hat mich gehindert, Dir zu schreiben. Ich weiß nicht einmal, ob ich heute dazu kommen werde. Du fühlst, teure Seele, daß ich Dir durch eine solche Gelegenheit nicht eigentlich und ordentlich sagen kann, was ich möchte, allein es geht bis jetzt alles gut, und ich hoffe, es wird nichts Widriges eintreten. Wenigstens aber haben der Zufall und ich es so geleitet, daß, wenn es einträte, ich rein wie die Sonne daran bleibe. Aber es wird nicht sein.

*) Vgl. S. 82.



Die Armut vieler Leute übersteigt allen Glauben. Hier ist eine Frau v. Marwitz, die Frau dessen, der wegen einiger zu freien Äußerungen in Spandau saß,^{*)} aber ein tüchtiger Offizier und sehr braver Mann ist, und der jetzt eine Brigade Landwehr kommandiert. Sie ist eine Gräfin Moltke**), war Hofdame der Königin und stand bei dieser und der Berg und der ganzen Gesellschaft in großem Ruf von Charakter und Verstand. Sie hat ein Kind, und mit einem ist sie hier niedergekommen. Sie wohnt sehr mittelmäßig und scheint mit äußerster Sparsamkeit zu leben, so daß sie weiß, was alles kostet. Ich war gleich anfangs und hernach nicht mehr bei ihr gewesen, weil ich sie hier zuerst sah. Vorgestern schrieb sie mir und bat mich, zu ihr zu kommen — sie geht fast nie von ihren Kindern — und entdeckte mir, daß sie gar kein Geld mehr habe, und bat mich dringend, ihr 400 Taler Kredit zu verschaffen. Du fühlst, wie weit man sein muß, einen fremden Menschen, der einen nicht einmal gewöhnlich besucht, so anzugehen. Wenn, wie man doch wieder wünschen muß, der Krieg fort dauert, sehe ich gar nicht ab, wie diese Personen leben wollen.

Du weißt, daß die Levi einmal in Gens verliebt war, das hat wieder angefangen, und sie schreibt ihm die rührendsten Briefe, die ihn sehr quälen, denn er macht sich im Grunde, wie er auch sie im Sprechen vergöttert, nichts aus ihr, und sie hat nichts davon, als die großen Worte, die sie nicht hört. Neulich habe ich aus Spaß ihm bewiesen, daß er sie recht gut ganz glücklich machen könnte, indem er sie des Abends zur Sagan brächte, da sie darüber immer so klagt gegen ihn, daß sie nicht mit vornehmen Leuten umgehen könnte, und er ist über den Gedanken so weichherzig geworden, daß er mich gebeten hat, aufzuhören, davon zu sprechen. Seine Milde

^{*)} Friedrich August Ludwig v. der Marwitz, geb. 1777, † 1837.

^{**)} Vgl. F. A. L. v. der Marwitz, ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, 1908. I. S. XXXIV.
88



und sein Mitleid mit allem Unglück seiner Freunde und seine Schwäche und egoistische Furchtsamkeit, davon abzuhehlen, im Kampf miteinander zu sehen, ist eine überaus komische Sache.

Die Wolzogen schreibt mir mit einer Art Jammer, daß sie Adolf*) nicht mehr zurückhalten kann. Sie fürchtet, er werde, wenn sie ihn länger hielte, blind hineingehen. Ich habe ihr geantwortet, daß das eben auch kein Unglück sei.

Lebe herzlich wohl, und erhalte mir Deine Güte und Liebe.



46. Caroline an Humboldt

Wien, 9. August 1813

Goeben hat ich Theodor seine Büchse und ein paar sehr schöne Doppelpistolen durch Herrn v. Rochow geschickt. Denke nur, der Rochow, derselbe, der vor zweieinhalb Jahren hier war, ist seit acht Monaten in Rom. Er saß im April schon im Wagen, als ihm die Polizei andeuten ließ, er könne nicht fort und sei Kriegsgefangener. Durch alle Nachrichten des Monats Mai ist nun der arme in eine Art von nagender Melancholie gefallen. In solchem Zustand der Dinge entschließt sich Ramdohrs**) Frau zurückzugehen, weil Ramdohrs gar kein Geld mehr aus Deutschland empfangen, und ihre Ausgaben durch eine Vermehrung der Familie (sie ist guter Hoffnung) noch zunehmen. Die kleine Frau, gerührt durch Rochows Seelenzustand, entschließt sich, ihn mit als Bedienten zu nehmen. Und gesagt, getan. In weniger wie elf Tagen kommt sie hier mit ihm an, und Rochow geht nun heute ins Hauptquartier, um Dienste zu nehmen, und hat Briefe und Pakete dahin mit-

*) Einziger Sohn Caroline v. Wolzogens.

**) Baron Ramdohr, Kunstschriftsteller, bereiste 1810 und 1811 Italien und versah später in Rom die Gesandtschaften, geb. 1752, † 1822 als preussischer Gesandter in Neapel.



genommen und Theodors Waffen. Die Ramdohr ist eine artige, kleine, nicht hübsche und nicht häßliche Frau, sehr lebhaft, sehr eingenommen von Rom, sehr besorgt um ihr weiteres Fortkommen, sehr ermüdet von der zehntägigen Tag- und Nachtreise. Ich habe ihr das grüne Zimmer angeboten auf ein paar Tage, sich auszu-ruhen, und sie hat es mit großem Dank angenommen und amüsiert die Kinder durch alle ihre Geschichten von Rom. Ich hoffe, Du wirst nichts dagegen haben. Allein ihr verlassener Zustand rührte mich sehr, und die Bravheit, den Rochow befreit zu haben, dachte ich, muß man doch auch belohnen. Sie will nach Hannover gehen. Sie hat sich eigentlich durch die Reise hierher Schaden in der Zeit und im Gelde getan. Nicht wahr, Du bist nicht böse, daß ich ihr hier einige Tage Ruhe gegeben habe?*)

Wie mir übrigens die Tage hingehen, wie es in meinem Innern aussieht, kannst Du, der Du mich kennst, wohl denken. Wenn die eben hinfließenden Stunden Kämpfe gebieten, so werden sie blutig sein. Man trägt in das Gefühl des Lebens keine Einheit, wenn man die Gegenwart sozusagen nicht schon als gewaltige Geschichte betrachtet — ach, die Schmerzen des Herzens, die, die es treffen, und die, die es ahndet, widerstreben dieser großen Ansicht, und doch drängt sich's einem mit jedem Moment auf, daß es so ist, und daß das gewaltige Schicksal jeden Moment, den des unaussprechlichsten Schmerzes wie den der höchsten Freude, nur immer zurückdrängt in die Vergangenheit. So geht es vorwärts, entgegen dem stürzenden Strom der Zeit, und die abfließenden Wellen nehmen uns bald vielleicht mit in ihre Rühle. — Wenn die Anstrengungen der Lebenden Geistesfreiheit, Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Menschlichkeit zurückbringen dem künftigen Geschlecht, so muß

*) Diese Ruhetage dehnten sich bis zum 24. April 1814 aus, nachdem Frau v. Ramdohr am 12. Februar im Humboldt'schen Hause einer Tochter das Leben gegeben hatte.



man glücklich preisen die, die mit ihrem Blut so Hohes und Schönes erringen. Von dem Glauben soll mich nichts trennen, daß nur das Gute siegt, und daß kein schönes, reines Gefühl in dem Menschen, der es ernst mit sich meint und Eitelkeit und Selbstsucht in sich niederkämpft, verloren geht.

Die Wolzogen tut mir in ihrer Ansicht, und wie ich ahnde, daß es in ihrem Innern ist, eigentlich recht weh. Sie ist nie recht in ihrem Innern mit dem Schmerz ins Klare gekommen, sie hat sich ihm nie so willig hingegeben, daß er, nachdem er das Tiefste der Brust zerrissen, sie befruchtet hätte mit himmlischer Klarheit und Licht. Was Adolf betrifft, so hast Du ihr, glaube ich, den besten Rat gegeben, der in diesem Moment zu geben war. Ist's aber nicht merkwürdig, daß beinah kein uns bekanntes Leben nicht mit in den Strudel gerissen wird? Von Lolos*) Söhnen hört man noch nichts. Carl ist, glaube ich, etwas weichlich, aber Ernst, glaubte ich immer, würde teilnehmen an dem großen Kampf. Der Vater dieser jungen Leute wäre selbst mitgegangen, lebte er noch und hätte einen Rest von Gesundheit.

Lebe wohl, mein theures, vielgeliebtes Herz. Alles Gute sei mit
Deinem Leben. Deine Caroline.



47. Caroline an Humboldt

Wien, 10. August 1813

Uso heute, mein liebes, theures Herz. Man denkt gar nichts anderes und lebt wie versunken in die Wichtigkeit des Moments. Wie man sonst lebt, kannst Du begreifen. Es ist ein sonderbares Gefühl, das Größte entschieden zu wissen, und doch eigentlich noch nicht die Entscheidung zu kennen. . .

Die Levi schreibt, wie sie zu der Gräfin Schlabrendorff zurück-

*) Charlotte v. Schiller.



gekommen sei, sitzt Herr v. Humboldt da. „Er behandelte mich äußerst gleichgültig, bekannt und nicht unhöflich, war sehr launig, und wir mußten in der kurzen Zeit lachen. Doch finde ich ihn anders als sonst. Er sieht sehr wohl aus, und wenn es sich für einen Menschen seines Alters schickte, so würde ich sagen, er hat mehr Aplomb wie ehemals, selbst sein Scherz ist ihm gleichgültiger, und wenn er ihn sonst mit einer gewissen Schnelle sagte, die diese Gleichgültigkeit dramatisch darstellen sollte, so ist es jetzt reine Natur, und nun ganz graziös.“

Diese letzte Bemerkung habe ich erstaunend hübsch gefunden.

Metternich schreibt sehr hübsche Briefe hierher über Gents an die Flora:*)

„Gents a peur de la paix pour les conséquences qu'elle peut entraîner, de la guerre pour les chances qu'on doit courir, des journées froides pour le rhumatisme, des chaudes pour l'orage etc. etc.“

Adieu, mein Herz, meine liebe Seele. Wie süß wäre es, Dich zwischen dem 20. und 25. zu sehen! Lebe wohl. Ewig mit derselben Liebe

Deine Caroline.



48. Humboldt an Caroline

Prag, 11. August 1813

Alles ist entschieden, liebe Li. Ich bin heute um 1 Uhr früh von Metternich weggegangen und habe einen Kurier expediert. Der Waffenstillstand ist aufgekündigt, der Krieg ist von Österreich an Frankreich erklärt. Narbonne und Caulaincourt haben ihre Pässe bekommen. Man müßte von neuem verderben, um die Hoffnungen, die sich darauf gründen, wieder zu vernichten. Ich hoffe, man wird es nicht.

*) Gräfin Wrba.



Ich stehe auf dem Punkt, den ich zu erreichen wünschte. Ich habe jetzt eine wichtige Sache im Leben durchgesetzt; wenn ich das sage, meine ich indes doch nicht, daß ich sie eigentlich gemacht hätte. Andere Menschen haben ebensoviel als ich beigetragen, die Umstände mehr, und Napoleon am meisten. Allein ich bin doch eigentlich der einzige, der die Beruhigung genießt, von Anfang an die Sache keinen Augenblick verlassen zu haben; ich habe überdies immer mit demselben Geiste, seit ich nach Wien kam, gewirkt und auf diesen einen Punkt hingearbeitet, und dadurch denn doch sehr die, welche am Ende handeln mußten, in das rechte Geleis geführt und darin erhalten. Mehr Verdienst maße ich mir nicht dabei an.

Da ich Dir heute durch Pilat*) offen und frei reden kann, so will ich Dir das Bedeutendste des Ganges sagen, den die Sache genommen hat. Unsere Negotiationen mit den Franzosen haben zu gar nichts geführt. Noch in den gestern gewechselten Noten war nur immer von der Form die Rede. Die Korrespondenz wurde aber zuletzt bitter, und ich schicke Dir zur Probe die merkwürdigsten Noten in Abschrift. So kräftig auch Anstetzs und meine Note ist, haben die Franzosen nicht stark darauf geantwortet, sehr höflich, nur einige feinere Hiebe. Darauf habe ich in gleichem Tone erwidert, und kurz und bloß abbrechend. Anstett ist wieder stark und nicht einmal so menagierend in den Ausdrücken geworden als das erstemal, und daher ist die letzte Note der Franzosen wieder ziemlich derb. Ich schicke Dir nicht das alles. Eine Probe ist genug.

Allein denselben 6., an dem die grobe Note der Franzosen kam, fragte Caulaincourt in ganz geheimem Auftrag von Napoleon Metternich heimlich: was Österreich unter Frieden meine, unter welchen Bedingungen es sich mit Frankreich verbinden, unter

*) Vgl. S. 37.



welchen neutral bleiben wolle, wie Napoleon durch einen Landfrieden auch einen Seefrieden erhalten könne? Metternich war den Abend (ich wußte nicht, was vorgegangen war) fürchterlich betrübt, verlegen, unruhig. Wir waren zusammen bei der Sagan, wie immer, wenn nicht die Schall [?] Tee hatte. Es war sehr merkwürdig. Am anderen Abend ließ er Anstett und mich zu sich bitten, theilte uns Caulaincourts Eröffnung mit und zeigte uns ein vom Kaiser Franz unterschriebenes Papier, worin dieser erklärte, er wolle weder neutral bleiben, noch mit Frankreich sein, sondern nur mit den Alliierten, er kenne ihre Meinungen über den Frieden, und nach diesen und seiner eigenen sei sein Ultimatum gewisse sechs Artikel (von denen gleich mehr). Sage Napoleon auf diese ein unumwundenes „Ja“ bis zum 10. August um Mitternacht, so wolle man Frieden schließen, sonst erhalte er am 11. die Österreichische Kriegserklärung.

Die sechs Artikel enthalten die Wiederherstellung Preußens und die Auflösung des Rheinbundes und waren insofern viel für den Kaiser, weil er sich bis jetzt gegen uns nur zu vieren verbindlich gemacht hatte, in denen der Rheinbund nicht war, und nach welchen Preußen bloß in Polen vergrößert wurde. Auf der anderen Seite waren auch die sechs zu wenig. An Deutschland als solches war eigentlich gar nicht gedacht, und sollte man Spanien verlassen, da es eben befreit worden ist?

Metternich fragte nun uns um unsere Meinung. Anstett sprach zuerst und gleich zu meiner großen Freude, da wir uns nicht hatten vorbereiten können, dagegen. Ich stellte alle Nachteile vor, die ein jetzt vorgeschlagenes Ultimatum haben könne, und drang wenigstens darauf, daß man dann sehr große und vage Bedingungen machen müsse, wie z. B. die Verzichtleistung auf allen Besitz und allen Einfluß auf Deutschland. Metternich änderte seinen Entschluß, ging in unsere Ideen ein, und es wurde be-



schlossen, man wolle nichts aussprechen, sondern Napoleon reden lassen. Caulaincourt, der noch den Abend zu Metternich kommen sollte, wurde abbestellt, und wir gingen beruhigt fort. Allein Lebzelter, der bei der Konferenz gewesen war, war immer entgegengegesetzter Meinung und bestand auf der Mitteilung des Ultimatums. Er mit anderen brachte vermutlich Metternich herum, man sagte uns am anderen Morgen, der Kaiser habe die Maßregel nicht ändern wollen, aber wir wußten, daß es bloß der wieder umgestimmte Metternich war. Das Ultimatum ging ab. Meine Unruhe vom Abend des 8. bis um Mitternacht des 10. kannst Du Dir denken. Persönlich waren indes Anstett und ich heraus. Wir hatten uns von unseren Höfen im voraus Befehl geben lassen, am 10. um Mitternacht die Unterhandlungen abbrechen zu können und allenfalls wegzugehen. Mit uns konnte also nichts mehr geschehen. Aber die Sache blieb gleich schlimm. Am liebsten wäre mir gewesen, wenn eine verneinende Antwort Napoleons gekommen wäre. So ist keine gekommen. Eine kommt gewiß. Enthält sie Friedensvorschläge, so wird zwar nun nur gemeinschaftlich mit den Höfen deliberiert werden, aber die Gefahr bleibt immer, sie ist sogar größer, da nun die Sache nicht mehr in Anstetts und meinen Händen liegt, sondern vermutlich von den Souveränen selbst hier mit Zuziehung von allerlei Ratgebern behandelt wird. Doch sind das bis jetzt bloß Möglichkeiten. Ich fürchte im Grunde nicht, allein die vollkommene Sicherheit ist erst da, wenn die Antwort, die Napoleon gibt, verworfen ist, oder wenn man gewiß weiß, daß keine von ihm kommt.

Meine Privatlage ist nun auch entschieden. Ich bleibe im Hauptquartier bei Metternich und bin nach dem, was ich Dir schon schrieb, damit zufrieden. Ich werde sogar, da die Hauptquartiere vermutlich nah voneinander sind, vielfältig Gelegenheit haben, auf die allgemeinen Dinge auch bei uns zu wirken, und



immer behalte ich die Hauptsache, die neuen Friedensvorschläge, die entstehen können, jede jetzt gar nicht vorauszu sehende Verwickelung in Händen. Ich schreibe morgen Hardenbergen durch einen Kurier, daß ich ihn bitte, mir Erlaubnis zu geben, auf vier bis fünf Tage nach Wien zu gehen, um mein Archiv in Ordnung zu bringen. Ist Gefahr einer Unterhandlung, die nicht gut wäre, und die ich hindern kann, so bleibe ich aber hier, weil ich gewiß weiß, daß Dir selbst das lieber ist. Sonst aber kann ich in acht bis zehn Tagen, vielleicht früher, bei Dir sein. Ich freue mich unendlich darauf. Wir machen dann alle Vorkehrungen gemeinschaftlich. Ich werde mich sehr klein einrichten im Hauptquartier; außer meinen Pferden und Stalleuten, die unentbehrlich sind, werde ich nur einen Bedienten haben, denke ich, und zwei Kanzlisten und keine Sekretärs.

Über Deine Einrichtung, liebe Seele, wollen wir mündlich reden. Man schwimmt aufs neue auf hohem Meere, allein es kann und muß jetzt zum Guten führen. Die Russen rücken heute in Böhmen ein. Das Kleist'sche Korps von uns auch. Morgen sind schon Kosaken auf der Wiese bei Ratiborschitz, mit der Gens immer im voraus soviel Mitleid hatte. Gens ist göttlich. Er transpiriert eigentlich Frieden durch alle Poren, an denen sein Körper reich ist. Aber zugleich schreibt er das Manifest und ist daher immer einige Stunden des Tages so energisch, daß Metternich viel streicht. Mir hat er, wie ich Dir mündlich erzählen werde, die wesentlichsten Dienste geleistet. Auch sind wir immer gleich eng miteinander verbunden. Hardenbergen*) (den wir unter uns immer den perfiden nennen) ist er jetzt spinnefeind, obgleich sie sich noch immer sehen. Metternichs Vertrauen besitzt Gens mehr wie einer.

Der General Helwig, der Mann der Lesbischen Schwester**),

*) Der hannoversche Staatsmann.

**) Almalie v. Imhoff, geb. 1776, † 1831, Schriftstellerin. Ihr bestes Gedicht: „Die Schwestern von Lesbos“.



ist hier und war heute früh bei mir. Er soll ein guter General sein, ein liebenswürdiger Mann ist er sonst nicht. Er war jetzt drei Monate in Mainz, wo man ihn gewissermaßen gefangen zurückhielt. Er spricht mit großer Bewunderung von den Anstalten bei der französischen Armee, lobt sogar die Kavallerie sehr, meint, man müsse den Krieg nur defensiv in Wäldern und Gebirgen führen und einen Zuschnitt auf wenigstens drei Jahre machen, kurz viele Dinge, die, wenn sie wahr wären, man weder glauben noch tun wird.

Ich muß hier schließen, süßes, teures Wesen. Ewig mit ganzer und inniger Seele Dein
H.



49. Caroline an Humboldt

Wien, 17. August 1813

Das Herz pocht mir gewaltig, indem ich das Datum schreibe, mein teures, trautes, liebes Herz, denn wenn ich bedenke, wie viele Menschen sich heute in Bewegung setzen, wie verhängnisvoll die Stunden sind für die, die aufs neue in den blutigen Kampf gehen, und für die, die nun den Ausgang erwarten, und deren Leben und Liebe so innig verflochten ist mit denen, die da kämpfen, ach, so schmilzt mir das Herz in Wehmut. Gott gebe uns Glück und Gelingen des heiligsten und gerechtesten Krieges.

P. hat mir Deine beiden teuren Briefe vom 11. und 12. vorgestern, den 15., gebracht. . . .

Wie innig ich mich der Hoffnung freue, Dich zu sehen, meine Seele, kann ich Dir nicht ausdrücken. Von Theodor habe ich kein Wort, keine Silbe. Dadurch nur, daß ich von Graf Stackelberg*) weiß, daß es das Kleist'sche Armeekorps ist, das nach Böhmen einmarschiert ist, weiß ich und denke mir, daß Theodor in Schlesien bei dem Blücher'schen Korps, zu dem er gehört, zurückgeblieben ist.

*) Vgl. S. 24.



Die Kriegserklärung erwartete man heute in der „Wiener Zeitung“, ich weiß nicht, ob mit Recht. Stäfelberg sagte mir, sie sei größtentheils sehr gut. An dem Stoff dazu hat es wenigstens nicht gemangelt.

Die Frau v. Ramdohr ist, so wie alle Fremden, noch hier, indem die Kommandierenden an den Grenzen Befehl erhalten, niemand herauszulassen. Man hat aber deshalb an den Kaiser geschrieben und erwartet seine Befehle, wohinaus man die armen, schuldlosen Fremden lassen soll. Die arme Frau tut mir recht leid, denn mit wenig Mitteln ist eine solche Lage und der Gedanke, vielleicht 40, 50 Meilen um machen zu müssen, recht peinlich. Sie ist recht anspruchslos und einfach und dabei amüßant.

Auf alles, was Dein teurer Brief vom 11. enthält, antworte ich eigentlich nicht, aus Ursachen, die Du leichtlich erraten wirst, küsse Dich aber dafür und trage alles im verschlossenen Herzen.

Tausendmal umarme ich Dich und bin ewig Deine Li.

Dem Grafen Metternich tausend Grüße als einem treu Alliierten!



50. Humboldt an Caroline

Prag, 15. August 1813

Es ist jetzt, da alle Souveräne herkommen, so ein Treiben hier, daß nur Carolinens*) Ankunft noch fehlte, um mich ganz aus allem gewöhnlichen Gleis zu bringen. Doch ist mir diese rein angenehm, und ich habe mich sehr gefreut, sie wiederzusehen. Sie ist immer die nämliche als sonst, nur unglaublich durch Dicke und Alter entstellt, und sie bestätigt immer in mir die alten Vergleichen, die ich schon sonst mit Dir machte.

*) Caroline v. Wolzogen. Vgl. S. 4.



Jetzt ist sie eigentlich ganz wegen ihres Sohnes hier, und dessen Schicksal scheint mir nun auf eine ganz gute Art entschieden. . . .

Der König und der Staatskanzler kommen morgen hier an, und es wird sich nun vermutlich meine kleine Reise nach Wien gleich entscheiden. Ich sehne mich unglaublich, Dich, teures, holdes Wesen, wiederzusehen. In meiner Bestimmung wird vermutlich nichts mehr geändert, so nötig die Änderung wäre, die auch Du im Sinn hast. Ganz im Gegenteil bin ich oft jetzt in Versuchung, mich zu bemühen, ruhig nach Wien zurückzukehren. Etwas Gutes und Großes zustande zu bringen, ist immer schwierig, und wozu ich zunächst bestimmt war, das ist geschehen, und so gut und bestimmt vollendet, als es schwer war, es sich zu versprechen. Für mich habe ich keinen Wunsch, als bei Dir zu sein, mein teures Kind, und so begreift Du diese Richtung. Indes lasse ich das Schicksal walten. . . .



51. Humboldt an Caroline

Prag, 17. August 1813

Ich schreibe Dir heute durch Maurymi [?] und also freier als gewöhnlich. . . .

Über meine Reise nach Wien kann ich für den Augenblick noch gar nichts sagen. Heute erst erwarte ich den Staatskanzler und vermutlich erst übermorgen den König. Der Zustand bei uns ist sehr schlimm. Von den von allen Seiten eingehenden Klagen über den Staatskanzler hast Du und hat niemand einen Begriff. Er hat sich in den letzten Wochen fast gar nicht um die Geschäfte gekümmert, und wie man sogar behaupten will, selbst meine Depeschen fast uneröffnet an Nesselrode geschickt. Richtig ist, daß die einzige Nachricht, die ich in vier Wochen hier von ihm erhalten habe, mich bloß anwies, zu tun, was man Anstatt befohlen hatte.



Er ist drei Tage lang in der wichtigsten Zeit mit Madame Beguelin im Gebirge herumgereist und hat ein Diner des ganzen Diplomatischen Korps, das er zum Geburtstag des Königs geben wollte, aufgesagt, um länger bleiben zu können. Stadion, die Russen, seine Räte, alle führen eine Klage. Der König soll mit diesem Benehmen auch unzufrieden sein und es geäußert haben. Darauf sind die Damen weiter entfernt worden, allein nun soll er noch weniger getan haben und noch mehr zerstreut gewesen sein, was ich begreife, da ich überzeugt bin, daß diese Liebe von seiner Seite zugleich sehr sentimental ist. Hierher kommt sie nicht mit.

Im Innern ist die größte Verwirrung und kein Heller in den Rassen. Wie dies gehen soll, begreife ich nicht. Für mich wird das Benehmen nun äußerst schwierig und delikats, und ehe ich den König nicht gesehen habe, weiß ich nicht, und kann ich nicht wissen, was ich tun soll. Ich muß auch sehen, ob der Staatskanzler selbst ein Gefühl der Hilflosigkeit hat, in der er sich befindet. Der Staat und die Nation, die die unbegreiflichsten Anstrengungen machen, tun mir dabei unendlich weh, ob aber eine Rettung jetzt durch mich möglich sein wird, weiß ich dennoch nicht und zweifle vielmehr sehr daran.

Es ist überhaupt schrecklich, daß in dem Moment, wo das Größte vorgeht, was die Geschichte seit langer Zeit gesehen hat, doch kaum ein einziger Mensch auftritt, der des Augenblicks würdig wäre. Ein kleines, selbstsüchtiges Geschlecht, schwach und frivol, hilflos und doch nicht geneigt, sich kräftig helfen zu lassen. Dies kann noch dem Ausgang der Sache Verderben bringen, und tut es auch das nicht, so wird man immer das traurige Beispiel sehen, daß die größten Erfolge kein großes Gemüt adeln, oder die Kleinen und Schwach sinnigen den Ruhm dessen davontragen, was gewissermaßen hinter ihrem Rücken geschehen ist.

Der Krieg ist nun, wenn er noch, wie kaum der Fall war,



einen Augenblick zweifelhaft scheinen konnte, bestimmt entschieden. Auch Caulaincourt ist jetzt fort. Er hatte noch einen schwachen Versuch gemacht, in der Nähe zu bleiben, allein gestern abend ist er fortgereist. Ich habe ihn noch einen Augenblick zum ersten und letzten Male bei Metternich gesehen. Er verbarg seine Verlegenheit in Lachen und Scherzen. Napoleon hat wirklich zuletzt einige Anerbietungen gemacht, aber so schwache, daß er nicht einmal die ganzen Illyrischen Provinzen zurückgeben und noch Sachsen auf unsre Kosten für Warschau entschädigen wollte. Dies ganz unter uns, liebe Li.

Wie kannst Du denken, mein holdes Herz, daß ich das Mindeste dagegen haben sollte, daß Du die Ramdohr bei Dir gehabt hast oder noch hast, Du weißt, daß ich nicht so herrschsüchtig bin. Schalte frei mit dem Hause und allem, Du handelst immer gut und lieb, und ich wünschte nichts mehr, als Dich in Besitz von viel mehr Mitteln zu setzen, darin Deinem Herzen zu folgen. Ueberdies ist es mir lieb, daß wir Ramdohrs einige Gefälligkeit erzeigen. Ich bin seit meinen Studentenjahren durch wunderbare Zufälle immer mit ihm gespannt gewesen, und er hat seinem Herzen auf mancherlei Weise gegen mich Luft gemacht. So sieht er, daß wir kein Urgeß daraus haben. Daß aber die kleine Frau weggegangen ist von Rom! Die Leute kriegen immer das Laufen, man weiß nicht warum. Und von Rom ohne Pflicht und Not weggegangen zu sein, büßt man durch ewige Reue. Rochow ist ein braver Mensch, und sein Entkommen freut mich sehr. Seine Drangsale in Rom kannte ich und hatte mich, obgleich natürlich vergeblich, für ihn verwendet.

Es? Liebe in D. ist prächtig. Ach! die Leute sind sehr glücklich, solche Gefühle so wohlfeil zu haben. Aber ich bedaure immer die arme Liebe, die sich gefallen lassen muß, ihren Namen so konfuse Empfindungen zu leihen. Wenn die Leute einmal in



ihrem Leben recht einfach Freude oder Schmerz gefühlt, wenn sie einmal gehörig den Himmel angesehen hätten und dann in sich zurückgekehrt wären, so wären sie all diese Erbärmlichkeiten auf ewig los.

Der Schluß Deines Briefes vom 9. hat mich durch seine einfache Wahrheit und Größe sehr gerührt. Gewiß drängt das Schicksal, trotz Schmerzen und Freuden des Augenblicks, alles in die Vergangenheit zurück und macht dadurch die Zeit zur mächtigsten Herrscherin über die Menschen. Es liegt in diesem Gefühl zugleich etwas Niederschlagendes, daß dasjenige, was uns am nächsten trifft, die Gege wart, ihre Geltung verliert, und etwas Erhebendes, daß der ewige Wechsel, in dem alles fortfließt, zur Verherrlichung eines großen, allumfassenden Daseins dient, und wie das Gemüt gestimmt ist, das eine oder andere tiefer in sich aufzunehmen, wirkt dies darauf ein. Ebenso wahr ist, was Du vom Schmerz sagst. Er wird nur schön und wohlthätig, wenn man sich ihm ganz und willig hingibt. Aber unendlich wenige haben dies tiefe und heilige Gefühl, wenige kennen Entsagung und Ergebung in Schicksal und Menschen und führen lieber ein zerrissenes Leben in ewig innerem Eigensinn und Widerstreben. Wo mir das selbst in denen, die mir sonst am liebsten sind, aufstößt, lasse ich es gleich gehen und fahren; denn nichts ist widriger zu bekämpfen, und es ist viel leichter, seinen eignen Weg still entbehrend fortzusetzen.

Colos^{*)} Söhne nehmen keinen Theil an den Begebenheiten bis jetzt. Einer lernt still die Sägerei, der andere, glaub ich, studiert. Auch der junge Goethe ist untätig auf dem Lande.

Vom Kriege wissen wir nur bis jetzt, daß Napoleon soll am 14. nach Baunzen gegangen sein, um von da auf Rottbus zu marschieren, so daß er auf den Kronprinzen zuerst loszugehen scheint.

^{*)} Vgl. S. 91.



Das Kleist'sche Korps ist das in Böhmen eingerückte. Blücher ist in Schlessien geblieben. Die Feindseligkeiten können erst morgen anheben, weil der Waffenstillstand erst am 12. in Dresden hat aufgekündigt werden können.

Lebe innigst wohl. Ewig Dein

S.



52. Humboldt an Caroline

Prag, 20. August 1813

Bartholdy*) geht wieder nach Wien, liebe Li, und ich gebe ihm diese Zeilen mit. Der König ist seit vorgestern hier. Ich hatte denselben Tag eine Audienz beim hiesigen Kaiser; bald darauf fuhr dieser dem König entgegen. Im erzbischöflichen Palast neben dem Schloß waren alle ersten Beamten der Stadt mit dem Staatskanzler, wir und andere Preußen versammelt, um ihn zu empfangen. Gegen 4 Uhr kam er an. Wie die Kanonen gelöst wurden, um seine Nähe anzukündigen, kam der Kaiser Alexander mit seinem Gefolge auf den Platz vor dem Hause herunter, wo wir auch hingingen, und so wurde er unten erwartet und empfangen und hinauf in seine Zimmer begleitet. Nachdem die drei Monarchen dort eine Zeitlang gewesen waren, gingen die beiden Kaiser fort. Nachher begleiteten Hardenberg und ich den König ins Schloß zum Essen.

Wie wir mit ihm durch das Volk gingen, war ein entsetzliches Vivatrufen. Im Fortgehen dazu, wo noch viele Leute gegenwärtig waren, sagte der König mir sehr laut sehr viel schmeichelhafte Dinge. Bei der Tafel waren noch die beiden Großfürstinnen, die Prinzessin von Thurn und Taxis**), die Generaladjutanten des Kaisers von

*) Vgl. S. 35.

**) Theresie, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, Schwester der Königin Luise.



Rußland, die obersten Hofchargen von hier, Pottum, Hardenberg und ich.

Nach Tisch machte der König bei den Großfürstinnen Besuche, wohin ich ihn begleitete, und nachher wieder in seinem Zimmer sprach er mich wohl eine Stunde allein, sehr gut und vernünftig, obgleich immer etwas schwarzsehend noch. Er klagte mir, wie er sagte im Vertrauen unter vier Augen, über seine Gesundheit, sie nähme täglich ab, er könne nur mit Mühe alles das mitmachen. Indes sieht er gesund und stark aus. Der Staatskanzler hat mir gesagt, daß der König mir jetzt das Eiserne Kreuz und nach dem Frieden den Roten Adlerorden erster Klasse geben werde. Jetzt darf an Inländer kein Orden außer dem Eisernen Kreuz aus-gegeben werden. Mir ist auch nur allenfalls am Kreuz gelegen. Der König hat mir selbst nichts davon gesagt.

Gestern sind alle drei Monarchen zu einer Revue ins Lager gefahren. Der Kaiser von Rußland kommt nicht wieder hierher, sondern bleibt bei der Armee. Der König und hiesige Kaiser waren um 11 Uhr abends noch nicht wieder zurück. Ich erwartete ihn bei der Fürstin von Taris, wo auch der Kronprinz war. Morgen heißt es, geht auch der König in ein neues Hauptquartier, und der Kaiser in das seinige. Wenn dies ist, so reise ich vielleicht morgen abend nach Wien zu Dir. Ich sehne mich unglaublich nach Dir und mache, ob ich gleich andere Vorwände nehme, die Reise, bloß um Dich zu sehen und zu sprechen. Auch will ich in den drei Tagen, die ich bleiben kann, nichts anderes tun. Nur kann doch noch immer etwas dazwischenkommen. Denn es ist sogar möglich, daß der König verlangt, daß ich ihn begleite. Ich wollte schon gestern weg. Er hat aber ausdrücklich gesagt, daß ich bleiben möchte, solange er bliebe. Er hat den Tag seiner Ankunft ganz in dem alten Vertrauen mit mir gesprochen, und ich habe deutlich gesehen, daß er mir wirklich sehr wohl will.



Mit Hardenberg bin ich fortdauernd sehr gut, und vieles ist auch offenbar Übertreibung, was man von ihm behauptet. Indes geht es immer arg genug zu."

Ich habe heute nicht Zeit, mehr zu schreiben. Lebe innigst wohl, teures, holdes Kind. Einige Tage bei Dir, ehe man tief in den Sturm hineingeht, würden mir unbeschreiblich wohl tun. Sollte die Ramdohr noch im Hause wohnen, so geniere die arme Frau meinetwegen nicht.



53. Humboldt an Caroline

Prag, 21. August 1813

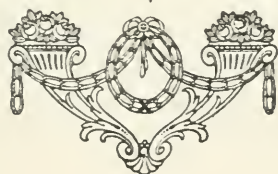
Ich schreibe Dir, liebe Li, heute nur zwei Worte, aber ich bin unendlich glücklich, denn ich reise morgen abend unfehlbar um 8 Uhr zu Dir ab. Wie ich mich freue, kann ich Dir nicht sagen. Mein besseres Leben ist nur bei Dir, und Dich einige Tage lang wiederzusehen, Deine süße, liebe Stimme zu hören, die teuren Augen zu küssen, wird mich unendlich glücklich machen.

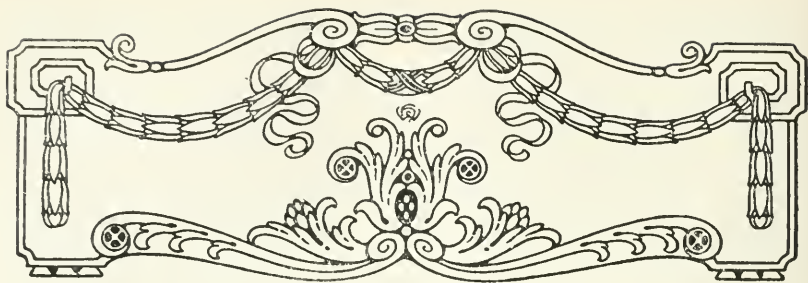
Ich habe gestern vier Pferde gekauft und werde sehen, ob ich nun auch meine aus Wien mitnehme oder vier andere kaufe, ich brauche acht bis zehn.

Grüße und umarme alle Kinder, vertreibe die arme Ramdohr ja nicht. Ich habe seit heute das leibhaftige Eiserne Kreuz, da werden die kleinen Mädchen mich recht gut empfangen.

Adieu von inniger Seele! Ewig Dein

H.





Vierter Abschnitt.

Im österreichischen Hauptquartier bis zur Ankunft in Chatillon

2. September 1813 bis 3. Februar 1814



54. Humboldt an Caroline^{*)}

Seplitz, 3. September 1813



Ach bin gestern abend hier angekommen, liebe Li, und Du mußt finden, daß ich keine Zeit versäumt habe. Ich war nur einen einzigen Tag in Prag, habe aber gestern den ganzen Tag im Wagen zugebracht. Ich hätte, ich weiß nicht was darum gegeben, wenn Du und die Mädchen hätten bei mir sein können. Der ganze Weg, sechs Posten weit, war bedeckt mit Wagen, Kanonen, Bagagen und einem ungeheuren, gar nicht endenden Transport französischer Gefangener und französischer Kanonen**), man glaubt mit Gewißheit, daß Napoleon seit dem Anfang der Kampagne an 180 Kanonen und 80 000 Mann verloren hat. . .

^{*)} Die Briefe Carolines bis zum Februar 1814 sind mit Ausnahme eines vom 17. Oktober nicht vorhanden.

^{**) Aus der Schlacht bei Kulm am 29. und 30. August.}



In Laun war eben den Morgen Moreau*) gestorben. Er hat wirklich beide Beine durch Amputation verloren. Er hat noch nach beiden Amputationen seiner Frau und dem Kaiser Alexander geschrieben. Er ist mit der größten Standhaftigkeit gestorben.

Als ich in Teplitz am Abend in einem solchen gar nicht augenblicklichen, sondern fortwährenden Gedränge von Wagen, Pferden und Menschen, daß ich an der letzten halben Meile wohl zwei Stunden fuhr, ankam, sagte mir mein vorausgeschickter Feldjäger, daß ich nur mit Mühe ein Quartier bekommen hätte, ganz allein in einem großen Hause wohnen, aber nur eine Stube haben würde. Das Haus nämlich ist eben ausgebaut worden, aber vollkommen trocken und gut. Ich ließ den Abend mein Bett machen, las noch im Bett „Hektors Tod“ in der Iliade, die mir, wie die übrigen griechischen Bücher, die ich bei mir habe, ein so neues Leben gegeben hat, daß ich es Dir nicht beschreiben kann, und schlief so vortrefflich, daß ich mich am Morgen erst besinnen mußte, wo ich war. Heute bin ich nun schon überall herumgewesen. Der Staatskanzler hat mich mit der außerordentlichsten Freundschaft empfangen, Metternich auch sehr herzlich. Den König werde ich erst sehen. Die Siege Blüchers über die vier Marschälle Macdonald, Ney, Lauriston und Sebastiani sind fast unglaublich. Folgendes ist wörtliche Abschrift eines Briefes von Gneisenau:

„Unser Sieg am 26.**) dieses ist noch viel vollständiger, als die Dunkelheit der darauf folgenden Nacht uns erlaubte zu übersehen. Die Schlacht hatte bis etwa 9 Uhr nachts gedauert. Die Kavallerie war in Haufen allerwärts her zerstreut. Berichte gingen nicht ein, der angeschwollene Fluß hatte die jenseitigen Truppen von den diesseitigen getrennt. Jetzt erst können wir

*) Französischer General, geb. 1763, † 1813, seit Frühjahr 1813 Generaladjutant des Kaisers von Rußland. Er wurde in der Schlacht bei Dresden, 27. August, verwundet. — **) In der Ragbach.



etwas klarer übersehen, was diese Niederlage dem Feinde gekostet hat. 80 Kanonen, 12—1400 Gefangene, 300 Pulverwagen usw. sind in unseren Händen. Allwärts liegen in den grundlosen Wegen und Feldern Leichname halb vergraben. Überall auf dem Wege von Liegnitz bis Löwenberg sieht man die Wirkungen des Schreckens der Feinde. Eine solche vollständige Niederlage haben die Feinde noch nicht durch eine Schlacht erlitten.“

Am 29. hat Blücher noch ein Gefecht gehabt, wo er wieder 1—2000 Gefangene gemacht und 22 Kanonen genommen hat. Am 30. ist York nach einem fünfstündigen, sehr hitzigen Gefecht in Bunzlau eingerückt.

Sobald ich von Theodor weiß, erfährst Du es, liebe Li, nur ängstige Dich ja nicht. Gott wird ihn behüten, und wenn er sich brav nimmt, wie ich sicher überzeugt bin, macht er, was auch sein Schicksal, dem ja doch niemand entgeht, sei, sich und uns Ehre. Du bist in allem so schön und stark, daß ich es nicht genug bewundern kann, wie ich Dich noch neulich über Theodor gesehen habe, und wie ich hier so manche Frau sehe, die gewiß nicht die halbe Kraft der Liebe hat, die Du im Herzen trägst.

Lebe nun wohl, mein süßes, einzig liebes Kind! Gott! wie danke ich Dir noch für Deine Liebe in den Tagen in Wien. Die Erinnerung wird mir Glück geben, bis ich Dich wiedersehe.

Ewig Dein

H.

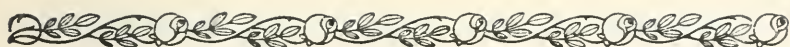


55. Humboldt an Caroline

Seplitz, 7. September 1813



Ich schrieb Dir gestern, liebe Li, daß Napoleon nach der Lausitz gegangen sei und dort Blüchern gegenüberstehe. Heute hat man Nachricht, daß er nach Dresden zurückgekommen ist, und auch Truppen ihm folgen. Von Blücher ist nichts Neues.



Das Gedränge ist in Tepliz geringer geworden, und es ist etwas gemächlicheres Leben als vorher. Indes ist des Gewirrs noch immer genug. Mir geht es sehr wohl, zwar geht einem der ganze Tag recht unter den Händen verloren. Um 9, 10 Uhr morgens begeben sich gewöhnlich zu Hardenberg, und sehr oft bleibe ich bis zum Mittag dort, weil doch oft Dinge zu tun sind, die ich gleich bei ihm schreibe, oder wir Leute bei ihm sehen oder Besuche machen. Essen tue ich bis jetzt, da meine Chaise, die das Küchenzeug enthält, noch nicht angekommen ist, immer bei ihm. Nach Tisch gehe ich meist zu Metternich. Wir gehen dann spazieren, oder es ist zwischen ihm, Stadion und Schwarzenberg ein Tabakskollegium, dem Lebzelter, Paul Esterhazy*), ich oder noch andere bewohnen. Abends besuche ich noch einmal den armen, alten Hardenberg, der dann gewöhnlich ganz verwaist im Horaz liest, und endlich trinke ich bei Stadion Tee. Du weißt, daß ich ein so müßig zerrissenes Leben gar nicht an sich liebe. Allein hier muß man sich dazu verdammen, um au courant mit den Menschen und den Sachen zu bleiben. Pilat**) sehe ich den Tag über mehrere Male, da er in Metternichs Vorkammer arbeitet. Neßelrode***) ist wohl, aber auch beschäftigt oder zerstreut, und überhaupt kein Mensch, mit dem ich interessant finden würde, mehr als eine ganz oberflächliche Bekanntschaft zu haben. Lebzelter sehe ich den Abend bei Stadion; Bombelles†), der Hardenberg als ein eigener Geschäftsträger zugegeben ist, speiset gewöhnlich mit mir bei dem Staatskanzler. Mit dem englischen und dem schwedischen Gesandten habe ich bis jetzt keinen sonderlichen Umgang gehabt. Lord Aberdeen††), der mein Kollege geworden

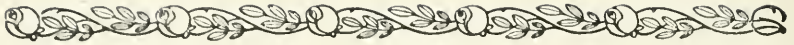
*) Fürst Paul Esterhazy, geb. 1786, † 1866, österreichischer Minister.

**) Vgl. S. 37.

***) Vgl. S. 29.

†) Österreichischer Diplomat, geb. 1780, † 1843.

††) Geb. 1784, † 1860, war später zweimal Minister des Auswärtigen und hatte jahrelang bedeutenden Einfluß auf die Politik Englands.



ist, ist derselbe, der mit Gropius in Griechenland war; er mag Kenntnisse haben und interessant sein, nur bringt niemand sie aus ihm heraus, so still und schweigsam ist er. Auf diese Weise hast Du ein Bild meines äußeren Lebens. Im Innern gehe ich betrachtend für mich herum, wozu es hier unglaublichen Stoff gibt, suche die am meisten mitwirkenden oder am besten beurteilenden Offiziere, vorzüglich Langenau und Grolman*), mit dessen Wunde es sehr gut geht, auf und bilde mir eine Idee vom Geschehenen und zu Erwartenden. Im ganzen verbürgt alles, daß es gut gehen wird; und es ist keine Frage, daß es viel glänzender und schneller gehen würde, wenn es nicht überall Hemmketten gäbe.

Wie geht es Dir, mein süßes, teures Kind? Ich bin mit meinen Gedanken beständig bei Dir und den Kindern, und wenn ich nicht mich täglich zu überzeugen Gelegenheit hätte, daß mein Aufenthalt hier dennoch von Nutzen ist und täglich noch mehr sein kann, so würde ich um keinen Preis hier sein mögen. Denn der Genuß des Glücks, mit Dir zu sein, hält mit nichts anderem die Vergleichung aus, auch ist es mehr als Genuß. Die Seele fühlt sich reiner und freier, und die Brust atmet nur halb in der Entbehrung.

Caroline**) ist ungemein unzufrieden mit der Anstellung ihres Sohnes bei der italienischen Armee. Sie denkt ihn sich da ganz allein und verlassen. Es ist ein wunderbares Geschöpf. Wo sie wirklich Gemüt zeigt, das über die Phantasie hinausgeht, hat es immer eine Beimischung physischer Weichlichkeit, die ich auch in der Liebe an ihr bemerkte.

*) Karl Wilhelm Georg v. Grolman, geb. 1777, † 1843, damals Generalstabsoffizier beim 2. Armeekorps, in der Schlacht bei Kulm, 30. August, verwundet.

**) v. Wolzogen.



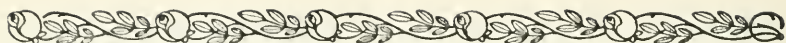
Gestern ritt ich mit dem Staatskanzler auf den Schloßberg, auf dem die alte Ruine steht. Die Aussicht ist interessant, eine Menge Berge und Täler, aber doch nichts eigentlich Großes oder recht Zusammenhängendes. Man übersieht aber sehr gut das Schlachtfeld von dort. Die Franzosen waren kaum eine halbe Stunde von Tepliz entfernt. Die meisten anderen Spaziergänge, besonders im Garten, sind jetzt wegen des Gestankes inpraktikabel. Neulich lagen auf einem Ort im Garten wohl 20 abgeschnittene Arme und Beine, und Leichen sind nichts Seltenes. Am meisten aber parfümieren die Pferde. Diese Anblicke haben, wie sie immer so in Masse vorkommen, weniger etwas Erschütterndes und Be-
trübendes, als etwas Befremdendes und zu stillem Nachdenken Führendes. Was im gewöhnlichen Leben immer nur einzeln und an Personen erscheint, an denen man Theil nimmt, Krankheit und Tod, hat hier wie eine Werkstatt aufgeschlagen, und die Menschheit entwickelt vor den Augen des Beobachters ihre Schicksale im ganzen und allgemeinen.



56. Humboldt an Caroline

Tepliz, 8. September 1813

Ich habe heute mehrere ältere Berichte und Privatbriefe von Gneisenau gelesen, und kann Dir nicht sagen, wie schön, einfach und doch wahrhaft dichterisch manchmal dieser Mann schreibt. Bei den Gefechten am 26. und 28. waren Wege und Wetter abscheulich. Er sagt, daß mehr als die halbe Armee barfuß gewesen sei, bis an den Gürtel durch die Flüsse gewatet habe, allein, daß der Sieg so auf sie wirke, daß kein Mensch nur an dies Ungemach gedacht habe. Daß das Schicksal gerade diese Armee so begünstigt, ist ein wahres Zeichen, daß ihm



der preußische Name noch lieb und teuer ist. Ich kann mir denken, wie Hedemann*) jetzt gestimmt sein muß. . . .

Ich habe heute bei dem König gegessen, wo außer den Offizieren auch der Kronprinz und Ancillon waren. Der Kronprinz spricht immer, auch in der Campagne, von Rom und ist von einer wahrhaft liebenswürdigen Lebhaftigkeit. Der König war sehr gnädig und hat sich auch nach Theodor erkundigt. Theodor ist jetzt in der Gegend von Nollendorf. . . .



57. Humboldt an Caroline

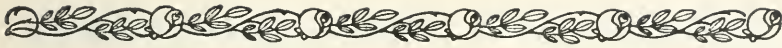
[Zeplitz], 9. September 1813

Eine sehr traurige Nachricht hat heute Genz von Prag geschrieben, die aber noch nicht gewiß scheint. Körner soll bei einem Gefecht unter Wallmoden geblieben sein. Wenn es sich bestätigt, begreife ich nicht, was aus der armen Mutter werden wird. Auch ein Hardenberg soll mit ihm gefallen sein, ich weiß nicht welcher. Für ihn wäre es eine schöne Auflösung seines Schicksals. Tod im tapferen und gerechten Streit zerreißt auf die beneidenswürdigste Weise alle Knoten des Lebens, die sonst oft schwer und mühsam zu lösen sind. Aber die Eltern würden mich unendlich schmerzen. Ich sehe mit Angst den nächsten offiziellen Berichten entgegen.

Caroline**) schreibt mir heute mit Bestimmtheit, daß sie nach Wien geht, wenn ihr Sohn zur italienischen Armee kommt. Das letzte ist entschieden, also zweifle ich nicht mehr am ersten. Es freut mich sehr für Dich, und sie selbst wünscht unendlich wieder eine Zeitlang mit Dir zu leben.

*) Vgl. S. 85.

**) v. Wolzogen.



Ich bin seit einigen Tagen sehr tätig, und es hat schon Gelegenheiten gegeben, in denen ich mich gefreut habe, hier zu sein. Nur muß ich ein Leben führen, in dem man einen ungeheuren Teil des Tages mit leerem Umtreiben verliert. Doch ist man auch nicht hier, still für sich zu arbeiten. . . .



58. Humboldt an Caroline

Teplitz, 13. September 1813

Metternich hat den St. Andreas-Orden in Diamanten (40 000 Rubel wert) bekommen. Zwischen uns und Österreich sind die Geschenke und Orden für die Allianz jetzt in der Überlegung. Ich kann auf nichts Anspruch machen, da ich nicht unterzeichnet habe, was in diesen Dingen eigentlich die Sache entscheidet. Ich mache mir indes auch nicht viel daraus und habe an Orden, das einzige Eiserne Kreuz ausgenommen, keinen sonderlichen Geschmack. Wenn ich werde ganz außer Dienst sein, werde ich außer dem Kreuz nichts tragen.

Da das Geschäft der Allianz soweit beendigt ist, daß man von diesen Vappalien, von denen ich eben sprach, reden kann, so ist jetzt in politischer Hinsicht die wichtigste Sache die künftige Verfassung Deutschlands und die Verwaltung der nach und nach zu okkupierenden deutschen Länder. Die Minister des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz haben im Namen ihres Landesherren eine Note gegen den Verwaltungsrat erlassen, die merkwürdig gut geschrieben und gedacht ist. Wirklich war dieser Rat ein Ding, das alle Fürsten aufbringen mußte. Ich bin jetzt mit Abänderung seiner Verfassung beschäftigt, und ich denke, Stein wird sich darin fügen. Er ist am Ende nicht so widerspenstig, als er aussieht. . . .





59. Humboldt an Caroline

[Teplic], 14. September 1813

Ich sehe jetzt den König ziemlich oft, und er ist sehr gütig mit mir. Es scheint ihn auch gefreut zu haben, daß ich in den etwas kritischen Tagen hier geblieben bin. *) Er ist sehr hübsch mit dem Kronprinzen, der trotz alles Ernstes, mit dem er an den Kriegereignissen teilnimmt, doch immer eine naive Kindischheit hat. Der König spaßt nun unaufhörlich mit ihm, und beide amüsieren sich mit mir sehr gut, da ich ihnen allerlei Geschichten erzähle, und es überhaupt nicht schwer ist, den Kronprinzen so ins Lachen zu bringen, daß er gar nicht mehr aufhören kann. Indes bin ich auch nie beim König, ohne daß er nicht über ernsthafte Dinge und meist sehr gut spricht. Nur behält er immer eine eigene und eigentlich komische und mokante Manier.

Mit Metternich habe ich heute eine sehr lange Promenade gemacht über Berge und Felder ins Lager. Wir müssen immer über uns selbst lachen, uns vom frühen Morgen an immer in Degen, Orden und Glanz zu sehen und damit durch dick und dünn zu waten. Es geht aber gar nicht anders, man würde schlechterdings übergeritten.

Die Rosaken haben eine eigene Manier, sich zu beschuhen. Sie hauen den Pferden die Füße ab, ziehen die Haut wie einen Strumpf ab, nähen von einem andern Stück der Pferdehaut einen Fäßling daran und gehen dann auf denselben Füßen, die erst sie getragen haben. Sie haben auch eine Manier, ohne Topf zu kochen. Sie nehmen einen ganzen unabgezogenen Ochsenkopf und stecken den ins Feuer. Die Haut dient als Topf, und das Fleisch und Gehirn schmort inwendig. Lebzelttern prätendiert, daß das sehr gut schmeckt;

*) Humboldt hatte am 10. September Hardenberg nach Bilin, eine Meile von Teplic, da das Gefecht sich ganz in die Nähe von Teplic zog, begleitet, war aber bereits am 11. mittags nach Teplic zurückgekehrt, während der Staatskanzler noch fernblieb.



wenigstens sieht der Ochsenkopf mit den Hörnern im Feuer sehr wunderbar aus. Grolman*) ist gar nicht gefährlich verwundet. Ich besuche ihn fast täglich. Er kann vermutlich in längstens drei Wochen wieder Dienst tun. Er ist sehr munter und heiter und ein trefflicher Mensch, obgleich für unsere Regierung ein wenig revolutionär. Überhaupt denke ich oft daran, wo das mit unserer Nation hinaus wird. Sie nimmt sich jetzt ungemein thätig, sie wird Forderungen machen, die Regierung ist ganz locker und lose, und die Nation wird Mut haben, auch gegen sie etwas durchzusetzen. Ohne eine starke Hand und eine ruhige Billigkeit geht es nicht, das ist vorauszusehen. . . .



60. Humboldt an Caroline

[Teplitz], 15. September 1813

Der König hat mir heute nachmittag durch den Staatskanzler sagen lassen, daß er mir den Roten Adlerorden erster Klasse schicken würde. Du weißt, daß ich mir aus diesem immer wenig gemacht habe, es freut mich aber insofern, als es, da der König es auf einmal tut, und nachdem er mir hatte sagen lassen, daß es nicht angehe, beweist, daß er besonders zufrieden mit mir ist. Auch hatte ich ihm gerade, wie ich Dir ein andermal ausführlicher sagen werde, zwei Berichte heut und gestern gemacht, von denen ich sogar besorgte, er möchte sie nicht gut aufnehmen. Ich bin nun oder werde vielmehr nun fürchterlich besternt sein, und Metternich, der mich schon immer von einem entsetzlichen Glanz findet, wird noch mehr spaßen. Er bekommt den Schwarzen Adlerorden, und Lebzelter und Bombelles den Roten Adlerorden zweiter Klasse.



*) Vgl. S. 110.



61. Humboldt an Caroline

[Zeplitz], 16. September 1813

Theodor ist sehr vergnügt und scheut die Strapazen nicht. Theodor Körners Tod weiß er. Ich habe es ihm gesagt. Es hat ihn sehr geschmerzt, aber einen tiefen Eindruck macht der Tod nicht leicht auf sein Alter und in dieser Lage, wo er eine alltägliche Begebenheit ist. Auch mir tut Körners Tod unendlich leid, doch kann ich nicht bereuen, daß er in den Krieg gegangen ist, obgleich Metternich neulich sehr mit mir darüber gestritten hat. Ein eigentlich vollendetes Talent würde ich immer zurückhalten, bei einem solchen ist die Natur nicht mehr in einem Schwanken, sie hat ihre Entscheidung genommen, der Anteil am tätigen Leben kann da dem Talent wenig oder nichts mehr geben, er steht abgesondert als bloße Erfüllung einer Bürgerpflicht da. Aber wo das letzte Gleichgewicht noch nicht erreicht ist, verliert auch das Talent, wo der Mensch hintansetzt, was ihm eigentlich als Menschen gebührt, und mehr als in irgendeinem war das in Körner der Fall. Aber die Eltern und vor allem die Mutter schmerzen mich unglaublich. Ich weiß nicht, wie sie es ertragen wird. . . .



62. Humboldt an Caroline

Zeplitz, 17. September 1813

Ich habe gestern, liebe Li, den Tag mit einem Briefe an Dich beschlossen und fange ihn heute wieder mit einem an. Ich wünschte nämlich die Gelegenheit wahrzunehmen, die mir Stadions*) Abreise darbietet, Dir einige heimlichere Dinge zu schreiben, denn auf Stadions Ehrlichkeit kann man sich verlassen.

Du hast, teures Kind, in meinen gewöhnlichen Briefen nur

*) Vgl. S. 22.



günstige Nachrichten und solche Dinge gefunden, die das Schönste und Beste versprechen. Hiervon ist auch, was die wirklichen Ereignisse betrifft, nicht das mindeste abzunehmen. Was ich Dir schrieb, und was Du in den gedruckten Nachrichten fandest, ist buchstäblich und ohne alle Übertreibung wahr. Allein die Schattenseite entdeckt man, wenn man auf unsere militärische und politische Verfassung, auf die gegenseitigen Dispositionen und auf das sieht, was viel und unglaublich mehr hätte geschehen können und noch geschehen könnte. Indes muß man doch auch gleich mit Wahrheit gestehen, daß selbst alles dies nicht von der Art ist, große Gefahren besorgen zu lassen, sondern nur den Erfolg, der noch viel günstiger und gewisser sein könnte, minder groß und sicher zu machen. Die Einigkeit unter den drei Mächten ist unstreitig größer, als sie je in einem Kriege gewesen ist, doch sind auch da merkwürdige Nuancen. Sieht man auf die Armeen und die Nation, so ist ein sehr enges Verhältniß zwischen den Österreichern und Preußen und fast Mißhelligkeit zwischen den ersten und den Russen. Beides spricht sich bei allen Gelegenheiten aus. Dagegen ist das Verhältniß zwischen dem Kaiser Franz und Alexander ungleich besser als das zwischen dem ersten und dem König. Die Ursache liegt da in dem Charakter des Königs und Alexanders. Beide denken eigentlich ganz übereinstimmend über den Kaiser und das österreichische Wesen. Allein Alexander weiß trotz dessen zutunlicher und einschmeichelter zu sein. Der König hat eine aufrichtigere, minder geschmeidige, ja zum Teil störrige Natur. Am schlimmsten ist es, daß er eine ordentliche pique auf Fürst Schwarzenberg*) gefaßt hat. Zunächst soll das daher kommen, daß Schwarzenberg ihn vernachlässigt haben soll, allein vorzüglich ist es, weil der König auf ihn als kommandierenden General nichts hält. Er äußert es bei jeder Gelegenheit gegen uns,

*) Karl Fürst v. Schwarzenberg, geb. 1771, † 1820, hatte 1813 den Oberbefehl über alle Truppen der Alliierten.



bald ironisch, bald heftig, und war nicht dahin zu bringen, ihm jetzt den Schwarzen Adlerorden zu geben, was gänzlich an seiner Stelle gewesen wäre. Solche Dinge sind nun schlimm, der König hat auch im Grunde Unrecht. Denn man muß doch fragen, wer an der Stelle Schwarzenbergs kommandieren könnte oder sollte? Allein sie tun auch keinen wesentlichen Schaden, weil Hardenberg und ich mit Metternich gut sind und sie gehörig zu redressieren wissen.

Was Geschäfte betrifft, so ist jetzt wohl die engste Vertraulichkeit zwischen Metternich und Nesselrode, theils weil Rußland der wichtigste Hof ist, theils aber auch weil Metternich mit diesem ungleich leichter als mit Hardenberg und mir fertig wird. Doch tut auch dies keinen Schaden. Denn im jetzt geschlossenen Allianztraktat haben Hardenberg und ich doch Veränderungen bewirkt, die uns notwendig schienen, die auch in den russischen übergegangen sind, und an die Nesselrode nicht gedacht hatte, die er in seiner leichten Manier, alle Geschäfte zu nehmen, sogar für überflüssig hielt.

Mein Verhältnis mit Metternich ist so gut als ganz hergestellt. In Geschäften ist es natürlich, daß sich Metternich zuerst oder allein an Hardenberg wendet, aber ich werde zu allem gezogen, und so ist es ganz einerlei. Gesellschaftlich aber bin ich Metternichen, seiner wunderbaren Natur nach, einmal unentbehrlich. Er erinnert jetzt gleich, wenn ich nicht nachmittags zum Spaziergang, wo wir meist ganz allein sind, oder abends zu ihm komme.

In den Armeen bleibt nun auch allerlei zu wünschen übrig. Es ist nicht zu leugnen, daß die österreichische Armee weniger gut ist, als die anderen. Es liegt vielleicht nicht eigentlich an den Offizieren und Soldaten, aber daran, daß diese unglückliche Armee seit 1809 zerstört worden ist, und es ihr bei ihrer jetzigen Reorganisation theils an Zeit, theils an einem Mann, der dies versteht,



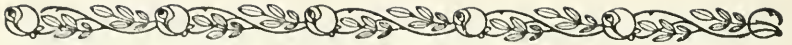
gefehlt hat. In dieser Rücksicht wäre der Erzherzog Carl*) unentbehrlich gewesen. In der Tat haben sich in der Schlacht bei Dresden, die kaum eine Schlacht war, vier Regimenter durch die Albernheit eines Generals Meszko fangen lassen. Auch steht in einem der jetzt aufgefangenen Briefe: „les Autrichiens sont de bonnes gens, ils se laissent prendre facilement“. Schwarzenberg selbst hat allerdings nicht die gehörige Lebendigkeit und keine wahre Feldherrneigenschaft, aber er besitzt doch auch gute Seiten und würde immer mehr tun als jetzt, wenn er gehörig allein wäre und nicht durch Ratschläge verwirrt gemacht würde. Dabei darf er vor Duca**) nicht handeln, wie er will. Radezky***) ist eigentlich sehr wenig und läßt seine Pläne von Langenau machen, der sie freilich wohl entwirft, aber nicht selbst mitsprechen darf, also oft kontrefariert wird, und weil er dies weiß, sich schon im voraus akkommodiert. Doch ist jetzt ein ganz guter Plan von ihm angenommen worden. Von uns spricht meist Knefsebeck†) mit den seichtesten und fatalsten Ideen, glücklicherweise aber so seicht und elend, daß er darum weniger Eingang findet. Grolman, der nur eine Viertelstunde von hier verwundet liegt, wird eigentlich nur von mir zu Rate gezogen. Neulich aber habe ich dem König den neuen bei den Österreichern entworfenen Plan, den ich Mittel gefunden hatte zu lesen, in einem eigenen Bericht detailliert, hernach Grolman darüber gefragt, der manche Verbesserungen beibrachte, und diese dem König in einem zweiten Be-

*) Geb. 1771, † 1847, jüngerer Bruder Kaiser Franz' I., ausgezeichnete Feldherr, nach einem Zerwürfniß mit dem Kaiser infolge der Schlacht bei Wagram 1809 aus dem Heere ausgeschieden.

**) Duca und Langenau, „zwei Theoretiker aus Lloyds behutsam methodischer Kriegsschule“ [Treitschke], die den Ausschlag im Kriegsrat Schwarzenbergs gaben.

***) Graf Radezky, geb. 1766, † 1858, war 1813 zum Chef des Generalquartiermeisterstabes ernannt und Stabschef Schwarzenbergs.

†) Vgl. S. 30.



richt geschrieben. Ich fürchtete beinah, er würde dies, als eine Einmischung in eine fremde Sache, übel aufnehmen, allein er hat es nicht getan, sondern mir gerade, wie es scheint, dafür den Orden gegeben. So arbeitet man hin und her, aber was daraus wird, ist und bleibt immer ungewiß und zweifelhaft.

Der neuliche Sieg des Kronprinzen*) bei Dennewitz hätte un-
gemein viel entscheidender ausfallen können, wenn der Kronprinz nicht, wie die Berichte sagen, sogar um sich eine goldene Brücke zu erhalten, die Schweden und Russen so langsam hätte marschieren lassen, bis nach fünfstündigem Gefecht die Preußen allein des Sieges so gut als gewiß waren, und unsere Generale, die bei ihm sind, klagen immer über seine Langsamkeit und übergroße Vorsicht.

Nur bei Blücher ist nichts Wesentliches auszufehen. Wenigstens nicht im Kommando, wo Gneisenau durch Klugheit, Kenntnisse und Gemüt, und Blücher durch seine hinreißende Tapferkeit und die Liebe der Soldaten zu ihm wirklich Wunder tun. Allein York**) und Langeron***) sind dort auch unangenehme Hemmketten. York ist Gneisenaus ewiger Antagonist und sagt, daß er die Armee aus Ruhmsucht ins Verderben stürzt. Langeron ist kleinmütig, langsam und zum Zurückgehen geneigt.

Alle diese Umstände bringen denn freilich auch ein leidiges Gutes hervor, nämlich Bescheidenheit bei den Hauptführern, die verständig sind. So sagte mir noch heute der Kaiser Alexander, als ich bei ihm war, um mich für den Orden zu bedanken, daß man noch nicht triumphieren müsse, daß die Sachen nur eben gut gingen. Der König ist noch weniger zu frohsehend, nur Metternich ist jauchzend. In gewisser Hinsicht hat er freilich nicht Unrecht.

*) Von Schweden.

**) York befehligte das Erste preußische Armeekorps unter Blücher.

***) Graf Langeron befehligte das russische Korps unter Blücher in der schlesischen Armee.



Denn der einzige Monat hat Napoleon eine unglaubliche Menge Menschen, wenigstens 130000, und Kanonen, sehr gut 300, gekostet. Das System seine Armee zu ruinieren, ist auch viel besser zur Erreichung eines gehörigen Friedens, als das, ihn bloß nach Frankreich zurückzuschlagen. Denn eine neue Armee bekommt er so leicht nicht.

In Absicht des Friedens ist nur der Kaiser Alexander sehr gut gesinnt, noch heute sagte er mir, man müsse an den nicht so bald, als nur erst daran denken, wenn Deutschland ganz frei von Franzosen sei.

Wie es in unserm Innern aussieht, habe ich Dir schon öfter geschrieben. Allein heute nur eins. Die Armee hat noch bloß leinene Hosen und muß für den Winter Tuchhosen haben; eigentlich soll sie diese schon am 15. September bekommen, das Späteste ist der 1. Oktober, und noch streitet man, wo man das Tuch hernehmen will. Erst vor ungefähr zehn Tagen ist dem Kanzler der erste Vortrag darüber gemacht worden; nun fordert man auf einmal eineinhalb Million zu diesen und anderen Dingen von ihm. Wie ist das gleich zu schaffen? So ist selbst in dieser ganz despotischen Regierung keine Einheit. Der bisherige Kriegsminister, der Tat nach, war General Saxe*), ist zu Fürst Schwarzenberg als militärischer Gesandter gestellt und seine Stelle, trotz aller Vorstellungen des Kanzlers beim König, nicht wieder besetzt. Nun gibt es eigentlich niemanden an der Spitze als den König und seine Adjutanten, und daher kommen diese unglaublichen Verspätungen und Unordnungen.

Kann ich hier so fortdienen, so stecke ich mir ein doppeltes Ziel: 1. Zu einem ordentlichen, dauerhaften und glorreichen Frieden mitzuwirken; dann 2. eine Administrationsveränderung im Innern herbeizuführen. Zum ersten habe ich schon einen Allianztraktat vorgearbeitet, in dem in geheimen Artikeln schon den französischen Regierungen in Deutschland (Westfalen und Berg) der Hals ge-

*) Karl Georg Albrecht v. Saxe, geb. 1768, † 1835, hatte 1813 die Mobilmachung überwacht, war von 1819—1833 Kriegsminister.



brochen ist. Es kostete auch dies wieder Mühe durchzusetzen, aber der Kanzler half treulich mit. Überhaupt hat der Kanzler immer große, loyale und wirklich edle Ideen. So hatte man in den Allianztraktat gesetzt, daß wir nur 80 000, Österreich 150 000 Mann stellen sollten. Er hat das gleich abgeändert und mit Widerspruch sogar des Königs durchgesetzt. Wir stellen auch dem Traktat nach gleich viel. In der Wirklichkeit haben wir jetzt viel mehr. Weil der Kanzler wirklich so ist und in dieser Art ungemeine Verdienste hat, weil er überdies mit mir die Freundschaft selbst ist, würde ich nie direkt gegen ihn handeln. Seine Administration ist schon ihrer Form nach verderblich, und man muß suchen, eine ordentliche Minister-Regierung unter seinem Präsidio herzustellen. Ich glaube, daß das mit seiner Einwilligung durchzusetzen ist. Ist dies, so nehme ich gern ein Ministerium an. Ist dies nicht, so entferne ich mich von der Sache, sei's daß ich in Wien bleibe, oder sei's, daß ich London, oder, wenn es da dann so steht, daß man mit Ehren da sein kann, Paris suche. Diese Pläne, glaube ich, würden auch Dir, liebes Kind, die liebsten sein. Mit den Finanzen wird es bis zum Frieden freilich schlimm gehen, allein nachher läßt sich auch vielleicht ohne Verlust für den König ein Gut oder sonst etwas erlangen.

So, liebe Li, habe ich Dir kurz geschrieben, wie die größten und wichtigsten Dinge stehen. Du wirst daraus sehen, daß ich nicht müßig bin, daß ich im stillen weiter strebe und daran denke, den Jahren, in denen mich mehr der Zufall als mein Wille in Geschäfte geführt hat, ein Ziel und ein bedeutendes Resultat zu geben. Aus Ehrgeiz handle ich wirklich nicht; denn Gott weiß, daß ich viel lieber in ganz einsamer Ruhe mit Dir und den Kindern säße und jeden Tag bereit bin, dahin zurückzukehren. Lebe wohl, einzig teures und liebes Wesen. Ewig Dein H.





63. Humboldt an Caroline

[Teplitz], 19. September 1813

Stein ist jetzt hier, und ich habe heute den ganzen Tag mit ihm zu tun gehabt. Der Verwaltungsrat wird abgeschafft oder bekommt vielmehr eine andere Gestalt, und ich habe den Plan zur neuen Einrichtung entworfen.*) Ich habe aber sorgfältig mit dazu gewirkt, daß Stein an der Spitze der Sache, nur auf die gehörige Weise bleibt. Dies hat mir heute viel zu tun gegeben, und ich bin erst spät zum Schreiben an Dich gekommen.

Dein Zusammensein mit Carolinen**) freut mich über alle Beschreibung. Es wird Dir doch eine süße Zerstreuung in den Tagen der Unruhe sein. Ich fürchte nur, sie geht nun wieder mit Adolph nach Schlesien. Das ewige Wechseln der Pläne für ihn mißfällt mir sehr. Sie hat mir selbst geschrieben, aber mit Buchstaben, daß wirklich in diesem Briefe, wie bei der Schöpfung, der Geist über der Tinte nur schwebt, ohne daß man recht weiß, wo er sich niederlassen will. Indes habe ich den Sinn herausgebracht. Grüße sie tausendmal von mir.

[Teplitz], 21. September 1813

Ich lebe sonst sehr ruhig und eigentlich viel in meiner Stube, vorzüglich in diesen Tagen, wo Metternich nicht zu Hause ist.***)

*) Dieser Entwurf zur Zentralverwaltung der eroberten Länder umfaßte 67 Artikel. Er wurde Metternich vorgelegt, von diesem scheinbar gebilligt und auf seinen Vorschlag dem Zaren zur Bestätigung überreicht. „Alexander stimmte allem bei und behielt die Papiere zur Unterschrift zurück. Alle Versuche preussischerseits, sie von ihm wieder zu erlangen, waren vergeblich, und seitdem sind und blieben sie verschwunden. Mit Recht vermutete Humboldt, daß eine Kabale Metternichs, vielleicht bloß Nesselrodes dahinterstecke.“ Bruno Gebhardt, „Wilh. v. Humboldt als Staatsmann.“

**) v. Wolzogen.

***) Metternich war am 20. nach Prag gegangen.



Ich lese im Plutarch oder Demosthenes und genieße die Einsamkeit, die unter allen Dingen der Erde den größten Reiz für mich hat. Nur freilich geht viel Zeit, vorzüglich beim Kanzler, verloren. Die Umgebungen des Kanzlers sind eigentlich entsetzlich. Es ist wirklich nur ein einziger, den die Gemeinheit weniger angesteckt hat, die übrigen gehören alle in gleiche Verdammnis. Bombelles, der ganz eigentlich beim Kanzler akkreditiert ist, macht die Sache mit seinen Scherzen nicht feiner, und der arme Kanzler geht, wie ein Hofmann, immer voller Güte und Höflichkeit, darin herum. Seine Gesundheit scheint mir aber sehr abzunehmen, er ist schwach und abgespannt und klagt oft des Abends über Brustbeklemmungen. Man fürchtet die Brustwassersucht für ihn. Mich behandeln die Herren um ihn mit großer Schonung und Achtung wie die aufgehende Sonne, die aber für sie nie aufgehen wird. . . .

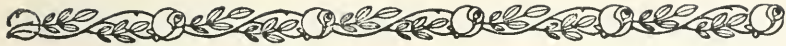


64. Humboldt an Caroline

Teplitz, 25. September 1813

Ich bin soeben beim Kanzler gewesen; Stein ist in diesem Moment wieder nach Prag gefahren und kommt erst in acht bis zehn Tagen wieder. Er hat mancherlei Fehler für Geschäfte, aber doch immer ein ernstes, für alles wesentlich Nötige und Gute edel aufgelegtes Gemüth; er gehört zu den Menschen, die einem das Leben nicht leicht machen und wohl augenblicklichen Unmut erregen, aber die, welche ihn recht auffassen, im ganzen immer trefflich stimmen. Ich werde, soviel ich kann, beitragen, daß er uns noch bleibt, und es ist schon zum Theil mir zuzuschreiben, daß man ihm die Verwaltung der zu besetzenden Provinzen gelassen hat. . . .





Ich schreibe Dir heute viel gemüthlicher als gestern, liebe Li, da ich eine geheizte Stube habe. Es war eine fürchterliche Kälte diese letzten Tage, und ich bin glücklich in dem Gedanken, daß man nun vor Ende Maiß nicht einzuheizen aufhört und die Sonne mit Geringschätzung anblicken kann. Auch habe ich sehr ruhig gearbeitet und mich der Stube erfreut und bin nicht weiter ausgegangen als zu Aberdeen*), wo ich gegessen habe. Aberdeen ist ein angenehmer und noch mehr ein trockener Mensch, und sollten wir noch mit ihm einmal in Wien sein, so ist es ein sehr nützliches und minder gewöhnliches Mitglied der Gesellschaft. Er hat sehr viel Kenntnisse, vorzüglich in Kunst und alter Literatur, hat Italien und Griechenland gesehen und selbst über Architektur geschrieben. Die trockene Manier vieler Engländer hat er freilich, allein die ist mir nicht unlieb.

Grolman ist ganz wiederhergestellt, er war heut bei mir und geht morgen dem General Barclay nach Komotau nach, wohin dieser vorgestern gegangen ist. Es ist ein äußerst verständiger und guter Mensch, der Dir sehr gefallen würde. Er ist aber für den Augenblick in keiner Lage, wo von seinem entschiedenen Talent Gebrauch gemacht wird. Überhaupt begreift man erst hier an Ort und Stelle recht die Schwierigkeit, die Leute an den rechten Platz zu bringen.

Deinen Brief vom 28. habe ich bekommen. Du meinst, gutes Kind, daß du mir von Wien fast nichts anderes sagen kannst, als „ich danke Dir, und ich liebe Dich“. Als wenn dies nicht so süß täglich zu hören wäre. Es ist das Glück des Lebens, dessen man nie müde wird, wenn es auch immer in gleicher Einförmigkeit wiederkehrt. Ja, es wird eigentlich immer durch die Wiederholung selbst neu, welche die Treue und Wahrheit bewährt. Dann aber

*) Vgl. S. 109.



enthalten Deine Briefe immer noch so viel mehr, daß sie auch dadurch eine unendliche Freude machen.

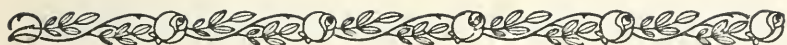
Mit Stadion bin ich während der Zeit meiner Anwesenheit im Hauptquartier sehr vertraut geworden, und sein Weggehen ist ein wirklicher Verlust für mich. Wenn ihm auch vieles abgehen mag, um eigentlich recht gut für große Geschäfte zu taugen, so hat er doch auch unendlich wichtige Seiten dazu, und vor allem etwas Edles und Einfaches im Charakter, was ihm einen sehr hohen Wert gibt. Seine Fehler sind ganz vorzüglich das Verderben, das die Sozietät an ihm ausgeübt hat, und das sich hernach immer wieder am Menschen rächt. Er lebt ganz vorzüglich darin, und es ist die am wenigsten lobenswürdige Seite an ihm, daß er, wenn man von Geschäften absieht, dann für nichts außer ihr eigentliches Interesse hat.

Caroline wird gewiß ruhiger bleiben, wenn Adolf nicht da ist, es müßten denn besondere Gründe zur Besorgnis eintreten. Sie hängt sehr in fröhlichen und traurigen Eindrücken von der Gegenwart ab, und das Entfernte wirkt nicht so stark auf sie.

Die Stelle aus dem Briefe der Fräulein Röder*) ist sehr schön und höchst merkwürdig, wie Du ganz recht sagst, in einer so eingeschränkten Lage und Erziehung. Es ist eine ausgezeichnete Familie, in der alles aus dem Inneren aufsteigt und sich ohne große Hilfe entwickelt. Die Stelle, die Du mir abschreibst, hat wirklich etwas Großes und Tiefergreifendes. Der andere Bruder ist nun auch tot,**) und sie muß zwei beweinen. Die Schläge des

*) Caroline v. Röder, Tochter des am 3. April 1821 zu Grottkau verstorbenen Generalmajors a. D. Heinrich v. Röder; 1822 vermählt mit August v. Wolff, zuletzt Generalmajor und Brigadefeldkommandeur, † 17. Januar 1857.

**) Gemeint sind die beiden Brüder Wilhelm v. Röder, als Major im Generalstabe des II. Armeekorps (v. Kleist) am 30. August 1813 in der Schlacht bei Kulm gefallen, als er das I. Bataillon des 2. Westpreussischen Regiments (jetzt König Wilhelm-Grenadiere) zum Sturm auf das Dorf



Schicksals sind jetzt schnell und furchtbar, aber es mußte so kommen und wird große Folgen haben. Die so geweckten Kräfte lassen sich nicht halb beschwichtigen, und die so gelitten haben, verlangen das erstrebte Ziel ganz errungen zu sehen. Die letzte Entwicklung dieser Krisen kann nicht so schnell vor sich gehen und so kurz sein, und das Leben ist es manchmal sehr. Also weiß ich nicht, ob ich es erleben werde. Allein die Kinder werden es sehen und genießen und in eine neue Zeit eintreten. Denke nur, Liebste, man hat ausgerechnet, daß Preußen seit Anfang des Krieges 300 000 Soldaten gestellt hat, wovon freilich bei weitem die meisten noch fechten, aber auch mancher noch fallen wird. 600 000 zwischen 18 und 40 Jahren, was das einzig recht waffenfähige Alter ist, hat der ganze Preussische Staat nur.

Lebe wohl, umarme die Kinder. Ewig Dein S.



66. Humboldt an Caroline

Teplitz, 2. Oktober 1813

Hraf Bentheim reist heute nach Wien, und ob er sich gleich zwei Tage in Prag aufhalten wird, schreibe ich Dir doch gerne durch ihn, um Dir einiges mitzuteilen, was ich nicht füglich durch die Staatskanzlei schreiben kann. Das erste und mir jetzt wichtigste betrifft unsere eigene Korrespondenz. Es scheint mir, als wenn meine Briefe Dir gar nicht ordentlich zukommen. Ich habe den sehr gegründeten Verdacht, daß Hoppé [Kanzlist?] sie nicht nur liest, sondern auch manchmal gar herausnimmt. Daß er Metternich geschrieben hat, daß in Pilatz Paketen Briefe liegen, welche

Nieder-Albesau vorführte; und Ferdinand v. Röder, als Leutnant und Adjutant des Kommandeurs der 10. Brigade (II. Armeekorps), Oberst v. Jagow, in der Schlacht bei Dresden, den 26. August 1813 beim Kampf um den Großen Garten schwer verwundet und am 23. September 1813 in Prag gestorben.



der Perlustration*) bedürften, ist eine unabzuleugnende Tatsache. Das Durchlesen ist mir ganz gleichgültig. Weder Du noch ich schreiben etwas, an dessen Nichtkenntnis uns gelegen sein könnte. Aber schändlich finde ich es, wenn man darum die Briefe länger als um eine Stunde verspätete. . . .

Wenn Du den Gang der öffentlichen, vorzüglich der Kriegsbegebenheiten siehst, so wirst Du ohne mein Bemerken finden, daß darin eine gewisse Lahmheit ist, die noch mehr verderblich werden würde, wenn uns das Glück nicht sichtbar beschützte, Blücher und Gneisenau sich nicht vortrefflich benähmen, und bei der Armee des Kronprinzen die Preußen nicht Wunder der Tapferkeit getan hätten. Große Intrigen gehen hier nicht vor, und eben darum muß man auch keine Krisen erwarten. Die Räder, die erst schlecht zusammen gingen, haben sich nun so eingelaufen, daß sie nicht mehr hervorbringen, aber weniger knarren. Was geschehen sollte, geschieht wohl gewissermaßen, wie man denn wirklich nunmehr links nach Sachsen hineingeht, aber es geschieht langsam und halb. So bringt die Armee bis Komotau vier Tage zu. Wenn, wie es scheint, aber noch nicht gewiß ist, Napoleon sich zurückzieht, so ist es immer sehr verderblich, daß wir noch nicht draußen sind, um ihn zu empfangen und auf dem Rückzuge selbst zu zerstören.

In den politischen Verhandlungen herrscht zwar wohl mehr Tätigkeit, allein auch über sie ist viel zu sagen. So sehr gute Seiten Metternich hat, so ist es schlimm, daß er gewissermaßen die Diskussion scheut, und da er sie mehr von uns fürchtet und erwartet als von Nesselrode**), mit dem er sehr leicht fertig wird, so ist oft zwischen Rußland und Österreich die Initiative genommen, ehe Preußen mitreden kann, das überhaupt nicht eines dem überwiegenden Verdienste, das es für die gemeinschaftliche Sache hat, angemessenen

*) Durchmusterung.

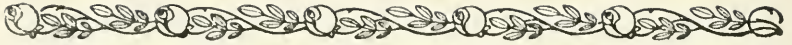
**) Vgl. S. 29.



politischen Einflusses genießt. Ob ich gleich weder vom Kanzler noch von Metternich von nichts ausgeschlossen werde, so kann ich das doch nur wenig ändern. Es liegt leider in tieferen und höheren Ursachen, die fast oder ganz unmöglich zu heben sind. Eigentlich wesentlicher Nachteil erwächst daraus nicht.

Es entsteht nur das, was man beabsichtigt, daß man freier und sicherer vor Widerspruch handeln kann. Am leichtesten kann dies in den deutschen Angelegenheiten schaden. Für diese hat Metternich, nach seiner Art zu sehen, wenig Sinn. Daß es wirklich im intellektuellen und moralischen Sinn ein Deutschland gibt, das nicht Preußen und Österreich ist, wenn es auch gleich Teile von beiden enthält, und daß man diesem Deutschland politisch zu Hilfe kommen muß, begreift und fühlt er nicht. Wenn es nach ihm geht, bestehen die Stücke Deutschlands wie andere europäische Staaten, Dänemark, Holland, Venedig ohne alle oder höchstens in der lockeren Verbindung fort, daß sie sich durch diplomatische Allianztraktate an Österreich und Preußen anschließen. Dies nun ist, meiner Art zu sehen nach, in hohem Grade verderblich, und ich glaube, es muß ein gemeinschaftliches engeres Band geben. Ich fühle wohl, daß dies schwer zu knüpfen ist, daß es auch nicht immer und nicht ewig halten wird, allein es kann es doch einigermaßen, und schon den Gedanken zu erhalten, daß Deutsche eins sind und eins bleiben müssen, ist es gut, daß es vorhanden sei.

Da es sehr wahrscheinlich ist, daß sich Bayern zu unserer Allianz schlägt, so kommt diese Sache gleich bei dieser Gelegenheit zur Sprache. Man hat (meines Bedünkens zu freigebig, und mehr als man brauchte, wenn man eine größere Armee aufstellte oder die vorhandene besser benutzte) Bayern Unabhängigkeit versprochen und Garantie seiner jetzigen Staatengröße. Nun dringen der Kanzler und ich darauf, daß man in den Traktat mit Bayern setze, daß man künftig beim Frieden einen Verein Deutschlands



gründen wolle, daß man sich anheischig mache, die dazu nötigen Verbindlichkeiten einzugehen, und seine besonderen Zwecke immer damit in Verbindung bringen wolle. Wir haben neulich darüber eine Konferenz mit Metternich gehabt, allein er hat die Idee sehr kalt aufgenommen und hätte sie gern ganz weggeworfen, wenn es gegangen wäre. Immer ist es gewiß, daß er einen solchen Artikel höchstens tolerieren, und wenn Bayern sich dagegen sperren sollte, nicht auf irgendeine Weise unterstützen wird.

Kommt es nun zur Einrichtung selbst, so siehst Du, ohne daß ich es sage, die neuen Schwierigkeiten ein. Wirklich ist die Frage nicht leicht, und mich, der ich eine wirkliche Liebe zu den kleinen deutschen Staaten habe, und überzeugt bin, daß in dieser Mannigfaltigkeit die Trefflichkeit der deutschen inneren Bildung gelegen hat, bekümmert das im voraus. Denn ich sehe, daß ich selbst werde stimmen müssen, ihnen ein Ende zu machen, da mit ihnen fast keine politische Sicherheit zu erreichen steht.

Auch mit meiner Treue gegen Rudolstadt komme ich darin in ein sehr übles Gedränge. Indes treten vielleicht noch große Schicksale zwischen alles dies, und es sind spätere Sorgen. . . . Mit Bayern ist man also wirklich sehr weit, es ist zwar wohl noch einige Ungewißheit, ob der König, wie man sehr weislich gefordert hat, mit Hintansetzung aller Projekte von Warten und Neutralität, gleich mitgehen will, allein vermutlich geschieht es, und wenige Tage müssen uns darüber belehren. Von Napoleon sind die Truppen, obgleich unter anderem Vorwande, wirklich zurückgefordert. Er wird sie aber natürlich nicht geben.

In wenigen Tagen wird vermutlich Bernstorff*) nach Prag gehen, um ein Rendezvous mit Metternich zu haben. Dies wird in Wien viel Aufsehen erregen, weil die Absicht und Ursache sehr geheim betrieben werden wird. Sie ist aber keine andere, als daß

*) Vgl. S. 36.



Metternich, für den dies eine Gelegenheit einer Reise nach Prag ist, sich mit ihm besprechen will über einen Versuch, Dänemark noch zu unserer Allianz zu bringen, es zu bewegen, Drontheim an Schweden abzutreten und dafür von England seine Flotte und seine Kolonien zu erhalten. Ob es das eigensinnige Dänemark tun wird, steht dahin. Dies alles ganz ausschließlich unter uns.

Ich hatte eben, wie oft und wie gewöhnlich, eine lange Unterredung mit dem Kanzler. Er hat mich unter anderem ernsthaft gefragt, ob ich wohl annehmen würde, nach dem Frieden als Gesandter nach Paris zu gehen? Ich habe gesagt, wenn Napoleon nicht sehr zu Paaren getrieben sei, tue ich's nicht, sei er es sehr, so ginge es eher; und existiere er nicht mehr, so nähme ich es gern an. Bist Du damit zufrieden? Wenn es geschähe, würde doch noch wahr, was wir so belachten, als wir Talglichter selbst in Paris kauften. Ach! Du liebes, süßes Kind, wieviel Erinnerungen führt die Vergangenheit mir in jedem Augenblick des Tages von Dir zurück, was ich mit Dir erlebt habe. Ich glaube, Du gingest auch gern nach Paris. Schlabrendorff würde gewiß noch da sein. Aber die Mädchen? Entstände nicht allgemeiner Aufruhr? Du siehst aber auch daraus, daß der Kanzler nicht daran denkt, mich zum Minister bei uns zu machen. Er hat dabei wirklich kein Urgeß. Er liebt die Geschäfte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten selbst, und die er für wichtig hält, macht er auch und gut. Dagegen sieht er eine fürchterliche und wahre Not an Gesandten. Sie haben eigentlich nur mich. An verschiedenen Abenden hat er nun schon für notwendig gehalten, mich in Wien zu lassen und nach London und Paris zu schicken.

Adieu, teure, liebe Seele. Erwig Dein

S.





67. Humboldt an Caroline

Teplitz, 4. Oktober 1813

Ich bin Dir noch nicht imstande zu sagen, liebe Li, wann und wohin ich gehe. Heute morgen, wo wir zum Namenstag beim Kaiser Franz waren, hieß es, er gehe nach Komotau, allein gewiß ist es noch nicht. Ich bleibe indes, wie ich Dir schon gestern schrieb, gewiß noch drei Tage hier. Ich wollte es immer, und nun hat mir der Kanzler gesagt, daß die nächsten drei Tage im Kalender mit Charitas, Fides und Spes bezeichnet sind, und daß er solche Tage nicht reisend verbringt, und diese Gefinnungen teile ich gern. Überhaupt werde ich immer vertrauter mit dem alten Mann, und er wird mir mit jedem Tag werter. Wir haben alle Abende lange und ernste Gespräche über die wichtigsten Dinge, die jetzt vorgehen, und Gefinnungen und selbst Ideen sind trefflich in ihm. Auch wirkt er unendlich viel Gutes. Einige kleine Schwächen weniger oder einige Seiten mehr in ihm, und er wäre unverbesserlich. Auch über mich hat er gestern unaufgefordert ein langes Gespräch mit mir gehabt, von dem ich Dir ein andermal spreche. . . .



68. Humboldt an Caroline

Teplitz, 5. Oktober 1813

Die beiden Kaiser sind nach Komotau heute abgegangen, Metternich ist noch in Prag, Lebzeltern ist, wenn ich mich nicht sehr irre, auch dahin abgegangen, und die ganze Staatskanzlei ist unter Binders*) Anführung ihrem Kaiser gefolgt. Das corps diplomatique am österreichischen Hofe hat man nach Saaz gewiesen, keine sonderlich zweckmäßige Einrichtung. Denn Saaz ist drei Meilen schlechten Weges von Komotau, und

*) Vgl. S. 62.



Lord Aberdeen, der langweilige Bildt und ich sollen dort ganz allein thronen. Der Vorwand oder die Ursache ist, daß in Komotau für unsere Suite kein Platz sei. Allerdings habe nun ich, alles in allem gerechnet, zehn Leute und zehn Pferde, und Aberdeen wohl das Doppelte, dafür hat aber der unglückliche Bildt nur, wie er zu sagen pflegt, vier chevaux. Der Kanzler wird auf jeden Fall in oder dicht bei Komotau bleiben, und auf diese Weise werde ich, wie wenigstens mein fester Plan ist, auch dort sein und nur meine Equipagen in Saaz lassen. Überhaupt aber denke ich, soll dieser Aufenthalt von sehr kurzer Dauer sein.

Was Napoleon machen wird, davon wissen wir alle nichts. Vielleicht kommt er hierher. Unsere Nachrichten lauten indes anders. Er scheint eher auf die Armee loszugehen, die links nach Sachsen hineingegangen ist.

Weißt Du, daß der Kanzler mir vor einigen Tagen in einem vertrauten Gespräch sehr ausführlich die Frage vorgelegt hat, ob ich nicht Finanzminister werden wolle? Es ist närrisch, daß er auch, gleich als er Staatskanzler geworden war, einmal die Idee gefaßt hatte. Auf meine Einwendungen hat er nur geantwortet, daß ich mich gewiß sehr bald hineinsetzen und dem Posten gut vorstehen würde. Allein ich habe ihm gesagt, daß ich mich nicht darauf einlassen könne, weil ich, wenn ich König oder er wäre, mich nie dazu wählen würde. Ich wollte allenfalls zugeben, daß ich mit Studium und Eifer die Sache so weit bringen könnte, daß ich den Sachen eine leidliche und haltbare Einrichtung gäbe. Allein ich sei doch gewiß bei weitem besser als Gesandter, ein Posten, dem ich nun in allen Verhältnissen vorgestanden hätte, und in dem ich geprüft und erprobt sei, zu benutzen. Da nun wenigstens doch ein recht tätiger Gesandter notwendig sei und man in der That keinen habe, auf den man gleiches Vertrauen als



auf mich setze, so sähe ich nicht ab, warum ich in eine andere Laufbahn übergehen solle. Wolle man mir schlechterdings ein Ministerium im Innern geben, so dürfe es nur das geistliche sein, und zu diesem fände man immer, wenn es einmal eingerichtet sei, einen Mann, auch würde mir der König, der mich nun einmal nicht für christlich halte, dies immer ungern geben. Das ist auch rein meine Meinung. Ins Innere handelte ich nicht klug, mich bringen zu lassen. Nach dem Frieden muß der Kanzler, wie er selbst ganz richtig einsieht, selbst Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein. Allein überlebe ich ihn und bin noch in Gunst, so ist das meine natürliche Stelle, und mit der ich erst dann das Gewicht verbinden kann, was jetzt, bei welchem Ministerium es sei, unmöglich ist.

Ich erzähle Dir indes dies, damit Du siehst, wie unwahr es ist, wenn man dem armen Kanzler Schuld gibt, daß er keine Ministerien neben sich dulden will, und daß er sich scheut, die Finanzen vor jemand aufzudecken. Er weiß gewiß, daß ich nicht schmeichle und nicht leicht zu täuschen bin, und gerade mir, der gewiß kein nachsichtiger Richter meiner Vorgänger sein würde, trägt er die Stelle und mit dem ausdrücklichen Zusatz an, daß von den Leuten um ihn keiner dazu tauglich sei. Mir sind diese Unterredungen außerdem lieb, weil sie mir Gelegenheit geben, auf eine zweckmäßigere Einrichtung der ganzen Verfassung hinzuwirken und so meinem letzten Zweck bei meinem Hiersein näherzukommen. Auch wirkt die Intimität zwischen dem Kanzler und mir überaus heilsam auf die Meinung für uns beide und vielleicht noch mehr, da mein öffentlicher Ruf ganz unbescholten ist, für ihn. . .

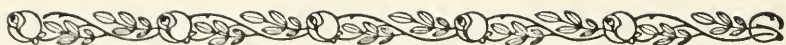




ch bin heute nachmittag glücklich hier angekommen und schreibe Dir beim Staatskanzler. Hier hören wir, daß Metternich erst heute mittag hier durch nach Komotau gegangen ist. Stein ist hier zu uns gestoßen. Er wollte nach Teplitz kommen, geht aber nun mit uns nach Komotau. Ich reise morgen bei guter Zeit dahin ab, der Staatskanzler und Stein folgen mir später. . . .

In dem Eichenblatt, was die beiden höheren Klassen des Roten Adlerordens tragen, und was auch als Auszeichnung zum Orden pour le mérite gegeben wird, hat mir erst vor einigen Tagen einer eine geheimnisvolle Deutung gezeigt, die die Sache noch viel hübscher und für den König individuell zart macht. Die drei Blätter, aus denen das kleine goldene Laubwerk besteht, sind so gelegt, daß man nur von zweien die große, der Länge nach mitten durch das Blatt gehende Ader oder Faser sieht, und diese zwei Adern bilden ein sehr deutlich erkennbares L als Anfangsbuchstaben des Vornamens der Königin Luise. Die Idee soll ursprünglich vom Kronprinzen herkommen, der die Zeichnung gemacht hat. Auch kriegt nie ein Ausländer dieses Eichenlaub.

Daß der König jetzt noch in Teplitz länger als die beiden Kaiser geblieben ist, vermehrt seinen Ruhm und seine Liebe hier in Böhmen. Die Leute, die ihm schon sehr gut sind, denken, daß er es tut, um Böhmen besser zu verteidigen. Der junge Humboldt, der nach Wien gegangen ist, hat eine ganz außerordentliche Vorliebe für den König, den er doch bloß gesehen hat, die Dir ihn wert machen wird. Überhaupt ist er ein recht gesprächiger und amüsanter Mensch, wenn er nur reden kann, aber er spricht eigentlich nur Englisch, und ich habe mich zwingen müssen, es mit ihm



zu reden. Temple*) hat Dir vermutlich geschrieben, daß er eine Schwester dieses Humboldt geheiratet hat. So vergeht alles Andenken. Temple schien nun wirklich den Verlust seiner Frau tief zu fühlen, und nun hat er eine andere, jüngere, und es ist, als wäre die erste nicht dagewesen. Das ist das eigentlich menschliche Schicksal auf Erden. Denn menschlich muß es doch sein, da es so oft und so immer geschieht. Wem es geschieht, der kann es leicht verschmerzen. Es mag sich schön und ruhig im Grabe liegen. Aber wie, wer es tut, noch den Himmel mit Freuden ansehen kann, dafür habe ich nie ein Herz gehabt und werde es nie haben. Mit eigentlicher Treue kann man doch nur einem Menschen auf Erden anhängen. Und der Tod bindet, dünkt mich, die Treue ganz unzerreißbar fest, wenn auch das Leben sie noch wankend machen könnte. Denn solange der andere lebt, ist doch ein Schwanken, ein gegenseitiges Entbinden noch möglich, auch ist da noch alles bloß irdisch und menschlich — aber der Tod hat etwas Heiliges und Unentweihbares, und wer den Toten nicht treu ist, ist allem untreu. . .



70. Humboldt an Caroline

Romtau, 11. Oktober 1813

Wir sind noch hier, liebe Ei, und obgleich man alle Tage vom Weggehen spricht, so sehe ich voraus, daß es noch einigen Aufschub leiden wird. . .

Die Allianz mit Bayern ist am 8. wirklich unterzeichnet worden und Wredes**) Armeekorps wird unverzüglich gemeinschaftlich mit dem von Neuß agieren. Neuß bleibt aber nicht dabei, sondern scheint hierher zu kommen. Dies Ereignis ist unendlich wichtig und

*) Temple, mit Humboldts in Rom befreundet, verlor dort 1809 seine Frau.

**) Geb. 1767, † 1838, 1814 in den Fürstenstand erhoben.



glücklich und wird einen ungeheuer großen Eindruck in Deutschland machen. Solltest du aber glauben, daß der König von Württemberg vermutlich auf die erste Nachricht der Unterhandlungen Bayerns mit Österreich seinen Gesandten von München in einem Augenblick zurückberufen hat, wo der französische noch da war, und daß er 6000 Mann, die sonst unter Wrede standen, nunmehr gleich zur Verstärkung Augereaus*) abgeschickt hat? Ist es möglich, sich eine schändlichere und erbärmlichere Aufführung zu denken? Im Grunde aber ist sie sehr gut für uns, weil man nun eine Regierung, die nie irgendein Gewicht in die Wagschale legen kann, nicht mehr zu schonen braucht.

Ich schicke Dir hier zwei Gedichte von Max v. Schenkendorf**), demselben, an den die Inlage ist, und von dem ich Dir manchmal erzählte. Das zweite***) ist meines Bedünkens eines der schönsten, die in deutscher Sprache existieren, und echt poetisch in Gedanken und Ausdruck. Es hat freilich einige Härten und nachlässige Reime, aber es tut einem selbst das darin wohl, einem äußeren Schmuck nicht die innere Kraft und den inneren Schwung opfert zu sehen. Ich kriegte heute früh dies Lied von Schenkendorf zugeschickt, als ich eben mit Binder†) zusammen war, und obgleich ich es gegen ihn, wie ich gegen Menschen, von denen ich nicht glaube recht in einer Sache gefaßt zu werden, immer tue, gar nicht sehr lobte, war er so entzückt davon, daß er es gleich Metternich gab und sogar darauf drang, der Kaiser müsse dem Verfasser eine Belohnung dafür geben. Dies geht nun offenbar nicht an, weil er ja sonst ausspräche, wieder Kaiser werden zu wollen. Aber auch Metternich ist voller Enthusiasmus für das Gedicht, und der Effekt,

*) Marshall von Frankreich, geb. 1757, † 1816.

**) geb. 1783, † 1817.

***), „Die Preußen an der kaiserlichen Grenze.“ August 1813.

†) Vgl. S. 62.



den es auf den Staatskanzler gemacht hat, ist wirklich merkwürdig. Die Ideenverbindung der Siegesfeier mit dem Rhein und der Weinlese ist unendlich glücklich, und das Ganze hat für mich eine hinreißende und rührende Stärke und Einfachheit. Der Vers: „Wir müssen ja die Kelter treten“ und der: „Dann drängt ein jeder sich zum Bade“ ergreifen das Innerste, und der schlichte, fast triviale Ausdruck: „wie wird's euch sein, ihr deutschen Lande?“ macht eine große Wirkung. Es ist möglich, daß es zufällig ist, daß mich das Gedicht so ergriffen hat, aber es scheint mir das einzige recht gute, was ich noch auf diesen Krieg gelesen habe. Das erste ist wahrlich auch nicht ohne großes Verdienst in den Gedanken und Empfindungen, nur sind einige Verse, wie die neunte Strophe, zu naiv für den Druck. Dieser Schenkendorf ist ein sehr vorzüglicher Mensch von tiefem Gemüt, er hatte das Unglück, daß ihm gleich darauf, als ich in Königsberg war, in einem Duell die rechte Hand ganz weggeschossen wurde. Er schreibt aber mit der linken. Nach viel vergeblichen Bemühungen wird er wieder als Offizier angestellt. . . .



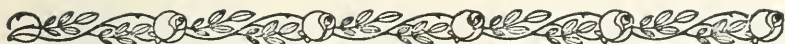
71. Humboldt an Caroline

Komotau, 12. Oktober 1813

Von Kriegereignissen ist nichts Merkwürdiges zu sagen. Unsere Nachrichten gehen bis zum 11. Damals hatte sich Napoleon, der am 8. in Colditz übernachtet haben soll, bei Leipzig konzentriert, und unsere böhmische Armee tat dasselbe um Altenburg. In diesen Tagen ist eine Schlacht wohl unvermeidlich und der wahrhaft kritische Augenblick gekommen.

Von Bennigsen*) wissen wir nichts Neues, ja nicht einmal,

*) Graf v. Bennigsen, geb. 1745, † 1826, russischer General, Oberbefehlshaber der sog. polnischen Armee. Das Hauptquartier des Generals v. Bennigsen war in Lockwitz.



wo der König*) für seine Person ist. Es scheint aber, als wollte der König für sich auf dem rechten Flügel eine Zeitlang bleiben und vielleicht sogar zur Blücherschen Armee auf einen Augenblick gehen. Dies ist eine so vernünftige und gute Idee, daß sie ihm sehr ähnlich sieht. Auch, daß er sich so der eben wiedereroberten Lausitz und überhaupt Sachsen zeigte, wäre sehr heilsam.

Ich habe alle diese Tage, wenn ich Zeit hatte, tief im Agamemnon gesessen und hätte nicht gedacht, daß die Trojanische Fackelwache sich hier erneuern würde. Stell Dir vor, man hat der bayrischen Angelegenheit wegen eine Reihe von Feuerzeichen von hier bis Linz angeordnet, und alles war fertig, man wartete nur das Signal ab. Gott weiß warum aber hat man doch keinen Gebrauch davon gemacht und nun wieder alles zerstört. . . . Außer den Begebenheiten des Augenblicks lebe ich bloß mit den Alten und bin darin sehr glücklich; überhaupt ist dies Leben darum schön, weil es so aller kleinen Frivolitäten, allen Gesellschaftsplunders entledigt ist, und man sich allein oder mit großen Begebenheiten findet. . . .



72. Humboldt an Caroline

Romotau, 13. Oktober 1813

Sch war heute mit dem Staatskanzler bei Stein, der auf einem Schlosse eines neveu der alten Bucquoi in Wien eine Stunde von hier wohnt. Wir aßen bei ihm ganz allein und waren recht vergnügt. Das Schloß ist ein altes, weitläufiges, prächtiges Gebäude und liegt auf einer ziemlich bedeutenden Anhöhe und muß ein prächtiger einsamer Aufenthalt sein, der mich in diesem herumziehenden Leben sehr tentiert hat. Stein gehört, manche Sonderbarkeiten ungeachtet, doch immer zu den geistvollsten

*) Der König befand sich im Dorfe Klein-Borthen.



und selbst witzigsten Menschen, und ich werde sehr gut mit ihm fertig. Wir sprachen heute auch zufällig von Burgörner, aber er ist Deiner Meinung und will die Gegend nicht hübsch finden. Er meint, meine Vorliebe dafür sei nur auf die Erinnerung zu schieben, Dich da gefunden zu haben, was denn wohl wahr sein mag. Aber gleich und noch mehr wahr ist es, daß ich gewiß hingehge, wenn ich nur irgend in die Nähe komme. Dies, Goethe in Weimar, und die kleine Ilgen*) in der Schulpforta, sind für die Aufenthalte die drei leuchtenden Punkte, die ich mir in Sachsen denke. Nach Dresden glaube ich nicht, daß wir mehr kommen; auch würde ich mich ordentlich Körners wiederzusehen fürchten. Ich kann nicht ohne die tiefste Bewegung an sie denken. Die Mutter muß in durchaus trostlosem Zustande sein. Und wie manche, wie unendliche viel mehr sind jetzt in gleicher Lage! . . .



73. Caroline an Humboldt

Wien, 17. Oktober 1813

Wir sind in der größten Erwartung der Begebenheiten hier, da wir von unserem Standpunkt hier angesehen durchaus einer bedeutenden Schlacht entgegensehen und sie für unvermeidlich halten. Es verdrießt mich nicht wenig, wenn Preußen nicht des ganzen politischen Einflusses genießt, dessen es genießen sollte. Denn Rußlands Interesse an Deutschland kann eigentlich nur das sein, daß Deutschland nicht ein Werkzeug in Napoleons Händen zu seiner Unterjochung sei. Österreich und Preußen sind die wahren Stützen Deutschlands, und Österreichs Benehmen in allen vorigen Jahren hat es eigentlich kalt gegen Deutschland gemacht. Wenn Metternich das nicht fühlt, so ist er doch nicht auf

*) Vgl. S. 13.



dem rechten menschlichen Wege und hat eigentlich nicht die großen Ansichten, die er haben sollte, und mit denen allein er der Zeit gewachsen wäre.

Ach, mein lieber Wilhelm, es geht mir wie dem Staatskanzler, ich möchte Dich wie er zugleich in London und Paris, in Wien und in Berlin und wer weiß wo haben, denn Du einest mit dem hellsten Verstande die Einsicht, die man nur durch das Gemüt erlangt.

Über Paris läßt sich noch nichts sagen. Man muß, wie Du sehr wohl geantwortet hast, erst sehen, wie dies Paris gestaltet sein wird. Schlabrendorffen wiederzusehen würde mir eine sehr große Freude machen, eine unaussprechliche. Im Hause wäre nur (Caroline*) zu fürchten, doch über dies alles ist es nicht an der Zeit noch zu sprechen.

Was mich nur frappiert, ist, daß der Staatskanzler bei seiner abnehmenden Gesundheit nicht an einen Nachfolger denkt, und die Umgebungen muß er doch kennen, da er wohl sehr hellsehend ist?

(Caroline**) bittet um die Besorgung des Briefes. Sie ist in der fürchterlichsten Unruhe. Ich habe mein Gemüt still in die höhere Führung der Dinge für Theodor ergeben.

Sonst, kannst Du wohl denken, fällt hier nichts vor. Wir leben von dem Leben dort.

Ewig Deine Li.



74. Humboldt an Caroline

Rötha, 19. Oktober 1813,
um 7 Uhr



Ich bin heute bis hierher gekommen und schreibe Dir in Metternichs Stube. Leipzig ist in unsern Händen. Die Stadt hat nicht viel gelitten, allein es soll eine Verwirrung und ein Gedränge darin sein, von denen man sich keinen

*) Älteste Tochter Humboldts, die Paris und alles Französische verabscheute. — **) v. Wolzogen.



Begriff machen kann. Es wurde heute früh eine Kapitulation angeboten, allein der Kaiser Alexander verwarf sie, und so ist die Stadt mit Gewalt genommen worden. Die Straßen liegen noch voller Toten. Der Kaiser Alexander und der König schlafen diese Nacht da, der Kaiser Franz ist hierher zurückgekommen. Es scheint nicht, daß wir morgen nach Leipzig gehen werden. Vermutlich folgen wir den verfolgenden Armeen gegen Altenburg und so weiter fort. Ich bin der einzige von des Kaisers Franz corps diplomatique hier, konnte aber der Lust nicht widerstehen, in der Nähe zu sein. Die Niederlage der Franzosen ist entscheidend und fürchterlich gewesen. Die Flucht und das Gedränge durch Leipzig so, daß Poniatowski*) ertrunken ist. Lauriston**) ist gefangen. Napoleon hat erst um 12 Uhr heute Leipzig verlassen. Er geht auf Merseburg und Weissenfels. Man folgt ihm aber schon überall nach. General Merveldt***) war gefangen, der Kaiser Napoleon hat ihn auf sein Ehrenwort zurückgehen lassen. Er hat lange Gespräche mit ihm gehabt und hat wirklich angeboten, alle Festungen zurückzugeben, wenn man ihn hinter die Saale ziehen ließe, um dann zu unterhandeln.

Er ist sehr verwundert gewesen, zu hören, daß Bayern sich mit Österreich verbündet hat. Er hat nicht aufhören können zu sagen, daß es unmöglich sei, daß Bayern und Preußen das getan habe, und hat hinzugesetzt: „Voilà ce que c'est que les hommes, le moyen de s'y fier!“ Von Metternich (dies bleibt unter uns) hat er gesagt: „Il a du talent, il est calme, mais il lui manque une chose, ce n'est pas une tête carrée.“

Man rechnet, daß in der Schlacht bei Leipzig, da sie so heißen

*) Joseph Anton Fürst Poniatowski, geb. 1763, † 1813, führte in der Schlacht bei Leipzig das 8. Armeekorps Napoleons.

**) Französischer General, geb. 1768, † 1828.

***) Österreichischer General.



wird, vom 16. bis 18. 200 Kanonen in unsere Hände gefallen sind. Das Schlachtfeld soll mit Toten dick bedeckt sein. Der König von Sachsen ist in Leipzig und also gefangen. Er hat den Kaiser Alexander sehen wollen, dieser aber hat es abgelehnt. Als einige Bomben in Leipzig hinein fielen, saß er in einem Keller.

Ich kann Dir heute nicht mehr sagen, mein einzig liebes Wesen. Ich bin wohl und denke unaufhörlich an Dich, und wie Du Dich freuen wirst. Theodor scheint nicht hier zu sein. Die Garden und die ganze Reserve haben nicht Teil am Gefecht genommen.

Wenzel, der neben mir sitzt, sagt, wie Du Dich über den Sieg freuen würdest! Ja, liebe, teure Seele, wenn auch der Kampf noch nicht ausgefochten ist, so sind doch die Hauptschläge geschehen. Sehr schön muß es heute in Leipzig gewesen sein. Alle Generale aller Armeen waren dort beinahe zusammen. Fürst Schwarzenberg, der eben hereintritt, hat heute auch den Schwarzen Adlerorden und das Großkreuz des Georgenordens bekommen.

Lebe nun wohl, innigstgeliebtes Wesen. Ich soll die Nacht sehr schlecht wohnen, sagt mein Feldjäger, aber das tut nichts unter diesen Umständen; wenn ich nicht schlafen kann, werde ich an Dich denken und an die glücklichere Zeit, die sich nun eröffnet, und der Du und die Kinder entgegenleben. Ich wünschte sehr, den König zu sehen, ich weiß aber nicht, ob es wird morgen geschehen können. Umarme die Kinder und grüße Caroline.

Ewig Dein

S.



75. Humboldt an Caroline

Rötha, 19. Oktober 1813



Ich habe Dir heute zwar schon zweimal geschrieben, liebe Li, aber in solcher Verwirrung und Kürze, daß ich es unmöglich für etwas rechnen kann. Jetzt ist es spät, ich komme von Metternich und sitze in einer recht reinlichen Bauern-



stube. Der Mann und die Frau mit den Kindern schlafen um mich her, und es ist eine Stille, da das Häuschen abgelegt ist, wie im Frieden des Todes. Der arme Prinz Friedrich von Hessen-Homburg*) ist mit einer Kugel im Fuß, aber gar nicht gefährlich, verwundet. Ich war heute abend bei ihm, was er sehr hoch aufnahm. Er hat mir gleich dafür zwei Mann und einen Korporal Wache geschickt. Er ist, auch verwundet, ganz wie sonst und hat mich heute sehr lachen machen. Als ich schon aus der Thür war, ließ er mich zurückrufen, um mir zu erzählen, daß er Carolinens Aldolph**) habe zum Leutnant gemacht und ihn habe publizieren lassen. Wie ich ihm nun sagte, daß Caroline ihn nach Preußen geschickt habe, hat er so gelacht, daß er sich im Bett wälzte, und ich ihn nur bitten mußte, seinen verwundeten Fuß zu schonen.

Die Schlachten vom 16. und 18. (denn am 17. fiel sehr wenig vor) werden zu den merkwürdigsten gehören, die man je geliefert hat. Bonaparte hatte, wie er Merveldt***) gesagt, anfangs die Absicht gehabt, auf Wittenberg zu gehen, aber die Betrachtung, daß er dann acht bis zehn Tage ohne Nachricht von Frankreich bleiben müsse, hatte ihn abgehalten. Er hatte sich nun um Leipzig in einem Halbkreis herum mit seiner ganzen Armee gestellt und hatte, wie er auch selbst gesagt, am 16. angreifen wollen. Allein die Verbündeten kamen ihm zuvor. Man focht auf beiden Seiten (auch die Franzosen) mit unglaublicher Hartnäckigkeit, der Verlust auf beiden Seiten war sehr groß. Blücher nahm 30, die Schwarzenbergische Armee 10 Kanonen, aber das Gefecht war doch nicht eigentlich entscheidend und wurde durch die Nacht unterbrochen. Am anderen Morgen wollte man das Gefecht wieder anfangen.

*) Befehlzte die 3. preußische Brigade in der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden.

**) Vgl. S. 89.

***) Vgl. S. 142.



Allein der Kronprinz war noch nicht heran, Bennigsen auch nicht und Colloredo*) Division erst so spät, daß seine Truppen ausruhen mußten. Man griff also am 17. nicht an, und es fielen da nur unbedeutende Dinge vor. Am 18. waren alle Truppen herangekommen, und das Gefecht begann mit Tagesanbruch. Schon um 10 Uhr fing der Feind an, etwas zu weichen. Allein er hielt sich noch in zwei Dörfern, Probstheida und Stötteritz, und besonders bei einer Windmühle. Um nicht unnütz Menschen zu verlieren, ließ man ihn für den Abend dort. Heute früh endlich war die Retraite durch Leipzig allgemein, sie ist in solchem Gedränge und solcher Verwirrung geschehen, daß der Fürst Poniatowski in der Pleiße ertrunken oder vielmehr im Schlamm erstickt ist. Da die Brücke besetzt war, setzte er mit seinem Pferde in den Fluß. Das Tier konnte sich aus dem Schlamm nicht herausarbeiten und wälzte ihn herab, so daß er auf diese Weise jämmerlich umkam. Lauriston ist gefangen.

Die Folgen dieser Schlacht sind jetzt noch nicht zu berechnen und vorauszusehen, sie müssen aber sehr groß sein. Schwarzenberg, der, wie ich Dir schon schrieb, nun alle möglichen Orden hat, sagte mir heute abend, daß die Preußen unglaublich tapfer gefochten haben. Allein ihr Verlust ist auch der größte. Eine Brigade hat 175 Offiziere verloren. Es ist ein wirklich erhebendes Gefühl, daß im Grunde den Preußen vorzugsweise alle diese Vorteile und Siege zugeschrieben werden müssen. Nicht gerade, als hätten die anderen Truppen nicht gleichen Anteil daran gehabt, wie gewiß wahr ist. Aber hätte die kleine Schar nicht bei Lüzen und Bausen so mannhaft widerstanden, hätte sie dadurch nicht dem Feinde Achtung für sich und den Verbündeten Vertrauen eingeflößt, wir wären nie zu einem Wiederaufgang der Feindseligkeiten gekommen.

*) Hieronymus Graf v. Colloredo-Mansfeld, geb. 1775, † 1822, kommandierte das I. österreichische Armeekorps.



Jetzt beweisen und vermehren sie bei jeder Gelegenheit den alten Ruhm, und jeder, den man spricht, macht notwendig auf jeden Gutgesinnten und richtig Urtheilenden einen beinah rührenden Eindruck. Sie sind überall bei der bewiesenen Tapferkeit die bescheidensten, billigsten und mäßigsten. Wenn Preußen sogar nicht am Ende dieses Krieges einen so ungeheuren physischen Vorteil davon trüge, so wäre der moralische Gewinn an Ruhm und Ehre schon allein alles wert.

Wenn ich jetzt für mich zurückdenke, wie man mich oft in Prag bestritten hat, wenn ich die Fortsetzung des Krieges wünschte, so muß ich lächeln. Ich behaupte darum gar nicht, die glücklichen Ereignisse vorausgesehen zu haben, allein ich habe vorausgesehen, was sich mit Gewißheit voraussagen ließ, daß alle Armeen sich gut und vortrefflich schlagen würden und daß dem festen Willen alles endlich weichen muß. Überhaupt aber habe ich nie so ängstlich an den Erfolg gedacht und tue es noch nicht. Man unternehme das Rechte und setze alle Kraft daran, die man hat, und der Gewinn ist immer unermesslich, wie auch das Schicksal den Erfolg krönen mag oder nicht. Darum denke ich auch viel anders als die meisten. So oft höre ich jetzt, daß es gut war, daß man sich in die Schmach der Knechtschaft ergab, weil nun erst, nach dem Rückzug von Moskau das Auflehnen gegen die Übermacht gelingen konnte, und ich störe solche Räsonnements ungern. Denn wenn das Wohltätige wie jetzt emporzukeimen beginnt, muß man vergessen, was vorher war, und es hegen und loben. Aber die Schmach ist vor meinem inneren Sein darum nicht mehr gerechtfertigt; hätte man früher mit rechtem Sinn angefangen, wäre es auch früher gelungen, und hinderte auch jetzt noch das völlige Gelingen irgend etwas, wäre es darum nicht minder recht, getan zu haben, was geschehen ist.

Napoleon scheint übrigens in diesen Tagen unter seinem alten Ruf gewesen zu sein. Kein Mensch begreift, was er eigentlich



gewollt hat, und unverzeihlich ist es, daß er seinen Rückzug so wenig gedeckt hat. Dagegen haben sich seine Truppen, wie man allgemein sagt, mit großer Tapferkeit sogar da geschlagen, wo es durchaus hoffnungslos war, sich noch verteidigen zu wollen.

Meine eigenen, sehr unbedeutenden Schicksale wirfst Du aus meinen Briefen nicht deutlich eingesehen haben, ich hole sie also hier nach. Ich ging mit Aberdeen und Bildt und Stein, der sich an uns angeschlossen, von Komotau einen Tag nach dem Kaiser Franz nach Marienberg. Von dort wollte ich am anderen Tag dem Kaiser nach Chemnitz nachgehen. Allein Binder^{*)} schrieb uns und bat uns, einen Tag noch in Marienberg zu bleiben. Dies taten wir. Der Kaiser hatte indes auch Chemnitz verlassen, und Binder ließ uns die Wahl, nach Altenburg zum Kaiser zu kommen oder nach Gera seitwärts zu mehrerer Sicherheit zu gehen. Ich bestimmte Aberdeen zum ersten, und wir übernachteten am 16. in Chemnitz. Dort sah ich aus einem Brief Nesselrodes^{**)}, daß die Staatskanzlei nach Zwickau gehen sollte, um von dort vielleicht Gera zu erreichen, und ich entschloß mich also und beredete die anderen, am 17. nach Zwickau zu gehen. Dort wollte man mich so einquartieren, daß man einen französischen Obersten, der verwundet war, heraus schaffte. Dies schien mir aber doch sehr überflüssig, ich ließ mir also ein ander schlechteres Quartier geben und dem schwer verwundeten Oberst sagen, daß er ruhig bleiben möge, wofür er mir einen sehr höflichen Brief schrieb. Ich wohnte zwar klein, aber bei sehr guten Leuten. Der Mann, ein Steuereinnnehmer, hatte mit Alexander in Freiberg studiert, und sie wußten nicht, was sie mir zuliebe tun sollten. Das Angenehmste, was sie mir erwiesen, war, mir sehr guten Käse zu geben, Ruhkäse von dem aromatischsten Geruch. Ich befand mich ungemein wohl da, und ohne meine innere Tätigkeit wäre ich viel länger in Zwickau

^{*)} Vgl. S. 62. — ^{**)} Vgl. S. 29.



geblieben, wie ich denn überhaupt mich jetzt noch mehr überzeuge, daß es unendlich viel Orte gibt, wo man himmlisch leben kann, wenn man nur ihre Vorzüge recht einzusehen versteht. So aber hatte ich doch eine Unruhe, so entfernt zu sein, denn die Nachricht, daß die Staatskanzlei nach Zwickau gegangen sei, war nur halb wahr gewesen. Von Chemnitz hatte ich einen Feldjäger an Metternich geschickt, der mir Nachricht nach Zwickau bringen sollte. Allein am 18. um 8 Uhr morgens war er nicht da, und ich beredete nun Aberdeen, mit unsern Reitpferden und einem Wagen jeder, nach Altenburg zu ziehen. Die andern beredete ich, in Zwickau zu bleiben. Wir ritten unter fürchterlichem Wetter eine halbe Meile, als wir meinem Feldjäger, der am 17. sich mit vieler Entschlossenheit nach Rötha durchgeschlagen hatte, begegneten. Er brachte uns Nachrichten von der Schlacht am 16. und die Einladung, nach Zeitz zu gehen. Wir gingen nun nach Altenburg, und von Altenburg wollten wir heute nach Zeitz unsere Reise fortsetzen. Allein Binder kam selbst nach Altenburg, und so gingen Aberdeen und ich heute mit ihm nach Borna. Als er von Borna seinen Weg nach Rötha fortsetzte, ging Aberdeen zurück, und ich bin hierher gefolgt und werde mich nun nicht ohne bedeutende Ursache zurückbringen lassen.

Wieviel gäbe ich darum, wenn Du auf einige Stunden hier sein könntest, teure, liebe Seele. Das Schauspiel würde Deine Seele unglaublich ergreifen und erfüllen, und es mit Dir zu sehen, über so vieles mit Dir zu sprechen, wäre mir ein einziger Genuß. Die drei Monarchen sind heute in Leipzig eingeritten, und die Freude des Volkes soll unglaublich gewesen sein. Alle Straßen gedrängt voll, alle Fenster besetzt, dem Kaiser Franz ist man bis in die Vorstadt nachgelaufen und hat ihm Stiefel, Pferd, alles geküßt. So eine Bewegung, Empfindungen, Leidenschaften in Masse kommen einem im gewöhnlichen Leben nicht vor.



Adieu, teure, liebe Seele. Es ist über Mitternacht, und eine alte Eltermutter von 84 Jahren fängt ganz schauerlich an im Schlaf zu sprechen. Wahre Sibyllentöne. Ich will mich hinlegen und die Lichter auslöschten und hören, ob man die Weissagungen erraten kann. Adieu, süßes Wesen, umarme die Kinder, wie sich die lieben Mädchen freuen werden. Grüße mir Caroline und die Ramdohr. Es tut mir sehr leid, daß sie soviel leidet.

Ewig Dein H.



76. Humboldt an Caroline

Leipzig, 20. Oktober 1813

Ich bin mitten unter den Professoren, liebe Li, die mich sehr ehren, und wohne diese Nacht bei Professor Hermann*), den ich in unendlicher Zeit nicht gesehen, der mich aber sehr freundschaftlich aufgenommen hat. Ich hatte mich mit Lebzeltern verabredet, auf das Schlachtfeld und von da hierher zum König zu reiten. Wir sind nun über beide Schlachtfelder, das vom 16. und das vom 18., geritten. [Folgt eine genaue Beschreibung der Schlacht.]

Es war dies das erste Schlachtfeld, das ich sah, und ich habe nun erst einen Begriff davon. Es liegen noch eine große Menge von Toten darauf, die meisten halb oder ganz nackt ausgezogen, oft mehrere übereinander. Die meisten lagen mit ausgestreckten Armen auf dem Gesicht, wo man erst das Homerische „die Erde mit den Zähnen nehmen“ recht versteht und einzieht. Ein armer Hund suchte immer an einer Stelle herum und war nicht wegzubringen. Man sah keinen Toten, aber er hatte gewiß irgendeine Spur seines Herrn. Wie wir an einem Ort waren, wo mehrere

*) Gottfried Hermann, geb. 1772, † 1848, Philolog, Professor der Philosophie und Beredsamkeit.



Tote lagen, bemerkte ich, daß ein scheinbar Toter noch eine Hand rührte. Wir ritten heran, er hatte eine starke Kopfwunde, aber suchte noch. Wir ließen Leute herankommen, und obgleich er gar kein Zeichen gegeben hatte, daß er unsere Bemühungen für ihn hörte oder achtete, so fühlte er nicht so bald, daß man ihn anfaßte und ihm half, als er alle Kraft zusammennahm und sich mit aufhals. Wir brachten ihn ins Dorf, er sprach aber gar nicht und ist vermutlich doch gestorben.

Hier ging ich gleich zum König. Er nahm mich sehr freundlich auf und nahm mich mit zum Kronprinzen von Schweden, der mich sehr ausgezeichnet hat. Schlegel ist hier, ich habe ihn aber nicht gesehen. Da Hardenberg nicht hier ist, hat der König gewollt, daß ich bis zu seiner Ankunft hier bleibe.

Den Nachmittag ging ich in der Stadt bei den Verwundeten und Gefangenen herum. In der Thomaskirche liegen an 700 gefangene und verwundete Franzosen, von denen heute abend seit dem 16. und 18. noch keiner verbunden war. Von dem lugubren Anblick der halbdunkeln Kirche mit dem dumpfen Gewinsel und Gestöhn hat man keinen Begriff. Die Gefangenen herdenweise von den Rosaken wegtreiben zu sehen, ist auch ein eigenes Schauspiel.

Zu Hermann ging ich, um über den Agamemnon mit ihm zu sprechen. . . .



77. Humboldt an Caroline

Leipzig, 21. Oktober 1813

Der Staatskanzler ist heute hier angekommen und hat Metternich und Stein bei sich zum Essen gehabt. Da aber der König ihn selbst einlud, so habe ich die Honneurs gemacht. Blücher ist Generalfeldmarschall geworden, er hat sich wieder bei der Verfolgung des Feindes sehr ausgezeichnet. Der König von Sachsen

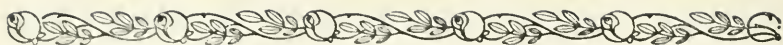


wird übermorgen von Anstett*) nach Berlin geführt. Dort soll er solange bleiben, bis das Schloß in Schwedt eingerichtet sein wird, wohin er nachher gebracht werden soll. Als ihm Anstett heute angekündigt hat, daß es notwendig sei, ihn jenseits der Elbe zu bringen, ohne ihm noch bestimmt den Ort zu sagen, hat er geantwortet: „Qu'il était au pouvoir des Souverains, et qu'il ne pouvait s'opposer à rien, mais qu'il espérait qu'une guerre qui avait pour but de rétablir l'ordre, ne serait pas commencée par la déposition d'un Prince légitime, qu'il était Saxon, et qu'il désirait mourir parmi les Saxons.“ Die Sachsen scheinen keinen sonderlichen Anteil an ihm zu nehmen. Von den Souveränen hat ihn keiner gesehen.

Carolinens Schwager versichert von einem württembergischen Generaladjutanten, der seit fünf Jahren immer mehr oder weniger um Napoleon ist, gehört zu haben, daß Napoleon manchmal jetzt entweder fast verrückt oder betrunken sein müsse, weil er zu Zeiten in solche Apathie verfalle, daß er schon habe vom Pferde gehoben werden müssen. Ob es wahr ist, daß er, wie man für gewiß behauptet, dem König von Sachsen gesagt haben soll: „Qu'il ferait encore 20 ans la guerre, qu'il pouvait disposer d'un million d'hommes et qu'il les ferait plutôt tuer tous l'un après l'autre que de faire la paix“, lasse ich dahingestellt sein.

Hier in der Stadt gibt es manchmal noch die wunderbarsten und ergreifendsten Anblicke. In einer der engsten und besuchtesten Straßen hatten sich die französischen Verwundeten ein Etablissement auf einer Matratze gemacht, wo ich sie seit gestern habe essen und schlafen sehen, indes die Wagen unmittelbar an ihren Köpfen hingingen. Ein Franzose hatte sich das Bein abnehmen lassen, und gleich darauf nahm er ein Stück Holz und half sich damit wie mit einer Krücke fort, und als es nach wenigen Schritten nicht mehr ging, setzte er sich zum Ausruhen auf ein totes Pferd.

*) Vgl. S. 52.



Alles dies geht mitten in der Stadt vor. Als ich heute morgen von Hermann in mein jetziges Quartier ging, sah ich vor der Thomaskirche, wo ein Lazarett von Franzosen ist, einen so hohen Haufen von Toten liegen, daß ich es von weitem bloß für Lumpen und alte Kleidungsstücke hielt. Es sind aber auch mehr als 20 000 verwundete Franzosen hier. Leider geht es aber auch unseren eigenen Verwundeten nicht sehr gut. Noch heute hat der Staatskanzler in einem Dorfe eine Menge der unsrigen unbesorgt gefunden, deren Schreien man hat von weitem hören können, und die nur nach einem Trunk Wasser verlangt haben. Es ist fast unmöglich, besonders beim Mangel an Fuhren, für alle Rat zu schaffen. Der Zustand vom Augenblick der Verwundung bis zu dem, wo man in eine nur etwas ordentliche Pflege kommt, ist unstreitig das Schlimmste von allem, was der Krieg mit sich führt. . . .



78. Humboldt an Caroline

[Leipzig], 22. Oktober 1813

Ich bin heute den größten Teil des Morgens mit Hermann mit dem Ugamemnon beschäftigt gewesen. Ich habe ihm einige Szenen vorgelesen, und er war sehr zufrieden damit und meinte, nie solche Genauigkeit in den Silbenmaßen gefunden zu haben. Er hat immer auch meine älteren Übersetzungen geliebt und sagte mir noch heute, daß ich fast der einzige sei, der vollkommen einfach übersetzte und nichts zu den Alten hinzutäte. Ich hänge außerordentlich an dieser Arbeit und werde ihr noch so viel Mühe ich kann widmen. Etwas ganz Ausgefülltes und Ausgearbeitetes in dieser Art gemacht zu haben, hat einen großen Reiz, und es ist eine ganze, reiche, innere Welt in dem einen Stück. Zugleich sehe ich diese Übersetzung als das Ziel und die Vollendung meiner ehemaligen Beschäftigungen in unserer Einsam-

152



keit an, wo wir einfacher und idealischer, weniger berührt von der Wirklichkeit lebten. Es kommt mir noch jetzt manchmal sonderbar vor, wie die wichtigen Begebenheiten, die auch damals vorgingen, mich wenigstens so äußerst wenig ergriffen. Ich kann es nicht gerade billigen, aber es war doch, weil mich das Leben mit Dir und in Dingen, die für uns beide individuell Reiz hatten, ganz zu sich hinzog. Ich habe die ganze Zeit, vorzüglich in Tepliz, schon fleißig wieder mich mit dem Ugamemnon beschäftigt, und werde fortfahren, damit er endlich zustande kommt. Es bleibt dann wenigstens eine Arbeit von mir, die in ihrer Art gelten kann. Solche Arbeit verträgt sich auch sehr gut mit der Teilnahme an den Begebenheiten. Der Stoff ist ganz mit ihnen verwandt, immer das große Weltgeschick von einzelnen Menschen veranlaßt und auf sie zurückwirkend, und die Form, die der Schönheit und des Ebenmaßes, der durch sich selbst bestimmten Gesetzmäßigkeit, ist wie eine ernste Musik, die alles begleitet und einen immer umgeben kann. Wären wir unglücklich gewesen, hätte ich es für unschicklich gehalten, durch eine jetzt gedruckte Arbeit zu zeigen, daß ich mich mit etwas anderem auch nur nebenher beschäftige. Allein da, was ich tun sollte, gelungen ist, und das, was Folge davon war, noch mehr, fällt dies Bedenken weg.

Lebe wohl, mein theures, süßes Kind.

Ewig Dein H.



79. Humboldt an Caroline

Leipzig, 23. Oktober 1813

ür die Fürstin von Rudolstadt habe ich heute eine große Sache durchgesetzt. Es ist jetzt die provisorische Verwaltung Sachsens eingerichtet worden, Repnin*) ist Generalgouverneur und steht unter Stein, der Minister der verbündeten

*) Fürst Wolkowski-Repnin, russischer General, geb. 1778, † 1845.



Mächte für die von ihren Armeen besetzten Länder ist. Nun wurde gestern die Proklamation abgefaßt, durch welche Nepnin seine Einsetzung anzeigt, und Stein hatte seine Gewalt auch auf die Schwarzburgischen Länder ausgedehnt und wollte auch nicht davon abgehen. Gestern konnte ich nicht durchdringen, aber heute früh im Bett kam es mir so gegen alle alte Treue vor, daß ich das geschehen ließe, daß ich mich gleich noch einmal daran machte, und ob schon die Proklamation bereits in der Druckerei war, die Sache doch herumbrachte. Die Schwarzburgischen Länder sind nun nicht genannt. An sich ist es nun zwar kein Unglück, unter diesem Gouvernement zu stehen, auch ist es notwendig und natürlich, daß diese Länder zum Ganzen beitragen, nur ist es besser, daß die Fürstin einen ordentlichen Vertrag mit den verbündeten Mächten abschließt und dadurch ihre Beiträge reguliert, und es war hart und unanständig, sie, ohne sie zu fragen, in eine fremde Gewalt zu geben. Sobald ich jetzt nach Jena komme, werde ich trachten, ihr einen Boten zu schicken, und ihr zu sagen, was sie tun muß. Folgt sie mir, so wird die Sache alsdann schicklicher eingeleitet. Wie das endliche Schicksal dieser kleineren Fürsten sein wird, soll mich sehr wundern, indes werde ich mein möglichstes tun, um die Fürstin vor einer unangenehmen Lage zu retten. Das Land ist glücklich unter ihr, es liegt ganz abgesondert und ohne jemandem im Wege zu sein, es ist wirklich kein Grund da, eine Änderung zu machen, und wie Strelitz gewiß forteristieren wird, so kann es sehr gut auch Rudolstadt.

Der Staatskanzler bleibt noch ein paar Tage hier und Stein noch länger. Ich bin auch mit diesem auf einem recht sehr guten, wenn auch oft spaßhaften Fuße, und habe viel Gewalt über ihn. Überhaupt ist meine Stellung hier dadurch, daß ich nichts brauche und nichts verlange, daß ich mir selbst aus meiner Stelle nichts mache, man dagegen mich nicht entbehren kann, äußerst frei und



gut und verschafft mir bei irgend vorsichtigem Benehmen einen viel größeren Einfluß, als es sonst leicht wäre zu behaupten. . . .



80. Humboldt an Caroline

Weimar, 26. Oktober 1813



Ich mache diesen Brief wieder auf, liebe Li, weil ich dem Kaiser immer nachjage, ohne ihn bis jetzt erreichen zu können. . . .

Ich wohne hier wieder nach alter Art bei Goethe, der Dich herzlich grüßt, und da wir lange miteinander aufgewesen sind, so mußt Du mir verzeihen, wenn ich vielleicht kürzer als gewöhnlich bin. Der Geheimrat trägt den Annen-Orden, die Legion ist beiseite gelegt, wie es scheint. Allein die Befreiung Deutschlands hat noch bei ihm keine tiefe Wurzel geschlagen. Er glaubt zwar ernstlich daran, aber stellt mit vielen Umschweifen, unbestimmten Phrasen und Gebärden vor, daß er sich an den vorigen Zustand einmal gewöhnt habe, daß alles da schon in Ordnung und Gleis gewesen sei und der neue nun hart falle. Die Verheerungen der Kosaken, die wirklich arg sind, nehmen ihm alle Freude an dem Spaß. Er meint, das Heilmittel sei übler als die Krankheit, man werde der Knechtschaft loswerden, aber zum Untergehn. Ich habe mich wenig darauf eingelassen, diese Dinge zu bestreiten, es kam mir mehr darauf an, es zu kennen und aus ihm zu hören. Übrigens sieht er's sehr locker und lose an. Die Weltgeschichte, meint er, habe auch diesen Spaß haben müssen. Alles dies wird den kleinen Mädchen, wenn sie es hören, ein Greuel sein und ist auch sehr arg. Sonst aber ist Goethe eine wunderschöne Natur, mit der ich immer unendlich gern bin. . . .





81. Humboldt an Caroline Dornheim b. Arnstadt, 27. Oktober 1813

Ich bin heute früh von Goethe aus Weimar weggefahren. Ich schreibe Dir diese Zeilen bei Metternich, der Fürst geworden ist, er und alle seine Nachkommen. Wo wir morgen hingehen, wissen die Götter.

Von Goethe könnte ich Dir noch lange erzählen. Er hat den Feldzeugmeister Colloredo*) zur Einquartierung gehabt, der auf Goethes Kosten alle Tage 24 Personen zu Tisch gehabt hat. Die Geheimrätin versicherte, das koste 2—300 Taler, und der Koch hätte ihr noch gesagt, daß sie sehr geizig wäre. Wie Colloredo gekommen ist, hat Goethe noch die Legion getragen, und Colloredo hat ihm gleich gesagt: „Pfui Teufel, wie kann man so etwas tragen!“ Heute früh hat er mich ernsthaft konsultiert, was er tragen solle, man könne doch einen Orden, durch den einen ein Kaiser ausgezeichnet habe, nicht ablegen, weil er eine Schlacht verloren habe. Ich dachte bei mir, daß es freilich schlimm ist, wenn man für das Ablegen der Legion keine besseren Gründe hat, und wollte ihm eben einen guten Rat geben, als er mich bat, zu machen, daß er einen österreichischen Orden bekäme. Es ist närrisch, daß wir immer dazu bestimmt sind, daß die Leute uns in das Vertrauen ihrer kleinen Schwachheiten setzen. Die Goetheschen tun mir um so mehr leid, als er äußerst gut und freundschaftlich mit mir ist. . . .



82. Humboldt an Caroline Schmalkalden, 31. Oktober 1813

Wir sind heute noch hier geblieben, liebe Li, aber Du mußt mir verzeihen, wenn ich Dir nur wenige Worte sage. Gerade als ich mich hinsetzte zu schreiben, es war schon 11 Uhr Abends, bekam ich eine Ordonnanz zu Pferde von der Fürstin

*) Vgl. S. 145.



von Rudolstadt mit dem anliegenden Brief. Ich mußte ihn nun gleich beantworten, und darüber ist es so spät geworden, daß ich sehr müde bin. Die gute Fürstin ist, wie Du siehst, sehr dankbar für das, was ich in Leipzig, wie ich Dir sagte, für sie tat. Ich werde suchen, ob ich ihr Land und ihre Herrschaft werde intakt durch die Stürme der Zeit durchführen können. Was von mir abhängt, tue ich gewiß. . . .

Deinen Brief vom 24. habe ich heute bekommen und gestern einen vom 23. Deine Freude macht mich unendlich glücklich. Es ist sehr närrisch mit Deinem Schmerz, er ist eine ordentliche Vorbedeutung, allein die Empfindung des physischen Schmerzes am Herzen kenne ich auch sehr gut. Es ist der geistigste Schmerz unter den körperlichen, der eigentliche Übergang.

Die abgeschriebene Seite ist von Goethe aus einem Aufsatz über Myrons Ruh^{*)}. Er spricht darin (der Aufsatz ist ungedruckt) über die Vorstellungen säugender Geschöpfe, und dabei kommt diese Tirade gegen die armen Madonnen vor. Mir gefällt sie immer, weil ich meiner innersten Natur nach heidnisch bin, aber übrigens finde ich, daß er sehr Unrecht hat. Es ist wunderbar, als wenn man keine Mutter und kein Kind sehen könnte, ohne an Empfängniß und Geburt zu denken. Viel liegt auch darin, daß die Malerei Sujets verträgt, welche die Bildnerei mit Recht verwirft, und die Alten eigentlich nur die letzte recht hatten. Die Madonnen sind vielmehr eine sehr schöne und rein menschliche Idee, an der man sich nicht versündigen muß. Das freiwillige Herabsteigen der Gottheit zu den Menschen und also Annehmen menschlicher Dürftigkeit ist darum keine minder schöne Idee, weil die Alten sie nicht hatten. Die Alten sind darum auch nicht zu tadeln, sie waren zu glücklich und lebten in zu hellem Licht, um dieser Ideen zu be-

^{*)} Der Aufsatz ist in Goethes Zeitschrift „Kunst und Altertum“ 1818 gedruckt erschienen, aber ohne die Stelle über Madonnen.



dürfen. Aber wenn einmal der Grad des Selbstbewußtseins gekommen ist, der den Alten immer fremd blieb, wo der Mensch sich mit sich selbst entzweit und das Vertrauen zu sich verliert, wenn er das Weltall in zwei Hälften, eine gute und böse zerschlägt, weil er in sich uneins ist, und sein Gewissen ihm einen bösen Sinn in ihm selbst zeigt, dann kommt man in furchtbare Tiefen, wo man anderer Tröstungen bedarf, und daraus entstehen, meines Erachtens, alle diese furchtbar und wehmütig erhabenen Bildungen des Christentums, unter denen die Jungfrau die schönste und hinreißendste ist.

Indes ist bei allem in der Welt viel Subjektives, und ich liebe überhaupt in einer Frau diese Erinnerung an die Naturbestimmung, wenn sie mit zartem Sinn und großem Geist getragen wird, worin zum Beispiel niemand auf Erden Dich übertrifft. Vielleicht kommt meine Neigung dazu auch nur von Dir und meinem Gefühl für Dich her. Damit laß mich einschlafen, süßes, einziges Wesen, und schlafe auch Du wohl mit Hermann. Die kleinen Mädchen liegen nun schon und träumen von Schlachten. Umarme die guten Dinger.

Ewig Dein

H.



83. Humboldt an Caroline

Schlüchtern, 3. Nov. 1813

Wir reisen recht, liebe Li, hier zwischen den Freveln und dem Unglück der Franzosen. Ich wohne bei einem armen, ausgeplünderten Konrektor, dessen Frau vor Schrecken wahnsinnig geworden ist, und der ganze Weg, auf dem wir kommen, ist mit Leichen bedeckt. Um ein erloschenes Wachfeuer lagen heute sechs herum. Wie mir mein Konrektor erzählt, so hat der Kaiser Napoleon mit großer Emsigkeit nach Neuigkeiten und allem, was vorgehe,



gefragt, sich Zeitungen geben lassen und auf jede Weise verraten, daß er sehr unzulänglich unterrichtet war. Er hat nicht einmal gewußt, ob Würzburg noch in seinen Händen war oder nicht. In Fulda hat er ein sehr ruhiges Ansehen angenommen. Er hat sich in der Stadt nicht aufgehalten, hat aber vor der Stadt eine Tasse Kaffee getrunken und nach dem Großherzog*) gefragt. Wie man ihm gesagt, er sei nach Konstanz gegangen, hat er geantwortet: „Il a eu peur“; dann hat er nach einem gewissen Varicourt gefragt, der eine Hofcharge beim Großherzog hat und gewöhnlich in Fulda wohnte, und als es geheißen hat, daß auch der den Großherzog begleitet habe, hat er wieder gesagt: „Il a eu peur aussi“.

Sulkowski**) hat ordentlich Erlaubnis von Napoleon, ihn zu verlassen, gefordert. Er hat ihn erst zu bleiben bereden wollen, ihn aber dann entlassen. Zugleich mit ihm hatte der Rest der Polen — 1500 — zurückgehen wollen. Napoleon hat die wunderbarste Rede an sie gehalten, die man je in der Geschichte erhört hat. Er hat ihnen gesagt, daß er sie ferner beschützen wolle, daß ja das Herzogtum nur dem Namen nach dem König von Sachsen gehört habe, er aber ihr eigentlicher Herr gewesen sei, daß er jedem von ihnen sein Glück sichern werde. Dann hat er fortgefahren: „Alle Welt hat mich betrogen, ein Fieber hat sich Deutschlands bemächtigt, aber es wird ausbrausen. Ich bin, der ich gewesen bin, ich habe mich nicht geändert. Regardez-moi, ai-je peut-être maigri? Restez avec moi.“ Nach diesem hat er sich zu Dombrowski***) gewendet und diesem das Kommando über die Polen statt Sulkowski gegeben. Die Polen haben sich wirklich bereden lassen und sind geblieben.

*) Dalberg.

**) Anton Paul Fürst Sulkowski, geb. 1785, † 1836, kommandierte nach Poniatowski's Tod die Reste der polnischen Armee, wurde später Generaladjutant des Zaren.

***) Joh. Heinrich Dombrowski, polnischer General, geb. 1755, † 1818.



Daß Du Stadion*) oft siehst, macht mir eine große Freude. Ich liebe ihn außerordentlich und achte ihn ebenso sehr. Ich werde nie vergessen, was er uns in einer schlimmen Zeit war.

Das Manifest von Bayern ist allerdings elend. Es ist am Ende nicht einmal klar, ob sie wirklich dem Rheinbund entsagen. Es ist gut, daß die Thaten bei Hanau besser gewesen sind als die Worte, darum kann man diese gern vergessen. Überhaupt ist der alles bedeckende Mantel der Liebe jetzt das Beste und Wünschenswürdigste. Darmstadt hat durch eine am 2. November geschlossene Militärkonvention mit dem General Fresnel alle seine Truppen zur Disposition der Alliierten gestellt und gar keine Bedingungen gemacht. So zerfällt das wichtige Gebäude des Rheinbundes. Und Napoleon gab sich das Ansehen, als wenn Friedrich II. nur für Augenblicke seinen Staat aufgebaut hätte. Was er getan hat, wird jetzt erst recht sichtbar, denn, was man auch sagen mag, der Grund des jetzigen Impulses in Preußen kommt noch unleugbar von ihm her.

Wundere Dich nicht, liebe Seele, daß ich Dir oft schreibe. Ich tue nichts auf Erden so gern. Mein ganzes Leben ist eine ewige Beschäftigung mit Dir und um Dich gewesen, es hat zu den ersten Gefühlen meiner Jugend gehört, Dich glücklich zu machen, und darin mein Glück zu finden, und dies ist unzertrennlich in mein Wesen verwebt. Du bist so gut und hast mich so einzig geliebt, und wer die Liebe nicht festzuhalten versteht, hat nie das Wahre im Leben begriffen.

Gute Nacht, mein Innigstgeliebtes. Du liegst so ruhig und geborgen. Hier sieht's viel furchtbarer aus. Dicht neben mir ist eine Kirche voll französischer Kranken, von denen sie noch eben einen Toten herausstrugen, und auf dem Hofe riecht's nach Leichen. Lebe wohl, liebe süße Seele. Ich bin sehr heiter. Leben und Tod sind

*) Vgl. S. 22.



nur kleine Unterschiede, und das Rechte tun und glücken sehen, ist
alles. Ewig Dein H.



84. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 7. November 1813

Wie die Dinge närrisch in der Welt gehen, liebe Li. Erst hat uns der Landgraf Friedrich von Hessen*) in Wien ennuyiert, nun ennuyiere ich ihn in Frankfurt. Wir sind gestern hier eingezogen und wirklich im Siegesglanz. Es war einer der Tage, die in der Geschichte glänzen werden, und von denen man noch viele prächtige Beschreibungen lesen wird. Ich war mitten darunter und unterschreibe, was man von Pracht, von Freude, von Glanz sagt; meine Privatempfindungen der gräßlichen Kälte, so in bloßer dünner Uniform sich im November von 8 bis 3 Uhr als Sieger glücklich preisen zu lassen, wird keine Geschichte erwähnen, also kann ich sie immer Dir eingestehen. Der Kaiser hatte gewünscht, daß Lord Aberdeen und ich ihn zu Pferde begleiteten. Also setzten wir uns in allen Staat, den wir bei uns haben, und fuhren schon vor 8 Uhr von Hanau ab. Eine gute halbe Meile vor den Thoren der Stadt begegnete uns schon der Kaiser Alexander, der dem Kaiser entgegenritt. Wir stiegen nun zu Pferde, drehen, da der Kaiser noch hinter uns war, wieder um und mischten uns unter das glänzende und zahlreiche Gefolge. Die russische Garde zu Pferde, der Prinz Konstantin an ihrer Spitze, ritt voran, dann kamen die beiden Kaiser, Alexander, um dem Österreichischen Kaiser die Ehre des Tages zu lassen, und des mehr ihm angehörenden Ortes, zur Linken, ein halb Pferd hinter seinem Kaiser und ihm zur Seite Schwarzenberg, dann was es an Gesandten, Ministern, Generalen, Adjutanten, Offizieren der Suite nur immer gab, zum Beschluß wieder Gardien.

*) Friedrich V. Ludwig, seit 1751 Landgraf von Hessen-Homburg, † 1820.



Mit dem Eintritt in die Stadt begann ein Lärmen, von dem man sich keinen Begriff macht. Die Pferde wußten kaum, ob sie einen Schritt vorwärts machen sollten, die Menschen ergaben sich ruhig in das Getümmel. Eine Reihe österreichischer Soldaten machte Spalier für den Zug mit klingendem Spiel und Trommeln hinter ihm und selbst vor ihm, soviel es anging, und an allen Fenstern und auf allen Dächern der Häuser war es von Menschen gedrängt voll, die alle zugleich alle unverständlichen und verständlichen Töne der Freude von sich gaben, die Hüte in die Höhe warfen und mit den Schnupftüchern schwenkten. Durch viele und enge Gassen ging das ohne Unterschied fort, und man fühlte doch in der That, daß es aus voller Brust und von Herzen geschah. Man hatte Sorge gehabt, den Zug durch dieselben Straßen als sonst bei der Kaiserkrönung zu lenken, und auch diese Erinnerung mochte beitragen. Vor dem Dom, dessen Eingang in einer sehr engen Gasse ist, hielt man still und stieg ab. Im Chor wurde das Hochamt gehalten und Te Deum gesungen. Im Chor war niemand, der nicht zum Gefolge gehörte, in der Kirche Kopf an Kopf. Beide Kaiser standen unter einem Thronhimmel vor einem Betstuhl, wie Du sie zum Knien kennst, hinter ihnen Lehnstühle, der Kaiser von Österreich dem Altar näher. An ihn richteten auch die Priester alle Aufmerksamkeiten, Evangelienküßen, Räuchern u. s. w. zuerst. Gegenüber war ein eigener Betstuhl für den Großfürsten Konstantin und einer für Schwarzenberg, beide ohne Stühle gemacht, dahinter ein Stuhl für das diplomatische Korps. An der Wand, zur Seite des Kaisers, stand das ganze übrige kaiserliche Gefolge, und gegenüber war die traurige Tribüne der wenn nicht Besiegten, doch Bedemüthigten; (Eberstein*), Benzel**), eine Menge

*) Ehemaliger Minister des Großherzogs von Frankfurt, Dalberg.

**) Christian Ernst Graf v. Benzel-Sternau, geb. 1767, † 1849, Finanzminister unter Dalberg.



Concordia-Orden*), freundliche Gesichter gegen uns, aber trübselig in sich.

Nach geendigtem Gottesdienst ging der ganze Zug zum Hause des Kaisers von Rußland. Man stieg wieder ab, beide Souveräne, und wir alle blieben unten vor dem Hause stehen, alle hier befindliche österreichische Infanterie und die russische Garde zu Pferde marschierten vorbei, und nachher machte der Kaiser Franz dem Kaiser Alexander oben in seinen Zimmern einen Besuch. Nach diesem begleiteten wir, die wir zum Kaiser von Österreich gehören, noch diesen nach Hause, und so war der Tag geendigt. Nun war den Abend noch eine Illumination in der ganzen Stadt und im Theater „Titus“. In diesem Stück sind, wie ich höre — denn mir genügte die Freude des Morgens — noch göttliche Anspielungen gewesen. Als Titus' Hofleute ihm den Titel „Vater des Vaterlandes“ geben, lehnt er ihn höflich von sich ab, sagt, er gebührt nicht ihm, sondern den erhabenen Monarchen, die als Sieger zur Befreiung der Welt kamen, und nun wenden sich die zurechtgewiesenen Hofleute an den rechten Ort und bringen ihr Heil und ihre Huldigung an.

Genz findet an meinen Briefen ganz besonderes Gefallen? Aber mit den Versen habe ich sicher recht, und hätte ich's auch nicht, so ist es mein Gefühl so. Ich habe immer nur das Individuelle und Eigene im einzelnen Menschen geschätzt und immer unglaublich mehr das bloß Idealische als das Wirkliche und tue es noch. Was ich jetzt und nun seit Jahren treibe, ist mir im Grunde fremd und stammt nur so nebenher aus meinem Innern. Folgte ich meiner Neigung, lebte ich lieber im verborgensien Winkel für mich mit denen, die ich liebe. Ich würde mir auch keine Gewissensbisse daraus machen, denn ich habe darin meinen eigenen Maßstab und

*) Der Concordia-Orden, 1812 von Dalberg gestiftet, „um die Staaten-eintracht zu feiern“, bestand aus einer Medaille am grünen Bande.



mein eigenes Urtheil. Aber aus einem anderen Grunde tue ich, was ich tue, gern und setze es fort und werde es fortsetzen. In bloßer Beschäftigung mit Ideen werde ich aus tausend Gründen, die ich sehr gut kenne, nie viel zustande bringen; bei diesem Herumtreiben in der Wirklichkeit dagegen viel mehr, weil dies viel seltener nur mit einigem Verstande und Gemüt von anderen angegriffen wird. Großes Genie werde ich auch hierin nie zeigen. Ich bin einmal nicht gemacht zum eigentlichen Hervorbringen und Wirken; dazu muß man mit einem gewissen Eigensinn und selbst mit Einseitigkeit eine gefasste Meinung durchsetzen. Mich spricht immer unter mehrerem vieles zugleich an, ich sehe das Mangelhafte bei allem zu klar und finde gar leicht fremde Meinung besser als meine. Ich habe gewiß auch Seiten, in denen mich andere nicht leicht übertreffen, aber die liegen alle im Betrachten, Urtheilen, Würdigen und in einer so vollkommenen Herrschaft über mich selbst, daß, was auch immer in mir vorgehen möchte, ich — und dauernd — tue und scheine, was ich will. Darum ist die Unbefangenheit, die Du und Gensz manchmal an mir mit Verwunderung bemerkten, natürlich. Je unendlicher mich, wie zum Beispiel jetzt, das Schauspiel anzieht, desto mehr hebt es mich auch über seine Einzelheiten weg und versetzt mich in eine stillere und freiere Weltansicht. . . .



85. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 8. November 1813



Ich bin noch gar nicht recht zu mir selber gekommen und wünsche es doch sehr. Allein es sind so viele Besuche zu empfangen und zu geben, daß es schwer hält, eigentlich zu Hause zu sein. Was man eigentlich zu tun nennt, habe ich fast gar nicht. Aber durch Hören, Sprechen, Raten, Annehmen suche ich



soviel ich kann zu wirken, und glaube nicht unglücklich darin zu sein. Die Sache muß noch mit großem Ernst angefangen werden, wenn sie völlig gelingen soll. Um Rhein zu stehen ist noch wenig, mindestens bei weitem nicht alles. Napoleon hat einen tüchtigen Kern zu einer neuen Armee mit hinübergenommen, er wird gewiß eine neue um diesen bilden, und ich glaube nicht, daß er jetzt schon einen guten Frieden für uns macht. Höchstwahrscheinlich muß man die Feindseligkeiten über unseren jetzigen Standpunkt hinaus fortsetzen. Dies aber ist nicht möglich, ohne Frankreich selbst zu berühren, und den ersten Schritt in Frankreich wird Napoleon benutzen, seine Kriegsführung populär zu machen. Alsdann kann noch ein großer Brand für lange Zeit entstehen. Wie dem aber sei, man muß hindurch und nicht nachgeben. Die wahre Freiheit Deutschlands muß jetzt errungen werden, und wem es um etwas in der Welt ernst ist, muß lieber alles aufopfern, als darin nachlassen.

Es gibt vielleicht kein Land, das so selbständig und frei zu sein verdient als Deutschland, weil keins seine Freiheit so rein und einzig zu innerer, jedem wohlthätiger Anstrengung zu benutzen geneigt ist. Der Deutsche hat unter allen Nationen am wenigsten eine zerstörende und am meisten eine immer in sich zurückwirkende Kraft, und wenn der Besitz der Freiheit gerettet ist, wird Deutschland sicher sehr bald in jeder Art der Bildung und der Gesinnung hervorragen. Darum ist es so dankbar, gerade für dies Vaterland zu arbeiten. Der Ruhm und selbst die Ehre einer Nation sind vielleicht nur Geburten der Phantasie, Glück und Unglück nur vorübergehende Erscheinungen, über die das Grab schweigt, das sich immer einmal schließt; aber wo, was man tut, in Geistesentwicklung und Gemütskraft Wurzel schlägt, da arbeitet man für das Höchste und Unvergängliche. Die Liebe zu Deutschland ist daher auch wirklich eine andere, als die andere Nationen für ihr Vater-



land haben. Sie wird vielmehr durch etwas Unsichtbares zusammengehalten und ist viel freier von Bedürfnis und Gewohnheit. Sie ist nicht sowohl Unhänglichkeit an die Erdscholle, sie ist mehr Sehnsucht nach deutschem Geist und Gefühl, die sich in allen Zonen empfinden und in alle verpflanzen lassen.

Der jetzige Krieg hat wirklich das Schöne, daß, indem sein Bestreben wohlthätig für ganz Europa ist, doch Deutschland darin der Mittelpunkt bleibt. Aber er ist auch eine wahrhaft unermessliche Aufgabe. Denn indem die Gewalt die Hindernisse wegräumt, soll die Weisheit aufbauen, was, seit Jahren veraltet, endlich zusammengefallen war; es sollen eine Menge zufälliger und äußerlicher Verwickelungen gelöst und Verbindungen geknüpft werden für einen ganz neuerlichen und durch sich selbst bestehenden Zweck. Dies recht vor Augen zu haben, um jede noch so heterogene Erscheinung darauf zu beziehen, ist, wodurch ich mich suche im rechten Gesichtspunkt zu erhalten. Mit den wenigsten Menschen kann man selbst nur das Gespräch bis zu diesem Zentrum hinführen, aber wenn man äußerlich stückweise zu wirken scheint, muß man in sich immer das Ganze vor Augen haben. Nur so erhält man auch die Gesinnung, aus der nicht gerade die Klugheit der Ratschläge, aber der Segen des Gelingens entspringt. Denn was in den Weltbegebenheiten den Ausschlag gibt, ist die Kraft des Guten, die unsichtbar und unbegreiflich sich Achtung erzwingt und das Böse niederschlägt, das nie durch sich selbst siegt, sondern nur dadurch, daß sie [die Kraft des Guten] fehlt. Darum wird auch alles Große nur durch Opfer errungen, weil in ihnen die Kraft des Guten am meisten lebendig wird.

In diesem Sinn, liebe Li, gehe ich neben den Begebenheiten her, und wirke auf sie ein, wo ich kann, und werde darin beharren. Du sagst in Deinem Brief vom 25., daß ich viel zum Erfolge beigetragen habe. Das schmeichle ich mir nicht, aber ich habe die Gesinnung gehegt, wodurch ich es hätte, wenn die Umstände nicht

166



von selbst gewirkt hätten, und damit bin ich in mir zufrieden. Diese Gesinnung behalte ich auch fort. Ich weiß sehr gut, daß ich eine andere Art zu leben als meine wohl mehr liebe und gewissermaßen höher schätze, daß ich die Dinge ganz anders würdige und viele minder achte; allein im Handeln gehe ich den schlichten Gang des Lebens fort. Man muß dem äußeren Gesetz immer das innere Leben opfern und dies immer doch, indem man es opfert, zu retten wissen. Das habe ich von früh an geübt. Nur so kann man frei zum Himmel auf und heiter in sich hineinschauen. Mir aber liegt eine eigene, unendliche Freude darin bereitet, daß Du, mein holdes Wesen, an all diesem Beginnen regen und lebendigen Anteil nimmst, daß die Kinder es früh durch Dich lernen, daß ich nicht aus meinem Kreise herauszutreten brauche, wenn ich in dem Deinigen bin; dadurch gewinnt alles Harmonie und Zusammenhang, und wenn Gens auch gewissermaßen Unrecht hat zu sagen, daß ich nur Deinetwegen so bin, wie ich bin, so stelle ich mir immer die Sache doch recht gern so vor.

[Frankfurt], 9. November 1813

Adelheid*) kann ich mir bei der Goetheschen Anekdote denken. Ich muß aber die Sache mit dem Orden besser betreiben, als ich tat. Er hat mir einen eigenhändigen Brief von vier Seiten geschrieben, wo er sich über die Stelle gegen die Madonna retraktiert und versichert, es mit der „göttlichen Umme“ so übel nicht zu meinen. Schlegel würde das eine große Blasphemie nennen.

Noch eine Sache vergaß ich Dir zu sagen. Die äußeren Dinge wirken jetzt so auf ihn, daß er mir, nicht zwar, wenn wir allein waren, aber mit der Frau bei Tisch selten die Erzellenz geschenkt hat.

Mit der Rudolstädter Fürstin**) wird es recht gut gehen. Sie

*) Humboldts zweite Tochter. — **) Vgl. S. 7.



kräftige Bonmots ausgezeichnet. Unter anderem hat er einmal eine Gesundheit ausgebracht: „Altddeutsch, oder am Galgen!“ Das ist wirklich hüsch und wenigstens sehr bündig. Der Kronprinz war in Hannover, die Freude und der Taumel waren dort unbeschreiblich, und die Illumination soll alles, was man sonst in der Art sieht, übertroffen haben.

Ein ehemaliger Präsident in Halberstadt, Wedell, ist einen sehr schönen Tod am 16. in Möckern gestorben. Er wurde bei Anfang des Krieges Hauptmann in der Landwehr, nahm sich sehr gut und wurde zum Kommandeur eines Bataillons gemacht. Als das Dorf Möckern in den Händen des Feindes war, marschierte er drauf, sagte seinem Bataillon: „Heute, Kinder, wird das Schicksal Europas entschieden, da müssen wir Gott um Sieg bitten und draufgehn.“ Er kniete dann nieder, das Bataillon folgte, und sie beteten. Darauf verdrängte er den Feind aus dem Dorf, ward aber durch Übermacht wieder daraus vertrieben, nahm es zum zweitenmal und erhielt, als er am anderen Ende des Dorfes ankam, eine Wunde im Unterleib. Er fühlte gleich, daß sie tödlich war, kniete abermals, dankte Gott für das Gelingen des Angriffs und sank tot nieder.

Eine andere Unrede des Generals Horn*) an seine Truppen ist auch sehr hübsch. Der Feind war im Begriff sie anzugreifen, der General sagte bloß die kurzen Worte: „Die wollen besser als wir sein. Sie wollen uns angreifen.“ Darauf riefen alle einstimmig: „Das wollen wir nicht leiden, wir sind besser, führen Sie uns gegen sie.“ Und so drangen sie, den Feind werfend, viel weiter vor, als die Unordnung der Schlacht es verlangte. Täglich hört man eine Menge solcher kleinen Züge.

*) Heinrich Wilhelm v. Horn, geb. 1762, † 1829, befehligte eine Brigade des Vorschen Korps.



[Frankfurt], 13. November 1813

Wenn ein Franzose ein eigentliches Gefühl der Rolle hat, die seine Nation spielt, so ist es freilich schwer, sich einen Begriff zu machen, wie er es erträgt. Im einzelnen erklärt es sich allerdings leichter. Einer reiht den anderen mit fort, und in keinem hat es einen anderen Grund, als daß er nicht gegen den Strom schwimmen zu können glaubt. Es ist auch offenbar, daß die Nemesis jetzt sehr hart für sie eintritt, und ich glaube nicht, daß Napoleon noch wieder je Glück hat. In der Art, wie das Unglück ihn ergriffen, und er wieder sich darin betragen hat, ist kein Kampf sichtbar, von dem er den Sieg hoffen könnte. Es ist überhaupt unleugbar, daß nur innere Größe sich eine Harmonie mit dem Schicksale, welches es sei, zu verschaffen versteht, diese aber sie auch immer erzwingt. An dieser Größe aber fehlt es ihm ganz. Das Schicksal ist doch nur das tiefe Zusammenwirken der einzelnen Kräfte in ihrem dunkeln, von uns nicht einzeln übersehenen Wesen, und darum kann jede selbst große und tiefe Kraft mit Sicherheit darauf zählen, mit ihm zusammenzustimmen, selbst wenn es sich feindlich und unversöhnbar zeigt. Denn das Schicksal ist nicht immer gerecht, und das ist eben, was ich mit dem Unterschiede zwischen dem Altertum und der modernen Welt zum Vorteil des ersteren meine, daß die Alten nicht so auf ihre Tugend trösteten und von der Weltregierung Lohn und Begünstigung forderten, daß sie fühlten, der Mensch könne höherem und geheimnisvollem Wirken erliegen, ohne es verschuldet zu haben, daß sie ewige und unumsstößliche Gesetze, nicht eine gewissermaßen willkürliche Leitung über Erde und Welt setzten. Daher war ihr Glaube vielleicht minder erhebend mit Trost, aber die Unverbrüchlichkeit des Weltlaufs, in den auch der einzelne Mensch als Ursache verknüpft ist, erschien und war im höchsten Grade, wie Du es sehr schön ausdrückst, mäßigend im Glück und besänftigend im Unglück.



So empfinde auch ich es, es ist von früher Jugend, wo ich ernstester und nachdenkender war als andere, meine innige und feste Überzeugung gewesen, und ich kenne keine Gefahr, die ich mit ihr fürchtete. Der Hauptunterschied zwischen der alten und neuen Ansicht ist, daß jener ruhige Ergebung in das menschliche Schicksal, dieser fast mit Anspruch verbundene Sehnsucht nach Wohlsein und Glück zugrunde liegt. Du bist für Dich selbst in Deinem innersten Wesen der ersteren näher und forderst Glück mehr für andere.

Lebe wohl, einzig Geliebte, umarme alle Kinder.

Ewig Dein

S.



87. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 14. November 1813

s fangen wieder alte Verhältnisse sich anzuknüpfen an. Du erinnerst Dich des Baron Gagern*), der in Wien manchmal bei uns war. Er ist Minister des Prinzen von Oranien**) geworden, der auch freilich hätte eine glücklichere Wahl treffen können, und er kommt jetzt von England, wo der Prinz ist. Der Prinz hat mir antragen lassen, seine Geschäfte am Wiener Hof zu führen, bis ein holländischer Gesandter geschickt werden könne, und nachher seine deutschen. Er hat mir zugleich 3000 Taler Besoldung anbieten lassen. Ich habe noch nicht mit dem Staatskanzler darüber reden können, allein die Geschäfte werde ich, wenn der König es genehmigt, gerne führen, zu dem Annehmen der Besoldung habe ich keine Lust. Es gehört auch zu den Piquotschen Bettelmanieren. Es kommt einem aber wie ein Traum vor, daß man wieder von Holländisch - Oranischen Gesandten

*) Freiherr v. Gagern, geb. 1766, † 1852.

**) Wilhelm I. Friedrich, von 1815 an König der Niederlande, geb. 1772, † 1843.



spricht und doch nicht gerade träumt, indem man es tut. Oft kommt mir vor, es läge noch viel zwischen der Lippe und dem Becher, und ich würde es nicht erleben. Und dann frage ich mich wieder, warum nicht?, da doch bis jetzt so vieles in Erfüllung ging. Aber freilich scheint mir auch immer ein Sieg leichter, als die Konsolidierung des Ersiegten durch den ruhigen Besitzstand in einem Frieden.

Der König ist gestern abend ganz in der Stille angekommen und hat alle Entwürfe zum Entgegenreiten, Einzug und Abholen vereitelt. Indes war heute eine große Parade für unsere und die russischen Garden und sieben Bataillone österreichischer Truppen. Ich bin den Morgen zum König gegangen, wo eine Art Cour war. Er war sehr freundlich und meinte, es wäre schneller mit dem Vordringen bis hierher gegangen, als man hätte vermuten können.

Bei dem Minister Eberstein*) war ich heute, er hat mir sehr angelegentlich aufgetragen, ihn Dir zu empfehlen. Er hätte Dich als ganz junges Fräulein gekannt. Ist es nicht der, dem Papa den langen Brief schrieb, in dessen letzter Zeile erst stand, daß er Dich ihm nicht geben könnte? Auf alle Fälle bist Du auch jetzt in besserer Lage. Jetzt bist Du die Frau des Siegers, und mit ihm wärst Du besiegt.

Der arme Mann sieht sehr gedrückt aus, spricht aber sonst vom Schatz**) auf eine Weise, die mir gefällt, ohne Rechtfertigung, kaum mit Entschuldigung seiner unglaublichen Aufführung und doch mit Anhänglichkeit an seine Person und mit Achtung für seine frühere Existenz. Ich habe Eberstein gebeten, mich dem Schatz zu empfehlen. Einen Teil meiner alten Zuneigung habe ich doch für ihn. Sein Andenken hängt bei mir mit einer Zeit zusammen, die mir einmal zu teuer und wert ist.

*) Vgl. S. 162.

**) Dalberg, vgl. S. 13.



Ich habe heute durch Pilat Deinen Brief bekommen mit der Inlage von Adelsheid und Adelsheids Brief an Hedemann. Beide haben mich sehr glücklich gemacht. Der an Hedemann ist merkwürdig hübsch, so natürlich, so rein und warm empfunden, so gut und so herzlich. Er wird Hedemann sehr glücklich machen. Ich habe es auch sehr gern, daß die kleinen Dinger [Adelsheid und Gabriele] so fromm sind. Es fließt so ganz aus ihrem Gemüt und verwebt sich auch sehr schön in die Zeit. Erhalte sie ja dabei. Betet Hermann noch immer um Frieden?

Ewig Dein H.



88. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 15. November 1813

Stein ist jetzt angekommen, und die Traktaten mit den kleinen Fürsten sind in vollem Werk. Die Gesinnungen bei allen verbündeten Souveränen sind auf ihre Erhaltung hinausgegangen, ein Grundsatz, wovon nur wenige oder keine Ausnahmen werden gemacht werden. Also habe ich dabei gar nichts zu tun gefunden. Allein auch meine Privatmeinung ist der Erhaltung geneigt. Ich glaube nicht, daß Deutschland in seiner Eigentümlichkeit bestehen würde, wenn es nur vier, fünf große Fürsten zählte. Sie würden viel weniger ein Ganzes ausmachen, als 25 kleine und große miteinander, und der sicherern Verteidigung, oder vielmehr der leichteren, — der ich überdies nicht jede andere Rücksicht aufopfern würde, — tun sie nicht notwendig Eintrag. Auch würde es immer eine sehr üble Sensation gemacht haben, wenn mehrere Provinzen ihrer Fürsten, an deren Häuser wenigstens sie immer eine gewisse Anhänglichkeit gehabt haben, beraubt worden wären. Nimmt man auch die Sächsischen, Schwarzburgischen, Reußischen und An-

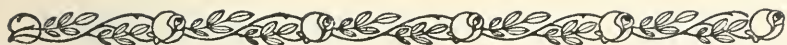


haltischen, die in Norddeutschland wie einen Kern bilden, und die man schwerlich je hätte mediatifizieren wollen, und dann Hessen, Braunschweig, Baden und Darmstadt aus, denen man auch schwerlich hätte den Garauß machen können, so bleiben eben nur noch sieben bis acht übrig.

In einer Zeit, wo man nur Recht und Gerechtigkeit üben will, auch aus den besten Absichten sehr viele und große Neuerungen zu machen, grenzt immer erstaunlich an Willkür und kann schwer von dem Vorwurf derselben gereinigt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man allerdings sagen, daß man vielmehr die durch Frankreich beiseite gesetzten und mediatisierten Fürsten wieder in ihre alten Rechte einsetzen müßte. Allein dies führte so unendlich weit, daß es Deutschland mit Souveränen überschwemmen würde. Eine solche Zerstückelung wäre unstreitig unpolitisch. Indes leugne ich Dir nicht, daß mir diese Angelegenheiten sehr viel Sorge machen. Es ist so leicht, darüber eine einseitige Ansicht zu haben, und die meinige geht vielleicht mehr auf Schonung der Eigentümlichkeit, auf Erhaltung der Mannigfaltigkeit hinaus, als der Moment erlaubt. Es fehlt mir sehr an jemandem, mich über diese Dinge vernünftig zu besprechen. Stein macht sich sehr über meine Protection des Rudolstädtschen Landes lustig, allein ich fahre darin fort. . . .

Allerdings scheint einem das vorige Leben in Wien sehr schal gegen das hiesige Gewirre. Manchmal kommt es mir aber auch vor, daß die Sorge, ob man das Guterstrittene gehörig benützt, schlimmer sei, als die, erst die Mittel des Streites zu versammeln, womit wir damals immer beschäftigt waren. . . .





89. Humboldt an Caroline

[Frankfurt], 17. November 1813

Ich habe jetzt sehr viel Schererei mit den Allianztraktaten der kleinen Fürsten. Du glaubst nicht, was sich dieses Volk herumdreht, und spricht, als wenn des Reichs Wohlfahrt von ihm abhinge. Anstatt*), Binder**) und ich machen mit aller Höflichkeit kurzen Prozeß; die Grundsätze unserer Höfe gegen sie sind eher zu billig, als zu hart, wir bleiben nun ruhig bei unsern gemachten Entwürfen, und sie müssen sich bequemen zu unterschreiben. Wir haben auch ausgemacht unter uns, keine Geschenke von ihnen anzunehmen und noch weniger ihre Orden. Es wäre wirklich unedel, den armen kleinen Fürsten noch jedem drei Dosen abzuзwingen.

Bis jetzt ist mir keiner unter den Fürsten aufgestoßen, Bayern ausgenommen, der mir eine gegründete Hoffnung recht patriotischen Benehmens gäbe. Ihre Völker sind gewiß besser. . . .



90. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 18. November 1813

Bülow***), der in Rassel Finanzminister war und sich dann mit der dortigen Regierung entzweite, ist es nun wirklich bei uns geworden. Er ist gewiß ein sehr brauchbarer Mann, wenn auch vielleicht kein großer Kopf. Ich sehe ihn hier fast täglich und habe nichts gegen ihn. Aber es ist mir neulich eine große Zerstreuung mit ihm passiert. Es war am Tisch des Kanzlers die Rede von französischen Senatoren, und einer lobte einige. Man sprach darüber, und ich sage auf einmal ganz laut

*) Vgl. S. 52.

**) Vgl. S. 62.

***) Geb. 1774, † 1825, Neffe des Staatskanzlers Hardenberg, von Jerome in den Grafenstand erhoben.



und apodiktisch: „Wenn man in hohen Stellen einer Regierung dient, die man mißbilligt, ist es nie verzeihlich.“ Ich weiß nicht, ob Bülow es gehört hat, aber meine Stimme ist gewöhnlich vernehmlich; wie es indes heraus war, war es mir nicht unlieb. Meine Meinung ist es und wird es ewig bleiben, und wer in solchem Punkte nicht rein ist, mag immer hören, daß man es weiß und fühlt.

Ich schicke Dir hier einen Brief von Hedemann*). Es ist ein sehr lieber Mensch, was sich auch in diesem Blatt ausspricht. Der Brief ist alt, und er konnte damals noch nicht den von Adelheid haben. Ich glaube auch, daß sehr leicht Ernst aus dem Rinderscherz werden kann. Von einer Seite habe ich es nicht ungern. Hedemann ist unendlich brav, und glücklich ist eine Frau gewiß mit ihm. Allein von der anderen, weiß ich nicht, wünschte ich der Adelheid einen Mann, der noch mehr an Geist wäre und mehr gleiches Alters. Ob aber eine Frau wieder mit so einem, der das Leben weniger unbefangen ansieht, gleich glücklich ist? Mit jedem aber wird es mir immer leid tun, Adelheid wegzugeben. Keiner kann mir leicht für sie recht sein, und wenn die Wahl getroffen ist, ist es aus für das Leben. Das gute Ding ist so zart und verwundbar, und das Leben, die Männer, die Ehe so hart, so ehern, so schwer. Wir können uns mit diesem Fall gar nicht vergleichen. Wir waren schon ganz anders und vielseitig gestaltet, als wir uns zuerst sahen, wir hatten durch Gunst des Schicksals eine unendlich gleiche Stimmung, und gerade vorzüglich das, was recht tief in der Wirklichkeit des Lebens festhält, und doch allen Druck, alles Fesselnde wegnimmt. Die arme Adelheid ist so naiv, so unfundig der Welt und wird es viel länger, als wir sein, da uns der Gegensatz mit unsern Eltern und Umgebungen bildete. Was mir am wenigsten in einer Verbindung Adelheids mit Hede-

*) Vgl. S. 85.



mann gefallen würde, wäre der gleichsam kindische Ursprung der Neigung^{*)}. Eine Liebe hat doch eine frischere Kraft und auch eine geheimnisvollere Schönheit, wenn das vorher Unbekannte sich in voller Jugend begegnet.

Es ließe sich überhaupt über das Heiraten ein Buch schreiben, es ist in vieler Rücksicht oft eine wehmütige, und doch die schönste und himmlischste Einrichtung, die es unter Menschen gibt, und die auch ebenso wenig als das Denken, Empfinden und Sprechen von Menschen herrührt. Man hat eigentlich nicht gelebt, wenn man sie nicht erfahren und sich ihr eigentlich ganz hingegeben hat, ob sie gleich auch immer die Gefahr mit sich führt, das Leben zu verstimmen und zu [abgerissen]. Wenn ich im ganzen bei Männern wenig dafür bin, so ist's nur, weil die meisten, auch wirklich verheiratet, doch nie in das eigentliche Wesen der Verbindung eindringen und alsdann freilich nur Schaden davontragen.

Küsse dem lieben Kinde im stillen die Stirn von mir. Ich liebe sie unendlich. Was Du mir über die gestorbenen Kinder^{**)} schreibst, hat mich unendlich tief gerührt und ist sehr schön. Ich denke unglaublich oft an Wilhelm und Gustav und nie ohne den Schmerz am Herzen, den Du kennst, und der mich dann manchmal plötzlich mitten unter Menschen ergreift. . . .



91. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 19. November 1813



Es ist mir schon oft auffallend gewesen, wie so viele Leute mich entweder bloß oder doch hauptsächlich von der Seite des Scherzes her kennen. Ich bin gewiß sehr glücklich

^{*)} Adelsheid, geb. 1800, war 11 Jahr alt, als Sedemann sie zuerst in Wien sah und liebte.

^{**)} Wilhelm, geb. Jena 1794, † Ariccia bei Rom 1803. Luise, geb. und † 1804 in Paris. Gustav, geb. 1806, † 1807 in Rom.



und auch sehr heiter, ich habe zu beidem den höchsten und innersten Grund, weil ich eins mit mir und mit dem bin, was ich liebe, mit Dir und den Kindern, deren jedem ich sein eigenes, ihm gemüthliches Glück schaffen und lassen möchte, weil man den Menschen, wenn er gut ist und Liebe im Herzen trägt, nur seinen eigenen Weg gehen lassen muß; aber bei dem allen ist meine Art zu scherzen meist nur eine Art Schachspiel des Verstandes, woran ich weiter keinen Theil nehme, und im Innern bin ich meistens wenig dabei. Es ist aber eine bequeme Weise, der Welt bekannt zu sein, und darum ist sie mir ganz recht.

Die Fürstin von Taris*) ist jetzt auch hier, ich war heute bei ihr. Sie hat mir ihre Angelegenheiten empfohlen. Diese Fürstenehe ist göttlich. Die Mediatisirten rühren sich besonders. Noch heute war einer von diesen bei mir. Ich habe aber eine gute Methode darin; ich spreche immer mit jedem von demjenigen, der sich über ihn zu beklagen hat, mit den souveränen Fürsten apitoyiere ich mich über die Mediatisirten, mit diesen über die säkularisirten Prälaten, die sie verschlungen haben. Dann ziehen sie bald ab. Es hat immer einer den andern gegessen, und alles ist eine Sauce. . . .



92. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 20. November 1813



aß ich zuerst in die nächstverflossene Zeit zurückgehe, so muß ich Dir sagen, daß ich nicht ohne Theilnahme an der Reise des Königs von Sachsen nach Berlin bin. Ursprünglich kommt zwar die Idee von Kaiser Alexander her. Allein

*) Vgl. S. 103.



Metternich wollte ihn nach Prag bringen. Das konnte ich in unserm Gesichtspunkt unmöglich billigen, weil dann die Disposition über Sachsen zu einseitig von Österreich abgehangen hätte. Wie ich dies also am 19. abends in Rötha erfuhr, ritt ich am 20. zum König, so früh als ich nur konnte, und fand die Sache im Werk, aber noch ungewiß. Ich bestärkte den König, und Metternich kam nun mehrere Stunden zu spät. Es hat einen Augenblick kein recht gutes Blut gemacht, ist aber nun vergessen. Im Lande ist die Sensation über des Königs Abzug sehr klein gewesen. Daß er sein Land verlieren wird, glaube ich nicht, Österreich gibt es nicht zu.

Noch Eins! Du hast mir neulich vom linken Rheinufer geschrieben, und ich habe Dir darauf nicht bestimmt antworten mögen. Meiner Meinung nach ist für die Sicherheit, allein besonders für den Zweck, Deutschland in alter Würde herzustellen, sehr wenig geschehen, wenn das linke Rheinufer bei Frankreich bleibt. Allein diese Idee, die der Staatskanzler ganz mit mir teilt, ist nicht die der übrigen, am wenigsten bei Metternich. Selbst die Engländer, namentlich Aberdeen sind dagegen. Ließe sich Napoleon jetzt auf Unterhandlungen ein, so wäre es sicherlich nicht durchzusetzen, nur davon zu reden. Tut er es aber jetzt nicht, und man ist glücklich, so spannt man wohl die Forderungen höher, und darauf geht meine Hoffnung hinaus.

Es ist ein sehr schöner Ausdruck Deines Briefes über Deutschland „ein teures Vaterland, die Wiege alles Großen und Guten, was in der Welt ist“. Es ist unendlich wahr. Niemand, holde Seele, schreibt wie Du. . . .





93. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 22. November 1813

Schrieb Dir, daß Bülow jetzt Finanzminister ist. Er wird manches Vorurteil gegen ihn zu bekämpfen haben, da man ihm immer vorwerfen wird, Hardenbergs Nefse zu sein und in Westfalen gedient zu haben. Allein er ist fein, schlau und entschlossen und wird jetzt durch und vielleicht einmal ohne Hardenberg herrschen. Wenn ich die Stelle annahm, wie mir Hardenberg sie anbot, war ich eigentlich der Herrschaft über den Staat gewiß. Wer als Finanzminister zugleich Fähigkeit hat, Auswärtiger zu sein, gegen den kommt niemand auf. Allein ich habe sehr recht getan und werde recht tun, mich zurück- und fernzuhalten. So mit und durch und unter einem Staatskanzler hineinkommend kann man das nötige Gewicht nicht haben oder es nicht recht haben. Nehme ich je an den Angelegenheiten im Lande teil, muß es sich auf andere Art fügen. Ich habe in Absicht meiner öffentlichen Stellungen bis jetzt noch immer einen richtigen Takt gehabt und denke, er soll mich auch hier nicht verlassen. Für mich und die Befriedigung meiner Wünsche suche ich ohnehin nichts. Was ich auf Erden haben kann, habe ich gehabt und besitze ich noch. Nur die Fortdauer und der ruhige Genuß kann mir als Zuwachs gelten. Dich, die Kinder, mich selbst, da ist der Kreis voller und reicher geschlossen, als ich es je verlangen konnte.

.... Ach! Du glaubst nicht, wie ich mich oft aus diesem irren Getümmel in jene Einsamkeit [die römische] wünsche, und wäre es die unbequemste und dürftigste. Das große, tätige Weltleben mag wohl schön und groß und nützlich aussehen und sein. Aber ich bin nun einmal immer gestimmt und geneigt, seine Kleinheit und Leere und Hohlheit zu fühlen, seine Unreinheiten zu bemerken und es von allem Pathetischen in mir zu entkleiden und nur das

180



Individuelle und Einzelne zu ehren. Darum gehe ich auch durch jenes Leben mit anderen mit Scherz und ohne Aufhebens zu machen und für mich mit der Trockenheit der Pflicht. Ich habe noch jetzt wieder mit 30, 40 deutschen Geschäftsleuten zu tun. Wäre da ein Kopf, ein Gemüt, ein echter Deutscher! . . .



94. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 26. November 1813

Man hat in den Verträgen den neuen Fürsten und also auch Schwarzburg die Altesse Sérénissime genommen, aber der Fürstin von Rudolstadt habe ich sie, als einer heftigen Prinzessin, gerettet und nun prangt sie allein so. Mit Stein bin ich aber auch immer über Rudolstadt in Fehde. Er will noch immer nicht die Idee aufgeben, dort von Sachsen aus zu herrschen, kann aber doch vor mir nicht so eigenmächtig handeln. . . .

Ich bin mit Stein zwar oft im Krieg, und er behauptet, daß ich die 36 Tyrannen (so nennt er die kleinen Fürsten in Deutschland) protegiere, allein wir sind uns doch sehr gut, und er verdient ungeachtet mancher kleinen und großen Fehler und einer fürchterlichen Schroffheit viel Achtung. . . .

Zwischen mir und Stein ist ein ordentlich närrischer Unterschied. Wir sind immer in der Liebe des Guten einstimmig. Das Schlechte begnüge ich mich als schlecht anzuerkennen. Schon der Haß kommt nicht in meine Seele. Indes ist das vielleicht nicht lobenswürdig. Aber er ist auch nicht zufrieden, wenn er den Haß nicht beständig ausläßt und gleichsam zur Schau trägt. . . .



ie Bemerkung, welche Du machst, daß in Rücksicht Deutschlands etwas geschehen sollte, das den Glauben und den Mut höbe, ist sehr richtig. Allein es ist leichter gesagt als getan. Die verbündeten Mächte haben jetzt ungefähr, mit wenigen Ausnahmen (wie daß Isenburg*) und Leyen**) nicht wieder eingesetzt werden, und Kassel, Oranien und Braunschweig in ihre Rechte zurückkehren), das Bestehende gelassen und für die Zukunft sogar gesichert, aber sie haben sich freie Hand gelassen, künftig jede Änderung zu machen, welche das gemeinschaftliche Wohl fordert und haben den Frieden als die Epoche dieser Änderungen bestimmt.

Diese Art zu handeln ist vorsichtig und weise, allein für die allgemeine Stimmung ist sie ungünstig. Denn die Fürsten können nicht sehr damit zufrieden sein, weil ihnen doch die Zukunft durch die reservierte Freiheit dunkel ist und für sie Gefahr übrigbleibt; mehrere Klassen der Untertanen, die von den Fürstenländern, werden sagen, daß durch unsere Befreiung nichts gebessert ist. Die allgemein deutschen Sinn haben, werden gemeinschaftliche Einrichtungen für Deutschland vermissen. Endlich werden die, welche vorzugsweise von allem zeitlichen Glück nur die Nemesis ehren, tadeln, daß gerade, die sich nicht gut gezeigt haben, jetzt am besten fortkommen. Der wahre Sinn, in welchem die Zeit aufgenommen werden sollte, wäre nun freilich der, jetzt an nichts

*) Die 1744 in den Fürstenstand erhobene Linie der Grafen v. Isenburg hatte 1806 im Rheinbund die Souveränität über die jüngeren Linien erhalten.

**) Die Reichsgrafen v. der Leyen erwarben 1806 beim Anschluß an den Rheinbund den Fürstentitel mit der Souveränität in der Grafschaft Geroldseck. Beide Häuser wurden 1815 der Staatsoberhoheit Österreichs unterworfen.



anderes, als an die Beendigung des Krieges und die Erzwingung eines guten Friedens zu denken, für diesen Zweck über alles andere jetzt wegzusehen und den errungenen Vorteil sowie den wichtigsten noch zu erringenden nur in der Abschüttelung eines fremden Joches zu finden. Allein diese ganz reinen Gesinnungen können sich nur einzeln finden.

Wenn ich aber bedenke, wie die verbündeten Mächte es hätten anders machen sollen, so sehe ich es auch nicht ab. Denn jetzt Veränderungen mit Fürsten vorzunehmen, die Rechte derselben zu ihren Untertanen zu bestimmen, ihnen Stände an die Seite zu stellen, würde in unzählige Weitläufigkeiten in einem Augenblick geführt haben, in welchem das Handeln das Notwendigste ist. Man hätte entweder dies versäumt oder die zu treffenden Einrichtungen übereilt.

Über ganz Deutschland hätte eher etwas ausgesprochen werden können, doch war auch das schwer. Schon die Frage eines Kaisers hat die unendlichsten Schwierigkeiten. Es ist weder jemand, der rechte Lust hätte, es zu sein, noch viele, die recht begierig wären, sich darunter zu fügen. Eine schon sehr in Schlaffheit versunkene Verfassung (wie die deutsche, noch ehe man sie zertrümmerte, war) wiederherzustellen, ist fast unmöglich. Außer dem ausgesprochenen Willen, außer dem Papier, das die Konstitution festsetzt, und der Form, die sie äußerlich bindet, muß sie auch ein inneres Lebensprinzip haben, und ich weiß nicht, wo die deutsche dies jetzt hernehmen sollte. Zu diesem allem kommt nun noch die Ungewißheit des Ausganges des Krieges.

Aus allen diesen Gründen sind alle Fragen, die Deutschland betreffen, jetzt so unendlich schwierig zu behandeln. . . .





Ich habe oft eine unglaubliche Sehnsucht nach dir, die durch die Dunkelheit der Zukunft zur Wehmut wird. Denn ich sehe wenig Hoffnung vor mir, wieder ruhig und still mit Dir vereint zu leben, ehe die verwirrende Bewegung, die jetzt herrscht, beendet ist, auch wünsche ich gewiß, wie unendlich ich Dich liebe, nicht herauszuscheiden, und das Ziel, das das Ende dieser Unruhe bezeichnet, kann noch fern sein. Man muß selbst fast sogar wünschen, daß es fern sei, da nahe gesteckt, es schwerlich zu einem recht erwünschten Ende führen würde.

Wenn ich Dich nur indes recht glücklich und froh wüßte. Ich wünschte ordentlich, daß Du jetzt oder wenigstens im Winter nach Berlin gingest. Es ist mir, als würde es Dir da doch besser gefallen als in Wien. Für Deine Art zu denken und zu leben, und mitten mit Deinem Sinn und Deinem Herzen in den Begebenheiten und der Teilnahme am allgemeinen Schicksal zu sein, muß Wien jetzt eine große Einförmigkeit haben.

Es ist eine sehr hübsche Bemerkung in Deinem Briefe, daß, wenn die Blücher die Schwester einer Nichte der seligen Mama*) ist, sie auch selbst eine Nichte ist. Ich bin in Verwandtschaften immer sehr dumm. Auch ist es ein unendlich reizendes Wort, wie Du schreibst: „Grüße Hedemann tausend liebe Male“. Du bist ein einzig amüsantes und rührend gutes Kind. Wenn ich Dich nur einmal sehen könnte, inniggeliebtes Wesen! Das Leben verirrt, man ist sich fern und weiß oft nicht, warum man so herumrennt, so treibt, bis das Grab sich vor den Füßen öffnet. . . .



*) Blücher hatte sich 1795 in zweiter Ehe mit Amalie v. Colomb vermählt.



97. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 1. Dezember 1813

Der vierte Monat unserer letzten Trennung, liebe Li, und der letzte des Jahres geht an. Dies Jahr, das so finsterdeutende Zahlen hat, ist so unerwartet glücklich gewesen, wie wird das folgende sein? Manchmal könnte ich fürchten, wir hätten mit dem Kriege am Rhein unsern Zenith erreicht; auch ist es nicht zu leugnen, daß die Operationen von diesem Augenblick an gefährlicher und schwieriger werden. Allein was mich immer wieder aufrichtet, ist, daß die Hauptursachen, die uns siegen machten, die Bereitwilligkeit der Völker, der Mut der Soldaten, die Einigkeit der Fürsten auch jetzt ungeschwächt fort-dauern; auf der andern Seite hoffentlich auch die Verblendung Napoleons und die Verfolgung der Nemesis, die ihn ergreift.

Über dasjenige, was die Menschen dabei tun, ließe sich vielerlei sagen, wenn es nicht besser und wohlthätiger wäre, selbst zum Guten und Rechten hinzuleiten, als was geschieht zu tadeln.

Ich habe, holdes Wesen, Deinen Brief vom 26. bekommen. Bülow*), der bei uns Finanzminister geworden, ist allerdings ein Hannoveraner; es ist auch derselbe, welcher Finanzminister in Westfalen war. Er hatte selbst dort einen guten Ruf und ver-uneinte sich mit dem König, der ihn zuletzt verfolgte. Er war dort Graf geworden und hatte Orden erhalten. Beides hat er jetzt abgelegt. Du hast gestern die Kabinettsorder mit der Feldzeitung bekommen, worin seine Verhältnisse bestimmt werden. Er hat gleich damit angefangen, die Verfassung, die nach Stein eingeführt worden war, in seinem Ministerium umzuwerfen. Nach dieser Verfassung nämlich gab es unter den Ministern, aber in einer gewissen Unabhängigkeit von ihnen, Geheime Staatsräthe, wie ich selbst war. Diese hat er kulbutiert und zu bloßen von ihm

*) Vgl. S. 175.



abhängigen Bureauchefs gemacht. Jene Verfassung war auf einen Staatsrat berechnet, es waren viele Reime liberalerer und freierer Ideen darin; indes war der Geist nie ausgeführt worden, und Bülow hat jetzt nur die leere Hülle weggeworfen. Ich hätte das immer nicht tun mögen.

Indem Bülow so unter sich einen wahren Ministerdespotismus organisiert hat, hat er sich über sich in eine Vormundschaft gegeben, die wieder mit der Stellung eines Ministers nicht zusammenpaßt. Denn Du siehst aus der Kabinettsorder, daß er alle seine Berichte dem Staatskanzler schicken muß, und daß nur dieser, nicht er, mit dem König zu tun hat. Was ist er daher viel mehr als ein oberster Rat im Bureau des Staatskanzlers?

Ich habe indes alle diese Dinge geschehen lassen, ohne Bemerkungen darüber zu machen. Theils waren sie schon alle abgekartet, ehe ich in Kenntniss davon kam, theils aber war es ein solches Bedürfnis, einen Finanzminister zu haben, daß man nur heilfroh sein mußte, daß es einer wurde, der entschlossen, selbst kühn, tätig und im ganzen auch geschickt ist. Wie die Dinge waren, konnten sie gar nicht bleiben, und vieles Kritteln über das freilich noch lange nicht Gute hätte jetzt nur Schaden getan. Im Publikum wird Bülows Wahl schwerlich gut aufgenommen werden. Sein Dienen in Westfalen und seine Verwandtschaft mit dem Staatskanzler, dessen Neffe er ist, tun ihm darin vielen Schaden. Ueberdies hat er alle vor den Kopf gestoßen, die er aus einer festen und selbständigen Lage in eine prekäre und abhängige gebracht hat.

Ich bin hierüber so ausführlich, um von da auf die Frage zu kommen, ob ich ein Ministerium unter Hardenberg im Innern suchen soll? Ich bin nach reifer Überlegung nicht dafür. Ich denke nicht daran, aufzuhören zu dienen. Wenn man einmal darin ist wie ich, kann man nur mit einiger Gewaltthätigkeit herauskommen. Meine Rechnung ist darüber längst mit mir gemacht, und ich diene

186



fort, solange es nun so geht. Auf der andern Seite ist auch keine Frage, daß ich mit Eifer und wahrer Lust dem Lande, das sich nun im Kriege so edel betragen hat, im Frieden helfen würde. Allein in Geschäften kommt alles auf die Stellung an, die man nimmt. Es ist nicht genug, wie ich auch jetzt manchmal tue, durch Einfluß auf den Staatskanzler, durch Persönlichkeit Gutes zu stiften. Es muß von einem festen Standpunkt aus eine konsequente Administration beginnen. Und wie kann die in den Händen eines Ministers sein, der selbst vom Staatskanzler abhängt und unter sich alles egalisiert und allen einen freieren und besseren Aufschwung genommen hat! Dennoch wird unter dem Staatskanzler nie ein Minister eine andere Lage haben können, als Bülow sich gemacht hat.

Das Beste und Höchste, wohin man gelangte, würde noch sein, immer wieder durch Persönlichkeit sich Unabhängigkeit zu erringen, vielleicht sogar nach und nach dem Höheren die Gewalt aus den Händen zu winden und sich so in eine freiere Epoche hinüberzuarbeiten. Allein das ist eine mühselige und keine würdige Rolle.

Auf der andern Seite ist an Gesandten totaler Mangel. Ich nutze also dem Lande da wirklich und ohne allen Zweifel. Aus diesen Gründen hat sich mit ziemlicher Festigkeit bei mir der Grundsatz gebildet, nicht Minister sein zu wollen, solange es einen Staatskanzler gibt. Umstände könnten mich davon abbringen, doch glaube ich es nicht. Ich werde darin auch fest sein, denn das Wohl der Sache und mein Name ist dabei im Spiel. Alle wahrhaft Guten und Einsichtsvollen wissen, daß ich nie zu etwas Halbem oder Inkonsequentem die Hand geboten habe. Warum sollte ich es jetzt anfangen?

Kommt eine Zeit, wo es einmal keinen Staatskanzler gibt, so werde ich fast ohne allen Zweifel Minister der auswärtigen Angelegenheiten und habe dann eine unabhängige Lage, in der ich wahrhaft verantwortlich sein kann.

Ich liebe übrigens den Staatskanzler sehr, und selbst das



bestärkt mich in meinem Raisonement. Könnte ich mir je erlauben oder nur je verzeihen, auch gegen ihn zu arbeiten, so würde ich eine Stelle unter ihm suchen, um bald nicht mehr unter ihm zu stehen. Dazu bin ich gewiß ebenso geschickt als ein anderer. Aber das will ich und werde ich nie. Ewig Dein
H.



98. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 6. Dezember 1813

Burgsdorffen*) soll jetzt, seit der Schlacht bei Leipzig, doch eine Reue anwandeln, daß er bei diesen ganzen ungeheuren Ereignissen müßig gewesen ist. Ich fühle auch, daß es jedem schwer auf dem Gewissen lasten muß. Ich, zum Beispiel, so ruhig ich an andern Dingen arbeiten kann, wenn auch wer weiß was um mich geschieht, und so wenig ich innere Neigung habe, mich in die Welthandel zu mischen, wäre doch sicher, wenn mich dieser Krieg noch so gefunden hätte, wie wir ehemals lebten, in irgendeine Tätigkeit und am allereinfachsten in die militärische bei der Landwehr getreten. Ja, ich gestehe Dir frei, was ich sonst nicht sage, daß ich auch an Alexander sein Bleiben in Paris nicht billige. Er konnte allerdings nichts für den Krieg tun, das mit dem, was er dort treibt, vergleichbar wäre. Es war auch allerdings ein mit dem, was er tun konnte, ganz unverhältnismäßiger Verlust, wenn er im Kriege verunglückte. Aber das Rechte besteht eben darin, daß man nicht in solchen Fällen den Nutzen abwägt, und auf seine Person Wichtigkeit legen und sich in solcher Art schonen, ist wenigstens außer aller Charakterschönheit. Auch Körners Tod habe ich tadeln hören. Ein Mensch von Talent sollte sich nicht aussetzen. Man kann auf keine unwürdigere Art vom Talent, vorzüglich von einem Dichter reden. Das wahre

*) Wilhelm v. Burgsdorff, mit Caroline v. Humboldt befreundet.



Talent und der wahre Geist, den der Dichter und jeder wahrhaft große Schriftsteller braucht, stammen aus dem Charakter und werden durch ihn genährt. Was nicht so ist, ist in der Wissenschaft mehr oder minder mechanisch und in der Kunst flach und unbedeutend.

Die Alten empfanden es auch nie anders, und Aeschylus würde es sehr sonderbar gefunden haben, wenn man ihn hätte hindern wollen, bei Marathon zu kämpfen, um einige Trimeter mehr zu machen. Das ist gerade das Edle am Menschen, daß er mit sich selbst wagt, und wie es darauf ankommt, mit seinem Dasein ein freies Spiel treibt.

Den Dresdner Gesandtschaftsposten wird Burgsdorff schwerlich je, so wenig als überhaupt einen bekommen. Ich selbst weiß nicht, ob ich den Mut hätte, ihm einen anzuvertrauen. Er würde sich sehr leicht in politische Spekulationen versteigen und nicht unterdrücken können, was nun seiner Ansicht nach geschehen müßte. Um einen Gesandtenposten so leicht zu behandeln, als sehr oberflächliche Menschen es tun, hat er zu viel Verstand und Kopf, und um ihn gut zu behandeln, zu wenig. Denn dies ist wirklich schwerer, als bei irgendeinem anderen Posten, weil das Geschäft regelloser ist, und man sich alle Mittel selbst schaffen und dazu oft Wege gehen muß, die außer allem Geschäftskreis liegen, weil man eine gänzliche Abnegation seiner selbst haben und unausgesetzt auf die Menschen, die wichtig sind, mit vollkommener Passivität achtgeben muß, mit einem Wort, weil als Geschäft ein Gesandtschaftsposten das Allerfatalste und Undankbarste ist, das nur, wenn eine günstige Gelegenheit erscheint, belohnt, in dem aber außerdem Jahre von gleich großer Mühe mit nichts verloren werden.

Körners Brief ist sehr rührend und auch sehr schön. Der von der Recke*) ist ganz in ihrer Art, sentimental eigenmächtig mit den Leuten umzugehen. Der arme alte Körner will in der Nähe des

*) Vgl. S. 6.



Grabes seines Sohnes sein, das ist sein einfacher, natürlicher Wunsch, und sie will ihn nach Berlin bringen, weil Mecklenburg seiner nicht wert ist. Ich werde Körner selbst schreiben. Mit dem Eisernen Kreuz wird freilich schwerlich etwas zu tun sein. Es war einmal eine Idee, Tote auch so zu ehren, allein ich habe nichts weiter davon gehört. Ein Brief des Königs ohne alle Veranlassung ist auch schwer zu erhalten. Und was können die Könige trösten, liebes Kind? Wenn ich Körners Brief recht verstehe, will und wünscht er nichts als nahe sein und bleiben können, wo sein Sohn fiel, und die Mittel dazu haben, die seine äußere Lage fordert. Die Tat und das Leben des Sohnes sind vollendet und schön, er empfindet beides still, und andere Anerkennung, die daraus von selbst in jedem Gefühlvollen entsteht, glaube ich, würde wenig Wert für ihn haben. Was ist sie auch? Die Besten und Edelsten in unsern Truppen, wie ich noch neulich bei Hedemann sah, kämpfen auch nur um jene stille Anerkennung. Sie bilden eine Schar und Bruderschaft in sich, die sich durch gegenseitiges Bewußtsein billigt und belohnt, tröstet und stärkt. Sie hängen an nichts Äußerem. . . .

Lebe wohl, süßes Herz, ewig Dein

S.



99. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 8. Dezember 1813

u wirst wieder sehr schelten, liebe Li. Es ist wirklich schon $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, indem ich anfangе. Allein diesmal sind nicht Geschäfte schuld daran, sondern allein Schulenburg*). Wir waren bis nach 12 bei Metternich, dann ging er mit mir nach Hause und hat mich erst jetzt verlassen. Er spricht so unendlich viel, daß er manchmal mitten im Sprechen stehen bleibt

*) Graf Friedrich Albrecht v. der Schulenburg-Klosterrode, geb. 1772, † 1853, sächsischer Gesandter.



und fragt: „Was sagte ich doch?“ Fast wie Brinkmann*), nur nicht so witzig und schnell.

Allein auf mein Wachen zurückzukommen, so schadet es mir gar nichts, und ich kann unmöglich mich zu Bett legen, ohne Dir zu schreiben. Schon seit meinem 18. Jahr hat man mir vorgeworfen, daß ich mich durch Wachen ruinierte. Freilich wird der Ruin einmal kommen, aber nicht davon.

Bei meinem 18. Jahre fällt mir ein, daß heute der seligen Mama ihr Geburtstag war. Einmal, wenn mir recht ist, hast Du ihn auch mit in Tegel erlebt. Ich habe vor einigen Tagen eine Empfindung gehabt, die mir sonst sehr fremd ist. Ich las, ich weiß nicht in welchen Versen, wo die Fäden erwähnt wurden, die man bei uns Sommer nennt, und nur sieht, wenn es heiß ist. Da befiel mich auf einmal eine solche Erinnerung, wie ich als Kind in der Hitze diesen Fäden in Tegel nachlief, und eine solche Sehnsucht nach dem Ort und der Zeit, daß es mir ordentlich schmerzlich wurde. Wenn so ungewohnte Dinge in dem Gemüt aufsteigen, ist mir's immer, als wäre es nicht ohne Ursach. Es ist mir überhaupt oft, als wenn ein viel tiefer- und mehrschauender Geist in uns bald diese, bald jene Gedanken emporsendet, und nur in der Zwischenzeit die natürlich zusammenhängenden sich trocken abspinnen.

Der Kurfürst**) ist auch göttlich. Er betrachtet seine Abwesenheit bloß wie einen langen Schlaf und behandelt alle Menschen und Dinge ebenso, wie er sie 1806 verlassen hat. Zu Offizieren, die im westfälischen Dienst Obersten geworden sind, sagt er ganz ruhig: Guten Morgen, Herr Leutnant. Einen Staatsrat in Hanau, der 4000 Florin Gehalt hatte, hat er, wie er 1806 war, zum

*) Gustav v. Brinkmann, schwedischer Gesandter.

**) Wilhelm I., seit 1803 Kurfürst von Hessen, geb. 1743, † 1821. 1806 von den Franzosen vertrieben.



Steuerrat mit 400 zurückgesetzt. Es ist eigentlich gar nicht übel. Wie er in Kassel eingezogen war, weinte er bittre Tränen über die Unhänglichkeit seines Volkes. Plötzlich reitet ein ehemaliger Wachtmeister seiner Garde mit einem langen Zopf vorbei, und er ruft mitten in der Rührung aus: „Was für ein rechtschaffener attachierter Mensch, er hat seinen Zopf behalten!“ In seinem Hause tragen alle bis auf den letzten Bedienten nicht nur Zöpfe, sondern solche, als sollten sie zu Mustern für ganz Europa dienen.

[Frankfurt], 9. Dezember 1813

Es tut mir leid, daß Du den Winter in Wien bleibst, wo das einförmige, von dem Schauplatz alles Interessanten entfernte Leben Dir nicht gefallen kann. Aber was würde Alexander über die Phrase in Deinem Briefe sagen: „Ich bliebe recht gern in Berlin.“ Er schlage die Hände über den Kopf zusammen.

Upropos, heute fragte mich der kleine Prinz Wilhelm*), der jetzt hier ist, wo Alexander sei, und wie ich sagte: „in Paris“, antwortete er mit Lebhaftigkeit: „Gott! Da sollte er Napoleon totschlagen!“

Wäre das nicht ein hübscher Auftrag für Alexander?



100. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 10. Dezember 1813

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß ich gestern vergessen habe, Dir zu schreiben, daß der Kronprinz von Schweden entschlossen war, Lübeck mit Sturm wegzunehmen, wenn die Franzosen es nicht von selbst verließen, daß aber das letztere geschehen ist. Die Wegnahme von Hamburg

*) Nachmaliger Kaiser Wilhelm I.



dürfte doch noch ziemlich schwierig sein. Von Bremen sind schon Deputierte hier, und man sichert ihnen und der Stadt ihre Unabhängigkeit als freie Hansestadt zu.

Es ist nicht zu leugnen, daß jetzt ein frohes Wiederaufleben in Deutschland ist, allein es würde noch viel größer und froher sein, wenn man schon jetzt mehr wiederherstellen könnte und weniger provisorisch stehen lassen müßte. So unvermeidlich dies ist, da es wirklich unvernünftig sein würde, jetzt, wo noch so viele Fragen unentschieden sind, Einrichtungen zu machen oder wieder zurückzurufen, die notwendig aus dem Ganzen angeordnet werden müssen, so unvorteilhaft wirkt es auf die Stimmung der Menschen. Wo man dieser ungünstigen Wirkung aber entgegenarbeiten kann, geschieht es, und ich habe selbst einige wichtige Gelegenheiten gefunden, kräftig dazu mitzuwirken.

Ich habe Dir gestern oder vorgestern einige Anekdoten von dem Kurfürsten von Hessen erzählt. Hier ist noch eine göttliche. Der ehemalige Schweizer seines Palais hatte sich, um ihm zu gefallen, in seine alte Livree gesteckt und so wieder an die Tür gestellt. Der Kurfürst, als er es sah, fragte ihn verwundert, was wäre? „Nun,“ sagte der Mensch, „ich stehe auf meinem Posten,“ und der Kurfürst drehte sich mitleidig um und sagte: „Gott! Der arme Mensch ist seit 1806 nicht abgelöst worden.“

Der Landgraf*), der in Wien war, verfolgt mich mit seiner Freundschaft, die aber nicht sehr uneigennützig ist. Denn stelle Dir nur vor, daß er will, daß der Kurfürst bei dem Frieden vergrößert werden, und dann ihm und seinem Bruder in dieser Vergrößerung eine Dotation angewiesen werden soll. Er hat mir gestern dies schöne Projekt vertraut und mich sehr gebeten, es zu befördern. Überhaupt wenden sich die Leute in deutschen Sachen

*) Vgl. S. 161.



immer an mich, ob ich gleich nicht den mindesten direkten Einfluß darauf habe.

Sonderbare Herzensergießungen bekomme ich dabei und lerne, daß doch die allermeisten mitten in der großen Sache nicht ihren kleinen Vorteil vergessen. So hat mir, was ich nie geglaubt hätte, Stein gestanden, daß er im Frieden den Johannisberg zu haben wünschte. Der Johannisberg gehörte ehemals Fulda, dann Oranien und zuletzt Kellermann*). Jetzt wird er für Rechnung der verbündeten Mächte administriert.

Es ist nicht immer angenehm, aber wunderbar genug, so in die Schwächen der Menschen zu blicken, und wir haben ein eigenes Glück darin, daß uns jedermann die feinen vertraut. . . .

Wenn ich nicht immer die Sorge für Dich hätte, wären noch einige Kinder sehr hübsch. Ich habe die kleinen besonders in Affektion und Hermann wird nun auch schon so groß, Adelheid heiratet, Gabriele ist eine Dame, das Haus wird schon sehr ernsthaft, und es ist nie recht hübsch, wenn nicht wenigstens eins im Hause ist, das noch unschuldig an allen Buchstaben ist.

Schrieb ich Dir, daß in Reynaults Rede Anstett**) und ich, ohne daß man uns nennt, des hommes passionnés heißen? Meine Passionen existieren wirklich nur im Moniteur, in der Natur bin ich immer sehr-ruhig.

Lebe wohl, süßes Herz. Umarme die Kinder.

Ewig Dein H.



*) François Christophe Kellermann, Herzog von Valmy, geb. 1735, † 1820, Marschall von Frankreich, hatte den Johannisberg 1807 von Napoleon zum Geschenk erhalten.

**) Vgl. S. 52.



ch bin heute früh von Frankfurt weggereist und habe heute hier bei Hofe gegessen. Es kam mir sehr närrisch vor. Ich war hier 1788 und damals alle Abend bei der damaligen Erbprinzeßin, jetzigen Großherzogin*), die damals überaus schön war. Jetzt ist die Zeit nicht ohne sehr sichtbare Spuren darüber hinweggegangen, sie erinnerte sich aber sehr gutmütig daran. Die Arme der Großherzogin sind noch schön geblieben. Sie verlieren immer wenig durch das Alter. Der Kaiser von Rußland und die Fürstin von Thurn und Taris waren auch hier. Großherzog und Großherzogin waren ausgezeichnet höflich gegen mich, aber es war närrisch, daß jeder von ihnen vor mir eine Szene eigener Energie spielte. Der zweite Sohn, Prinz Emil, ist in Leipzig gefangen genommen und nach Berlin geschickt worden, und ich habe zufällig dazu beigetragen, daß er gleich wieder loskam. Wie sie ihn nun mir vorstellte, hielt sie eine lange Tirade darüber, daß er dem Wege der Ehre gefolgt sei und sich nicht umgewandt habe, sondern der Bestimmung gefolgt sei, die ihm sein Vater bei Übergabe seiner Truppen gegeben habe. Ich verhielt mich sehr leidend dabei. Sie erhitzte sich aber immer mehr und sprach von den Leuten, die das übel empfunden hätten. Die Truppen haben indes die Sache besser verstanden. Die meisten sind desertiert und unter die deutsche Legion gegangen. Von 1500 hat er 250 zurückgebracht.

Glaube mir, teure Li, es gibt nur zwei gute und wohlthätige Potenzen in der Welt: Gott und das Volk. Was in der Mitte ist, taugt rein weg nichts, und wir selbst nur insofern, als wir uns dem Volk nahestellen.

*) Luise, geb. 1761, Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, Gemahlin des Großherzogs Ludwig I., der sich erst am 2. November 1813 den Verbündeten angeschlossen hatte.



Der Großherzog fing eine Rede über die Schwierigkeit der neuen Anwerbungen an, versicherte, daß er eine allgemeine Konstriktion einführen wollte, daß, wer nicht dienen möchte, mit Feuer und Schwert verfolgt werden sollte, und setzte hinzu, daß er selber einen Menschen, wenn es notwendig sei, umbringen könnte. Zum Glück für alle, die zu fürchten haben möchten, ist er, wie mir die Fürstin von Taxis versicherte, bei Tisch eingeschlafen und nur immer zum Essen aufgewacht. Das ist immer eine menschliche Tyrannen mildernde Stimmung.

Neben mir bei Tisch saß eine Frau v. Riedesel, geborene Ompeda. Sie hat mir außerordentliche Komplimente gemacht. Sie versicherte, es würde ihr sehr interessant sein, wenn ich sie besuchte, setzte aber gleich hinzu, daß mich diese Versicherung gar nicht rühren würde, weil ich schon an so etwas gewöhnt sei. Wirklich rührte es mich auch nicht, weil ich sehr überzeugt bin, daß sie mich für meinen Bruder gehalten hat. Madame Mumm in Frankfurt, die hernach sehr mit mir darüber gelacht hat, war es ebenso ergangen, und vielen anderen Leuten. Ich lasse die Sache immer im Unklaren, bis sie mich zu sehr en détail nach den Krokodilen und Tigern fragen. . . .



102. Humboldt an Caroline

Seidelberg, 14. Dezember 1813

Inen Abend und größten Teil des Nachmittags habe ich bei Voß*) zugebracht. Er und sie haben mich mit großer Herzlichkeit aufgenommen und sehr nach Dir und Carolinen gefragt, der sie sich sehr gut erinnerten. Beide sind natürlich viel

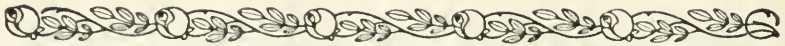
*) Joh. Heinrich Voß, geb. 1751, † 1826, der Dichter der Iphigénie „Luise“ und Homerüberseher.



älter geworden, allein sonst sehr unverändert geblieben, und im patriarchalischen Genre ist es doch immer eine sehr interessante Familie. Sie haben noch ganz die alte, wunderbare Familienfeierlichkeit. Der Alte wird vergöttert und auf Händen getragen, der Sohn, der derb und dick und Professor ist, nennt den Vater „Sie“ und die Mutter „Du“, und Vater und Mutter haben, ihres Alters ungeachtet, kein Hehl, sehr zärtlich miteinander zu tun, sich zu umarmen und so umarmt stehenzubleiben. Auch im Essen am Tisch war es mir eine lebhaftere Erinnerung an Eutin. Ich hätte Dich unendlich gern hinzugewünscht.

Wir haben natürlich viel über Übersetzen, Silbenmaße und den Agamemnon gesprochen, und ich habe in Vater und Sohn viel Gutmütigkeit gefunden und weniger Bitterkeit und Ausschließendes als sonst. Im ganzen ist mir diese Unterredung sehr nützlich gewesen. Ich hatte eine geheime Furcht, es könnten da noch geheime Künste des Übersetzens und Versmachens wohnen, die ich nicht ergründet hätte, und die auf einmal hervorbrächen mit dem Aeschylus des jungen Voß. Aber ich habe zu meinem Trost gefunden, daß Vater und Sohn in Grundsätzen mit mir durchaus übereinstimmten, mich auf sehr richtigem Wege fanden und nur weniger streng waren, als ich. Der Sohn hat mir ein paar Stücke seiner Übersetzung in Abschrift mitgeteilt. Aber ich kann mit Wahrheit sagen, daß diese Proben meiner Übersetzung weit nachstehen. Sie sind viel weniger genau im Silbenmaß, lesen sich holpricht und haben geschmacklose Stellen. Indes muß man billig sein. Voß ist dem Druck weit weniger nah als ich und kann noch sehr vieles ändern.

Alles dies hat mich wieder sehr angespornt, mit meiner Arbeit zu eilen. Wenn ich nur einige ruhige Tage und glückliche Stunden erlange! Ich bleibe immer dabei, wie ich Goethe schrieb, ein guter Vers lebt ewig, wenn Kriege und Friedensschlüsse vergehen.



In meinem Innern spricht mich nur Ideen- und Gemütsbeschäftigung an, und wird es nur ewig.

Sehr patriotische Gesinnung habe ich unter den Leuten in Heidelberg und auch in Darmstadt gefunden, wo ich sonst den Leuten nicht sehr traue. Voß nennt die Preußen mit seiner Salbung die heiligen Preußen, und will uns schlechterdings ganz Sachsen und beide Mecklenburg geben, und mehr oder weniger ist diese Stimmung für Preußen allgemein. . . .



103. Humboldt an Caroline

Bruchsal, 15. Dezember 1813

Ich bin heute noch bis 2 Uhr in Heidelberg geblieben. Ich besuchte Kreuzer*), den ich aber zu meinem Leidwesen nicht fand, dann Thibaut**), von dem immer Kohlrausch so viel erzählte, den ich aber nicht genug sah, um ihm abzugewinnen, was wirklich in ihm liegt, und dann den Professor Wilken***), der über die Kreuzzüge geschrieben hat und jetzt einer der besten Geschichtsforscher ist. Ich habe ihn einmal nach Berlin berufen, wo er aber nicht gehen konnte, und da ist er noch sehr zukommend gegen mich gewesen. Er hat eine Tischbein zur Frau, eine Tochter des Malers, die sehr artig und verständig ist. Die Thibaut fand ich, wie sie ihre Kinder unterrichtete. Ich habe mich sehr gefreut, wieder in solche bürgerliche Kreise zu kommen. Ewig in Wien mit den Prinzessinnen zu leben, ist furchtbar einförmig und bringt um alle Wahrheit und Natur.

*) Georg Friedrich Kreuzer, geb. 1771, † 1858, seit 1804 Professor der Philosophie und alten Geschichte in Heidelberg.

**) Anton Friedrich Justus Thibaut, geb. 1772, † 1840, seit 1805 Professor der Rechte in Heidelberg.

***) Friedrich Wilken, geb. 1777, † 1840, Historiker.



Mit Willen ging ich zu Boissérées*), von denen Du gewiß durch Schlegel oft gehört hast.

Sie haben alle Bilder der ältesten niederländischen Schule zusammengekauft, die sie nur haben bekommen können, und haben eine einzige Sammlung. Ob man gleich zwei Stunden in einer ungeheizten Stube bleiben mußte, habe ich lange keinen so interessanten Anblick gehabt.

Sie haben zweierlei Art Gemälde, erstlich diese ältesten niederländischen Stücke, von dem Erfinder der Ölmalerei an, bis einige Zeit nach Dürer herunter und dann deutsche Stücke, aus der Gegend des Rheins von Köln bis Aachen etwa, auf Goldgrund und, wie sie behaupten, den neugriechischen Bildern nachgemacht.

Unter den ersten sind himmlische Stücke. Zuerst zeigte er mir eine sterbende Maria, ein Altarblatt mit Flügeln. [Folgt genaue Beschreibung dieses und einer Reihe anderer Bilder.]

Die Bilder auf Gold haben eine Ähnlichkeit mit antiken Basreliefs, lauter nebeneinander einzeln stehende Figuren ohne alle Gruppierung, sehr schöne Gewänder, auch schöne Stellungen, aber etwas steife Gestalten, lang und mit schmalen Schultern. Ein Bild dieser Gattung ist aber wundervoll. Ein Schweißtuch mit dem Christuskopf mit der Dornenkrone, von der heiligen Veronika gehalten. Man sieht von der Heiligen bloß das liebliche, ganz jungfräuliche Haupt (viel idealischer als die Dürerschen Madonnen, und in der Art der Raphaelischen) und die zarten Finger, mit denen sie das Tuch hält. Auf jeder Seite unten sind Engelsköpfchen. Der Christuskopf ist bronzefarben auf dem weißen Tuch und von einem Ernst, einem Schmerz, einem grandiosen, daß man

*) Sulpice, geb. 1783, † 1864, und Melchior Boissérée, geb. 1786, † 1851. Zwei um die Kunstgeschichte verdiente Gelehrte, die bedeutende Kunstschätze gesammelt hatten.



unwillkürlich an die Medusenköpfe erinnert wird. Er hat auch den Mund halb geöffnet.

Die Glascheiben und die Statuen im Dom zu Köln kommen im Stil mit diesen Gemälden überein, wie mir Boissièrees sagten.

Der eine Boissière hat von dem Kölner Dom große Zeichnungen gemacht, wie er ist, und wie er werden sollte. Du hast keinen Begriff von der Schönheit. Erst ist das Gebäude im ganzen, dann die einzelnen architektonischen Teile. Himmlische Kapitäle, Zieraten, Dachtraufen, alles originell, nichts der Antike nachgemacht und himmlisch leicht und zierlich. Es wird jezt dies alles gestochen und bald erscheinen.



104. Humboldt an Caroline

Kenzingen, 20. Dezember 1813

Ich bin hier nicht ganz zwei Stunden von Freiburg, liebe Li, wo ich morgen mittag unfehlbar eintreffen werde. Ich schrieb in Karlsruhe nicht weiter an diesem Brief, weil es so fatal ist zu schreiben, was erst in mehreren Tagen abgeht, und weil ich auch meinen nun ganz fertigen Aufsatz über Deutschland ins reine brachte.

In Karlsruhe war ich außer dem Hofe und außer, daß ich alle Tage Stein und Hardenberg (den Wiener) auf eine halbe Stunde sah, bloß in meiner Stube beschäftigt. Ich blieb länger in Karlsruhe, weil es hieß, Metternich komme dorthin, wie ich aber die Gewißheit des Gegentheils hörte, ging ich gestern mit Extrapost fort und habe heute ebenso diesen Ort erreicht. Der Kanzler kann erst heute abend in Karlsruhe eingetroffen sein.

Neues habe ich in all den Tagen aber nicht gehört.

Schlafe wohl, mein einzigsüßes Herz.

H.





105. Humboldt an Caroline

Freiburg, 23. Dezember 1813

Es wird mir hier sehr heimlich, liebe Li. Das Haus liegt fast außer der Stadt, und es ist eine Stille um mich, wie man sie sich nur schön denken kann. Gestern, wo ich zu Hause aß, habe ich von 3 bis 10 Uhr, ehe ich zu Stadion*) ging, mit der göttlichsten Ruhe am Ugamemnon gearbeitet, was ich jetzt doppelt gern tue, weil nun wirklich das letzte daran geschieht.

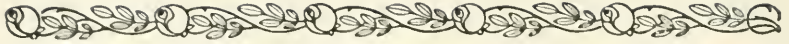
Morgen kommt nun der Kanzler, und da wird es mehr Störungen geben, doch viel Geschäfte können nicht vor- kommen.

Was Du über die Herstellung der alten Verfassung sagst, ist das Wahrste, was man sagen kann, nämlich, daß keine Sache zweimal dieselbe in der Welt ist. Gegen die Traktaten mit den Fürsten ist jetzt fast jeder, sogar die, die an ihrer Existenz schuld sind. Von mir kommt die Idee nicht her, ich hätte ganz andere Dinge getan, wenn ich zu handeln gehabt hätte, allein da diese einmal nicht zu machen waren, war ich auch für die Traktate und bleibe auch meiner Meinung getreu. Es ist dadurch für die Zukunft nichts präjudiziert und doch wenigstens dem ewigen Provi- sorischen, das alles lähmt, eine vernünftige Schranke gesetzt.

Grüße die Sagan**) sehr von mir. Sie hat wirklich den ganzen Sommer hindurch sehr viel Güte für mich gehabt, und des Aufent- halts in Ratiborschitz werde ich mich ewig mit dem größten Interesse und vieler Freude erinnern. Es war die kritischste Zeit meines öffentlichen Lebens, und es tat mir oft wohl, von der Sagan immer in meinen damals von vielen Seiten sehr bestrittenen Ideen gehalten zu werden.

*) Vgl. S. 22.

**) Vgl. S. 23.



Pauline*) werde ich ordentlich gut, daß sie soviel mit Dir umgeht. Grüße sie herzlich von mir. . . .



106. Humboldt an Caroline

Freiburg, 28. Dezember 1813

Sich habe heute einen still genussreichen Tag gehabt. Als ich aufstand, war der Himmel ganz heiter, und die Sonne kam eben hinter den Bergen hervor. Dann arbeitete ich. Allein gegen 1 Uhr holte ich Metternich ab, um auf den Turm zu gehen. Wenn Du Dich der Zeichnung erinnerst, so ist unmittelbar unter den acht als Dach oben zusammenlaufenden spizigen Dreiecken, welche das Oberste bilden, ein Teil mit ungeheuer langen, ganz offenen Fenstern. Bis dahin geht man gewöhnlich, und von da an bis in die äußerste Spitze ist der Turm ganz leer und gleichsam ein großes ganz à jour gearbeitetes Gemach, ein himmlischer, ganz regelmäßiger, von den größten und edelsten Zieraten umgebener und aus den festesten Quadersteinen zusammengefügter Saal. In die tausend Öffnungen der Ruppel aber sieht der blaue Himmel herein, man kann sich keinen schöneren Anblick denken. Wie jeder Teil in einem absoluten Gleichgewicht ruht und alle so schlank, lustig und leicht in die Höhe streben, verliert die Steinmasse allen Anschein der Schwere, gleicht nicht wie die antiken und italienischen Ruppen einer toten Masse, die sich durch Streber und Gegenstreber hält, sondern einem lebendigen Körper, der eine von unten auf sich hebende Kraft besitzt.

Von da machten wir einen Spaziergang, dann aß ich zu Hause und blieb bis gegen 9 Uhr bei mir. Der Mond, Orion, die Venus lagen über den Bergen, deren Umrisse man nur wie durch

*) Vgl. S. 57.



einen Flor sah. Ich stand lange am Fenster und dachte an Dich, teures Herz. Dann ging ich wieder zum Dom, ihn im Mondschein zu sehen. Die Vega in der Leier stand gerade so, daß sie wie unmittelbar auf seiner Spitze ruhend aussah. Ich konnte lange nicht den Platz verlassen. Es ist nicht zu sagen, wieviel schöner dieser Turm als der Stephansturm ist.

Zu Hause habe ich für mich gearbeitet und heute das erste Stück des Agamemnon so fertig weggeschickt, daß es nunmehr gedruckt werden kann. Meine Liebe zu diesem Stück läßt es mir nie an Geduld fehlen, und ich glaube nicht unglücklich geändert zu haben. In dem, was ich den letzten Winter in Wien als so gut als vollendet ansah, ist keine Seite, wo nicht mehrere Verse hätten anders werden müssen.

Ein Engländer in Berlin, der viel im Radziwillschen Hause war, hatte nach England sehr viel von dem Patriotismus der Preußen und den Bemühungen der Frauen um die Verwundeten geschrieben. Dies hat dort einen solchen Enthusiasmus erregt, daß man Kollekten für Bedürfnisse der Preussischen Lazarette angelegt hat, und ein Schiff unterwegs ist, das für 34 000 Pfund solche Bedürfnisse mitbringt. Daneben hat man noch eine eigene Damenkollekte in London gesammelt, und von dieser sind 400 Pfund bar geschickt worden. Beides ist doch sehr großmütig und gut. . . .

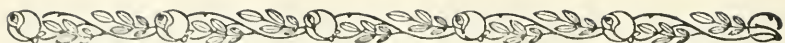


107. Humboldt an Caroline

Freiburg, 29. Dezember 1813



Ich war heute wieder ziemlich lange allein in dem Dom und besah nun das Innere. Es ist von dem reinsten und schönsten Geschmack, die göttlichsten Fensterscheiben mit großen Gemälden und überall volles, prächtiges Licht. Von



Gemälden ist nichts eigentlich sehr Merkwürdiges. Den einen Holbein, den man sehr schätzt, liebe ich doch nicht sehr. Wenn man die Boissière'sche Sammlung sieht, wird es einem völlig klar, daß es mit Holbein und Cranach nicht so gar viel ist.

Ich habe unendlich lange die Einsamkeit nicht so in übervollem Maße genossen. Auch bin ich still und etwas wehmütig gestimmt, wie es sich ziemt für das scheidende Jahr. Ach! liebe, teure Li, liebe mich auch im künftigen, und trage mich mit Geduld. Es ist doch das einzige wahrhaft Beglückende und Bleibende, wenn zwei Menschen miteinander gehen durch Freud und Leid und die Jahre zusammen beginnen und schließen sehen, bis einer dann auch einmal allein gehen muß, aber bald dem anderen nachfolgt. Wann werde ich Dich im neuen Jahre wiedersehen? Ich sehne mich unglaublich danach. Das Zusammensein allein gewährt doch nur den rechten Reiz des Lebens, und wenn ich das fühle, so ist es nur, weil ich die Freude, das Glück, gerade mit Dir und den Kindern, die Dir gleichen, zu leben, empfinde, nicht weil ich, wie sonst die meisten, das Alleinsein fliehe. O nein, wäre es nicht dies Hängen an Dir, diese Sehnsucht nach Deinem Anblick, so wäre ich viel lieber allein. Ich kann mit der vollständigsten und reinsten Wahrheit sagen, daß ich keines Menschen bedarf, als die einzige, die ich liebe. Denn die Kinder rechne ich zu Dir. Sonst ist die Einsamkeit viel, viel süßer.

Das gewöhnliche Geschwätz, ob ich es gleich mitmache, ist mir verhaßt, Genuß ist der einzige hier, den ich gern habe, und doch sind wir auch so unglaublich verschieden, haben in unserm tiefsten Innern kein Interesse miteinander gemein und können uns daher auch gegenseitig nicht ganz genügen. Er hat neulich der Sagan*), wie er mir sagt, geschrieben, daß er ungern hier ist und warum, aber hinzugesetzt, daß das doch auch nur Geschmackssache sei, weil

*) Vgl. S. 23.



ich alles das auch fühle und doch gern noch Jahre so verweilte. Ganz so arg ist es nun nicht mit mir. Aber was davon war ist, ist, daß es mir unmöglich ist, länger als eine halbe Stunde in einem Gefühl der Unzufriedenheit mit einer äußeren Lage zu bleiben. Ich gewinne gleich mein Gleichgewicht wieder, siehle mich an und bin wie immer. Ihm fehlt das gar sehr.

Ich bin hier in solche philosophische Ruhe und zugleich solche innere Tätigkeit geraten, daß Freiburg in mir Epoche machen wird. Ich habe oft bemerkt, daß das Schicksal einem manchmal kräftigende und beruhigende Seelenstimmungen gibt, ohne daß man weiß, woher sie stammen. . . .



108. Humboldt an Caroline

Freiburg, 31. Dezember 1813

Es ist eigentlich schon 14, liebe Li, und Du mußt mir verzeihen, wenn ich heute wirklich nur zwei Zeilen schreibe. Wir haben den Jahreswechsel bei Stadion gefeiert, und er hat mit Radziwill*) der jetzt die Seele aller Amüsements hier ist, einen sehr guten, aber auch so starken Punsch gemacht, daß ich mich zu sehr zu erhitzen fürchte, (es ist gleich 2 Uhr) wenn ich lange aufbleibe.

Nimm also nur meine herzlichsten und innigsten Wünsche für Dich und die Kinder. Möge das Jahr glücklich sein, wie das vergangene, aber möge unsere Trennung nicht mehr dauern. Sie zerstört den schönsten Lebensgenuß und raubt, was dem Herzen das Liebste ist.

Mit jedem Tage empfinde ich es tiefer und spinne mich mehr

*) Fürst Anton Radziwill, geb. 1775, † 1833, Gemahl der Prinzessin Luise von Preußen.



in Einsamkeit ein, um ungestörter mit meinen Gedanken bei Dir zu sein. Mitten in der Gesellschaft, die wenig ernsthafte Gedanken zu fassen aufgelegt war, habe ich an die Schicksale gedacht, die jetzt unentwickelt daliegen. Die Dinge sind alle erst begonnen, nur das Werk der Zerstörung ist vollendet, und auch dieser Vollendung fehlt noch die eigentliche Bekräftigung für die Dauer. Das Aufbauen ist unendlich schwieriger, kann nicht durch die Kräfte geschehen, die zerstört haben, und macht mich oft besorgt und unruhig. An mir, theures Herz, das verspreche ich Dir, soll es nicht liegen. Ich habe Ernst in allem, die Sache, um die es gilt, ist mir so wichtig, daß ich in jedem Augenblick ihr mit Freuden die größten Opfer brächte, und dabei habe ich noch das Gefühl, daß mir daran liegt, Dir die Überzeugung zu geben, daß ich unsrer würdig handle. Der Gedanke an Dich ist mir bei allem öffentlichen Handeln ganz anders gegenwärtig, als es die meisten Menschen begreifen; und es ist mir eine der erhebensten und unentbehrlichsten Seiten im Verhältniß zwischen Mann und Frau, daß sie die stille Befestigerin und Lenkerin nicht der bestimmten Handlungen, aber der Gesinnungen und des Geistes des Mannes ist. Es ist dies zugleich etwas, das vollkommen ewig ist, nicht durch entflohene Jugend entführt, nicht durch Gewohnheit geschwächt, nicht durch das Leben zerstreut werden kann. Es ist das, worin sich die Gefühle jeder Lage, jedes [?] wie in einem Brennpunkt wieder sammeln, und worauf am Ende allein die beruhigende Überzeugung beruhen kann, daß auch der Tod unvermögend wäre, zu vernichten, was diese innigste und edelste Verührung der Gemüther geschaffen hat.

Gute Nacht, süßes Kind. Ich werde mit Dir einschlafen und im neuen Jahre mit Dir zuerst erwachen. Erhalte mir auch Deine Liebe. Auch der am stärksten und selbständigsten aussieht, ist immer der Liebe bedürftig, und niemand kann für die Deinige dankbarer sein als ich. Ich küsse in Gedanken Dich und die

206



Mädchen, die nun tief schlafen und Hermann neben Dir. Möge Theodor gut bleiben und bald ernster und tätiger werden. Nach Wilhelm und Gustav habe ich manchmal unglaubliche Sehnsucht und von der armen kleinen Luise gar keinen Begriff.

Gute Nacht, teures, liebes Herz.

Ewig Dein H.



109. Humboldt an Caroline

Freiburg, 1. Januar 1814

ord Cathcart*) gibt heute einen recht hübschen Ball, liebe Li. Ich komme eben davon, bin aber nur eine Stunde dagewesen. Das leere Treiben der Menschen ist mir unglaublich langweilig. Ich habe gestern und heute drei Briefe von Dir bekommen, liebe Seele. . . .

Endlich hat sich doch also auch ein Schiller in Bewegung gesetzt! Goethen kann ich mir vorstellen. Er gehört durchaus zu den gleichgültigen Naturen für alles Politische und Deutsche. Egoismus, Kleinmütigkeit und zum großen Teil ganz gerechte Menschenverachtung, die man aber nur nicht so anwenden muß, tragen zusammengenommen dazu bei. Die Frau hält ihn ihrerseits auch in den erbärmlichsten Ansichten in dieser Rücksicht gefangen. Dabei hat er wirklich von Napoleon eine große Idee wenigstens gehabt und hat sie eigentlich noch. Denn auch die jetzige Epoche sieht er doch als eine Krise an, die ihn habe auch treffen sollen, um ihn daran zu versuchen. Wie der Sohn denken mag, wünschte ich ordentlich zu wissen. Ich konnte ihm indes auch keinen Enthusiasmus abmerken. Die Sache mit dem Orden ist noch nicht zu Ende. Zwar sagte mir M[etternich], es sei richtig, man lasse

*) Geb. 1755, † 1843, britischer General, Gesandter in Rußland, in den Feldzügen 1813 und 1814 im Gefolge Kaiser Alexanders.



nur das Kreuz von Wien kommen, allein es dauert mir dafür doch sehr lange.

Der Schatz*) mag mit aller Rechtfertigung ja zu Hause bleiben. Was kann er sagen, als daß er sich schmähsch geirrt hat und auf eine seiner und eines Deutschen unwürdige Weise. Das Höchste, was er vorbringen könnte, wäre, daß er es für Deutschland gut geglaubt hätte, von Napoleon eine Zeitlang abzuhängen, und Napoleon seine Erwartungen getäuscht habe. Allein kein Zweck ist groß genug, um sein Vaterland von einem fremden Fürsten in der Art abhängig zu machen, und am wenigsten mußte es ein Dalberg thun.

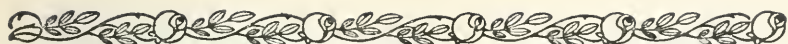
Genz wird wirklich nach Wien kommen. Mir tut sein Weggehen sehr leid. Er ist hier der Sache sehr nützlich und mir sehr angenehm in tausend Rücksichten. Allein er dringt darauf fortzugehn. Es mißfällt ihm im Hauptquartier, und freilich muß man ganz andere Gewohnheiten haben, als er hat, um nicht oft mißmutig zu werden. Du kennst seine Weichlichkeit, sein Bedürfnis, auch zur Arbeit Ruhe und Bequemlichkeit zu haben. Um hier mit Geistesfreiheit arbeiten zu können, muß man meine Manier haben, immer den Ort lieben, an dem man ist, und in seiner Affiette sein, sobald man nur einen Tisch und ein Tintenfaß hat. Meine beiden großen Tische sind freilich viel bequemer als der Spieltisch, an dem ich schreibe, aber ich arbeite am Ugamemnon und an Depeschen hier so ruhig wie da. Nur das freilich verwindet sich nicht, daß jene Tische Dir so nah sind, theures Herz, und dieser so weit, so weit.

Lebe wohl, theure Seele. Ewig Dein

S.



*) Dalberg. Vgl. S. 13.



110. Humboldt an Caroline

Freiburg, 2. Januar 1814

ch komme, wie gewöhnlich, eben von Stadion, liebe Li, wo wieder, wie bei der Prinzessin, gezeichnet wird. Radziwill hat heute die göttlichsten Köpfe von Hardenberg, unserm Wiener, gemacht, Karrikaturen en face und en profil, und dann auch meinen Kopf. Ein schrecklicher Calambour nämlich von Radziwills Erfindung wird in Zeichnung gebracht, und ich zweifle gar nicht, daß diese bis Wien gehen werden, so viel Beifall finden sie hier. Ich nämlich bin auf einem Paradeochsen (Paradoren, begreifst Du es nur?) vorgestellt; und um meine Kühnheit zu zeigen, so reite ich mit verhängten Zügeln Hardenberg (den harten Berg), dessen Profil wie ein schroffer Berg mit den Haaren wie eine Landschaft vorgestellt ist, hinan. Hardenbergs Physiognomie als Berg ist aber wirklich köstlich.

Dies nur, süßes Herz, damit Du einen anschaulichen Begriff unserer Soireen hast.

Metternich und Nesselrode waren auf eine Viertelstunde von Stadion weggegangen, Du solltest wohl nicht denken, wozu? Um Gens den Annenorden zweiter Klasse zu bringen. Er wußte es freilich schon vorher, allein er soll doch eine unglaubliche Freude gehabt haben. Nun steuert er auf den Roten Adlerorden zweiter Klasse los, den ich ihm wohl verschaffen werde. Es ist wirklich leicht, manche Leute glücklich zu machen.

Indes kann ich nicht leugnen, daß das Eiserne Kreuz mir auch eine eigentlich kindische Freude gemacht hat. Aus allen übrigen Orden mache ich mir freilich dafür auch nichts. Nur den Schwarzen Adlerorden werde ich wieder gern bekommen und das bloß, weil ich mir im stillen, noch ehe wir nach Paris gingen, vorgenommen habe, ihn zu erhalten. . . .





111. Humboldt an Caroline

[Freiburg], 4. Jannar 1814

Genz kam heute abend zu mir und brachte ein paar Stunden mit mir zu. Wir sind wieder über eine Hauptsache, über meine Ideen über Deutschland sehr verschiedener Meinung, allein ich rede demungeachtet immer sehr gern mit ihm. Man sieht durch sein Gespräch immer gleich klar und deutlich ein, was der Verstand für oder gegen eine Meinung vorzutragen hat, und das ist trefflich, wenn man auch in den Grundsätzen, welche die Überzeugung leiten, und die oft vom Gefühl abhängen, sehr voneinander abweicht.

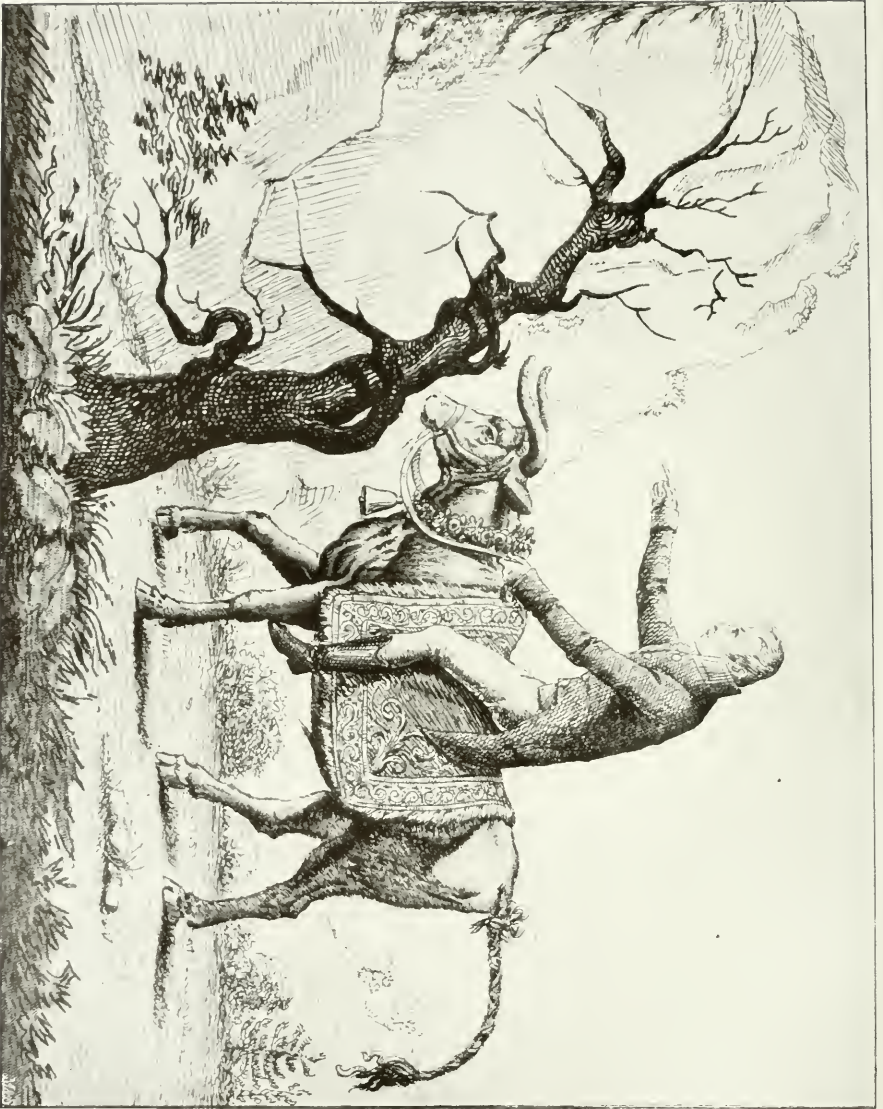
Auch haben wir einmal so viel miteinander gesprochen, daß wir uns immer gleich verstehen und auch da, wo wir nicht zusammenkommen, doch die Gründe der Verschiedenheit leicht einsehen.

Genz hat mir erzählt, daß Radziwill gestern abend nun Hardenbergs und meine Karrikatur fertig produziert hat, und daß sie vortrefflich geraten sein soll. Dieses Original wird Genz nach Wien mitnehmen, wo es unstreitig viel Aufsehen machen wird. Nur quält sich Genz schon im voraus, wie er den ganz deutschen oder englischen Calambour denen, die bloß Französisch wissen, begreiflich machen will.

Stein wünscht sehr, das neue Werk des Erzherzogs Karl zu haben. Sei so gut, und kaufe es für ihn. Sollte es nicht zu kaufen sein, so kannst Du wohl machen, daß der Erzherzog es mir schenkt, dann gebe ich es Stein. Tu mir die Liebe, es ja recht gut zu besorgen.

Ich bin zwar oft mit Stein in Zank und Streit, seine Manier ist der meinigen schnurstracks entgegengesetzt und für mich weit mehr ermüdend als angenehm oder selbst interessant. Er kennt auch unsere großen Verschiedenheiten und neckt mich ewig, allein er hat doch eigentlich und hat von jeher gehabt eine solche Liebe

Meriane Gumboldt, von Gert Stobbe in Zeichnung Januar 1814 geschnitten.





und Achtung für mich, besucht mich auch jetzt so viel, daß wir doch wirklich eng verbunden sind und sehr miteinander und in gleichem Sinne arbeiten.

Dir würde er manchmal sehr gefallen, und wenn ich auch nicht dafür stehen will, ob Du, wenn Du ihn geheiratet hättest, glücklich mit ihm gewesen wärest, vorzüglich früher, da er doch ungraziöse Manieren hat und schwerlich jemanden mit völliger Freiheit zu behandeln weiß, so würdest Du doch jetzt mit ihm zufrieden gewesen sein. Seine Frau ist ungeheuer unbedeutend, sie hat nur einen Wunsch, in Berlin zu leben, und er, was wirklich hübsch ist, will hinziehen nach dem Frieden, um ihr Entschädigung zu verschaffen für manches Ungemach, das er ihr in diesen letzten Jahren zugezogen hat. . . .

[Freiburg], 6. Januar 1814

Es gibt eine Schrift von Urndt: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht aber Deutschlands Grenze“, die Du Dir verschaffen und lesen mußt. So vollkommen die Idee die meinige ist, so ist die ganze Broschüre doch in einem Ton, den ich nicht annehmen möchte. Sie ist außerdem ganz Parteischrift, nirgends eine ruhige Untersuchung und alles nur so gestellt, daß es die Gleichdenkenden erbaut, aber die Andersgesinnten gewiß nicht überführt. Allein es ist bei dem allen eine sehr anziehende Schrift, und einzelne Stellen, wie namentlich eine über Süd- und Norddeutsche, ist vorzüglich, richtig und wundergut gesagt. Stein läßt ihn herkommen, wie überhaupt Stein noch der einzige ist, mit dem sich doch über einige Teile der Wissenschaft vernünftig reden läßt.

Eben bekomme ich das inliegende Billet vom Staatskanzler, aus dem Du sehen wirst, daß Theodor Offizier geworden ist. Das ist also auch erreicht; er ist nun in die Laufbahn eingetreten und sicher, im Frieden weiter fortgehen zu können. Theodor wird sich



unendlich freuen. Er sah es zwar schon als gewiß an, indes ist die Wahrheit doch immer mehr. . . .



112. Humboldt an Caroline

Freiburg, 8. Januar 1814

ch habe Theodoren heute zum erstenmal die Adresse als Leutnant gemacht. Ich war beim König, der mich gegen zwei Stunden bei sich behielt. Er hat mir sehr gnädig gesagt, daß er Theodoren zum Offizier gemacht hat.

Dies ist also abgemacht, süßes Kind; wie weit wird es nun Theodor bringen, wie weit werden wir ihn gehen sehen? Das alles ruht im dunkeln Schoße der Zukunft. Ich habe ihn sehr ermahnt, ich habe ihm vorgestellt, daß er jetzt mehr Pflichten hat, daß er mehr Besonnenheit, Aufmerksamkeit und Fleiß anwenden und alles Kindische ablegen muß. Ich habe ihm besonders empfohlen, sich vor Zänkereien und Duellen zu hüten.

Wir haben die Nachricht eines bedeutenden Vorteils erhalten, den der General Sacken auf dem Wege von Mannheim nach Kaiserslautern über Mortier davongetragen hat. Er hat ihm 16 Kanonen und 2000 Gefangene abgenommen.

Auch sind sehr merkwürdige französische Zeitungen gekommen. Auf Fontanes*) Rede, von der ich Dir neulich schrieb, ist im Senat ein Komitee zur Untersuchung der Papiere über den Frieden ernannt worden, und Langrède hat eine Adresse an den Kaiser vorgetragen, die schon in einem auffallenden und bisher nicht gewöhnlichen Stil ist. Der Kaiser hat darauf geantwortet, und diese Antwort ist ungeheuer kleinlaut. Er wiederholt immer, daß er den

*) Louis Marquis de Fontanes, geb. 1757, † 1821. Dichter und Staatsmann, redigierte längere Zeit den „Mercure français“, 1810 zum Senator ernannt, 1814 Großmeister der Universität.



Frieden auf die Vasen der Alliierten machen will, ruft die Franzosen zur Hilfe ihrer Landsleute in den von uns angegriffenen Provinzen auf, nennt unter diesen den Elsaß, Franche Comté und Brabant, aber gar nicht das linke Rheinufer und schließt mit den Worten: „Il n'est plus question de recouvrer nos conquêtes“. Außerdem ist im „Journal de l'Empire“ eine Adresse an das französische Volk, die auch, ob sie gleich nicht unterzeichnet ist, beweist, daß Gärung und große Unzufriedenheit herrscht.

Es war fast vorauszusehen, daß dieser Mensch, den nur immer selbst schwache Menschen groß geglaubt haben, im Unglück zusammenfallen würde, allein wenn sich jetzt zu dem Haß, der ihn in Frankreich unstreitig wie bei uns verfolgt, noch Geringschätzung oder gar Verachtung gesellt, so ist sein Sturz im Innern selbst auch außerordentlich möglich. Die verbündeten Armeen aus Frankreich zu entfernen, ist er jetzt offenbar schlechterdings außerstande, und wenn man mit Klugheit, Konsequenz und Mut verfährt, so wird er auch später dazu unvermögend sein.

Ich schicke Dir eine Übersetzung der drei merkwürdigsten Stücke, die neulich in dem Moniteur gestanden haben, mit. Stärkere Dinge hat ein Regierender selten im Unglück gesagt. Diese Leichtigkeit, Eroberungen aufzugeben, ist wieder gleich empörend, als die Wut war, sie zu machen. Denn mit welcher Geringschätzung muß man seine Völker ansehen, wenn man eine so zahllose Menge von Opfern einer Sache bringt, die man mit einem Federstrich, fast noch unaufgefordert, aufgibt.

Ich habe heute Deinen Brief Nr. 103 bekommen, teures Herz. . . . Die sentimentale Frau v. Ompteda*) in Prag, von der ich Dir schon schrieb, pflegt von ihrem Mann zu sagen: „Ach, er ist ein Engel, es fehlen ihm nur die Flügel“. Heute habe ich mit diesem noch nicht flüggen Engel und Metternich beim Kanzler

*) Gattin des hannoverschen Diplomaten.



gegessen, und Metternich hat die Kühnheit gehabt, ihm ins Gesicht zu sagen, daß er ganz eigen für Frau v. Ompteda zugeschnittene Flügel habe, und auf eine so gute Manier, daß jener es gar nicht übelnehmen konnte.



113. Humboldt an Caroline

Freiburg, 12. Januar 1814

Dieser Brief wird Dir spät zukommen, liebe Li, allein ich habe Dir mehreres zu sagen, was ich nicht unserm gewöhnlichen Briefwechsel anvertrauen mag und kann, und benutze daher Genzens Abreise. Er bleibt aber noch einige Tage hier.

Ich habe Dir in diesen letzten Zeiten wenig ordentlich über die öffentlichen Angelegenheiten schreiben können, da sie meist geheimer Natur waren. Jetzt ist manches veraltet. Ich rede Dir also nur von dem Gange der Begebenheiten im ganzen und gebe Dir damit zugleich ein Bild des Inneren meiner individuellen Lage.

Man kann alles Wichtige, was jetzt vorgeht, in das Friedensgeschäft, die Kriegsführung im Großen und die Einrichtungen unter den Alliierten nach dem Frieden abtheilen.

Mit dem Friedensgeschäft steht es so, daß man durch St. Aignan*) Vorschläge von Friedensbasen gemacht, und daß Napoleon diese angenommen hat, daß England auch hineingegangen ist, und Lord Castlereagh**) selbst vielleicht schon morgen hier sein kann. Den ganzen Schritt mit St. Aignan und noch mehr mit der Deklaration, die Du kennst, habe ich gemißbilligt; ich habe dem Kanzler ein schriftliches Memoire darüber gegeben. Er ist auch insofern unschuldig daran, daß Metternich ihn zur Unterredung mit St. Aignan nicht zugezogen hatte.

*) Bisher französischer Gesandter in Weimar.

**) Geb. 1769, † 1822, seit 1812 englischer Minister des Auswärtigen.



Der Schritt hat zwei Übelstände: 1. war die Unterredung mit St. Aignan zu unbestimmt, und man hat also keine reine Annahme deutlich ausgedrückter Basen von Frankreich, wie sie jeder Friedensunterhandlung hätte vorausgehen sollen; 2. hat man in der Unterredung den Rhein als Grenze genannt, in der Deklaration gesagt, Frankreich solle viel größer als unter den Königen sein. Beides ist jetzt ein Anstoß. Doch wird man sich nicht die Hände binden lassen.

Meiner Meinung nach müßte man den ganzen Rhein bis Basel, also außer dem linken Rheinufer auch einen Teil von Elsaß fordern und nach Umständen darauf bestehen. Ganz unmöglich ist es nicht, daß man es tut. Die Sachen sind noch im Werden. Sich mit dem bloßen nackten Rhein zu begnügen, dafür ist niemand.

Also etwas mehr geschieht immer, vielleicht mehr an einem Teil, wie am anderen. Denn ein beträchtliches Stück Brabant muß Holland vergrößern und sichern. Auch die Art der Unterhandlung ist nicht ganz fest ausgemacht. Ein Kongreß wird vermutlich vor der Abmachung der Hauptbedingungen gar nicht stattfinden, sondern nur nachher, um alles weitere und alles Detail abzumachen.

Die Kriegsoperationen haben unstreitig den Zweck gehabt und haben ihn noch, die Friedensunterhandlungen zu beschleunigen. Die Hauptarmee geht in Frankreich hinein auf Paris los. Ob sie hineingehen, wo sie Halt machen soll? Darüber hat man sich wohl nicht so bestimmt entschlossen. Man hat wohl nur gedacht, vorwärtsgehen und unterhandeln, so wird eins das andere treiben, und man wird zum Ziel kommen, ehe man zu tief darin ist. Am meisten in Verlegenheit könnte Napoleon uns meines Erachtens setzen, wenn er nicht Frieden machte und uns auch nur in den Plätzen widerstände. Er zwänge uns dann, eine Partie zu ergreifen, und jede würde schwierig sein.



Was indes dieser Plan sehr Gutes hat ist, daß, wenn man auch wirklich nicht den Hauptzweck erreichte, man doch die französische Regierung in ihren Rüstungen ungeheuer stört und in einem Teil des Landes ganz vereitelt, und daß man sich aller Länder bemächtigt, die nicht zum alten Frankreich gehörten und sich in ihnen ganz festsetzt. Gefahr ist im Grunde wenig, weil keine uns gleiche Armee jetzt in Frankreich steht. Endlich scheint es nicht, als wenn selbst das Einbrechen in das alte Frankreich die Einwohner sehr vaterländisch für die Verteidigung ihrer Grenzen stimmte.

Besser wäre allerdings der Plan Gneisenaus gewesen, am Niederrhein in Belgien schon im Anfang November mit Macht überzugehen und Blücher nicht nach Höchst kommen zu lassen. Man hätte jetzt die festen Plätze, die in diesem Augenblick schon großen Widerstand leisten werden. . . .

Unter den Alliierten nach dem Frieden ist abzumachen die Verteilung der Länder und die Verfassung Deutschlands. Beides ist noch ganz im Werden und in großem Chaos. Nur ist man wohl ganz darüber einig, daß Preußen, das jetzt nur 4 700 000 Einwohner hat, zwölf Millionen haben muß, wovon doch wohl nur eine Million Polen sein werden.

Über die Verteilung Italiens habe ich nach dem Auftrag des Kanzlers einen Plan gemacht, worin ich auf den Papst eifrig gedacht habe. Wenn er danach auch an Neapel abgeben müßte, behielte er doch Uncona, bekäme die drei Legationen (Bologna, Ravenna und Ferrara) wieder und hätte immer anderthalb Millionen Untertanen.

Über Deutschland habe ich einen Plan gemacht. Ein Kaisertum ist nicht mehr möglich. Aber nach meiner Idee gäbe es doch eine Verfassung, einen deutschen Bund mit gemeinschaftlichem Gerichtshof, und Preußen und Österreich hätten, aber ungeteilt, die Obergewalt, doch Bayern und Hannover auch Rechte und



Anteil an der Führung. Die übrigen folgten, und dem Despotismus der Kleinen wären Grenzen gesetzt. Stein ist damit ziemlich einig, der Kanzler nicht sehr uneinig, obgleich etwas. Geng hat ganz andere Ideen, ich bin noch immer im Briefwechsel mit ihm darüber.

So stehen die Sachen, gute Seele, um mich. Meine Geschäftstätigkeit und mein Einfluß sind überaus wechselnd, regelmäßig ist darin gar nichts. Mein Wirkungskreis als Gesandter ist, da der Kanzler immer selbst mit Metternich, der sehr mit ihm zufrieden ist, spricht, ein bloßer Name. Nur wenn zufällig der Kanzler abwesend ist, mache ich noch Berichte. Ich bin also ganz müßig, wenn man mir nicht besondere Dinge aufträgt, und habe nur den Einfluß, den mir der Kanzler, indem er mich um Rat fragt, gestattet, oder den ich mir selbst verschaffe. Ein anderer würde in solcher Lage reizbar, ungeduldig sein und sie vielleicht verlassen. Ich nicht. Ich bin hier immer nützlich, wenigstens von Zeit zu Zeit, und bin bei der Hand.

Dabei bin ich nicht müßig, wenn man mich nicht braucht. Ich studiere dann für mich und sehe jetzt recht ein, wie gut ich getan habe, nie die Geschäfts- und bloße Gelehrtentätigkeit eine der andern aufzuopfern, sondern mich zu gewöhnen, in jedem Augenblick von einer zur andern ohne alles weitere überzugehen. Bis auf die letzten drei Tage habe ich auch alles mögliche treiben können und bin von jedem Geschäft fern gewesen. In den letzten dreien habe ich viel zu tun gekriegt und gewiß einigen Dingen eine heilsame Richtung gegeben. Worauf ich also sehen mag, auf die Sache, auf meine äußere Lage, meine innere Zufriedenheit, führen mich Ruhe, Billigkeit und unermüdete Aufmerksamkeit auf die Hauptpunkte der Geschäfte immer am weitesten.

Mit Metternich stehe ich im gewöhnlichen Leben auf dem besten und freundschaftlichsten Fuß. Allein in Geschäften liebt er mich nicht, und sein Geschäftsvertrauen habe ich seit Prag nicht



mehr. Er nennt mich, wie ich weiß, kleinlich und schwierig. Er hat sogar, was aber ein tiefes Geheimniß ist, beim Kanzler dahin gearbeitet, daß nicht ich, sondern Krusemarc*) zum Kongreß ernannt werden möchte, allein, wie Du denken kannst, nur sich ein Dementi damit gegeben.

Mir für mich wäre es recht gewesen. Mein Zenith im politischen Wirken in dieser Sache wird immer der Kongreß zu Prag bleiben. Allein Metternich hat Unrecht. Er muß wissen, daß ich immer unparteiisch bin, gewiß vollkommen gerecht und billig gegen ihn, und daß mit mir sich alles diskutieren läßt, überdies, daß ich beim Kongreß immer von meinen Instruktionen abhängе. Dagegen hätte er den Kongreß mit der Wahl von Krusemarc auf einmal um alle gute Meinung in Deutschland und Preußen gebracht. Mir hätte eigentlich kein größerer Triumph bereitet werden können.

Der Kanzler ist immer derselbe gegen mich und schenkt mir das größte Vertrauen. Auch jetzt denkt und arbeitet er vor allem am Wichtigsten.

Beim König stehe ich gut. Er hat hier lange Unterredungen mit mir gehabt. Er mißbilligt auch ganz die St. Mignansche**) Unterhandlung, hat aber leider sehr enge Ideen, in die man nicht eingehen kann.

Mit Stadion und Razoumoffsky***) bin ich sehr gut. Stein und ich sind zwei Leute, die einander achten und wissen, daß, wenn jeder seine Ansicht der Dinge befördern will, er den andern halten und heben muß, allein unsere Individualität ist so un-

*) Preußischer General, geb. 1767, † 1822, war 1810 und 1813 Gesandter in Paris, während des Feldzuges im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden. 1815 Humboldts Nachfolger in Wien.

**) Vgl. S. 214.

***) Geb. 1752, † 1836, der Bevollmächtigte Rußlands, später russischer Staatskanzler.



geheuer verschieden, daß wir doch nie einander nahe sein werden. Auch kann ich ihn in den Geschäften selbst nur sehr bedingt billigen.

Wenn Friede ist, gutes Kind, entsteht eine Frage, wo ich Dich bitten muß, mir ganz bestimmt zu antworten. Ich kann und muß dann meinem Schicksal eine Wendung geben. Ich kann nach Berlin kommen, doch am wenigsten leicht, nach Paris gehen oder in Wien bleiben. Ich muß bestimmt Deine Meinung wissen, nicht, um mich unbedingt danach zu richten. Daher kannst Du ganz frei reden. Du weißt, süßes Herz, daß, wo es nur auf Mühe, Entbehrung, was es auch sei, von meiner Seite ankommt, ich dir blindlings folge. Ich habe es immer getan und werde es tun, es ist mein Leben, mein Dasein, mein Glück. Allein wo andere Rücksichten, die öffentliche Lage der Dinge, mein Name, das Ganze unsrer äußeren Lage im Spiel sind, habe ich gewiß immer selbst entschieden und werde es. Ich weiß, daß Du selbst es nicht anders wollen würdest, und daß Du darin gern folgst. Nur muß ich auch wissen, ob Dir nun Berlin gerade das Allerliebste wäre, ob Du Paris, auch wenn Napoleon lebte, lieber als Wien hättest, ob Dir Wien ganz zuwider ist? Prüfe Dich, und antworte mir gleich, liebes Kind. Da Du mir aber nur wirst durch Pilat schreiben können, so nenne Berlin Auleben*), Paris Burgörner*) und Wien Thalebra*) und Napoleon Weihe**). Führe gar keine Gründe an, und rede wie von Deinem Sommeraufenthalt. Sobald Du eine Gelegenheit nachher findest, geheim zu schreiben, rede mir offen, und sage mir Deine Gründe.

Endlich, liebe Li, muß ich noch eine Sache berühren. Alle meine Briefe an Dich werden gelesen. Es liegen manchmal, und nicht selten, Papiere auf Metternichs Tisch mit der Aufschrift:

*) Die Humboldtschen Güter in der Goldenen Aue.

**) Inspektor in Auleben.



„Copie d'une lettre de Mr. de H. à son épouse à Vienne“. Darin liest er vermutlich auch, obgleich ich es historisch nicht weiß. Du kannst dies nicht ignorieren. Ich habe oft darauf angespielt und geheime Dinge nie als durch Gelegenheit geschrieben. Wie also kommst Du dazu, in einen Deiner letzten Briefe die Stelle über Gens zu setzen? Nimm Dich ja in acht.

Ferner fährt es fort, daß in Wiener Polizeiberichten Dein Name genannt wird, daß diese oder jene Nachricht durch Dich bekannt geworden wäre, und neulich in einem Bericht der Staatskanzlei an Metternich hat es geheißen, daß noch immer die Maßregeln der Regierung sehr getadelt würden, und daß vorzüglich viele solcher Urtheile von der preußischen Gesandtin ausgingen. Dies, liebe Seele, sind die Tatsachen. Ich weiß nun recht gut, wie das zusammenhängt. Du sagst gewiß nichts Unbehutsames, noch weniger was Geheimen. Du tadest auch nicht auf ungeziemende Weise die Regierung, ich sehe vielmehr aus Deinen Briefen, daß Du sehr gelinde urtheilst. Du bist also an diesem allem ganz unschuldig; allein, weil wirklich schlechtgesinnte Leute Deine Gesinnungen, die den ihrigen zuwiderlaufen, kennen, so verleumdten sie geradezu oder verdrehen oder machen Elendigkeiten zu großen Dingen uff. Es ist dies also eine Sache, die notwendig eine sehr schöne, wie Deine Gesinnung und Dein Geist begleitet, die in dem Getriebe der Welt unvermeidlich ist, die Dich nicht kümmern muß, auch nicht bewegen, im ganzen anders zu sein, die, ob mir gleich diese Dinge allerdings immer einigen Nachteil bringen, auch mich nicht einen Augenblick und am wenigsten mit Dir unzufrieden machen. Nur sagen mußte ich Dir es, damit Du Dich einigermaßen einrichten kannst. Ich wiederhole es, ich glaube gar nicht, daß Du behutsamer sein kannst, aber gib ein wenig acht, wo so etwas herkommen kann. Gens, der mir auch davon gesprochen hat, ist ganz über die Ursache meiner Meinung und wird an Metternich gelegentlich

220



von Wien aus schreiben, daß es Gewäsch oder Verleumdung ist. Ich kann nichts dagegen hier tun.

Gegen mich äußert es Metternich natürlich nicht, und auf jeden Fall würde er mit den höflichsten und achtungsvollsten Ausdrücken über Dich sich doch nicht bekehren lassen durch mich. Denn auch gegen andere spricht er immer mit großem Lobe von Deinem Geist, Deinem Charakter, und das ist wahr in ihm. Nur bildet er sich ein, daß trotz dessen Du doch mehr sagst als man sollte. Ob Du mit Geng darüber reden willst, wirst Du selbst am besten beurteilen.

Endlich noch über Geng. Glaube mir, theures Herz, daß ich ihn kenne und tief kenne. Ich bin auch nicht dadurch bestochen, daß er mir sehr zugetan ist. Euer Urtheil mag von Eurem Gesichtspunkte aus auch nicht unrichtig sein. Aber auf die Gesichtspunkte kommt es an, und über die müßte man sich erst vergleichen. Ich bin ihm sehr gut und bedaure herzlich, daß er geht.

So hätte ich mich denn einmal ganz ausgesprochen.

Lebe wohl, Du innig liebe, süße Seele. Behalte mich ja lieb! Ewig und von ganzer Seele Dein
H.



114. Humboldt an Caroline

Basel, 13. Januar 1814



Ich bin sehr spät gegen 9 erst hier angekommen, habe mit meinem Wirt gegessen und bin sehr müde.

Was aber der Ruf in der Welt tut, ich meine nicht den der Celebrität, sondern nur den, daß man gutmütig ist und am Guten und Einfachen in der Welt theilnimmt. Wie die Quartiermacher zu meinem Wirt gekommen sind, hat er gleich gefragt, ob er mich nicht haben könnte, und so hat er mich leicht bekommen. Auch ich hatte dieselbe Zuneigung zu seinem Hause,



denn als ich abends, wo die ganze Stadt wegen des Einzuges des Russischen Kaisers erleuchtet war, hereinfuhr, lachte mich auch dieß Haus am meisten an.

Das Herumfahren nach seinem noch unbekannten Hause ist eine der amüsantesten Sachen. Wie man bald froh ist, vor einem finstern, häßlichen Hause und einer engen Gasse vorbeigekommen zu sein, ohne daß es einen behalten hat, wie man hernach wieder seufzt, daß ein Glücklicher in einem schönen Hause wohnt; dann die Gesichter der Menschen, kurz ein himmlisches Amüsement für den, der es zu benutzen weiß.

Mein Wirt ist ein Kaufmann Fischer. . . .



115. Humboldt an Caroline

Basel, 14. Januar 1814

ch habe heute mit meinem Hauswirt und seiner Frau Tee getrunken, wir waren ganz allein mit den Kindern, einem Knaben von sechs und einem Mädchen von vier Jahren. Sie wohnen mit der Mutter neben mir an, und ich höre die kleinen Stimmen sehr gern. Ohne alle Rücksicht auf meine eigenen, wie unendlich ich auch die liebe, haben Kinder immer etwas sehr Liebliches für mich.

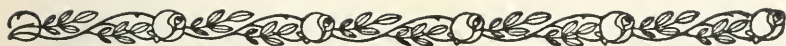
Von Talleyrand ist ein sehr hübsches Bonmot hier bekannt. Man hat über den Senat gesprochen, und er hat gesagt: „Ce corps est un cor au pied de l'Empereur qui ne l'empêche pas de marcher“. Dieß ist wirklich außerordentlich hübsch.

Übrigens geht bei uns alles wie immer. Man trinkt Tee bei Metternich oder Stadion, Radziwill zeichnet uff.

Lebe innigst wohl. Ewig Dein

H.





Der Kaiser Alexander ist wirklich heute nach Mümpelgard abgegangen, und der König wird ihm in zwei oder drei Tagen folgen. Wir bleiben vermutlich am längsten, doch dürfte das Ziel auch nicht weit gesteckt sein.

Ich schrieb Dir, glaub ich, daß die Neuchâteller sich wieder preussisch erklärt haben. Unser Gesandter in der Schweiz, der hier ist, wird im Namen des Königs Besitz nehmen. Was aber ordentlich rührend ist, ist, daß auf ein falsches Gerücht von der Ankunft des Königs alle aus dem Thor gezogen und zwei Stunden weit entgegengegangen waren, und dann in ihren Erwartungen getäuscht wurden. Es ist sehr schade, daß der König nicht Zeit gehabt hat, von hier hinzugehen.

Einen Zug schweizerischen Eigennutzes muß ich Dir doch erzählen. In der Regel geben die Hauseigentümer uns, wo wir einquartiert sind, die Heizung. Jetzt, da Stein morgen weggeht, hat sein alter Bekannter, der ihn eingeladen hatte, bei ihm zu wohnen, eine Holzrechnung von drei Karolinen für jeden Tag geschickt. Da Du auch immer viel Geld für Holz auszugeben seufzest, wird das Dein Herz rühren. Wie es mein Wirt machen wird, weiß ich noch nicht. Läßt er sich zahlen, so komme ich sehr schlecht weg. Denn denke nur, welche Entdeckung ich heute gemacht habe. Ich hatte so eingeheizt, daß mir eben recht wohl zu werden anfang, und wie ich mich darüber freue und in der Stube in wahren Genuß herumgehe, sehe ich, daß ein Thermometer in der Stube ist. Ich sehe nach, und ich hatte drei Grad über die Hitze, wo die Seidenwürmer auskommen.*) Das ist also eigentlich mein Klima. Ich finde das sehr edel.

Ich habe heute, seitdem ich Berlin verlassen habe, zum ersten-

*) Etwa 25 Grad Celsius.



mal einen Brief von Wolf*) erhalten, einen der sonderbarsten, die man sich denken kann. Er ist wieder durchaus unzufrieden mit seiner Lage in Berlin, sagt, daß er in ihr nicht tätig sein könne, daß sie ihm unerträglicher als der Tod werde, daß sie seine Gesundheit untergrabe.

Allein noch sonderbarer als der Brief ist folgende Nachschrift, die ich Dir wörtlich abschreibe:

„Vielleicht ist es Ihnen angenehm, von mir selbst zu hören, „daß vor einem halben Jahr meine Frau auf einem Gute eines „ihrer Schwieger söhne in Westfalen gestorben ist, und jetzt auch „meine jüngste dritte Tochter verheiratet, alle drei im eigentlichen „Sinne glücklich, so daß ich nur der einzige Unglückliche bin.“

Wolf hatte immer eine solche Unmäßigkeit und Heftigkeit in allem, was er trieb und verlangte, und einen solchen absoluten Mangel an aller Haltung und Grazie, daß ihm nie und in keiner Lage zu helfen ist.

Lebe wohl, geliebte Seele. Ewig Dein

S.



117. Humboldt an Caroline

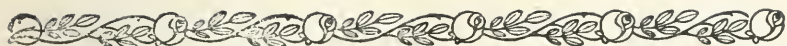
Basel, 18. Januar 1814

Ich habe heute, süße Li, Deinen lieben Brief vom 13. bekommen und danke Dir immer aufs neue für diese Regelmäßigkeit Deines Schreibens, die die traurige Abwesenheit so erhellt und erheitert.

Lord Castlereagh**) ist heute angekommen. Die großen Beratungen und Vereinigungen so vielfacher Interessen können

*) Friedrich August Wolf, geb. 1759, † 1824, der berühmte Philologe, war durch Humboldt an die Berliner Universität gekommen.

**) Vgl. S. 214.



daher nun angehen und werden auch vermutlich in wenigen Tagen vollendet sein. Ob ein Kongreß noch stattfinden wird, ist mir bis auf diesen Augenblick ungewiß. Auch der Ort ist noch nicht bestimmt, und ob ich davon sein würde, weiß ich nicht. Amüsanter ist es unstreitig, dem Hauptquartier zu folgen, als in einem dunkeln Orte mit Gesandten Noten zu wechseln. Indes hält man dies für ehrenvoller. So wird meine Freude und mein Leid über diese Sache schwerlich über eine Viertelstunde dauern.

Der Nuntius hat mir selbst geschrieben und die Grüße des Papstes*) ausgerichtet. Ich habe ihm heute geantwortet. Man wird gewiß für den Papst sorgen, und er kann überzeugt sein, daß ich gerade, ehe ich des Nuntius letzten Brief bekam, sehr eifrig bei unserm Ministerio, wo man doch leicht falsche Begriffe vom Papst und Rom hat, für ihn gesprochen habe. Seine wahre Wiedereinsetzung liegt mir ganz vorzüglich am Herzen und wahrlich nicht bloß wegen Persönlichkeiten. Es ist aber wichtig, daß es in den Staaten des Papstes ein Land in Europa gebe, das einen sicheren, allgemeinen und immer freundlichen Zufluchtsort für Melancholie und Nachdenken, für Schwärmerei und Gleichgültigkeit an der Welt, für stillen Glück und tiefes Unglück, für Wissenschaft und Kunst gebe, und es ist auch notwendig, daß Rom, wie es noch ist, und seine Überreste geschützt werden vor ferneren Angriffen des Frevels und des Übermuths. Außerdem ist es süß, für ein Land zu arbeiten, in dem man die schönsten Jahre verbracht hat, das die schmerzlichsten und wieder dem Herzen teuersten Angelegenheiten in sich trägt. Wenn ich auch Rom nie wieder sehen sollte, würde das mich ungemein glücklich machen.

Es war heute der Geburtstag des kleinen Mädchens im Hause. Ich habe ihr vom Koch einen schönen Kuchen mit einem Zuckerguß backen lassen mit ihrem Namen darauf und habe sie

*) Graf Ghiamonti, geb. 1740, † 1823, seit 1800 Papst Pius VII.



damit sehr glücklich gemacht. Ich wollte auch Lichter darauf haben, aber der Koch meinte, es verderbe den Namen, und so ist es unterblieben. Ich trinke alle Abend Tee mit meinem Wirt, seiner Frau und den Kindern. . . .



118. Humboldt an Caroline

Basel, 19. Januar 1814

ch habe heute mit Lord Castlereagh bei Aberdeen*) gegessen. Metternich, Stadion, Razoumoffsky, Stewart**), der Staatskanzler, Esterhazy, Pozzo di Borgo***) waren die Gesellschaft.

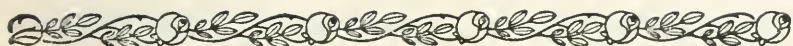
Castlereagh ist ein hübscher Mann und hat ein ruhiges, überlegendes und ernsthaftes Ansehen. Wie sein Anzug mit unsern barbarischen kontrastierte, davon hast Du keinen Begriff. Er hatte die große Windsor-Uniform, die rotscharlachene Hose und Weste und einen blauen Rock, alles mit breiten, goldenen Treffen besetzt, hat, was freilich etwas kammerdienermäßig aussieht, weißseidene Strümpfe und Puder und gar keine Orden, und wir alle in schrecklichen Uniformen, Stiefeln, ohne Puder, behangen wie die tätowierten Wilden. Es ist aber doch sehr närrisch mit den Nationen. Castlereagh ist gar kein alter Mann und sieht, wie er da war, ziemlich den Kupferstichen im Grandison†) ähnlich, und der alte Staatskanzler dagegen ganz en incroyable mit seiner frackähnlichen Uniform.

*) Vgl. S. 109.

**) Englischer Diplomat, mit Lord Cathcart und Aberdeen noch außer Castlereagh mit den Verhandlungen betraut.

***) Russischer Diplomat, geb. 1764, † 1842, Korsikaner. Russischer Gesandter in Paris.

†) Ehemals berühmter englischer Roman von Samuel Richardson.



Ich habe Metternichen gesagt, und er gab mir vollkommen recht, daß, ehe Castlereagh zur Tabaksgesellschaft passen wird, viel Zeit vergehen möchte.

Also auch Welcker*) geht in den Krieg? Ich fürchte, er hält es nicht lange aus. Gewandt, sich in jede Lage zu finden, ist er sonst genug. Seine Schwester schmerzt mich sehr. Schicke mir doch von ihren Versen. Wohl sind diese Art gebildeter Frauen und Mädchen, in denen die Natur weit über die Bildung ragt, und die eine eigene Zartheit mit Stärke verbinden, nur in Deutschland anzutreffen. Gerade das ist eine der schönsten Seiten an unserm Vaterlande, die ich immer am meisten bewundert und geliebt habe. Wenn es nur möglich ist, diese schönen, deutschen Eigentümlichkeiten zu erhalten! Mir ist manchmal sehr bange da. um. Wie sie meiner Empfindung nach am meisten blühten, war Deutschland mannigfach zersplittert und geteilt, schwach als Nation, oft bedroht und oft angegriffen mit Glück. Nun wird und soll das anders sein und muß es, allein ob sich auch diese schönsten Seiten der Nationalität erhalten werden? Ob überhaupt der Schwung, den das Handeln genommen hat, auch ins Denken übergehen wird, oder darin unter uns das Höchste erreicht ist? Darauf bin ich, wenn wir es erleben, unendlich begierig.

In der jetzigen sich auf den Krieg beziehenden Produktion sehe ich nicht, daß eben Dichtung und Schriftstellergeist gewonnen haben. Allein während des Gewirrs und der Gefahr ist das freilich auch noch nicht möglich.

Nun gute Nacht, inniggeliebtes Herz. Lebe wohl.

Ewig Dein

H.



*) Friedr. Gottlieb Welcker, geb. 1784, † 1868, Altertumsforscher.



Man tut immer doch dasselbe in der Welt, liebe Li. Da sitze ich nun wieder wie vor 17 Jahren in Frankreich und störe im Ramin. Ich habe einen sehr guten marmornen, mit großen Chainetten mit bronzenen Löwen, und das einzige Recht des Sieges, das ich übe, ist, das Holz nicht zu sparen. Mein Wirt in Basel hat auch nichts dafür bezahlt genommen, ich glaube, ich habe ihn mit der Torte beschworen.

Hier wohne ich bei einem guten, gefälligen Mann; seine Dame, fürchterlich häßlich und gehörig alt, wollte sich mit mir ans Raminfeuer setzen, aber ich habe ein geschicktes Manöver gemacht und bin sie los geworden.

Wir sind also in Frankreich; wenn es gut geht, wie wir hoffen müssen, denke ich es nicht zu verlassen, ohne Alexander, vielleicht gar Paris gesehen zu haben. Daß wir als Feinde hinkommen, darauf rechne ich nicht, aber ich sehe eben kein Hinderniß, wenn der Friede geschlossen ist, auf 14 Tage hinzugehen. Und geschlossen muß der Friede werden, ehe wir Frankreich verlassen.

Manche Mühe wird einem jetzt die Sprache mehr machen, doch ist der Koch mein Trost, den ich auch nun nicht von des Jägers Seite lassen werde.

Hier wissen die gemeinen Leute noch kein Wort französisch, und dies Land qualifiziert sich also ganz und gar zum Wiedernehmen. Ob das noch geschehen? Wie wir zurückkommen werden? Es ruht viel im Schoße der Götter. . . .





120. Humboldt an Caroline

Lure, 25. Januar 1814

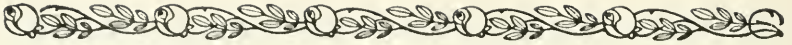
Ich frühstücke hier und lasse mein Pferd fressen. Mir gefällt es wieder außerordentlich in Frankreich, vorzüglich so gewisse Kleinigkeiten, die mich an die alten Zeiten erinnern. Zum Beispiel die spizigen Kornetten der alten Damen, die einem Kaminfeuer machen, und die feinere Art der Menschen zu reden, die einen nicht immer mit „Erzellenzen“ erdrücken.

Gestern abend konnte ich Dir nicht schreiben, weil die Tinte im Tintenfaß im Wagen, bedenke nur! eingefroren war, und in der Bauernhütte, wo ich übernachtete, an keine zu denken war. Wir hatten gestern eine sehr schlimme Tagereise. Um den Kanonen von Belfort zu entgehen, mußten wir durch scheußliche Wege. Ich reiste mit dem Staatskanzler und all seinem Zuge zusammen, gegen 30 Wagen. Anfangs führte uns ein Postillon, aber so ungeschickt, daß er uns gerade unter die Kanonen von Belfort gebracht hätte. Wir drehten also um und nahmen den anderen, sehr schlechten Weg. Hier blieb mein Wagen unglücklicherweise und hinter mir des Kanzlers Küchenwagen stecken.

Ceintrey, 26. Januar 1814

Ich konnte gestern nicht fortfahren, liebes Kind, weil der Notarius Berthod, bei dem ich wohnte, und der eine große Freude hatte, einen Bruder Alexanders zu sehen, mich bat, zu seiner Frau zu kommen, wo ich die ganze Familie, die verheiratete Tochter und den zweijährigen Enkel, der schon gebratene Äpfel aß, sehen mußte, und den Abend in Besoul kam ich spät vom Kanzler nach Hause. Ich fahre also heute in meiner gestrigen Erzählung fort.

Wie mein Wagen stecken blieb, fuhren die Übrigen fort, und ich hatte wohl eine halbe Stunde zu tun, um herauszukommen. Meine Leute spannten immer die Pferde vorn an, und die armen Tiere bäumten sich und brachten nichts vor sich. Meine Not-



schimmel haben besonders diese Unart. Ich ließ endlich, worüber man hernach sehr gelacht und prätendiert hat, daß das in meinem Genre wäre, die geduldigeren Füchse und zwei Rotschimmel hinter den Wagen spannen und mich so rücklings herausbringen, was auch vortrefflich glückte. Nun aber saß der Küchenwagen des Kanzlers noch, und nach meiner edlen Manier wollte ich ihn nicht verlassen. Ich spannte also meine Pferde davor und brachte ihn glücklich heraus und setzte meine Reise fort und fand endlich den Kanzler wieder, der bei einem Pächter zu Mittag oder Abend aß. Bei dieser Gelegenheit muß ich Dir doch bemerken, daß der Kanzler von solcher Generosität ist, daß er zum Beispiel an diesem Ort, in dem er sich aufs höchste zwei Stunden aufgehalten hat, sechs Napoleondor Trinkgeld gegeben hat. Das verherrlicht freilich den Ruhm der Preußen sehr, ist aber auch sehr teuer.

Der Kanzler fuhr noch den Abend bis Lure, ich mochte es aber meinen Pferden nicht zu leide tun und blieb in einem elenden kleinen hameau Champagny. Ich quartierte mich bei einem ehemaligen Gastwirt ein, der eine Frau und zwei Kinder und einen schönen Stall hatte, aber nur eine Stube für mich, alle meine Leute und seine eigene Familie. Er klagte sehr über die Last des Durchmarsches, ich bewies ihm aber bald, daß er sehr Unrecht habe. Denn in der That war in diesem Hause für mich, meine zehn Leute und für zwölf Pferde Brot, Rindfleisch, Schinken, Milch, Kartoffeln, Wein und Fourage im Überfluß. Da ich ihm gleich alles zu bezahlen verhieß und ihn durch meine Autorität noch von vier Kosaken befreite, war er äußerst vergnügt, und ich habe den Abend sehr gut zugebracht.

Ich ließ mein Bett auf einer Streu neben meinen Leuten machen, der Mann vom Hause und ein Kind lagen im großen Familienbett, und die züchtige Gattin mit dem andern suchte sich einen anderen Ort im Hause. So schlief ich vortrefflich. Über-



haupt mußt Du nicht denken, daß ich irgend leide. Dies war einer der schlimmsten Tage, und ich habe unausgesetzt und trotz aller Löcher unbeweglich im Wagen gesessen, heraus ordiniert, mich gefreut, auf solche Weise in Frankreich ganz kühn den Weg gegen Paris zu reisen, an dich und die Kinder gedacht und recht eigentlich das Leben genossen.

Gestern morgen reiste ich dann nach Lure, wo ich den Kanzler fand. Von Lure fuhr ich nach Vesoul, stieg gleich beim Kanzler ab und aß sehr vergnügt mit ihm. Das Souper war nicht sonderlich, aber der Restaurateur, der es brachte, sagte einige himmlische Phrasen. So bestellte ich sechs Wachslichter. Er versicherte, sie sollten gleich kommen. Darauf kam er mit sechs Talglöchtern hereingezogen und sagte mir ins Ohr: „J'apporte des chandelles, mais qui jouent la bougie, tant elles sont belles.“ Sie rochen gräßlich.

Heute morgen bin ich von Vesoul hierhergefahren und übernachtete hier und gehe morgen nach Langres, von wo ich erst diesen Brief abschicken kann. Denn die drei Souveräne sind noch da.

Die Stimmung bei den Leuten, die ich in Frankreich gesprochen, ist überall dieselbe. Die höchste Unzufriedenheit mit dem Kaiser, fast gänzliche Gleichgültigkeit über die Art, wie der Friede geschlossen werden möchte, und nur der heiße Wunsch, ihn, sobald als immer möglich, zustande kommen zu sehen. Die meisten sagen unverhohlen, daß die Alliierten die Macht haben zu tun, was sie wollen, daß der Friede nicht sicher ist, wenn sie den Kaiser auf dem Thron lassen, und daß weder ihnen noch uns sehr geholfen sein wird, wenn man nicht darin eine Änderung trifft. In diesem Ort hier ist der Sohn meines Wirtes der einzige junge Mensch, er mag ungefähr 20 Jahr alt sein; von allen in dem letzten Jahre gestellten ist kein einziger zurückgekommen. Der Ort gab vor der Revolution 1200 Livres Steuern und gibt jetzt 6000.



Langres, 27. Januar 1814

Ich bin vor einigen Stunden hier angekommen und wohne in einem sehr weitläufigen, aber freilich unbequemen Hause, denn die Kamine rauchen alle. Hier sind alle Souveräne und Kabinette versammelt, und Schwarzenberg geht erst diese Nacht weiter vor.

Den meisten Menschen mißfällt es fürchterlich in Frankreich. Sie sehen überall Schmutz, Armut, frieren am Kamin, sind außer sich, wenn er, wie hier alle tun, raucht, und wünschen sich weit von hier. Da mir die Franzosen, um unter ihnen zu leben, ohne noch mit ihnen umzugehen, immer gefallen haben, so weiß ich nicht, warum sie mir mißfallen sollten, da sie unsere Besiegten sind.

Das Streben nach dem Göttlichen fehlt allerdings den Franzosen als Nation, und man kann fast ohne Ausnahme hinzusehen, auch im einzelnen. Denn es ist das Streben nach dem Idealischen, schlicht und einfach genommen, und das gerade ist ihnen ganz fremd. Sie sind befangen im gewöhnlichen Leben oder künstlich und maniert in dem, was darüber hinausgeht. Man kann darum keine sonderliche Achtung für sie haben. Weil sie aber weich und gutmütig und angenehm sind, so ist Mitleid die recht eigentliche Empfindung für sie, die bis zum Tragischen gespannt werden kann und muß, wenn so furchtbar wilde und ungerechte Gewalt ihre Schwäche und ihren Leichtsinns mißbraucht. Auch sind sie zum Teil der Verzweiflung sehr nahe.

Da Dich Talleyrands Bonmots amüsiert haben, so kann ich Dir noch eins, das man erzählt, das aber nicht von ihm ist, schreiben. An eine Statue Napoleons hat man die Nacht angeschrieben: „Passant, hâte-toi de passer, il va tomber“.

Lebe wohl, teure Seele, umarme die Kinder.

Ewig Dein

S.





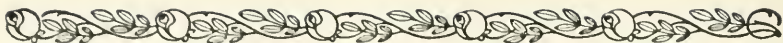
121. Humboldt an Caroline

Langres, 30. Januar 1814

Du wirfst, liebe Li, aus meinem gestrigen Briefe gesehen haben, daß ich ernannt bin, zu den vorläufigen Unterhandlungen nach Chatillon zu gehen. Denn so muß man sie eigentlich nennen, nicht Kongreß, der nicht ohne Hinzukunft aller Verbündeten stattfinden könnte. Ich gehe am Mittwoch, den 2., ab, um am 3. da zu sein. . . .

Caroline antworte ich bald, danke ihr indes sehr für ihren Brief. Ich habe nur nicht immer Zeit, sonst täte ich es sehr gern öfter. Viel Zeit vergeht mir mit Dingen, die eigentlich gar nicht zu meinem Amt gehören, sondern das Steinsche angehen. Stein hat bei großen und guten Eigenschaften die schlimme, daß er alle Leute, die ihm Langeweile machen, sehr en humeur anfährt, darum scheuen sie ihn wie die Pest und kommen dann zu mir. So kam, stell Dir vor, was mich sehr hat lachen machen, ein Rammerrat des Fürsten von Reuß hier in Langres zu mir. Er hieß Zopf, und seine Figur war komisch wie sein Name. Ein langer, hagerer Mensch mit einem über die Unterlippe vorstehenden Zahn, wie der, den die Gräen nach Hesiodos sich umzuehig leihen. Wie er mir nun seine Sache gesagt hatte, und ich dem armen Menschen wenigstens mit zwei Worten bedeutet hatte, daß er nicht im wilden Frankreich weiter herumzureisen brauche, sondern eins seiner Gesuche nicht erfüllt werden könne, das andere auch ohne ihn durch mich es werden sollte, sagte er mir, daß er bei Stein gewesen sei. Ich erwidere: „Nun, dann wissen Sie ja viel besser, wie alles steht.“ „Ach,“ sagte er, „der Herr ist nicht so gnädig und leutselig wie Euer Erzellenz, er hat mich gleich so angefahren, daß einem aller Mut vergeht, noch ein Wort zu sagen.“

So wäre also der unglückliche Mensch von Plauen bis Langres gereist, um fünf Minuten lang sich anfahren zu lassen und gar



keinen Bescheid zu kriegen. Auf die Weise ist es wirklich sehr schlimm, Ambassadeur zu sein.

[Langres], 31. Januar 1814

Ich schließe diesen Brief mit einer Siegesnachricht. Ich kann Dir nicht bessere Nachricht davon geben, als nach Blüchers eigener Angabe. Dies ist die wörtliche Abschrift des Briefes, den er dem Kanzler darüber geschrieben hat:

„Arconvalles, 30. Januar 1814

„Gestern hat der große Mann in Person mich in Brienne „angegriffen; ich habe ihn abgewiesen, acht Kanonen ist mein Erwerb. Brienne und meine ganze Stellung habe ich behauptet. „Ob heute ein neuer Angriff erfolgen wird, muß man abwarten; „es ist 11 Uhr früh und noch alles ruhig. In Eil Blücher.“

Mehr als dies enthält, wissen wir bis jetzt selbst nicht.

Ewig Dein

S.



122. Humboldt an Caroline

Arc, 2. Februar 1814

Ich bin heute früh aus Langres weggefahren, alle meine Kollegen kommen erst morgen und machen die Reise in einem Tag. Mir war es einesteils zu umständlich, mir ein Relais zu legen, und anderenteils bringe ich gern mitunter einen Abend ganz einsam in einem kleinen Orte außer der gewöhnlichen Gesellschaft zu. Neben aller inneren Heiterkeit und aller anscheinenden Lustigkeit habe ich doch sehr oft sehr melancholische Stimmungen und liebe eigentlich vor allem die Abwesenheit von den Menschen, an denen man selten reine Freude hat.

Wirklich ist mir nun auch heute abend recht wohl. Man hat mir, da ich ganz allein in dem kleinen Ort bin, das beste Haus



gegeben. Eine alte Witwe, der es gehört, weiß nicht, was sie mir genug zugute tun soll, da ich hingehe, den Frieden zu schließen, und hat wirklich mein Herz recht eigentlich gefunden, da sie mir das Bett wärmen lassen will und mir schon einen göttlichen Bettwärmer gebracht hat. Man hört nichts als das Heulen eines furchtbaren Sturmes, denn es ist ein schreckliches Schneegestöber, und so schreibe ich Dir, meine innigst teure Seele.

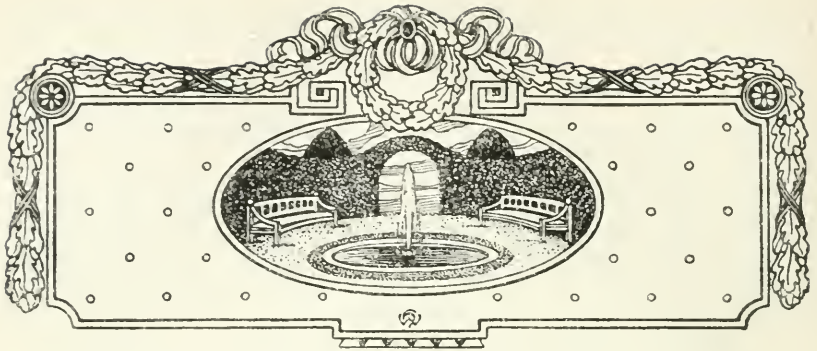
Das ist nun also mein zweiter Kongreß und immer mit Caulaincourt*). Was meine alte Dame wohl bei meiner Rückkunft sagen, ob sie mir noch das Bett wärmen wird? Ich möchte fast zweifeln.

Ich habe hier Bettgardinen, wie ich sie nie sah. Die Dame nennt sie Espagnoles, sie werden indes ganz zahmerweise in Langres gekauft. Es ist schwarz gedruckte Leinwand, und es sind lauter Ruinen Roms darauf, der Jupiter Stator, der Titus- und Constantinsbogen, das Pantheon gar nicht übel, wenigstens sehr treu. Dabei fehlen die Leute mit dem Saltarello nicht. Es sind immer süße Erinnerungen in diesem entsetzlich häßlichen Lande.

Lebe wohl für heute, teures Kind.

*) Vgl. S. 52.





Fünfter Abschnitt

Auf dem Kongreß von Chatillon

Vom 3. Februar bis 21. März 1814



123. Humboldt an Caroline Chatillon sur Seine, 3. Februar 1814



Ach fange meinen Friedensaufenthalt damit an, liebe Li, Dir eine Siegesnachricht mitzuteilen. Das Gefecht, das man eine Schlacht nennen kann, fiel am 1. zwischen Brienne und Trannes vor. Blücher war gegen Bar sur Aube marschiert, und Schwarzenberg nahm den Entschluß, einen allgemeinen Angriff zu machen. Zwei Blüchersche Brigaden fingen den Kampf auf dem rechten Flügel des Feindes an, indes mehrere Korps auf seinen linken losgingen. Ein heftiges Feuer entstand auf der ganzen Linie, und man focht von beiden Seiten mit der größten Erbitterung. Ungeachtet des hartnäckigsten Widerstandes bemächtigte man sich aller Stellungen des Feindes. Napoleon war selbst überall, ermunterte die Truppen und stellte Unordnungen wieder her, aber nichts konnte die Tapferkeit der Verbündeten aufhalten.



Man hat dem Feind 73 Kanonen abgenommen, und er ist in vollem Rückzug. Gefangene rechnet man 4000. Das Gefecht dauerte bis Mitternacht. Napoleon griff selbst mit der jungen Garde das Dorf La Rothière an, ward aber mit beträchtlichem Verlust zurückgewiesen. Blücher stand ihm selbst hier entgegen. Gegen 1 Uhr des Morgens begann der Rückzug. . . .

Die Armee des Kaisers soll bloß aus Garde (junger und alter) und Konstrikierten bestehen. Die Kavallerie hat er nur gezeigt, ohne sie zum Angriff kommen zu lassen.

Diese Siege sind schon so und an sich von der äußersten Wichtigkeit, wenn aber auch ihre Folgen noch in der Flucht des Feindes groß sein sollten, so werden sie entscheidend. Auf unsere Unterhandlungen müssen sie den größten Einfluß haben, und nie gewiß ist glorreicher mit Frankreich in neuerer Zeit unterhandelt worden als an der Seine, da unsere Truppen von Lyon bis Chalons stehen, ein Teil Belgiens schon besetzt, Holland und bald auch Italien abgerissen ist. Auch die kühnsten Hoffnungen erstreckten sich bis jetzt noch nicht so weit.

Schwarzenbergen wird einstimmig die Ehre der letzten Schlacht gelassen. Er soll sich vortrefflich dabei genommen haben, und in der That ist es sehr viel, von Basel aus so operiert zu haben, daß eine zusammenhängende Linie von Armeekorps von Genf bis Holland da steht.

Chatillon gefällt mir viel besser als Langres. Die Straßen sind reinlich, breit, nach Pariser Art erleuchtet, aber es ist bei dem allen ein kleines Nest, sehr schmal, aber sehr lang, und jetzt klagt man, daß wenig zu haben ist. Ich habe indes doch gleich zwei Hüte Zucker und zehn Pfund Wachslichte gekauft. Man muß sich hier vorsehen. . . .

Ich bin sehr neugierig, wie lang oder kurz die Sache hier dauern wird. Man ist hier leidlich bequem und in guter Gesell-



schaft. Es ist kein einziger unter uns, den ich nicht gern hätte, und mit den eigentlichen Bevollmächtigten bin ich mit allen auf einem ganz freundschaftlichen Fuß.

Lebe wohl, süße Seele.



124. Humboldt an Caroline

Chatillon, 4. Februar 1814

Wir haben heute Caulaincourt zum erstenmal mit aller Formlichkeit gesehen. Wir haben, der hergebrachten Gewohnheit nach, unsere Sekretäre an ihn geschickt und ihm unsere Ankunft angemeldet. Gleich darauf schickte er den seinigen und ließ uns fragen, ob wir ihn annehmen könnten. Dann kam er zu jedem, und eine Viertelstunde nachher schickten wir wieder unsere Sekretäre, ihn fragen zu lassen, ob er uns annehmen wollte, und machten den Gegenbesuch. Morgen hat er uns zum Essen gebeten. Wie er zu mir in die Stube trat, sagte er mir: „Je suis d'autant plus aise de faire Votre connaissance que je n'ai presque pas eu l'honneur de Vous voir à Prague.“ Dies aufzuwärmen war wirklich ungeschickt. Auch antwortete ich ihm: „Je suis charmé de mon côté de réparer cette faute à Chatillon.“ Erzähle das aber nicht weiter, weil ich mir eben nichts daraus mache, daß solche Stichelreden herumkommen.

Nachher war er unglaublich freundlich, sprach von seinem Wunsch, den Frieden zustandezubringen, von der Offenheit, mit der er zu Werke gehen würde, und alle die längst bekannten und abgenutzten Phrasen. Er fragte hernach sehr angelegentlich nach der Gesundheit des Königs und Kronprinzen, ergoß sich in Lob über beide und die Königin und endlich in ein weitläufiges über den Geist, der in den Preußen sei, ihre Tapferkeit, ihre Anhänglichkeit an den König. Ich sagte ganz trocken, daß sie ihre Schuldigkeit täten, und ließ diesen Diskurs fallen.



Man sieht ihm das Bestreben an, höflich und liebenswürdig zu scheinen, er ist auch im Grunde ein hübscher Mann, hat aber doch einen Ausdruck von Leerheit und Flachheit, der auf die Länge nicht gefallen kann.

Castlereagh ist heute auch gekommen. Es kann keinen größeren Kontrast als diese zwei Menschen geben. Castlereagh ist immer ruhig, immer klar, vernünftig und äußerst gemäßigt. Er hat nicht die mindeste kleinliche Ansicht. Er wird eigentlich nicht in den Konferenzen mit erscheinen und gar nicht selbst unterhandeln. Er macht aber demungeachtet gar keine Umstände, Caulaincourt morgen eine Visite zu machen und bei ihm und mit ihm bei uns zu essen.

Der Kaiser und Metternich sind jetzt vermutlich in Bar sur Aube. Napoleon hatte sich in eine ziemlich feste Stellung gesetzt. Viele meinen, die ganze alte Garde wäre außer dem Gefecht geblieben.

Bei Gelegenheit der Garde fällt mir ein Wort ein, was ich Dir zu erzählen vergessen. Hinter Vesoul begegnete ich wohl 80 Franzosen, die von der Garde desertiert waren. Wie sie vor meinem Wagen vorbeigingen, riefen sie immer ganz laut: „Allez, allez toujours à Paris, nous allons chez nous“. Eine göttliche vaterländische Gesinnung.

Hier der eigenhändige Brief Blüchers, den ich Dir neulich abschrieb. Er kann Dich wegen der Orthographie für Theodor trösten. Sei so gut, und schicke ihn Goethen mit einigen Zeilen. . .



125. Humboldt an Caroline

Chatillon, 7. Februar 1814



Es ist mir äußerst fatal, daß mir unsere Art zu leben hier die hübschen und ruhigen Stunden nimmt, die ich sonst immer Dir zu schreiben verwandte. Da man den ganzen Tag mit Konferenzen, obgleich glücklicherweise nicht immer mit



Caulaincourt, beschäftigt ist, und man bei der Nähe der Höfe alle Abend Kuriere oder Estafetten abfertigt, so muß man bis 2, 3 Uhr schreiben. Den Morgen kommen Besuche, und so weiß man keinen Augenblick Zeit zur eigenen Arbeit zu finden. Nur ein Leben, in dem man eigentlich wenig zu tun und viel Zeit zu versplittern hat, kann von dieser Art sein. Die wahren Geschäfte sind nie so zeitraubend, und die Versplitterung ist wieder unvermeidlich, sobald man alles gemeinschaftlich mit fünf andern Menschen zu tun hat. Indes bin ich mit diesen unendlich zufrieden. Es herrscht die größte Einigkeit unter uns, es ist leicht, sich zu verständigen, und man lebt noch angenehmer, wenn auch nicht gerade Geschäfte einen zusammenführen. Mit Stadion bin ich in der höchsten Vertraulichkeit. Castlereagh behandelt mich sehr freundschaftlich, mit Vertrauen und mit sichtbarer Auszeichnung. Er hat ein höchst englisches Wesen, aber bringt auch zu den Geschäften allen den Ernst und die Gründlichkeit mit, welche sie erfordern.

Caulaincourt ist der leidende Teil. Seine Rolle ist höchst peinlich, das kann man ihm nicht ableugnen. Er kann nur mit Mühe, was in ihm vorgeht, verbergen, ist indes sehr höflich und nimmt sich recht gut. Wir essen, ehe die Reihe herum ist, alle Tage mit ihm, eben nicht die amüsanteste Partie für alle Teile. Nächsten Freitag kommt es an mich, was mir viel Umstände macht. Es sind 20—22 Personen.*)

Mit den Kriegooperationen geht es sehr gut. Jeden Tag kommt eine unangenehme Nachricht mehr für die Franzosen.

Caulaincourt ist gegen mich zwar ebenso höflich als gegen alle anderen, aber man sieht doch ihm immer an, daß ihm Prag noch in den Gliedern sitzt. Ich dagegen bin, wie ich immer bin, ohne alle Leidenschaft, höchst ruhig, und vermeide jedes Wort, das ihn beleidigen oder ihm wehtun könnte. Die Nemesis bleibt mir immer

*) Die Kosten dieses Mahles beliefen sich auf 830 Frank.



die größte Göttin, und ich habe nun einmal weder Galle noch anderen Haß, als einen ganz moralisch räsonnierten. Diese Art zu sein kommt mir um so mehr zu Hilfe, als der Zufall mich oft in den Konferenzen mit Caulaincourt ins Gespräch führt.

Ich muß hier abbrechen.

Lebe wohl, süßes Kind.



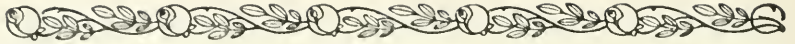
126. Humboldt an Caroline

Chatillon, 8. Februar 1814

as Wetter hat sich gelöst, der Schnee und das Eis sind fort, und eine milde Frühlingsluft führt eine unendliche Sehnsucht dem Herzen zu. In mir hat, als wenn die innersten Empfindungen mit den Elementen in Harmonie ständen, ein Traum diese Sehnsucht unendlich mehr noch angefacht. Ich träumte, daß ich mit Dir war. . . .

Ja, liebe, teure Seele, wann werden wir uns wiedersehen? Diese gegenseitige Sehnsucht rührt mich um so viel tiefer, weil wir uns bewußt sind, daß wir nie den Vorwurf verdienen, die Zeit, die wir beisammen sind, nicht eben so unendlich zu schätzen und für unser Zusammensein zu benutzen. Auch darum ist mir die Frühlingsluft heute wie ein Hauch Deiner Nähe, innig geliebtes Wesen; denn der Mai muß uns, denke ich, genähert haben, wie auch immer die Umstände kommen mögen.

Überlege recht genau, was Du tun willst. Willst Du die Reise in die böhmischen Bäder aufgeben, so komme in die Schweiz. Wegen Carolinens Gesundheit könntest Du Ebel um Rat fragen, er ist in Zürich. Ich wünschte Dir unendlich den Genuß einer neuen, großen und wunderbaren Natur. Auch auf die Kinder würde es gut wirken. Du wärest Theodorn und mir näher, und



bis in den Sommer hinein sähen wir uns gewiß. Du kannst vielleicht bloß durch die Schweiz durch nach Paris gehen, was mir unendlich am Herzen liegt, damit Du Schlabrendorff siehst. Es ist die Frage, ob Caroline nicht lieber in der Schweiz bliebe, dann ließeſt Du ſie mit Hermann da. Die beiden anderen Mädchen blieben gewiß nicht zurück, und ich ſehe vor mir, mit welchen großen Augen mir Udelheid, wenn ich ihr den Vorſchlag machte, ſagen würde: „O Vater!“ Sage auch Carolinen nichts, aber mich dünkt, ſie proteſtierte immer gegen Paris, und ein ſtilles, einfames Leben in der Schweiz in einer guten Familie, mit Aufſicht auf ihren kleinen Bruder verbunden, wäre vielleicht ſogar eine recht bildende Lage für ſie.

Es wäre doch wirklich gut, wenn ſie, ehe ſie heiratete, und auch für den Fall, daß ſie nie heiratete, einigermaßen einmal in einer ſelbſtändigen Lage wäre, wo ſie nur in ſich ſelbſt Rat ſchöpfen könnte.

So ſchlößeſt Du den langen Kreisgang aus Paris nach Paris, wie alles im Leben kreißt und ſich ſchließt.

Oh, ſüße, teure Li, warum kann ich nicht mit Dir von dem allen reden und Deine liebe, hübsche, ſinnige Stirne küſſen? Habe mich lieb auch in der Ferne, und denke, daß daran mein ganzes inneres Glück hängt. Dieſe wundervolle Einfachheit des innerſten Daseins iſt es, was einem noch außer allem Perſönlichen ſo namenlos daran feſſelt. Ein Gedanke, eine Empfindung, und wenn die abgeſchnitten würde, werden könnte, nichts, nichts überall, eine bloße Leere und Öde.

In mir iſt dieſes vielleicht mehr ſo als in anderen, nicht, daß ich mir annahmte, das eine ſtärker zu empfinden als andere, und vor allem als Du, aber weil, wie Du mich kennſt, ſonſt immer ruhig und gleichmütig, gewohnt, alles anzusehen wie ein Menſch, der vorübergeht und weiß, daß er keine bleibende Stätte haben



und, auch was ihm begegnet, wechseln und sich umwandeln soll, es für mich kaum einen anderen Gegenstand des Anhängens und der Liebe geben kann. Darum aber gerade, gerade, bin ich weicher in dem einen.

Es wird Dir sonderbar vorkommen, liebe Li, und es ist es, daß ich jetzt und von hier und in der Nähe der größten Begebenheiten so von mir und Dir rede und schreibe, wie ich es ehemals im ruhigsten Sein aus Berlin oder Burgörner tat. Aber das Leben verrinnt, und das einzig Wahre auf Erden ist der Mensch zu dem Menschen, und gerade die größten und wichtigsten Ereignisse führen mich immer auch am meisten darauf zurück. Also verzeih mir, süßes Wesen. . . .



127. Humboldt an Caroline

Chatillon, 9. Februar 1814

as Wetter ist gelinde geblieben, liebe Li, und man wird bald können Erde und Himmel genießen. Mich verlangt sehr danach, denn Du weißt wohl, daß mein Haß gegen Natur und Bäume sich nur äußert, wenn ich sie mit dem Salon der Prinzessin Fisch*) sehen soll. Sonst hat wohl über wenige auch nur ein einziger Blick in die Weite oder auf den gestirnten Himmel eine solche Gewalt.

Mein Haus liegt traurig, mein seidenwurmartiges Leben setzt aber seine Funktionen hier ebenfogut fort als bei der Aussicht auf die hübschen Berge in Freiburg. Hoffentlich übrigens dauert es hier nicht lange. Denn worüber ich auch und selbst ich nicht unterlassen kann mich zu beklagen, es ist hier eins der langweiligsten Leben, die ich je führte. Alle Tage Diners von 20 Personen, die so zusammen, wie sehr ich viele einzeln liebe, langweilig wie die

*) Fürstin Katharina Bagration.



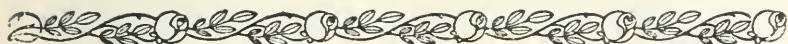
Peß sind, weil sie alle dies Zusammensein verwünschen, dann lange Konferenzen, die am wenigsten angenehme Art der Geschäftsführung, immer zu große Entfernung von den Begebenheiten, als einem jetzt lieb sein kann, und gar keine Abwechslung.

Du wirst Dich wundern, süßes Kind, daß ich Dir nichts über die Art sage, wie unsere eigentlichen Geschäfte gehen. Allein ein Kongreß ist immer eine so weitläufige und unbehilfliche Sache, daß er tausend Wendungen nimmt, ehe er eigentlich zum Ziel führt, und Dich würde doch nur das Resultat interessieren. Das ist indes gewiß, daß man kein größeres Empressement bezeigen kann, Frieden zu machen, als Caulaincourt tut. Allein der Krieg hat, wie Du siehst, die Sachen dahin gebracht, daß für Frankreich und Europa vielleicht der Friede noch nicht einmal jetzt die wichtigste Frage ist.

Welchen Frieden man auch machen möge, darüber muß niemand sich täuschen, wird es den eigentlich Gutgesinnten immer sein, als wenn nach einem glänzenden Feuerwerk nun so nach und nach die Lampen verlöschen, der Frieden, den die Anstrengungen einer so großen Zahl edler und trefflicher Menschen verdienten, kann möglicherweise unter keinen gegebenen Umständen zustande kommen. Vaterlandsliebe und Heldenmut sind idealische und ganz unbegrenzte Gefühle, und jede menschliche, wirkliche, nun gar politische Übereinkunft ist von allen Seiten bedingt und beengt.

Darum ist auch das Friedensmachen eins der undankbarsten Geschäfte, dem man sich nur aus einer Art Aufopferung unterziehen kann, so sehr jeder Vernünftige den Frieden wünscht und wünschen muß. Es kommt hier der wahre Widerstreit des an sich Wünschenswürdigen und des unter den Umständen Erreichbaren zur Sprache, und man entgeht nie dem Vorwurf, unter dem Erreichbaren geblieben zu sein.

Im gesellschaftlichen Leben ist Caulaincourt sehr höflich und artig. Auch hat er sich sehr mit mir apprivoisiert. Gestern habe



ich ihm sogar, ganz ohne meinen Willen, eine eigentliche Freude gemacht. Der alte Lord Cathcart saß zwischen mir und ihm und ennuyierte mich nach seiner Art mit Lobeßerhebungen „du vieux Pétersbourg“ und Rußlands und fand die hellen Nächte vorzüglich schön. Ich antwortete schon lange sehr trocken und sagte endlich: „Aucun pays n'est assez beau pour être éclairé pendant 24 heures; c'en est bien assez de douze.“ Wie Caulaincourt dies zufällig hörte, hat er nicht aufhören können zu lachen, da er gerade auf Rußland am meisten erpicht ist.

Auch noch eine närrische Szene habe ich mit ihm gehabt. Stadion, er und ich sprachen und lobten Wien, wie das in der Gesellschaft hergebracht ist. Da ich immer liebe zu sagen, was im Grunde wahr ist, und es den Augenblick nicht scheint, so sagte ich: „Ce qui prouve, combien Vienne est agréable, c'est que nous désirerions tous d'y être déjà.“ Raum hatte ich das ausgesprochen, so hättest Du hören sollen, mit welchem Ton er sagte: „O, comme je voudrais Vous y savoir, et“ setzte er hinzu, „je suis beaucoup plus croyable en cela que Vous.“ Du siehst, wie wir uns doch manchmal egayieren.

Stadion fragt mich beständig, ob Du mir nichts Neues aus der Wiener Gesellschaft schreibst. Er kann, da jetzt unser Briefwechsel oft durch seine Hände geht, gar nicht begreifen, was man sich sonst alle Tage schreiben kann, freilich mag nach der Art, wie diese Herren mit ihren Frauen leben, das zu begreifen schwer sein. Es geht nichts auf Erden über die Herzlosigkeit, und all diese Menschen, vor allem Stadion, sind nicht so von Natur; sie machen sich von selbst recht mit Fleiß dazu.

Lebe wohl, liebes, teures Wesen. Ewig Dein S.





Ich kann Dir heute, liebes Kind, schon bessere Nachrichten geben als gestern. Blücher hat sein Corps wieder zusammengezogen, und Napoleon geht zurück, um sich zu konzentrieren, was jetzt das große Wort für alle rückgängige Bewegungen ist. Der Kaiser Alexander ist nach Nogent sur Seine gegangen, und der Kaiser Franz hat seine Pferde dahin geschickt für den Fall, daß ein Gefecht dort vorfiele. Wir sind also immer in der Erwartung der Dinge und müssen sehen, ob man nach Paris kommen wird oder nicht.

Alexandern denke ich allerdings zu sehen. Aber wenn Napoleon bleibt, ist es nicht meine Neigung, nach Paris zu gehen, wenn Friede ist, und wäre ich auch nur eine Post davon, ich müßte denn hingeschickt werden. Alsdann bitte ich Alexandern mit Schlabrendorff, zu mir zu kommen. Ich glaube Du wirst das billigen. Alexander kommt gewiß, aber für Schlabrendorff stehe ich nicht. Er ist sehr unbeweglich.

Wohl hast Du recht, daß die Gesinnung die vor- und vielleicht alleinherrschende Kraft ist. Ich gehe darin noch viel weiter als Du. Die rechte und recht verbreitete Gesinnung steht mit dem Schicksal in geheimem Bunde und wirkt, wie es kein Unheiliger ahndet. Von der Kraft der Andacht haben wenige Menschen Begriff, und Andacht ist alles heiße Sehnen nach Einem und einem guten, hohen, heiligen Zweck. Denn die Andacht des einzelnen muß wieder ihre Kraft hernehmen von der Zusammenstimmung mit allem Wohlthätigen auf Erden.

Über die wahren Triebfedern der Weltbegebenheiten ließe sich sehr viel und viel Wahres und Schönes sagen. Die Geschichte, wie man sie hat, entwickelt so gut als nichts davon, am wenigsten die politische. Wo wahre Weltbegebenheiten sind, d. h. Ereignisse,

246



an denen wirklich die Völker von Herzen teilnehmen, da sind die einfachsten und schlichtesten Gefühle diejenigen, welche den Ausschlag geben, und das hat sich nie so bewährt als jetzt. Aber von den meisten Menschen wird auch die Geschichte vornehm behandelt wie die Begebenheiten, die dieselbe machen, und damit geht dann alle Kraft und aller Gehalt in einigen Kombinationen auf, die ihre Erfinder wahrlich wenig Kopfbrechens gekostet haben. Ich habe dem Gebären solcher Gedanken, mit denen man sich hernach sehr gerühmt hat, beigewohnt und weiß, was daran ist. Auch, weiß Gott! daß ich mich nicht groß dünke, wenn ich selbst so einen zur Welt bringe. Erraten, was das Schicksal und der einfache Sinn, der es ahndet, will, dahin gelangen auf der Spur des Rechten, und ihm nur den Weg zu bahnen, statt ihm überall Hindernisse zu setzen, das ist, was einen echten Staatsmann bezeichnet, wovon aber selten einer nur einen entfernten Begriff hat.

Es tut mir doch leid, daß Bernstorff*) zu Deiner Unterredung mit Gens dazu gekommen ist. Ich hätte gewünscht, daß Du Dich hättest mehr mit ihm allein aussprechen können. . . .

Daß die Menschen nur an mir das Paradoxseiende auffassen, ist sehr wahr, aber gewiß auch, daß ich selten so etwas sage, worin nicht eine andere, tiefere Wahrheit zugleich läge. Es ist mehr in mir zu einer Art geworden, von Dingen, die man sonst mit vielen, nur flach empfindenden Menschen kaum nennen dürfte, wenigstens für sich sprechen zu können; daher sinkt auch das Paradoxe gleich in mir, wenn ich mit solchen rede, die unserer eigentlichen Natur näher stehen. Metternich, dem ich eigentlich immer das danken sollte, daß kein Mensch sich so damit abgibt, meine dicta zu vergleichen und aufzubewahren, hat einmal bei Tisch beim Kanzler eine ordentliche Auseinandersetzung meiner Paradoxien gemacht, in der ich bewundert habe, wie genau er auf mich geachtet hat. Denn

*) Vgl. S. 36.



das Hauptthema war, daß ich nur paradox aussähe, aber es eigentlich nicht wäre, und daß hinter meinen dictis, die ich nur eine glückliche Art hätte, wunderbar einzukleiden, meistens eine sehr einfache Wahrheit läge. Auch reizt mich niemand so sehr, wie er, zu dieser Manier, und hier ruht sie erstaunlich. . . .

Carolinen's Rückkehr zum Homer ist eine merkwürdige Erscheinung. Weiß sie aber wirklich noch genug, um gehörig zu verstehen? Suche ihr auf eine leise Weise zu raten, die Übersetzung zur Hand zu nehmen. Das ist nicht so mühsam wie ein Wörterbuch, und da die Übersetzung so wörtlich ist, fast gleich gut. Lasse sie so Iliade und Odyssee von neuem durch und vergleiche genau jede Stelle, die ihr nicht ganz klar ist, und suchte sich bei der Vergleichung Rechenschaft zu geben, welches ihr unbekannte griechische Wort welchem deutschen entspricht, so würde sie wieder recht viel Griechisch wissen. Denn wer den Homer ganz versteht, hilft sich, so wie er will, weiter fort. Mir liegt aber gar nicht einmal daran, daß sie viel oder überhaupt etwas anderes liest. Wenn sie nur die Fähigkeit behält, einige homerische Gesänge im Original zu fassen, so ist es vollkommen genug. Sie hat alsdann anschaulich und lebendig den Sinn und Geist des Alterthums in sich, und darauf nur kommt es an. Was sie hernach an Antikem sieht, hört, auch in Nachbildungen und Übersetzungen nur liest, nimmt alsdann die rechte Farbe an und greift in die rechte Stimmung ein.

Vorzüglich bei Frauen braucht man dem Studium des Griechischen nie eine andere Richtung zu geben, aber in Rücksicht auf diese halte ich auch dies Studium so notwendig, daß ich doch sehr wünsche, die kleine Adelsheid dazu zu bringen. Wenn Hermann sechs Monate älter ist, fange doch an, ihn alle Tage drei griechische Wörter lernen zu lassen. Du weißt, wie gut es mit Wilhelm ging, und es wäre doch gut, wenn Hermann eigentliche Lust zum Studiren bekäme und wenigstens künftig so viel wüßte, als ich.



Dazu aber tut viel die frühe Gewohnheit, den Kopf mit etwas, das keinen anderen, unmittelbaren Zweck hat als das Wissen, zu beschäftigen.

Nun lebe wohl, süße, inniggeliebte Seele.

Uarmte die Kinder. Ewig Dein

H.



129. Humboldt an Caroline

Chatillon, 20. Februar 1814

Ich habe Dir schon mehrere Male von den partiellen Unfällen geschrieben, die den Marschall Blücher betroffen haben. Es sind Gefechte mit Sacken, mit York und mit Blücher selbst vorgefallen. *) Von den ersten wissen wir bis jetzt noch immer nicht den eigentlichen Zusammenhang und die genauen Umstände. Allein von letzterem habe ich genauere Nachrichten, und es ist nicht zu leugnen, daß selten eine gewonnene Schlacht einem General und seinen Truppen soviel Ehre macht, als dies Gefecht Blüchern, dem Kleist'schen Korps und den Russen, die er bei sich hatte. [Folgt genaue Beschreibung der Schlachten.]

Ein englischer Bericht enthält über die Truppen und die Generals folgende Stelle: „I want words to express my admiration of the intrepidity and disciplin of the troops. The example of Field-Marschall Blücher himself who was everywhere and in the most exposed situations, of General Kleist and Kapsiewitz**), of General Gneisenau who directed the movement on the Chaussée, of General Zieten and Prince Augustus of Prussia always at the head of his brigade animating it to the most heroic efforts,

*) Gemeint sind die Gefechte bei Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry und Etoges, 10. bis 14. Februar.

**) Befehlzte das 10. russische Infanterie-Korps.



could not fail to inspire the soldiers with a resolution that must have even struck the enemy with admiration and surprise“.

Verzeih, liebe Li, daß ich meinen ganzen Brief mit diesem Bericht gefüllt habe. Aber es ist wirklich äußerst schön und beruhigend, wie trefflich sich die Truppen auch in der verzweifeltsten Lage nehmen, und Blücher, Gneisenau, und die mit ihnen sind, interessieren uns besonders.

Was Du über Scharnhorst, Gneisenau und das Glück sagst, ist unendlich wahr, süßes Kind. Wohl gehört Glück zu allem auch noch so klug Ersonnenen, noch so mutig Ausgeführten. Allein ich behauptete, daß bis auf einen gewissen Grad das Glück wieder mit dem Charakter der Handelnden in Verbindung steht und sich lenken läßt. Ganz freilich nicht. Immer aber läßt sich bei Glück und Unglück eine Übereinstimmung der Handlungsweise hervorbringen, welche das Glück mehr in Verdienst verwandelt und das Unglück gefahrloser und unschädlicher macht. Allein dazu gehört, daß der Mensch immer genau in sich auf die Art achtet, wie ihn das Schicksal begleitet und sich danach stimmt. Lernt er das recht, so gewinnt er an Spannkraft schon bei der leisen Vorahnung der Widerwärtigkeit, und ich kann nicht leugnen, daß ich auch in Privatangelegenheiten, wenn ich merke, daß etwas schief geht, erst mit rechter Lust arbeite, weil dann die Wiederherstellung auch ganz eigenes Verdienst ist.

Es gibt in einem ziemlich unbedeutenden römischen Schriftsteller eine Stelle, wo von einem Menschen gesagt wird: welches Unglück ihn nicht niederschlug, sondern erhob. Diese Stelle hat als Kind, wie ich sie mit Runth las, einen Eindruck auf mich gemacht, der mir dauernd geblieben ist. Auch wenn man irgend etwas mit Wahrheit von mir sagen kann, so ist es das, daß niemand das Glück zugleich so leicht und so ohne alle Behmut entbehrt, und, wenn es da ist, auch in seiner kleinsten Gunst so dankbar aufnimmt



als ich. Außer allem, was es gewährt, ehre ich es noch als einen Glanz, eine Göttergabe, wie die Jugend, den Reichtum, die Schönheit, als etwas zu dem keine Berechtigung gilt, das keine Weisheit austheilt, das nicht dunklen, bleiernen Planeten, sondern nur lichten unabhängigen Sternen angehört.

Wo es aber so sein soll, muß es nur die begünstigen, die es so aufnehmen und für eine solche Natur Sinn haben, ihr selbst verwandt sind. Außerdem ist es nicht mehr eine göttlich erhebende, sondern eine höchst gleichgültige, oft empörende Erscheinung, nichts als ein zufälliges Zusammentreffen an sich notwendiger Umstände, nichts Poetisches, etwas albern Moralisches oder widrig Amoralisches.

Über das Unglück ließe sich auch viel sagen. Ich bin überzeugt, daß es große Seelen manchmal recht aus Liebe verfolgt, um sich in ihnen und sie in sich zu verherrlichen. Denn alles Göttliche — und es gibt nichts Göttlicheres, als Glück und Unglück — hat immer einzig die Erzeugung des Großen und Schönen zum Zweck. Alles übrige ist ihm gleichgültig.

Lebe wohl, teure Seele. Ewig Dein

H.



130. Caroline an Humboldt

Wien, 20. Februar 1814

Du mußt es mir verzeihen, vielgeliebtes Herz, meine ganze Korrespondenz mit Dir, die Freude meiner Tage ist in Unordnung geraten, aber wirklich ich kann nichts davor. Du treibst Konferenzen, ich besorge eine Wochenstube und da das Abgeben der Briefe auf der Staatskanzlei an eine Stunde gebunden ist, wenn sie den Tag fortkommen sollen, so ging's dieser Tage nicht.



Mit der Ramdohr*) war es sehr ängstlich. . . . Allein nun ist der neunte Tag angebrochen. Die Ärzte hoffen, wir bringen sie durch. . . .

Die Kinder sind alle recht wohl und munter. Auch ist das Wetter darnach. Ein ungemein schöner, nicht unmäßig kalter Februar, und ein Spaziergang, den ich gestern gemacht habe, hat mir ungemein wohlgetan. Als ich nach Hause kam, wollte ich Dir schreiben, fand aber eben etwas Notwendiges für die Kranke zu besorgen.

Ich denke Dich mir lebhaft in Arc ganz einsam, (wahrscheinlich in gewissem Sinne die einzig fühlende Brust), ich kenne die Lust, ganz allein sich zu fühlen, die wenigen Male, wo Du es kannst, muß es Dir, unter den Umständen, doppelt lieb sein.

Theodors Brillieren mit dem Französischsprechen ist sehr amüfiant. Es gibt das Maß der Kenntnisse der anderen. Aber in viel ernsteren und tieferen Dingen des Charakters und des Gemüths ist es beinah auch so wie hier mit diesem kleinen Talent. Selten wird das am meisten geschätzt, erkannt, was das Beste am Menschen ist, ein Flitterglanz aber nimmt ein.

Die Nachrichten, die Du mir von Theodor gibst, beruhigen mich sehr. Nur möchte ich, daß er Gelegenheit fände sich auszuzeichnen und das Eiserne Kreuz bekäme. Ich kann es nicht leugnen, nichts würde mich mehr als das freuen.

Ich muß für heute abbrechen. Meine besten Gedanken sind immer um Dich. Deine
Li.



*) Vgl. S. 90.



131. Caroline an Humboldt

Wien, 21. Februar 1814

Mein geliebter Will!

Ich profitiere von Bernstorffs Abreise, Dir einige Zeilen zu schreiben. Auf Deinen letzten Brief durch Gens habe ich einige Tage nach dessen Empfang und in mir nach reiflicher Überlegung für den Aufenthalt in Berlin gestimmt.

Meine Gründe dafür sind keine anderen, als ganz rein die, die ich Dir ehemals auseinandergesetzt habe, und die von dem reinen und tiefen Interesse herkommen, was man an einem Lande nimmt, das sich so herrlich wie das unsere gezeigt hat, dem gönnt man das Beste, und folglich gönnt man diesem Lande Dich. Dann, aber nur nebenher, denke ich, etablieren sich die Kinder leichter.

Allein es komme nun, wie es will, wo Du bist und Dich gefällst, da werde ich immer gern sein. Also handle nur, wie Du willst. Gegen Wien kennst Du meine Gründe, mein Hauptgrund ist der Kinder Unmut und der eigentliche Mangel hier am Interesse für das Höchste. . . .

Was den anderen Teil Deines Briefes betrifft, so beteure ich Dir, daß selbst keine Unvorsichtigkeiten vorkommen, und daß es der ausgemachte böse Wille und Verleumdung ist, wenn man mir dergleichen in den Mund legt. Von den Anstalten der Regierung weiß ich nichts, wie könnte ich aber, wenn ich davon wüßte, die Ungeschicklichkeit begehen, sie zu tadeln. Ich habe Gens ein Wort darüber gesagt, weil er mir dazu Veranlassung gegeben hat, dabei ist's geblieben, ich weiß mich ganz rein, warum sollte ich mich da beschuldigen lassen. Er ist einmal bei mir gewesen. Dein Urtheil und Meinung über ihn will ich gewiß nicht influenzieren, auch macht seine Anhänglichkeit an Dich mir ihn lieb, allein was seine Gesinnungen in großem politischen und weltbürgerlichen Sinne anbelangt, so bin ich ihm da auf die Sprünge gekommen, wo man



sich gehen läßt, und mir mißfällt das um so mehr, als er ja die Ausbildung seines Wesens, den Kern seiner Gedanken möchte ich sagen, unserem Vaterlande schuldig ist.

Wer solche Gerüchte über mich austreuen kann, begreife ich nicht.

Nun, Lieber, Adieu.

Ewig mit Liebe Deine

Caroline.



132. Caroline an Humboldt

Wien, 22. Februar 1814

Meine liebe Seele!

Unser guter Bernstorff ist heute morgen abgereist und wird Dir meine gestrigen Grüße bringen. Wie sehr beneide ich ihn um das Vergnügen, Dich zu sehen. Doch kommt, denke ich, auch bald der Tag, wo mir dasselbe Vergnügen wird. Deine Ideen in Hinsicht der Schweiz gefallen mir ausnehmend . . .

23. Februar 1814

So weit hatte ich geschrieben, Teurer, als ich unterbrochen wurde und darüber die Zeit zur Absendung des Briefes versäumte. Mit der Ramdohr ist es dieser Tage ein ängstlicher Zustand gewesen, allein nunmehr hoffe ich gewiß, sie kommt heraus, und fühle ich mich sehr belohnt für alle Mühe.

Nun, meine liebe Seele, heute ist mein Geburtstag, und schon habe ich die Wünsche und Liebkosungen der Kinder empfangen. Ach, wie sehr fehlten mir Deine, Du goldenes Herz! Aber ich fühle Deine Seele und Deine Gedanken mir nah und sende Dir die meinen durch die weite Ferne, die uns trennt. Behalte mich immer so lieb, sei gut und nachsichtig mit mir, wie Du es immer warst, und fühle und denke, wie ich Dich ganz in meinem Herzen trage und begreife.



Die Kinder präparieren mir noch etwas heute abend zur Er-
gözung, allein das werde ich erst morgen schreiben können, denn
ich habe gar keine Idee davon, was es ist.

Gestern abend ziemlich spät, habe ich, meine liebe Seele, Deine
Nummer 138 bekommen vom 9. Februar. Das Wort von Cau-
laincourt: „Oh, comme je voudrais vous y savoir déjà“ (in Wien
nämlich) ist allerliebste und wirklich witzig rührend. Mais je ne me
permets pas de pitié. Man muß sich stählen. Sie haben es uns
danach gemacht, die guten Leute.

Hier in der Stadt gehen einige beunruhigende Gerüchte von
einem Nachteile Blüchers, ich hoffe, es soll nicht wahr sein. Seit
zwei Tagen ist hier eine sehr angreifende Kälte, meine Nerven
leiden unendlich davon.

Die Kinder grüßen und sind ganz wohl, munter und schön.
Koreff*) ist ganz außer sich über die Lieblichkeit der Gabrielle und
ihr Talent zur Deklamation und ihre Stimmeninflectionen.

Adieu, noch einmal, teures Herz. Deine Caroline.



133. Humboldt an Caroline

Chatillon, 23. Februar 1814



Ich hoffe, liebes Kind, Du solltest heute meinen Brief, die
Konstituren und den kleinen Rameo bekommen haben. . . .

Es war heute glücklicherweise kein Diner, ich sollte
bei Stadion allein essen, aber ich habe mich losgemacht und habe
ganz munter allein zu Hause bleiben wollen, um recht einsam
und ungestört an Dich zu denken.

Oh, liebe, teure Li, möchtest Du in diesem Jahr recht glücklich
sein, recht gesund, recht heiter und recht bald von den Sorgen

*) Johann Ferdinand Koreff, geb. 1783, † 1851, praktischer Arzt und
Schriftsteller.



befreit, deren man sich nie entschlagen kann, solange viele, die man liebt, und Gegenstände, die einem heilig sind, noch von Gefahren umschwebt bleiben.

Wenn ich auf die Ereignisse blicke und an den Sinn denke, mit dem Du, gerade das Tiefste und Innerste empfindend, was sie einflößen müssen, sie aufnimmst, so sehe ich doch diesem Jahr nicht ohne einige Bangigkeit entgegen. Ich sage das nicht der jetzigen kleinen Anfälle wegen. Diese können im ganzen eigentlich nicht so viel ändern. Nein, warum ich es sage, ist, weil dies Jahr endigen muß, was das vorige schön und glänzend begonnen hat, und wie das Schicksal nun auch die Dinge füge, so wird das Errungene immer zu wenig scheinen, oder das, was diesen Schein nicht an sich trüge, schwer oder vielleicht unmöglich zu erringen sein. Ohne eine gewisse Wehmut ist es also nicht möglich, in dieses Jahr einzugehen. Es ist aber die echt menschliche, die nichts einzeln anklagen kann als das Schicksal alles Menschlichen überhaupt, in dem auch die schönste Frucht nie der frohen Pracht der Blüte entspricht.

Was dagegen, unabhängig von allem Resultat immer gleich herrlich und glanzvoll bleiben wird, ist die so vielfach, so heldenmütig verherrlichte Gesinnung, und die muß man eigentlich überall nur suchen. Aus ihr geht auch, selbst in kummer- und schmerzvollen Zeiten, wie diejenigen, in denen viel teure Opfer fallen müssen, immer hindurch, wieder Glück hervor, wie Pflanzen aus Felsenrisen, und rankt sich fest um die Brust, und nur auf dies Glück muß man fordernd rechnen, alles übrige nur dankbar, aber als unerwartete Gabe empfangen.

Dieses Glückes, teure Li, kannst Du von den Kindern und mir, von anderen, denen Du viel bist, sicher sein, und die Kinder und ich wollen auch dies Jahr Dir das Leben recht leicht und süß machen. Komme nur, wie das Frühjahr etwas freundlicher wird,

256



aus Wien, wo Du zu einsam und einförmig lebst. Dies Jahr muß uns, wie auch die Umstände sich fügen möchten, wieder zusammenführen.

Mich, süße Seele, behalte hübsch lieb, wie Du jetzt tust, hege mich, wie jetzt, mit Nachsicht. Ich bin fortwährend tief gerührt über den unendlichen Segen, den Du über mein Leben ausgegossen hast und dann noch dankbar für jede Freude, die Du mir, außer dem Glück des Lebens, das, wie das Leben selbst so in einem Strom hinfließt, manchmal mit so unbeschreiblicher Güte machst. Ja, so lebe ich nur in mir, in Dir, in den Kindern, in Ideen, die aber wieder mit Euch zusammenhängen, so klage ich mich manchmal selbst an, daß mir alles andere manchmal zu fremd ist, aber der Mensch kann seine Natur nicht ändern, und mein Handeln ist darum doch gleich, da, das einzige, was ich gewiß von mir sagen kann, kein Mensch eine solche Gewalt des Willens über sich selbst besitzt; ich bin von Kind an so gewesen, ich habe Ideen, Grillen, Launen, deren ich mich vom vierten Jahr an besinne. Die Zeit macht mir alles lieber und treibt mich nur, immer in noch engerem Gleise zu wandeln, wie ich von jeher gewandelt bin. Ich weiß, daß ich Dich sehr und unendlich liebte, als wir uns heirateten. Aber ich fühle, daß ich Dich jetzt noch mehr liebe, und gewiß mischt sich doch darin kein Gefühl der Schwäche oder Bedürftigkeit, die mir in allem, was das Gefühl betrifft, gewiß ganz fremd sind.

Lebe nun wohl, mein süßes, teures, einziges Kind. Theodor denkt gewiß dieses Tages mit Innigkeit. Umarme die holden Mädchen, die gute, liebe Li und Hermann.

Ewig mit der innigsten Liebe und Sehnsucht Dein S.





Meine teure Seele!

Sestern um die Essenszeit, um 3 Uhr herum, wie ich ganz ruhig bei der Ramdohr saß und ihr dies und jenes reiche, bringt man mir ein Paket und zwei Briefe von Dir mit dem Bemerken, daß sie den 23. abgegeben werden sollten. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir dies aufs Herz schoß, Deine Liebe und Güte, Dein Ungedenken, Dein Erinnern an diesen Tag. Oh, ich bins wohl nicht wert, daß Du so an mich denkst, Du Guter. Ich kann nicht sagen, wie sehr es mich rührt . . .

Wie wir noch dabei waren und uns an Deiner Güte erfreuten, kam Koreff und brachte mir ein sehr schönes Gedicht und gleich darauf Pauline und Jeanne*), die mir beide ein sehr hübsches Sonett brachten. Pauline schenkte mir ein paar niedliche Ohrringe und Jeanne einen Ring. Wir aßen dann, ich blieb nach dem Essen bei der Kranken, weil ich den Kindern die Unruhe anmerkte, nicht in den Salon zu gehen. Um 7 Uhr riefen sie mich. . . .

[Folgt die Beschreibung einer kleinen Aufführung die von den Kindern veranstaltet war.]

Pauline war so gerührt, daß sie gar nicht aus den Tränen herauskam. Es fehlte uns nichts als Du, meine liebe Seele, aber Du fehltest uns auch sehr. Wir beschloßen nachher den Abend zusammen, tranken Tee und lasen aus Goethe mehreres. . . .

Ehe ich nicht weiß, wohin Dich der Winter führt, mache ich keine weiteren Pläne. „Setze den Fuß nur leicht auf“ ist ein großes, tiefes Wort. Je länger man lebt, je mehr löst man sich von allem Eitlen und Zufälligen ab. Die geraubten Sachen in Paris binde ich Dir auf das Gewissen beim Friedensschluß.

*) Fürstin von Hohenzollern-Neuchingen und ihre Schwester Fürstin Alcerenza, geborene Prinzessinnen Biron v. Curland.



Und die Insel, ich bitte Dich, kann Lord Castlereagh einem denn nicht eine geben? Es muß ja Inseln wie Untraut geben. Und wenn sie nicht größer wären wie die des Sancho. Schaff mir eine Insel. Du kennst von jeher meine Passion darauf. Ich will auch Tribut zahlen an England. Wenn ich nur von der übrigen Welt in irgendeinem Winkel des Archipelagos nichts mehr hören sollte, keine Soireen, kein Gesellschaftsklatsch, bloß eine Kolonie Menschen, die man liebt, ach wie schön könnte das sein! Sage es nur Lord Castlereagh, er schenkt mir gewiß eine.

Ob wir nur noch nach Paris kommen? Man spricht viel von den Verteidigungsanstalten Napoleons, Verpallisadierung usw. Wenn nicht eine Bewegung in der ungeheuren Stadt entsteht, so wird es viel Menschen kosten, viel teures Blut. Und doch, ich leugne es nicht, es gehört dazu, daß wir hinkommen. Der Zyklus ist sonst nicht vollendet.

Im übrigen, ich rede nicht viel davon, aber Du kannst mirs glauben, mir ist sonderbar zumute. Ein Weltgericht wird gehalten, wie noch nie eins war, und hier beschäftigen sich die Leute, sich Galakleider stücken zu lassen.

Adieu, Geliebter. Deine

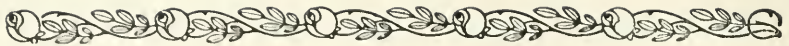
Caroline.



135. Humboldt an Caroline

Chatillon, 2. März 1814

Ich habe die letzten drei Tage sehr froh gelebt, draußen viel bei Tag und Nacht und in der Stube habe ich den Plutarch gelesen, der mich immer unendlich anzieht. Aberdeen, wenn er zu mir kommt, will sich totlachen, daß ich noch immer an der Schlacht bei Marathon und Salamis Vergnügen finde; persönlich hat er Unrecht, denn meine Liebe zu ihm hängt



vorzüglich daran, daß er dort war und die Alten kennt und liebt, aber sonst mag er recht haben. Allein es ist nicht meine Schuld. Das Antike bleibt mir ewig neu. Ich finde Leben und Tod, die Menschheit und mich, Himmel und Erde darin, was will der Mensch mehr?

Bei den Alten muß ich Dir doch erzählen, daß, wie mir Aberdeen sagt, die jetzigen Griechen behaupten, daß, seit Elgin*) die eine Karyatide weggenommen hat, die anderen drei alle Nächte um Mitternacht um die entführte Schwester klagen. Es muß ein sehr unangenehmes Gefühl sein, durch einen Raub zu solch einem Volksmärchen Anlaß gegeben zu haben.

Meine Hauptlektüre außer den Alten hier ist Bossuet**), das kannst Du Gengen erzählen, er wird sich daran erbauen. Ich schöpfe aus ihm Bestärkung meiner alten und ältesten Ideen über die Juden. Auch habe ich von Chatillon aus etwas für die Juden, die ich immer beschütze, getan. Ich las ein Edikt in unsern Zeitungen, daß man zur Sektion eines Leichnams in gerichtlichen Fällen nie einen jüdischen, sondern immer einen christlichen Arzt haben sollte. Dieser Unterschied hat mich indigniert, ich habe also Kircheisen, dem Justizminister, geschrieben, doch durch ein neues Gesetz solche vorurteilsvolle Einrichtung abzuschaffen, und hoffe, daß er mir folgen wird. Es sind die letzten Funken meiner Pietät gegen die Herz, die aber fast auch christlich geworden ist. Alles fällt von den alten Göttern ab.

Mit — habe ich die göttlichsten Gespräche und Streitigkeiten des Abends. Letzthin hat er behauptet, man könnte nur eine interessante Freundschaft mit einer Frau haben, wenn man ehemals

*) Lord Elgin, geb. 1766, † 1842, hatte bekanntlich große Kunstschätze in Griechenland gesammelt und 1814 nach England entführt.

**) Jacques Bénigne Bossuet, geb. 1627, † 1704, dogmatisch-polemischer Schriftsteller.



mit ihr auf dem allerinteressantesten Fuß gewesen wäre. Ich habe dagegen mir das Vergnügen gemacht, zu behaupten, die Freundschaft unter Männern sei immer fester und interessanter. Dabei ist Aberdeen auch über mich gekommen, und beide haben zuletzt behauptet, daß ich gar keinen Begriff vom Umgang mit Frauen hätte, wobei ich sie gelassen habe. Es ist doch nicht zu leugnen, daß die Leute, die so recht und immer in der Gesellschaft gelebt haben, zuletzt von gewisser Seite keine menschliche Faser mehr behalten, so sehr ich sie von anderer Liebe und Ehre.

Ich finde überhaupt immer, daß es nie leicht wieder zwei untereinander so amüsante Menschen geben wird, als wir sind. Wie uns andere finden, gilt uns sehr gleich. Wir wenigstens wissen den tiefsten Ernst und den heitersten Scherz immer sich gegenseitig auseinander entspringen zu lassen.

Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß ich Runthen habe eine große Freude machen können. Er war im Krieg mit seinem vorgesezten Sack und wollte seinen Abschied haben und schrieb Stein und mir darum, als ich noch in Langres war. Sack hat aber ein Gouvernement erhalten, was er noch nicht wußte, und Stein schlug mir also schriftlich vor, beim Staatskanzler zu machen, daß Runth solange die interimistische Direktion des Departements bekommen sollte. Dies ist geschehen, und so ist er unendlich vergnügt. Er schreibt mir, daß er meinen Brief zum Vermächtnis für seine Kinder legen will. Dies Vermächtnis besteht in seiner Lebensbeschreibung, wo er erst bis zu seinem sechzehnten Jahre gekommen ist. Die Kinder werden viel zu lesen haben.

Noch ein sehr hübsches Wort von Aberdeen. Ich weiß nicht, wie es neulich kam, daß ich sagte, wenn ich hier stürbe, wollte ich bei St. Vorle begraben sein, einem hübschen Kirchhof, wo man die Gegend weit überschaut. Er fand das wieder abscheulich und lobte die Familienbegräbnisse: „On sait pourtant là“, sagte er, „qu'on



n'est pas d'hier et qu'il y a une antique poussière.“ Daß hat mir sehr gefallen, ob ich gleich nicht der Meinung bin. . . .



136. Caroline an Humboldt

Wien, 4. März 1814

Mein theures Herz!

Eben in diesem Augenblick bekomme ich Deine lieben Briefe vom 20. und 21. Februar. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr sie mich erfreut haben. Denn wenn schon die unangenehmen Gerüchte, die hier in Wien herumgehen, mich nicht niederschlagen können, so kommt, trotz der Einsamkeit, deren ich mich ordentlich [befleißige, doch noch genug zu mir, um mich zu erbittern.

Traurig soll und darf man bei dem Verlust der Tapferen sein, die sich für die herrlichste und gerechteste Sache opfern, aber ihren Ruhm soll man ihnen stehen lassen, selbst wenn das Glück ihn nicht krönte. Empörend ist es, daß die Menschen nicht so sind, daß in den Augen der meisten eine Sache nur groß, herrlich, gerecht, glänzend wird, wenn sie glücklich ausgeführt wird. Darum schaffe mir schnell die Insel, denn ich lerne es nie, es so anzusehen, und wen ich anders befinde in dieser ernstesten Zeit, den kann ich immer lieben. Und leider muß ich eingestehen, ich habe viele so befunden.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabene in den Staub zu ziehn.

Im ganzen, muß ich gestehen, kann ich mich nicht von der Idee trennen, daß wir nach Paris kommen müßten, und wie die drei dort anwesenden Souveräne es anders fühlen, es anders wollen möchten, ist mir unbegreiflich. Es ist eine wahre, reine Ehrensache.



Wie schlecht die arme Ramdohr war, habe ich Dir gar in den ersten Tagen nicht sagen mögen, denn ich befürchtete, daß Du sehr schwarz für mich sehen möchtest. Es ist mir hingegen ein recht süßes Gefühl, ihr mit das Leben haben retten zu helfen, denn die Menschen leben einmal gern. Gott weiß, wenn ich Ramdohrs Frau wäre, ich glaube, ich machte mir nicht recht viel drauß. Dann habe ich aber auch in dieser in mancher Hinsicht peinlichen Zeit recht viel gelernt, recht viel in mir gewonnen und erfahren. Übermorgen wird das kleine Mädchen getauft, Pauline, Jeanne*) und ich halten es zur Taufe. Mir tut die Abreise Jeannes unendlich leid. Sie hat etwas sehr Liebes und Tiefes im Charakter.

Über die kleine Gabrielle und die Adoration, die man ihr zollt, mußt Du Dich nicht so sehr wundern. Adelheid fällt mehr in die Augen, auch weil sie schon erwachsener erscheint, dann die schöne Haltung, un port de reine, überhaupt den bewundernswürdigen Anstand, der nicht erlernt wird, sondern von innen herausstrahlt. Allein Gabrielle hat etwas unbeschreiblich Anziehendes, Süßes, Schwärmerisches und ist seit einigen Monaten auch bedeutend gewachsen. Koreff zum Beispiel, der ihr den Beinamen Undine gegeben hat, ist ganz wie verzaubert von Gabrielle, da er sich nur ehrerbietig vor Adelheid neigt. Gens war neulich abend wie außer sich über des Kindes Lieblichkeit. . . .



137. Humboldt an Caroline

Chatillon, 8. März 1814

Ich habe diese Nacht einen Kurier aus dem Hauptquartier bekommen, liebe Li, der gestern von dort abgegangen ist. Es ist zwar nichts einzelnes Bedeutendes vorgefallen, aber die Lage der Dinge ist sehr gut und beruhigend.

*) Vgl. S. 258.



Ich habe mit diesem Kurier drei Deiner Briefe bekommen . . .

Du bist sehr gut, süßes Herz, es so lieb und gerührt aufzunehmen, daß ich Dir gerade zu Deinem Geburtstag geschrieben. Ich hatte mir eine eigene Freude seit dem Anfang des Monats daraus gemacht. Wenn man zusammenlebt, ist es ganz etwas anderes, da erheitert und erleichtert man sich immerfort das Leben und gibt ihm mehr und schönere Bedeutung einer durch den anderen.

Für die Beschreibung der Abendfeier Deines Geburtstages, liebe Li, danke ich Dir unendlich. Es ist sehr hübsch, daß die Kinder sich immer mehr im Deklamieren üben. Nichts bildet so zugleich die Empfindung und ihren Ausdruck aus. Paulines Rührung dabei macht sie mir viel werter. Es ist nicht zu leugnen, daß in vielen Menschen viele Dinge liegen, die nur darum nicht zum Vorschein kommen, weil ihnen ein gewisser Umgang fehlt. Auch insofern müssen Pauline und Jeanne Dir sehr dankbar sein.

Über die Sonette schrieb ich Dir schon neulich. Ich bleibe dabei, keins hält mit Deinem den Vergleich aus, das außer dem Gedankengehalt und der Sprache einen ungemeinen Reiz durch die Klarheit und Natürlichkeit des Ausdrucks hat. Ich habe alle, weil ich glaubte, Koseff würde nichts dagegen haben, an Goethe geschickt, dem ich gerade gestern schrieb. Dafür schicke ich Dir heute von Goethe zwei Briefe, die immer merkwürdig sind, und einen Epilog*), der mir im ganzen nicht viel scheint, aber einzelne sehr schöne Stellen enthält. So finde ich z. B. die: „Des goldnen Reifes ungeheure Last“ uff. und „Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag“ uff. Selbst das gewiß Hölzerne in dem Schluß dieses letzten Verses ist mir nicht zuwider.

Die Insel**) hat mich aufs neue sehr amüsiert und noch mehr

*) Goethes Epilog zum Trauerspiel „Effe“, gedichtet während der Schlacht bei Leipzig.

**) Vgl. S. 259.



darum, weil, da ich Castlereagh kenne, ich mir sein Gesicht denken kann, wenn ich ihm ganz ernsthaft eine Insel für Dich abforderte. Nur im Archipelagos hat er nichts zu befehlen.

Bernstorff*) freue ich mich auch zu sehen. Der Urme tut mir sehr leid. Es ist mehr als traurig in jetziger Zeit, einem Lande anzugehören, das rein unglücklich geworden und wenigstens seine Regierung nicht einmal von Schuld freisprechen kann.

Allein auch er selbst war in seinen Räsonnements selten auf einem ganz richtigen Wege. Er ist überhaupt einer der wunderbaren Menschen, an denen man mit Recht vieles und beinah alles Einzelne loben kann und muß, und denen doch zum Handeln, zum theoretischen Leben, zum gesellschaftlichen Umgang, zum häuslichen Beglücken, ja endlich zum eigenen Glück immer gerade das fehlt, was die Sache nun eben recht machen würde. Er gleicht darin denen, die immer auskommen würden, wenn sie nur 100 Taler mehr hätten. Dies Urtheil sieht vielleicht hart aus, aber ich kenne Bernstorff nun so unendlich lange und irre mich schwerlich in ihm.

Du tust sehr recht, von der Schweizerreise noch nicht zu sprechen, sage nur, daß Du Deine Güter besuchst. Deine Güter haben auch das Treffliche, daß man ihnen von mehr als einer Seite beikommen kann, und sie also Vorwände zu vielen Reisen geben.

Papa und Mama, wenn sie noch von uns wissen, würden finden müssen, daß sie sich recht in uns geirrt haben. Beide haben gewiß geglaubt, daß wir Tegel und Deine Güter gar nicht achten, sondern bald verkaufen würden. Und nun haben wir alle noch und haben für Thalebra und Auleben in wenig Jahren Schwierigkeiten in ihrer Verfassung gehoben, an denen Papa sein ganzes Leben umsonst gearbeitet hat.

Überhaupt tut mir Papas Tod noch jetzt manchmal sehr leid. Ich bin ihm immer gut gewesen, da er etwas sehr Mildes hatte,

*) Vgl. S. 36.



und kein Mensch mir damals so seine Tochter gegeben hätte. Ich werde ihm das nie vergessen, beim Raffe in der Stube mit den schönen Jägerinnen auf der Tapete. Wir wären auch so ausgekommen, und ihn hätte die jetzige Zeit sehr gefreut. Es hätte ihm auch Spaß gemacht, Dich in einer ansehnlicheren Lage zu wissen. Den Toten mag dies freilich sehr gleichgültig scheinen, und sie sind gewiß glücklicher. Aber die Lebenden, die nicht wissen, wie es ihnen ist, können sich nicht so zu denken und eines gewissen Mitleids erwehren.

Lebe wohl, inniggeliebte Seele. Ewig Dein

H.



138. Caroline an Humboldt

Wien, 10. März 1814

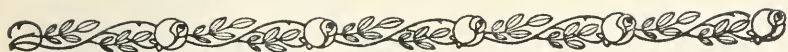
Heute ist der Geburtstag unserer lieben, verewigten Königin, und ich denke mir oft, daß vielleicht noch heute irgend eine glänzende Waffentat von den Unseren geschieht, um ihn würdig zu bezeichnen, obgleich sie geschieden ist aus dem Lande der Lebendigen. Der König denkt gewiß daran, daß es dieser Tag ist, und feiert ihn in tiefbewegter Seele.

Hier im Hause geht es gut. Die Ramdohr hat heute den zweiten Versuch gemacht aufzustehen. Dir empfiehlt sie sich ganz außerordentlich und ist von einer Rührung über das Kapitel des Dankes gegen uns, daß ich sorgsam vermeide, sie darauf zu bringen.

[Wien], 12. März 1814

Ich habe Dir gestern nicht geschrieben, mein theures Herz, weil mir nicht wohl war, dagegen bin ich am Abend durch Deine lieben Briefe vom 28. Februar und 2. März sehr erfreut und aufgeheitert worden.

Daß es sehr gut bei den Armeen wieder geht, ahnden und



vermuten wir seit mehreren Tagen. Gott gebe allen braven Armeen Sieg und den möglichst geringen Verlust! Blücher scheint so zu stehen, daß es doch sehr wahrscheinlich wird, daß er Paris nahe kommt oder hinein. Oh, ein gerechter Gott schütze die Unseren!

Ich muß über Aberdeen*) lachen, daß er nicht begreift, wie Du jetzt an den Schlachten bei Marathon und Salamis Gefallen findest. Ich begreife es recht gut. Zwar ist der Augenblick groß, ungeheuer eigentlich, und wenig Menschen sind davon gewiß mehr durchdrungen, als ich es bin, allein das ist das Schicksal alles Lebendigen in der Gegenwart, daß man es erst zusammenfassen kann, wenn es Vergangenheit geworden ist, und daß es dann erst seine rechte Größe erreicht. Ist's doch auch mit dem einzelnen Menschen so. Erst der Tod gibt ihm die ganze Weihe, alles was zurückgetreten ist aus der Berührung des Moments, erst das ist vollendet und abgeschlossen.

Die Anekdote oder vielmehr die Volksage, die Aberdeen Dir über die entführte Raryatide erzählt hat, ist eigentlich sehr schön, und es zeigt schon die Poesie an, die in einem solchen Lande in der Luft und um die großen Trümmer des Altertums wehen muß, wenn eine solche Sage unter dem Volk herumgeht.

Ich habe vorige Woche mit Koreff Deine hier zurückgelassene Übersetzung des Ugamemnon, die erste, gelesen, und er ist ganz in Bewunderung über die Schönheit der Übersetzung gewesen. Ich habe gelesen, und er hat den Text nachgelesen. Er hat mit den tiefsten Sinn für das Antike, den ich leicht bei jemand gefunden habe, und das Dunkelahnende im Gemüt über den Gang des Schicksals, ohne die man nie die Alten recht liebt und begreift.

Die antique poussière von Aberdeen hat mir sehr gefallen. Allein auf einem freien Platz wäre auch ich lieber begraben. Es gibt aber nur einen schönen Platz in der Welt, und vielleicht

*) Vgl. S. 109.



sammelt uns ein gütiges Geschick auch noch da zu den Unseren und zur lieben Erde.

Adieu, mein theures Herz. Die Kinder umarmen Dich mit mir. Deine Di.



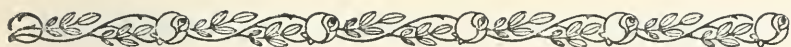
139. Humboldt an Caroline

Chatillon, 12. März 1814

Es ist mir unendlich lieb zu denken, daß Du jetzt nicht mehr über zwei Monate in Wien sein wirst. Denn wenn ich mich recht erinnere, so geht die Mietszeit mit dem 8. Mai zu Ende. Richte nur, süßes Kind, Deine Sachen alle hübsch für Dich ein, und immer ohne Antwort von mir abzuwarten. Es könnte Dich sonst unnützerweise aufhalten. . . .

Es freut mich unendlich, die Ramdohr außer Gefahr denken zu können. Wenn man so bloß im allgemeinen an ein kleines Kind denkt, so hat es immer etwas fast Empörendes, daß die Mutter dadurch in Lebensgefahr kommt. Allein wenn man freilich annimmt, ob man wollen könnte, daß ein Wesen wie Adelsheid nicht da wäre, so wird die Frage ganz anders. Das Unbestimmbare, was der Mensch, der zum erstenmal atmet, werden kann, ist unendlich schön und wahrhaft göttlich in der Welt. Eine Größe, wie nie die Erde sie gesehen hat, kann doch eigentlich in jedem Kinde verborgen liegen. Der erwachsene Mensch ist im Grunde fertig und ist mehr oder weniger wie der Schauspieler, der dieselbe Rolle her sagt. In Frauen ist das etwas Anderes und viel, es ist in ihnen ein regeres inneres Leben bis zum höchsten Alter, und es entspinnt sich sehr oft erst da etwas ganz Neues in ihnen. Aber die Männer, die überhaupt — und gewiß nicht bloß in Chatillon — ein unendlich langweiliges Geschlecht sind, bringen

268



immer wieder die alte Leier zum Vorschein, so lange nur noch die Saiten mit einem Stücke zusammenhängen. . . .

Für die Bourbons ist nicht die mindeste Bewegung im Volke, ich glaube, daß sie nicht einmal eine starke Partei haben, wenigstens keine, die tätig mitwirken würde. Monsieur ist in Vesoul. Den ersten Tag hat das Volk gerufen: „Vive Monsieur et la paix!“ aber schon am zweiten, so unglaublich es scheint: „Vive Monsieur et Napoléon!“ Monsieur haben sie nur, wie es scheint, aus Höflichkeit, und weil er Almosen ausgeteilt, erwähnt. Überhaupt ist es ein reiner Irrtum, daß das Volk gleichsam mit den Alliierten gegen Napoleon aufstehen würde.

Ich habe immer vergessen, Dir zu sagen, daß der König sich im Gefecht bei Bar sur Aube am 27. ungeheuer und mehr als je ausgesetzt hat. Er war mit dem kleinen Prinzen Wilhelm, seinem zweiten Sohn, immer so dicht bei einer Batterie, daß ihn die gemeinen österreichischen Soldaten gebeten haben, wegzureiten. Es hat aber auch viel zum braven Schlagen der Truppen beigetragen und ihm viel Liebe aufs neue bei den Österreichern gemacht, denn es war kein Mann seiner eigenen Truppen im Gefecht. Auch nach demselben blieb er einige Tage ganz allein bei Schwarzenberg.

Burgsdorffs*) Klage, daß ich nicht eigenmächtig genug handele, wird gewiß im stillen von vielen wiederholt und kommt mir auch selbst nicht selten zu. Ich bin ein heller Punkt für alle Unzufriedene, und deren gibt es, und was vorzüglich das Innere betrifft, mit Recht sehr viele. Teils haben sie wirklich Vertrauen zu mir, teils stehe ich den Plätzen, wo der höchste Einfluß ist, so nahe, daß die Augen natürlich auf mich fallen. In dieser Rücksicht ist meine Lage jetzt allerdings schwierig. Meine wirkliche offizielle Stellung gibt mir nicht den mindesten Einfluß, fast auf nichts. Ein Gesandter ist das abhängigste Geschöpf unter der Sonne, und

*) Vgl. S. 188.



selbst den Einfluß, den er gewinnen kann, wo er allein und entfernt steht, verliert er ganz und augenblicklich, sobald sein Hof ihm so nahe ist, wie mir jetzt. Ich habe sogar jetzt nur von Zeit zu Zeit, wenn ich einen besonderen Auftrag erhalte, etwas zu tun. Denn was ist ein Gesandter, wenn die Rabinette an demselben Ort vereinigt sind?

Mein Einfluß jetzt ist also nur persönlich, daher manchmal, wie der Zufall die Dinge bringt, sehr groß, manchmal sehr klein und null. Was Burgsdorff und die, welche mit ihm gleich denken, wollen, daß ich nämlich bald durch Troß, bald durch Intrige für und gegen Dinge arbeiten soll, die ganz außer meinem eigentlichen Geschäftskreis liegen, das tue ich nicht. Es ist allemal eine falsche Berechnung. Es gibt nur zwei Arten, in Geschäften heilsam zu wirken: einmal, als dazu wirklich durch sein Amt berufen, und dann gewissermaßen als Publikum, durch freies Urtheil, das man denen, die entscheiden können, so nah als möglich bringt, aber sie gehen läßt, wenn sie nicht folgen. Das letzte tue ich nun gewiß und außs angelegentlichste, aber darin weiter zu gehen und eigenmächtig zu verfahren, ist nie gut. Denn einerseits wird man da bald als unbequem beiseite gesetzt und kommt außerstande, auch nur das Mindeste zu wirken, und andernteils übersieht man die Sache nicht genug, weiß nicht den Moment, wo man eingreifen sollte, ist nicht Herr der Art, wie es geschehen müßte, und bringt oft nur Inkonsequenz in die Dinge, wo ein konsequentes Verfahren selbst aus nicht ganz guten Ansichten immer noch besser ist.

Wenn ich also der Meinung wäre, daß die Sache durch mich besser gehen könnte, als man sie führt, so müßte ich nur überlegen, ob ich darauf zu denken hätte, eine andere Stellung zu erhalten. Doch das läßt sich jetzt noch gar nicht übersehen, da noch so viele Dinge ganz im Ungewissen liegen.

Burgsdorffs Klagen, daß er nicht angestellt ist, sind sehr un-



gegründet. Theils ist er wirklich nicht zu vielen Stellen fähig, und theils geht das Anstellen niemals so sprungweise. Man muß sich ein gewisses Gleis und einen gewissen Weg immer gefallen lassen. Ich bin freilich auch spät und unregelmäßig hineingekommen. Aber das ist auch ein einzelner Zufall, und dann habe ich auch immer jeden Anlaß, wo meine Lage eine andere Wendung bekommen konnte, gar nicht mit großer Geschicklichkeit, aber mit Geduld und Fügung in die Umstände benützt. Glaube mir, liebes Kind, bei den meisten Menschen und auch bei Burghsdorffen liegt es daran, daß sie nicht Bescheidenheit und Selbstüberwindung genug haben und nicht verstehen, in äußeren Fesseln, die man geduldig trägt, innerlich frei zu sein.

Lebe wohl, mein innig liebes Herz. Ewig Dein S.

Aus Deiner Insel, bestes Kind, könnte man einen ordentlichen Roman machen. Ich stelle mir besonders Genzen vor, wenn er mit einem Male in den Zeitungen Parlamentsverhandlungen über eine Insel läse, die Dir gegeben werden sollte. Nur von England kannst Du keine in Europa bekommen. Denn die haben da, außer den echt britischen, die etwas kalt sind, selbst keine.



140. Caroline an Humboldt

Wien, 14. März 1814



estern habe ich nichts von Dir bekommen, mein theures Herz. Heute steht im „Beobachter“, die ersten Rosakenvorposten ständen den 1. März bis vor den Barrieren von Paris. Wie schlägt einem doch das Herz, denn heute morgen vielleicht muß man doch wohl von einem neuen Gefecht Blüchers mit Napoleon hören.

Wenn ich mir so den Schnee hier ansehe und das Eis und



denke, wie vor vier Jahren ich an diesem Tage nahe bei Neapel war, Orangen aß, überall das Landvolk in den Weingärten arbeitete, wie wir die Kalesche zumachten, weil die Sonne zu heiß brannte, ach, da war es freilich anders und schöner. Warum sind Land und Menschen meist immer so getrennt? Mit Deutschen jenes eine, schmale, meerumflossene Land bewohnen, das wäre doch der Erdengüter schönstes.

Da fällt mir die Insel wieder ein — Lampedusa! Ich freue mich recht auf den eigenen Artikel im Friedensstraktat, worin sie mir verschrieben wird.

Upropos, der Frieden (dereinst wird doch einer geschlossen) wird doch unter den Umständen nicht französisch abgefaßt werden? Unsere Kinder und Enkel glauben ja wahrhaftig nicht an die Wahrheit der Geschichte, an die erlittene und gerochene Schmach, wenn das wäre. Ich weiß, Du siehst diese Dinge manchmal zu gleichgültig an, aber tue es nicht. Es muß in allem ein Anfang gemacht werden. Du wirst mir sagen, daß im Parlament von England konstitutionsmäßig französische Reden gehalten werden, allein sie besaßen einmal einen Teil von Frankreich. Das Friedensinstrument muß, dünkt mich, lateinisch abgefaßt werden, so ist es billig gegen alle.

Die Ramdohr empfiehlt sich Dir dankbarst, es geht alle Tage besser mit ihr, und sie ist, wie Du denken kannst, ganz in Dankbarkeit aufgelöst. Das glaube ich selber, daß ohne so geschickte ärztliche Hilfe sie zwei Stunden nach der Entbindung nicht mehr am Leben war, und dann zwischen der vierten und fünften Nacht, da war sie agonisierend. Sie behauptete damals und jetzt noch immerfort, ich hätte ihr immer in einem lichten rötlichen Schimmer vorgestanden und sie immer mit den schönsten Dingen übergossen, die gleichsam wie ein rosigter Duft von mir ausgegangen wären. Sie sagte in jener Nacht etwas Furchtbares, was mich sehr ergriff, da ich ihren



Tod für unvermeidlich hielt. Gegen Morgen fragte sie nach der Zeit, und wie ich ihr sagte, der Morgen dämmerte, so schien sie mich nicht ganz zu verstehen und erwiderte: „Ach will denn diese Nacht nie enden“. Da sie wirklich einen wahren Todeskampf litt, und ich mir die tiefere Nacht dachte, die sie nun bald decken würde, so kann ich Dir nicht genug sagen, was diese Sehnsucht nach dem Licht und dieses Grauen vor dem Dunkel und der Nacht mich ergriff.

Adieu, mein Herz. Ewig Deine

Li.



141. Caroline an Humboldt

Wien, 17. März 1814



Es ist mir noch gar nicht gut, mein liebes, bestes Herz. . . . Seit gestern ist das Wetter nicht allein außerordentlich milde, es ist auch der linde, versprechende Frühlingshauch drinnen, der einem die tiefe, unaussprechliche Sehnsucht in der Brust löst.

Ich habe mich in diesen Tagen, wo mein Kommen nach Neapel wieder jährlich wurde, doppelt hingesehnt, und gleichsam wie überströmt und überstrahlt von dem Zauber jener Natur, in mir der Erinnerung gelebt. Wird' ich sie wiedersehen? Wird' ich Rom wiedersehen und die teuren Gräber meiner Lieben, und die zauberisch beleuchtete Gegend, wenn Berge und Täler und Meer in den Gluthen der Abendsonne erglänzen und eine Klarheit am Himmel sich aufthut, die ich noch nie wo anders gesehen habe? Wie herrlich standen und zeichneten da sich die Zypressen von Villa Mellini!

Es gibt so gewisse Tage, die einem vorzugsweise in der Erinnerung bleiben, und so mir unter anderem ein Abend in der Villa



Barberini auf dem Janikulus. In jenem Abend waren wir lange auf dem verfallenen Kasino gewesen, wo man durch so viel wildes Gesträuch sich durchwinden muß, und hatten uns lang an der Aussicht nach S. Paolo fuor' le mura, der Gegend nach Ostia hin, dem Laufe der Tiber und den lang sich hinstreckenden Gebirgen ergötzt. Endlich gingen wir herunter, um nach dem großen Kasino zu gehen, und herauf auf die Loggia. Ungefähr in der Mitte der Villa, wo man die unendliche Stadt mit all ihren Kuppeln und der alten und neuen Herrlichkeit vor sich hat, und die Albaner Gebirge und die ferneren Apenninen sich gerade so stellen, daß sie wie ein mächtiger Kranz sich um die einzige Stadt, die Stadt der Städte herumlegen, da stand ich still, und es ging in dem Augenblick der Vollmond in wunderbarer Klarheit auf über Monte Cavo.

Nachher gingen wir hinauf auf die Loggia, wo der Abend schon mehr dämmerte, und der Mond sein volles Licht über alles ausgoß.

Dieser Abend gehört mir mit zu den unvergeßlichsten im Leben.

Doch wo gerate ich auf einmal hin, Rom und Neapel — und das alles, weil hier eine Spur von Sonne ist!

Wie geht es Dir, meine liebe Seele, in dem wohl sehr öden Chatillon? Es gibt bis auf die Pyrenäen kein häßlicheres und gemeineres Land als Frankreich. „Cette belle France“ ist eigentlich grundgarstig, und das Unpoetische in der Natur der Bewohner, von dem die Ausnahme gewiß sehr selten ist, mag wohl mit daran liegen.

Der Gedanke meiner Reise amüsiert mich um so mehr, als ich ihn so ganz still mit mir herumtrage und bei mir ausspinne, und wenn dann die Leute ganz ernsthaft nach meinen Gütern fragen, so muß ich still in mich hineinlächeln. Ubelheid habe ich aber eine Konfidence damit gemacht, daß es vielleicht auch noch wo anders

274



hinginge, und sie ist gesprungen, deckenhoch. Die Lebendigkeit dieses lieben Kindes ist gar süß und hübsch.

Adieu, geliebtes Herz. Ewig Deine

Li.



142. Humboldt an Caroline

Chatillon, 16. März 1814

Die Art, wie Du in Wien lebst, gefällt mir sehr. Du be-
fleißigst Dich eigentlich der Einsamkeit und siehst doch,
fast ohne es zu wollen, so viel Menschen, als in einer
Zeit, wo viel Neues vorgeht, angenehm ist. Im Grunde kann das
freilich nur eine Frau. Aber genieße das Vorrecht. . . .

Die Bemerkungen, die Du bei Gelegenheit der Urtheile über die
wenigen, nicht glücklichen Gefechte machst, habe ich auch in meinem
Kreise, obgleich minder, zum Theil bestätigt finden können. Aller-
dings wird das Große und selbst das bloß Kräftige herabgezogen.
Aber ärgern, süßes Kind, muß man sich darüber nicht. Es ist dies
ein notwendiges und unabänderliches Ingredienz des großen Schau-
spiels, das täglich vor einem gegeben wird.

Ich schicke Dir heute ein Sonett:

An das Jahr 1813 und 1814.

Was irdisch blüht, reißt fort der Jahre Wallen,
Und nichts besteht, was groß einst ragt' und hehr.
In nächtig Dunkel, ohne Wiederkehr,
Wie Laub des Herbstes, Völker, Herrscher fallen.

Will auch von fern ihr Ruf hertönend schallen,
So überbraust, von wilder Stürme Heer
Gepeitscht, der Zeit allüberwiegend Meer
Mit seiner Flut Getös' ihr dumpfes Hallen.

Nur Tat und Wort durch Ewigkeiten währen,
Da sich ihr Hauch, verstummt gleich ird'scher Mund,
Nicht irdisch selbst, hängt an der Sterne Sphären.



Darum vergeht nie dieser Jahre Weihe,
Da, stark durch sich, und stark durch festen Bund,
Siegt hoher Fürsteninn und Völkertreue.

Deine vergleichende Schilderung Adelsheiß und Gabriels ist unendlich hübsch. Es sind zwei himmlisch liebe Kinder, und Gabriele ist so recht heimlich emporgewachsen, ohne gleich und selbst lange hin anzudeuten, was sie werden würde. Du erinnerst Dich wohl noch, wie sie bei Deiner Rückkunft aus Frankreich stumm unter dem runden Tisch, den wir immer den Palmbaum nannten, saß? Ich habe ihr neulich geschrieben. Aberdeen^{*)} schreibt seinen drei Mädchen, die noch klein und nach einer Zeichnung, die er hat, sehr hübsch sind, auch sehr oft, aber immer drei Briefe an alle zugleich, damit keine neidisch wird. Ich würde bei diesem Kalkül immer fürchten, mehr Wert auf meine Briefe zu legen, als vielleicht die Kinder täten.

Der alte Lord Cathcart^{**)}, ein Mann von über 60 Jahren, und der immer Soldat gewesen ist und noch ist, hat sich hier den „Jardin des racines grecques“, ein Dictionär der griechischen Wurzelswörter, wo die Bedeutungen in französische Verse gebracht sind, gekauft und sagte: „Cela m’amusera le soir, quand je n’ai rien à faire“. Was überhaupt die Engländer für sonderbare Menschen sind, das haben wir hier volle Gelegenheit zu studieren.

Alexanders Brief ist zu merkwürdig, um nicht zu verdienen, Dir vorgelegt zu werden. Er verspricht sein Bild en pied mit Attributen des halben Erdkreises. Darauf freue ich mich wirklich. Sei es auch nur von Steuben^{***)}, der doch ein Mensch von Talent scheint, so wird es immer Alexandern einigermaßen darstellen, und wir lieben ihn doch sehr und haben sein Bild immer gern. Die kleinen Zufälligkeiten seiner sentimentalen und ästhetischen Eitelkeit

^{*)} Vgl. S. 109.

^{**)} Vgl. S. 207. Lord Cathcart war auf dem Kongreß zu Chatillon neben Aberdeen und Stewart Vertreter Englands.

^{***)} Russe von Geburt, in Frankreich aufgewachsen.



treffen nur seine Briefe und gehen ihn nichts an. Was das Sonderbarste ist, so gleichen wir uns doch eigentlich in tausend Stücken. Für einen dritten muß es kaum zwei Leute geben, über die es so amüßant sein muß, sich vergleichend zu motivieren. Mit seinen Finanzen scheint es schlimm auszusehen. . . .

Wohl sagst Du wahr, daß nichts über die Süßigkeit des Zusammenwohnens geht. Dies ist eine der Ursachen, deren es sonst so viele gibt, warum, wenn man sich liebt, eine Heirat über alle andere Liebe geht und unendlich glücklicher macht. Ich bin gegen die Heiraten, wie gegen das Spaziergehen. Ich mag den Leuten, die es nur entweihen, nicht verraten, welch ein Schatz von süßem, innigem, in jeder Rücksicht erhebendem Leben für die darin liegt, die es erkennen. Auch kann man eine Ehe und ein Zusammenleben kaum je eng genug werden lassen.

Genz ist sehr sonderbar, nicht zu Dir zu kommen. Doch begreife ich es. Er folgt in der Wahl der Gesellschaft, vorzüglich der, die er außer seinem Hause sucht, Rücksichten, die ihn nicht leicht zu Dir führen können. Auch mich knüpfen vor allen Dingen Jugenderinnerungen an ihn und eine unleugbare Anhänglichkeit an mich, die er immer beibehalten hat. Dann hat er auch durch alle Metamorphosen seines Wesens immer das behalten, daß er in jede Idee leicht eingeht, sie mit Lebendigkeit fortspinnt, und doch sehr oft so und auch ganz von selbst auf sehr neue und eigentümliche kommt.

Am Geburtstag der Königin ist ein heftiges und glückliches Gefecht bei Blücher gewesen*). Seit diesem Gefecht sind wir über die Armeen nicht recht im klaren.

Lebe wohl, innigliebe, teure Seele.

S.



*) Schlacht bei Laon.



143. Humboldt an Caroline

Chatillon, 19. März 1814

Wir haben heute unsere letzte Konferenz gehabt, liebe Li, und zwar ohne Frieden. Die Begebenheiten, wie groß und dringend sie auch für Frankreich sind, haben noch nicht den Eindruck gemacht, der zum Annehmen notwendiger und gerechter Bedingungen nötigte. Es müssen neue Ereignisse herzutreten, und die Dinge ruhen aufs neue im Schoße der Götter.

Ich würde morgen, oder da morgen noch wegen unserer Protokolle einiges zu ordnen ist, übermorgen Chatillon verlassen, wenn nicht uns heute die Nachricht gekommen wäre, daß die Hauptquartiere der Monarchen nach Bar sur Seine verlegt sind. Napoleon scheint sich nämlich jetzt gegen die Schwarzenbergische Armee zu wenden . . .

Habe ich Dir je geschrieben, daß ich bewirkt habe, daß Lolo*) bis jetzt ihre Pension ununterbrochen ausgezahlt bekommt? Ich hatte mich von Freiburg aus darum bemüht, habe aber erst hier die Gewißheit erhalten, daß es gelungen ist. Ich sehe auch für die Folge keine Schwierigkeit.

Die Geburtstage der Kinder rücken heran, beste Seele, und ich kann ihnen von hier aus gar nichts schicken. Ich bin aber noch in einer anderen Not. Ich weiß nie die Tage ganz ordentlich. Sei mir darum nicht böse, süßes Herz, aber es geht mir mit allen Tagen so, es prägt sich mir gar nichts so epochenweise ein. Ich will Dir nun einmal sagen, wie ich es meine. Aber lache mich ja nicht aus, ich bitte Dich. Gabrielens Geburtstag ist, denke ich gewiß zu wissen, am 28. April, Adelsheids am 5. Mai, Carolinens am 6. Mai; aber nun weiß ich gar nicht, wo ich mit Hermann hin soll, mir schwimmt so etwas vom 19. April vor dem Gedächtnis,

*) Frau v. Schiller.



aber das ist wohl ein reiner Irrtum*). Schreib mir doch ja genau alle Tage. Ich werde allen schreiben. Verrate mich und meine Unwissenheit auch nicht bei den lieben Kindern, sie möchten böse werden, vorzüglich würde die Li so etwas gar nicht dulden, es ist gegen alle häusliche Ordnung.

Das schöne Wetter mehrt unendlich meine Sehnsucht, nicht nur wieder mit Dir zu sein, denn die ist immer eigentlich gleich groß, aber auch schon Dich nur aus Wien und in schöneren und Dir gefälligeren Umgebungen zu wissen.

Wien muß äußerst einförmig und traurig für Dich sein, das begreife ich in jeder Rücksicht.

Lebe wohl, inniggeliebtes Herz. Ich schließe wieder mit einem Sonett:

Sehnsucht nach den Gestirnen.

Die Sterne, die am Himmelsbogen blinken,
Senden dem Menschen süß verwandten Schein.
Ist es vergangenes, nur vergeßnes Sein,
Ist es zukünft'ges, das sie niederwinken?

Doch ewig einsam sie den Äther trinken,
Erreicht von unsrer Sehnsucht Hauch allein,
Die, unbefriedigt, folgt den goldnen Reih'n,
Wenn auf sie steigen oder nieder sinken.

Nur ein Weg führt an jene lichten Orte.
Wem Himmelssehnsucht heiß die Brust verzehrt,
Muß suchen erst des Todes schwarze Pforte.

So steht in schöner Mitte Menschenleben,
Da, wenn es auf zum Sternenzelt begehrt,
Süß stillt der Erde kühler Schoß sein Streben.



*) Die Geburtstage waren: Gabriele 28. Mai, Adelheid 17. Mai, Caroline 16. Mai, Hermann 23. April.



144. Caroline an Humboldt

Wien, 27. März 1814

Teures und geliebtes Herz!

Alle Leute sagen mir, der Kongreß sei aufgehoben, und ich müsse Dich aufs neue in dem Hauptquartier des Kaisers Franz denken. Ich erwarte heute oder morgen einen Brief von Dir darüber.

Ich kann nicht anders, als mir denken, daß die aufgehobenen Negotiationen den Kriegsoperationen noch mehr Nerv in diesem Augenblick geben werden. Denn zu einem großen Resultate drängt alles, und das Weigern des einen liegt wohl in der Verbindung, die große, welterschütternde Schicksale haben. Unter allen Talenten ist das wohl auch nicht zu verachten, dem leisen Tritt nachzuhorchen, den es unwandelbar geht.

Man sagt mir auch, daß infolge der genommenen Position Napoleons unsere Armeen alle eine rückgängige Bewegung machten, weil Napoleon sie trenne *étant à cheval sur la Marne*. . . .

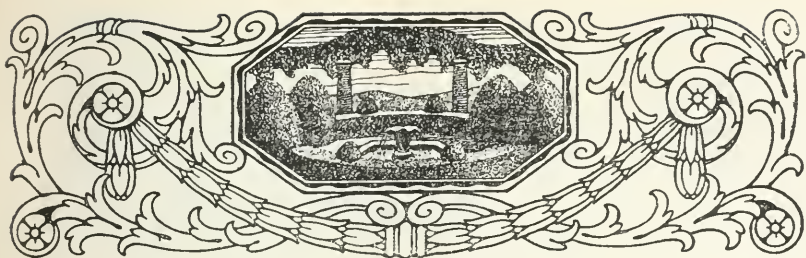
Die arme Schlegel sehe ich in keiner geringen Angst um ihren Philipp*). Aus den öffentlichen Blättern ersehe ich, wie sehr Prinz Wilhelm**), der unsere, sich ausgezeichnet hat. Da wird mein lieber Hedemann nicht übel mit zugeschlagen haben.

Adieu, meine teure Seele. Ewig Dein.

*) Philipp Veit, Maler, geb. 1793, † 1877, Dorothea v. Schlegels Sohn erster Ehe.

**) Bruder Friedrich Wilhelms III.





Sechster Abschnitt

Mit dem Hauptquartier auf dem Kriegsschauplatz vom 22. März bis zur Ankunft in Paris am 13. April 1814



145. Humboldt an Caroline

Bar sur Aube, 22. März 1814



Ich habe Dir gestern nicht schreiben können, liebe Li, weil ich den ganzen Tag im Wagen und zu Pferde war. Die übrigen Plenipotenziärs sitzen noch in Chatillon. Ich bin in vollem Glück. Aus dem Frieden, der auf diese Weise nie hätte gut sein können, ist, ganz ohne unsere Schuld, bloß durch Napoleon seine, nichts geworden, ich bin mitten im Krieg; die Operationen gehen gut, und ich danke meine schnelle Versetzung von Chatillon nach Bar sur Aube bloß meiner Tätigkeit. Meine Kollegen wollten vorgestern noch andere Ereignisse und Befehle abwarten, ich aber war vom Staatskanzler eingeladen worden, nach Bar sur Seine zu kommen, und er hatte mich sehr freundlich gebeten, es gleich zu tun. Ich begab mich also gestern früh auf den Weg, hatte aber mehr Abenteuer, als ich mir vorstellte. Ich fuhr um 7 Uhr weg und kam beim schönsten Wetter sehr gut bis ungefähr zwei Stunden



vor Bar sur Seine. Da begegneten mir österreichische Offiziere und sagten mir, der Kaiser Franz, Metternich, Castlereagh und Hardenberg wären fort nach Bar sur Aube, und sie rieten mir, nach Chatillon zurückzufahren, weil es in Bar sur Seine gar nicht mehr sicher sei. Das Zurückgehen ist meinem edlen Herzen immer zuwider, ich berechnete, daß ich, da meine Pferde sehr gut sind, noch bis hierher kommen könnte, rechnete im Notfall noch auf meine Unverletzlichkeit als Plenipotenziär und fuhr ruhig weiter.

In Bar sur Seine fand ich wirklich als ich um 1 Uhr ankam, niemand mehr; doch hatte ich den Tag vorher einen Feldjäger mit meinem noch einzig übrigen Pferde und einem Kosaken, den ich als Ordonnanz bei mir habe, nach Bar sur Seine geschickt. Ich setzte mich also mit meinem Kosaken zu Pferde und fand im ersten Dorfe eine Beerdigung. Ich fragte, woran der Mann, über den man eben die Erde schüttete, gestorben sei, und erhielt zur Antwort, „par le mauvais traitement de nos amis.“ Diese Antwort, die natürlich darauf ging, daß wir uns häufig Freunde der Franzosen und nur Widersacher Napoleons nennen, gefiel mir nicht sonderlich, und ich ritt weiter. Der Anblick war übrigens sehr lugubre, denn die Witwe des Mannes kniete am Hügel, den man noch immer schüttete, und schrie ganz laut und erbärmlich, der Priester betete dazwischen, und das halbe Dorf stand herum.

In dem Moraste begegnete ich einem großen Teil des hiesigen Hauptquartiers, Stein, Rheinfeldern und vielen anderen, alle bis an die Achsen im Kot und in der sichtbarsten Gefahr, ganz stecken zu bleiben. Man sagte mir, ich fände vielleicht den Kanzler, der mit Castlereagh, Münster, unserm Hardenberg und anderen geritten war, noch in Vendevre, und ich ritt also scharf zu. Er war aber auch schon fort, und ich hatte nun noch gegen drei Meilen bis hierher. Der ganze Weg ist die große schöne Chaussee, die wir gekommen sind, wie wir nach Paris gingen. Eine Viertelmeile



aber hinter Vendeuvre geht eine alte verlassene Chaussee ab, die eine Stunde näher ist, und auf der unsere Fußgarde eben marschierte. Das reizte mich, und ich nahm sie, ohne zu wissen, daß der Weg doch jetzt nicht ratsam ist, allein zu machen. Wie ich der Garde voraus war, begegnete ich keiner Menschenseele mehr, kam nur durch ein Dorf und ritt meist durch enge Felsendefilees, Bergschluchten und Wald. Es ist die bequemste Gelegenheit da, von den Bauern, die sich jetzt dies Vergnügen oft machen, erschossen oder mißhandelt zu werden, und einen armen Chirurgen der Garde, der nur einige tausend Schritt zurückgeblieben war, haben sie wirklich gestern abend auf diesem Wege beraubt und halb totgeprügelt. Mein Kosak ist ein blutjunger, beherzter Mensch, ich hatte auch einen Degen, unsere beiden Pferde waren gut, also kann ich nicht sagen, daß ich mich gefürchtet habe. Dabei war das Wetter himmlisch, ein wahrer Sommerabend. So in der Abenddämmerung ritten wir an dem einzigen Dorfe vorbei, das auf dem Wege liegt, und ich fand vor der Thür eines etwas abgelegenen Hauses eine Bauernfrau mit einem Kinde auf dem Schoß und zwei Knaben neben ihr sitzen, die alle entsetzlich weinten. Ich hielt still, und stell Dir vor, sie erzählte mir, daß sie seit vielen Tagen keine andere Speise hätten, als das Fleisch der sterbenden und toten Pferde, die in der Gegend herumliegen, daß sie eben ihre beiden Knaben ausgeschickt habe danach, und daß sie auch das nicht mehr gefunden hätten. Das Elend in den Orten, die so an der Straße liegen, ist unbeschreiblich, allein so ist es freilich nur in einem kleinen Strich.

Mit einbrechender Nacht kam ich in Bar sur Aubie an, das auch einen ziemlich furchtbaren Anblick gewährt. Da es mehrmalen genommen und wiedergenommen ist, so sind viele Häuser zerstört, jetzt liegt der Ort so voll, daß mehrere von uns die Nacht haben im Wagen bleiben müssen, und Birwaks und Wachtfeuer sind rund



herum. So war ich vom Morgen zum Abend vom tiefen Frieden in recht eigentlichen Krieg gekommen.

Beim Kanzler, der immer eine sehr hübsche Gastfreiheit übt, und bei dem alles ist, was sonst nicht weiß, wo es hin soll, daß ich sehr fröhlich zu Abend und bin noch heilfroh, daß ich mich nicht habe abschrecken lassen, sondern mich bis hierher durchgewunden habe. Es ist ein unendlich amüßantes Leben im Hauptquartier, und ich wünsche sehr, daß ich nicht bald wieder einen Auftrag bekommen möge, der mich davon entfernt.

Lebe wohl, süße, teure Li.



146. Humboldt an Caroline

Chatillon sur Seine, 24. März 1814

Du wirst Dich sehr wundern, liebe Li, daß ich Dir wieder von hier schreibe, auch mußt Du nicht denken, daß von neuem Friedensunterhandlungen gepflogen werden. Ich gehe nur durch Chatillon durch, um nach Dijon zu kommen. Ich wollte gerade Dir gestern Abend zwischen 11 und 12 Uhr schreiben, als mir der Staatskanzler sagen ließ, daß ich gleich solle einpacken lassen, weil man spätestens morgen früh weggehen werde. Ich ging nun gleich zum Staatskanzler und erfuhr, daß Napoleon wirklich auf Vitry marschiert sei, und daß aus diesem Marsch und aus aufgefangenen Briefen hervorgehe, daß er das sehr gewagte Projekt gemacht habe, sich durch unsere Armeen durchzuziehen, gegen Metz und Verdun zu gehen, sich mit den Garnisonen dieser Plätze, etwa 12000 Mann zu verbinden, vorzüglich aber uns von Paris abzuziehen. Schwarzenberg stand im Begriff, sich mit Blücher zu vereinigen, und verfolgt übrigens Napoleons Arrieregarde, der er noch gestern 23 Kanonen abgenommen hat. Für den Krieg ist also



dieser Umstand, wenn man sich gut betrügt, auf keine Weise schlimm. Er ist von gewisser Seite sogar gut, denn er zeigt, daß Napoleon sich in einer verzweifeltsten Lage glaubt, und wenn man eine Schlacht gegen ihn gewinnt, wird seine Rettung äußerst schwierig.

Allein für die Lage der Kabinette und des Kaisers Franz war die Sache zwar gar nicht im mindesten gefährlich, allein unangenehm. Troyes, Bar sur Aube und die ganze Gegend kamen nun außer den Kreis der Armeen, und man konnte also nicht dort bleiben. Zur Schwarzenbergischen Armee konnte man auch nicht mehr, ohne in wirkliche Gefahr zu kommen. Es blieb also nur über, sich hierher zur Bianchischen*) Armee zu begeben.

Der Kaiser ritt heute früh um 6 Uhr mit seiner gewöhnlichen Eskorte aus, und Castlereagh, Hardenberg, der Wiener Hardenberg, Graf Münster und alles, was von uns Pferde hatte, begleitete ihn zu Pferde, und so sind wir hier vor einer halben Stunde angekommen. Allein die letzten lieues bin ich mit dem Staatskanzler gefahren, weil er gern mit mir sprechen wollte.

In Bar sur Aube sind wir sehr vergnügt gewesen, wie überhaupt der Staatskanzler das Talent hat, bei einem gar nicht kostbaren Tisch, der nichts als eine einfache Hausmannskost ist, die Menschen durch eine große Gutmütigkeit und Sozialität und so durch und durch in alle Kleinigkeiten gehende Loyalität sehr lustig zu erhalten. Gestern mittag aß Metternich da, und es war von Kunth, und daß er mich erzogen hätte, die Rede. Metternich sagte, er wisse gar nicht, wie ihm zumute sein würde, wenn er in dem Fall wäre, mein Erzieher gewesen zu sein, und Ancillon meinte que Kunth devait toujours passer de l'effroi à l'admiration,

*) F. M. Lt. Bianchi befehligte die Reservedivision der österreichischen Südbarmee.



was Metternich sehr hübsch gefunden hat. Du siehst, liebes Kind, daß ich immer der Stoff des Amüſements bin.

Lebewohl, innig geliebte Seele.



147. Humboldt an Caroline

Dijon, 28. März 1814

Ich ſchicke Dir heute, liebe Li, ein Bulletin, das Dich ſehr freuen wird. Die Engländer ſind in Bordeaux, und die Einwohner der Stadt haben ſie mit Freude und ſogar mit Enthuſiaſmus aufgenommen. In Pau, Mont de Maſſan und anderen Orten iſt daſſelbe geſchehen, und man hat ſogar die abziehenden franzöſiſchen Truppen gehindert, Magazine, die dort waren, zu zerſtören, und hat ſie den Engländern unangetaſtet zugeführt. Vermuthlich verbreitet ſich derſelbe Geiſt, der ſich in Bordeaux offenbart, auch in Lyon und in anderen Städten, und man kann, glaube ich, dies Ereigniß als die Krife anſehen, die nun das Ende des Krieges herbeiführen wird.

Von der großen Armee haben wir noch keine beſtimmten Nachrichten. Wir wiſſen nur, daß Napoleon die Nacht vom 24. auf den 25. in Bar ſur Aubes zugebracht hat. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß er ſeine anfänglichen Pläne aufgegeben hat und wieder gegen Paris, um es zu verteidigen, vordrängt. Es liegt hierin eine Ähnlichkeit mit ſeinen Bewegungen vor der Schlacht bei Leipzig, von der man die Vorbedeutung gern annehmen kann. Auch damals ſchien er plötzlich in unſerm Rücken gegen Berlin agieren zu wollen und änderte auch damals ebenſo plötzlich ſeinen Entſchluß.

Du biſt ſehr gut, liebes Kind, mit dem Vorſchlag des Lateiniſchen*). Aber wer ſollte dann das Inſtrument ſchreiben, und wer verſtehen? Die meiſten Menſchen um mich her nehmen den Ausdruck „tote

*) Vgl. S. 272.



Sprachen“ ganz buchstäblich und lassen die Toten ruhen. Nur ich lebe immer mehr mit den Alten. In St. Seine habe ich den ganzen Abend im Demosthenes gelesen und in der Felsgegend um Val de Suzon den Tod des Patroklos. Es ist mir immer eine der rührendsten Stellen im Homer gewesen und Dir, wie ich mich erinnere, auch.

Ich begreife es sehr gut, wenn es den meisten Menschen im Herumwandern des Hauptquartiers unbehaglich ist. Wenn ich bloß so in dem äußeren Umtreiben, und den oft einem nicht nach Sinn gehenden Geschäften lebte, wäre es mir auch so. Aber wer, wie ich von mir mit Gewißheit sagen kann, daß er wovon er eigentlich lebt, sei es auch nur in Erinnerung und Sehnsucht, mit sich herumträgt, der bettet sich überall gern, und läßt das Übrige wie ein Schauspiel an sich vorbeigehen.

Deine Sehnsucht nach Italien hat mich tief ergriffen. Wohl muß man dies Land ewig so fühlen und wir am meisten, da es einen Teil unseres Liebsten behalten hat. Wäre ich nach Paris gekommen, oder sollte ich noch dahin kommen, so werde ich den Garten gewiß auffuchen, wo die arme, kleine Luise liegt. Ich bitte Dich sehr, ihn mir recht deutlich zu bezeichnen.

Es freut mich, daß Du meine ferneren Bemühungen für Thalebra billigst. Gott, ich liebe diese Güter nur, weil Du da lebstest, da warst, weil sie die Gegend sind, die mir, da ich Dich kannte und noch nicht besaß, wie ein Zauberland vorkamen, aus dem mich ein süßer, unbegreiflicher Hauch anwehte, die ich mit keiner anderen vertauscht hätte. Ja, liebe, süße Li, es war ein wunderbares und seltenes Glück, das mir gönnte, Dein zu werden, und ich kann nie ohne tiefe Nüßrung, auch noch unabhängig vom Gefühl der Liebe und der Anhänglichkeit für Dich, an diese unverdiente Gunst des Schicksals denken. Da sich jeder Mensch nur selbst genau kennen kann, so weiß ich, wie das Beste in mir untergegangen wäre, hättest Du es nicht auf so mannigfaltige Weise



gehoben und genährt und mich selbst der öden und leeren Lage bei Mama entrissen. Ich will damit gar nicht von unmittelbar bildendem Einfluß reden, den ein Mensch auf den andern ausüben kann, von dem ich wenig halte. Aber es ist unbegreiflich, wie tief es auf den nicht ganz Unempfänglichen wirkt, wenn er auf einmal in einem Wesen vor ihm einen ganzen Schatz ihm bis dahin unbekannter Kräfte sich aufthun sieht; und so ging es mir mit Dir. Man kann von solchen Dingen eigentlich nicht reden und schreiben. Aber es ist reine und einfache Wahrheit, daß das tiefe und innigerührte Nachdenken darüber mich, wenn ich bei Dir bin, und abwesend oft, unendlich oft lange und anhaltend beschäftigt.

Ich schließe wieder mit einem Sonett, das wohl für uns beide gelten könnte, weil Deine unendliche Liebe und Güte es so will, aber das ich Dich doch bitte, nur als von mir aus tiefem Herzen an Dich gerichtet, anzusehen.

Was sich gestaltet, leblos und lebendig,
Versammelt sich um einen Bildungskern,
Da sonst die Stoffe blieben stets sich fern,
Schweifend chaotisch, einzeln unbeständig.

Der Erdball ward geformt so von inwendig,
Gesellt so seiner Sonne jeder Stern,
Und vom Krystall bis zu der Schöpfung Herrn
Herrscht dies Gesetz, fest, ewig und notwendig.

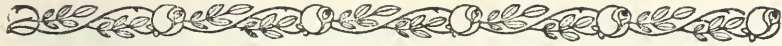
So auch im Menschenglück. Wo eins verliehen,
Das fest sich um das Herz des Busens rankt,
Des einen Kräfte alles an sich ziehen.

Mir ward dies eine an dem Tag geboren,
Dem Dich, Geliebte, mein Geschick verdankt.
Jetzt ist des Unglücks Macht an mir verloren.

Lebe wohl, süßes Herz. Admarme die Kinder.
Ewig Dein

H.





Wie reich bin ich gestern geworden, meine teure Seele! Fünf Briefe von Dir auf einmal und zwei Sonette. Du bist wie die Götter, die auf einmal und mit vollen Händen geben. Da Du en train bist, so hoffe ich, wird die Insel*) nun auch nachkommen, und ich binde sie Dir nochmals auf die Seele. Da der Friede ajourniert zu sein scheint, so komme ich mit meinen Bitten wohl noch nicht zu spät.

Deine Reisebeschreibung hat mich unendlich amüsiert, auch die flüchtige Nachricht von Theodor hat mich erfreut und beruhigt. Ich sehe Dich recht in Deiner Reisefertigkeit. Allein so ganz ohne Gefahr bei der Stimmung der Bewohner scheinen diese Expeditionen mir nicht zu sein, und ich bitte Dich inständigst, Dich nicht so allein mit einem Kosaken zu aventurieren. Ach, wo Armeen sind, muß partiell Not und Jammer und Elend sein, das ist wohl unzertrennbar davon, und eine solche Masse Menschen im Zügel zu halten, das ist unmöglich, ohne daß nicht hie und da Erzeße vorkommen. . . .

4. April 1814

Meine Seele, in diesem Augenblick bekomme ich Deinen lieben Brief aus Dijon vom 26. März, der mir wieder ein recht lebendiges Bild Deines wandernden Lebens und überhaupt eines Hauptquartiers gibt. Manchmal beneide ich doch Lady Burghers, die das alles mitmacht, aber freilich mit den Kindern möcht' ich das alles nicht bestehen, und noch kann ich mir mein Leben nicht abgetrennt von ihnen denken. Es wird aber auch das einmal kommen, und ich werde mich daran gewöhnen. Aber doch nicht wie Wallenstein sagt: „Denn an das Höchste und Gemeinste lernt er sich gewöhnen, denn ihn besiegen die gewaltigen Stunden.“

*) Vgl. S. 272.



Die Gewalt der Zeit ist eigentlich unleugbar, allein die, gegen die sich einem das Herz am tiefsten sträubt und ewig rebelliert. Ich wenigstens. Und ich kann beteuern, daß es Schmerzen gibt, die mir neu und zerreißend sind wie an dem Tage, wo sie mich trafen. O Gott, was bliebe bei den flüchtigen Jahren einem denn, wenn Schmerz und Freude einem nicht gegenwärtig blieben!

Die Kinder grüßen aufs zärtlichste, und ich bin ewig Deine
Li.



149. Humboldt an Caroline

Dijon, 30. März 1814

Er hiesige Aufenthalt, liebe Li, ist angenehm und glänzend zugleich. Es kommt Siegesnachricht über Siegesnachricht. Die Besetzung von Lyon und Bordeaux sind Dir bekannt. . . .

Daß ich jetzt doch Alexandern in Paris sehe, wird mit jeder Stunde wahrscheinlicher, die Dinge rücken mächtig zur Entscheidung heran, und man kann nunmehr ohne Furcht vor der Nemesis sagen, daß unser eigentlicher Widersacher nicht mehr zu fürchten ist. Schwarzenbergs letzter Bericht vom 27. morgens ist aus Tressour. Von da hat man zwei kleine Märsche bis Paris, und ein Feind stand eigentlich nicht mehr zwischen der Armee und der Hauptstadt.

Über Napoleon wissen wir nun auch viel genauere Dinge. Der arme Wessenberg*) nämlich ist auf seiner Reise von Nancy nach dem Hauptquartier in St. Thiebault von mehreren Hundert Bauern angefallen, ausgeplündert und zu Napoleon gebracht worden, der ihn sehr freundlich behandelt, und, jedoch ohne ihm das Mindeste von dem Entwandten zurückgeben zu lassen, zu uns

*) Johann Philipp Freiherr v. Wessenberg-Umpringen, geb. 1773, † 1858, österreichischer Staatsmann, der 1813 das Bündnis zwischen Österreich und England geschlossen hatte.



zurückgeschickt hat. Er ist gestern angekommen, und wir kennen also durch ihn Napoleons Stellung genau.

Wessenberg wurde zu ihm nach St. Dizier geführt. Napoleon stand eben am Fenster, erkannte ihn und rief ihn zu sich, ließ ihm aber erst zu frühstücken geben, weil er dies wohl am nötigsten brauchen würde. Er sprach ihn dann anderthalb Stunden lang. Von da mußte ihm Wessenberg bis Doulevant folgen, und am 29. um 2 Uhr morgens entließ er ihn dort, nachdem er ihn noch einmal gesprochen hatte. Er soll das Kritische seiner Lage ganz fühlen, aber sehr ruhig sein. An dem Kommen unserer Armee nach Paris zweifelt er kaum noch und sagte, daß er der Menge unserer Truppen erläge. Wessenberg ist dann über Vendeuvre hergekommen.

Auf keinen Fall ist also Napoleon am 28. in Bar sur Aube gewesen, wie ich gestern glaubte. Allein 24 Stunden nach uns scheint er wirklich dagewesen zu sein.

Die Bauernbewegungen sind allerdings für die Kuriere und selbst für kleine Transporte nicht gleichgültig. Was unsere Leute betrifft, so gebrauchen sie nunmehr auch mehr Vorsicht, und man vermeidet, allein zu reiten und zu fahren, sondern nimmt Eskorten. Die Begebenheiten in Paris werden jetzt auch dies alles unfehlbar auf eine oder andere Weise entscheiden.

Lebe wohl, teures Herz. Ewig Dein

S.



150. Humboldt an Caroline

Dijon, 31. März 1814

Wir haben keine Nachrichten von der Armee, liebe Li, und leben unser Alltagsleben, dessen es auch im Hauptquartier gibt, so ruhig und gewöhnlich wieder. Ich bin, wie meine Geschäftseristenz immer ungleich ist, gerade hier sehr mit



Arbeiten überhäuft; aber Du würdest mich gar nicht wiedererkennen. Wie ich nur aus dem Bett gestiegen bin, gehe ich in meinem Garten spazieren, und wenn mittags die Sonne mir warm ins Zimmer scheint, mache ich die Gartentür auf, lege Holz im Ramin nach und habe eine eigene Freude daran, daß der Sonnenschein sich zwingen muß, bis an den Ramin zu kommen.

Heute den ganzen Abend gehe ich nicht aus, und seit Freiburg habe ich nicht eine so hübsche Einsamkeit genossen. Nur waren in Freiburg die Berge schöner und die Menschen deutsch, was einem, wenn man auch noch so sehr das Ausland liebt und gewohnt ist, doch immer mehr zu Herzen geht. Allein freundlicher und größer als in Freiburg ist meine Existenz hier, und es ist das erste Haus, in dem ich Dich und die Kinder, wenn man nur Meublen hineinschaffte, sehr gut mit mir wohnen lassen könnte. Ich habe immer die Eigenheit, mir jeden Ort, durch den ich komme, als bleibenden Aufenthalt vorzustellen, und denke mir jeden Morgen, wie die kleinen Mädchen und Hermann im Garten herumlaufen würden. Es spricht gewiß niemand so wenig von seiner Anhänglichkeit an Frau und Kinder, und viele trauen mir gewiß kaum eine so einfache und natürliche Empfindung zu; aber ach, liebe Li, keinem Menschen auf Erden sind beide so in alle Gedanken und Gefühle tief eingewachsen, keiner kann sich so wenig ein vereinzeltcs Dasein, wenn es dauernd sein sollte, denken. Ich kann wohl sagen, daß es mir darum sogar weniger vereinzelt vorkommt, weil ich euch beständig vor Augen habe und immerfort mit euch lebe. . . .

Darüber, wie ich mir in unsern neuen Unternehmungen vorkomme, wenn ich so in Paris erscheinen sollte, denke ich oft viel und könnte viel mit Dir, liebe Seele, mit der sich alles Ernsteste so schön abspricht, reden, aber schreiben läßt sich darüber nichts. Der Strom der Zeit rauscht hin, doch bin ich mir bewußt, nicht befinnungslos von ihm hingezogen zu werden.



Du kannst Dich nicht halb so sehr auf Deine Reise freuen, als ich es für Dich tue. Denn es kränkt mich schon längst, daß Du so unbeweglich in Wien sitzt, das schlechterdings kein Ort für Dich ist, so mancherlei Vorzüge er auch immer sonst vereint. Selbst für den Fall, daß ich in Wien bliebe, habe ich andere Pläne, von denen man aber nicht eher reden muß, bis es not tut.

Heute ist ein Rittmeister von Wedell mit 60 Kosaken zur Armee geritten. Ich wäre für meine Seele gern mit ihm gegangen. Es muß da viel interessanter als hier sein.

Wo wir im Sommer sein werden, ruht freilich noch im Schoß der Götter, und Du billigst gewiß, daß ich jetzt, da ich einmal so lange darin bin, das auch zum Hauptziele nehme und da zu sein suche, wo ich glaube, daß man mich am meisten und ersten brauchen kann. Wieviel auch schon geschehen ist, so ist immer noch sehr viel übrig, und ich möchte das Gefühl haben, wenigstens bei allem gegenwärtig gewesen zu sein. Ohne einen großen Auszug bleibt es, wie die Dinge jetzt stehen, nicht.

Einmal als in Chatillon von unserm täglichen Schreiben die Rede war, sagte Razoumoffsky*), er begreife wohl, wie Du alle Tage schriebest, aber wie ich es könnte, da ein Mann so oft zu tun habe? Die Menschen fühlen nichts, ein Mann gerade hat fast immer Zeit zum Schreiben. Denn das leidige Geschäftstreiben wirft ihn aus aller Innerlichkeit hinaus, und nun ist der Tag sehr lang. Aber die Frauen vertiefen sich viel schöner in einsames Sein, und da findet sich kein leerer, müßiger Augenblick am längsten Tage. Ich begreife das unendlich wohl. Es kann sein, daß die weibliche Existenz nicht gerade die glücklichste ist, obgleich ich noch keine recht edle Frau mit ihrem Zustand überhaupt unzufrieden gefunden habe; aber die schönste Existenz ist es gewiß und die des Mannes dagegen recht gemein und alltäglich, auch in den größten Geschäften.

*) Vgl. S. 218.



Überhaupt muß ich oft lachen, wenn ich die großen Geschäfte so gravitatisch zum Prätext alles Egoismus nehmen sehe. Die meinigen, gottlob, erlauben mir noch immer, Dir alle Tage zu schreiben, alle Morgen im Homer zu lesen und ein sehr gemütliches Leben in manchen Träumen zu führen.

Ich bin sehr neugierig, zu hören, was Du über meine Sonette sagen wirst. Mir ist das mittelste das liebste, aber keins genügt mir ganz. Überhaupt nehme ich mich ordentlich in acht, Verse zu machen, denn ich bin tief überzeugt, daß es meine Anlage nicht ist. Die Form der Sonette ist aber für mich nicht die ungünstigste. Da ich selten eine große Lebendigkeit habe, so ist es mir angemessen, mich mehr in eigentlichen Ideen zu halten, und die Dichtungsart zwingt zur Kürze.

Ich soll an ein Haus für den Winter in Wien denken, süße Seele? Gott, wieviel liegt noch zwischen meinem Fuß und der Schwelle dieses Hauses!

Lebe wohl, inniggeliebte Seele.



151. Humboldt an Caroline

Dijon, 3. April 1814

Bon den Armeen und Paris wissen wir gar nichts, liebe Li. Sehr recht hast Du zu meinen, daß die Dinge jetzt nicht mehr anders als viel größeren Erfolg haben können, als man sich anfangs einbildete, und mir ist es sehr lieb. Soll ins Gleiche kommen, was seit der Revolution verrückt worden ist, so kann es so leicht nicht abgehen, und so mußte man sich dem großen Dilemma aussetzen, den Zweck zu erreichen, wie bei gehöriger Anwendung aller Mittel auch gar nicht fehlen kann, oder vielleicht auch ganz zu mißlingen. Ich, der ich recht gern zu den strengen,

294



aber nie zu den mißmütigen Beurteilern gehöre, bin fest in mir überzeugt, daß die verbündeten Mächte im Ganzen ihres politischen und militärischen Ganges auf eine Weise, die erst die Folgezeit recht würdigen wird, die rechte und einzig rechte Bahn gehalten haben. Daß daneben nicht manche und große Fehler begangen worden sind, bin ich weit entfernt zu leugnen. Allein es wäre in der That mehr als kindisch, zu wollen, daß ungeheure Geschäfte, die in fast beständiger Eil von mehreren gemeinschaftlich geführt werden müssen, ohne solche sein sollten, und man ist immer, und meistens sehr gut, wieder eingelenkt.

Hast Du das neueste Buch von Constant*) gelesen? „De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation Européenne“. Er hat es mir, aber ohne Brief, geschickt, und ich bekam es in Chatillon. Es ist in vieler Hinsicht merkwürdig, allein mit einer fast pedantischen Einförmigkeit geschrieben und mit weit weniger glänzendem Verstand als kleinere unter seinen Schriften. Ohngefähr alles, was historisch vorgegangen ist, leitet er durch *Raisonnement* her, eine bei uns, gottlob, veraltete Methode. Es ist ordentlich, als hätte ihn seit seiner Trennung von der Staël ein gewisser Hauch des Geistes verlassen; nicht daß sie unmittelbar ihm gegeben hätte, aber ihre Nähe elektrisierte ihn. Ich habe überhaupt immer lachen müssen, wenn man, wie einige Frauen, die Du nicht gekannt hast, in Paris, die Talma**) und andere, behaupteten, daß Constant, und in Deutschland, daß Schlegel geistig bei der Staël verlören. Wer selbst Geist hat, kann nur unendlich

*) Constant de Rebecque, geb. 1767, † 1830, politischer Schriftsteller, von 1799 bis 1802 Mitglied des Tribunats, als welches er sich Napoleons Ingnade zuzog und Paris meiden mußte. Er reiste darauf mit Madame de Staël und erschien 1814 im Gefolge des Kronprinzen von Schweden wieder in Paris.

**) Charlotte Vanhove, Gattin des Schauspielers Talma, geb. 1771, † 1860, eine der größten Schauspielerinnen ihrer Zeit.



bei ihr gewinnen, überhaupt liegt es nie an den Frauen, wenn sie die Männer verderben, sondern immer nur an diesen, daß sie jene nicht in ihrer eigentlichen Gestalt erkennen und fühlen. Die Frauen können die äußere Freiheit hemmen, Fesseln anlegen, die Richtung der Kraft einengen, und die besten und geistvollsten Männer können sich das, und gar nicht mit Unrecht, gefallen lassen. Aber die, welche es mit Bewußtsein tun, gewinnen dadurch nur an Kraft und an Geist, an Selbstbeherrschung und an Milde, und es wäre der Welt und den Männern sehr nützlich, wenn es nur viel solcher Verhältnisse gäbe.

Ein Kapitel in Constants Buch über den Kronprinzen von Schweden würde man leicht entbehren, und man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß das ganze Buch darum geschrieben ist.

Lebe herzlich wohl, teure Li. Ewig Dein

S.



152. Humboldt an Caroline

Dijon, 4. April 1814

Endlich, liebe Li, ist die Vergeltung erschienen, die verbündeten Armeen sind am 31. März, der Kaiser von Rußland und der König an der Spitze ihrer Garden in Paris eingerückt; und es ist eine Erklärung erschienen, daß die verbündeten Mächte weder mit Napoleon, noch mit einem von seiner Dynastie Frieden schließen wollen.

Am 30. war noch ein hitziges Gefecht oder vielmehr eine wahre Schlacht dicht am Montmartre. Joseph *) war mit der Pariser Nationalgarde, den Marschällen Mortier und Marmont und was er sonst hatte an sich ziehen können, ausgerückt, man schlug ihn voll-

*) Joseph Bonaparte, geb. 1768, † 1844, ältester Bruder Napoleons I.



kommen und nahm ihm 83 Kanonen. Die schlesische Armee zeichnete sich, auch noch unter den Mauern von Paris, vorzüglich aus. Es wurde darauf ein vierstündiger Waffenstillstand geschlossen, und Mortier und Marmont kapitulierten für Paris, so daß sie freien Abzug hatten, Paris übergeben wurde, und man die Stadt nur dem Wohlwollen der Verbündeten empfahl. Beim Einzug der Truppen war der Jubel des Volks, wie alle Berichte einstimmig versichern, ungeheuer. Bis auf die Dächer war alles mit Menschen bedeckt, und des Beifallrufens war kein Ende. Das Volk zog darauf nach dem Platz Vendôme und wollte die Statue Napoleons umstürzen, aber sie stand zu fest, und sie mußten das Unternehmen aufgeben.

Am 30. erschien noch Caulaincourt*) mit Friedensvorschlägen an den Vorposten, wurde aber mit der schon verbreiteten Deklaration zurückgewiesen. Am 31. kam Flahault**) von Napoleon mit dem Befehl an, die Stadt aufs hartnäckigste zu verteidigen, allein die Kapitulation war schon abgeschlossen. Napoleon selbst hat sich nach Fontainebleau gewandt, und die Armeen sind gleich, vermutlich mit Zurücklassung einer hinlänglichen Garnison, wieder von Paris weg auf das linke Seineufer gegangen, wo am 2. Napoleon angegriffen werden sollte. Gneisenau schreibt an den Kanzler, daß der Kampf nicht mehr furchtbar sein werde. Napoleon hat ungefähr 16 000 Mann Garden und im ganzen zwischen 30 und 40 000 Mann bei sich. Kann er aber einer Schlacht ausweichen und sich außer mit Mortier und Marmont, die etwa 50 000 bei sich haben und gewiß zu ihm gestoßen sind, mit Soult***) verbinden, so kann er seine Armee noch auf 80 000 Mann bringen.

*) Vgl. S. 52.

**) Auguste Charles Joseph, Graf v. Flahault, geb. 1785, † 1870, Adjutant Napoleons.

***) Nicolaß, Jean de Dieu Soult, Herzog v. Dalmatien, geb. 1769, † 1851, französischer Marschall.



Was uns betrifft, so ist bis jetzt noch nichts über unser Weggehen von hier entschieden. Da der Feind im Grunde noch zwischen uns und Paris, wenigstens von der Seite, steht, so ist nicht einmal der Weg sicher.

Stein geht übermorgen früh nach Paris ab, man hat ihn gewarnt, allein er wird sich nicht abhalten lassen, weil er immer eine ungestüme Ungeduld hat. Denn es ist sehr närrisch, daß man nicht eben viel von seiner Herzhaftigkeit sagen kann. So gut ich ihm von vielen Seiten bin, so wäre es schlechterdings der Mensch, mit dem ich am wenigsten leben könnte. Wir sind uns in allen kleinlichen Anordnungen des Lebens und vorzüglich in der Weite und der Grenze der Gedanken und Empfindungen durchaus und gänzlich entgegengesetzt. Indes werde ich sehr gut mit ihm fertig und bin noch der einzige, der einigen Einfluß auf ihn ausüben kann.

Theodor ist höchstwahrscheinlich mit in Paris gewesen, wird aber auch schon wieder mit ausmarschirt sein. Gewiß hat er doch aber Alexandern und Schlabrendorff besucht.

Ich habe heute Deinen lieben Brief Nr. 177 bekommen. Was Du über den Gang der Weltbegebenheiten sagst, teure Seele, ist sehr schön und unendlich wahr. Ich habe jetzt manchmal als einen Tadel aussprechen hören, daß man sich von ihnen fortreißen lasse, allein das Gegentheil verlangen, hieße wollen, daß ein Schiff ohne Wind segle. Sie wahrhaft erkennen, vorahnden, und sie mit Entschlossenheit und Klugheit begleiten, ist die tiefe und eigentliche Staatskunst. Überhaupt sind die Kleinmütigen nie mehr beschämt worden als im jetzigen Augenblick. Alle ihre Besorgnisse sind nach und nach zuschanden geworden. Es gibt ihrer indes auch noch jetzt, und der letzte Kampf, der freilich noch bevorsteht, flößt ihnen noch ein gewisses Grauen ein.

Ich bekomme soeben, was man heute hier anschlagen wird, und was alle offiziellen Piecen enthält, die in Paris erschienen sind.



Ich lege Dir ein Exemplar bei. Es scheint aber danach nicht, als wenn eine Garnison in Paris geblieben wäre. Die beiden Souveräne haben unstreitig die Armeen gleich weiter begleitet. Von unserm König weiß ich es bestimmt.

Ich habe nun also, wenn, wie wohl kein Zweifel ist, die Bourbons jetzt wieder den Thron besteigen, ihr Ende und ihr Zurückkehren in Frankreich gesehen. Allein ein eigenes Schicksal ist es, das ich habe, daß ich bei keinem Revolutionstag zugegen bin. Immer kam ich einige Tage oder Wochen später nach Paris, oder ging ebensoviel früher fort.

Unendlich viel gäbe ich darum, Dich jetzt sprechen zu können. Ich hätte Dir, dünkt mich, unbeschreiblich viel zu sagen, und selbst nur zu sprechen über das, was vorgegangen ist, vorgehen wird, es zu vergleichen mit dem, was wir erlebt, gesehen haben. Nur Geduld! Der Zeitpunkt kann nicht fern sein, ich begreife kaum, wie wir, wenn Napoleon nicht wieder einen Augenblick Glück hat, nicht bis Ende Mai Frankreich verlassen haben sollten.

Lebe wohl, inniggeliebte Seele.

Ewig Dein

S.



153. Humboldt an Caroline

Dijon, 7. April 1814

Napoleon ist abgesetzt, liebe Li, und seine Familie und Nachkommenschaft alles Erbrechtes verlustig erklärt. Das Senatuskonsult steht im Moniteur vom 4. April, und das große Trauerspiel, das am 18. Brumaire begann, ist daher wieder geendet, um, wie man hoffen muß, einer glücklichen und ruhigen Zeit Platz zu machen. Da Du alles selbst lesen wirst, vielleicht noch ehe Du diese Zeilen empfängst, so wiederhole ich



Dir nichts, Du wirst auch sehen, daß wieder allerlei Namen auftauchen, so le Duc Dalberg im Gouvernement provisoire von Frankreich.

Marmont ist mit 8000 Mann Truppen und 45 Kanonen von Napoleon abgefallen und zu uns übergegangen. Von Ney und Mortier behauptet man das gleiche. Napoleon steht noch in Fontainebleau, unsere Armeen zwischen dort und Paris, der Kaiser Alexander, der König und die russischen Gardes sind in Paris, und die Nachricht, nach der sie es gleich wieder verlassen haben sollten, scheint falsch gewesen zu sein.

Ich lege die Verse bei, die man im Theater gesungen hat: „S'intéresser à la personne“ ist eine vorzüglich dichterische Phrase und sehr angemessen für einen König, dessen Familie so vertrieben worden ist, und der nach solchen Ereignissen zurückkommt. In der schlechtesten deutschen Stadt hätte doch selbst der Rantor noch einen kräftigeren Reim zusammengesetzt. Es fällt einem bei diesen Dingen tausendmal der Maler aus Goethe ein. Indes eine Klasse der Nation ist noch immer gleich angenehm und liebenswürdig als sonst, die geringere. Überhaupt finde ich mich doch ganz mit den Haupteindrücken, die Land und Menschen sonst auf mich machten, wieder, man wird von nichts stark ergriffen, aber eine gewisse gefällige Mäßigkeit, wenn man das Wort recht versteht, ein Schweben zwischen dem Hohen und Tiefen, dem Kräftigen und Rohen bietet sich immer in allem, Leblosem und Lebendigem dar.

Ich hatte bis hierher geschrieben, als die Leute, die bei mir essen sollten, zu mir kamen, und ich kann Dir nun zugleich von meiner Abreise reden. Ich gehe morgen früh und gerade nach Paris. Der Kanzler, Metternich und Castlereagh reisen diese Nacht mit Post. Da es aber nicht möglich ist, so viel Postpferde zu haben, so gehe ich mit meinen Pferden und reise mit Münster und Harden-



berg, dem Hannöverschen, zusammen. Der Kaiser scheint noch einige Tage hierzubleiben.

Lebe wohl, meine einzig geliebte Seele.



154. Caroline an Humboldt

Wien, 10. April 1814

Ich habe so viele Briefe von Dir zu beantworten, mein liebes Herz, und wollte es heut. Die Nachricht der Einnahme von Paris, mit der Pauline mir vor das Bett gerückt ist, und das Vorlesen der erlassenen Proklamation macht mich aber so bewegt, daß ich es nicht kann, da ich noch etwas schwach bin. Mein Übel aber ist vorbei. . . .

11. April 1814

Mein Herz!

Gestern war ich so zerstreut durch die große Nachricht, die ankam, daß ich nicht zum ordentlichen Schreiben kam.

Ich bin sehr leidend gewesen, mein gutes Herz. . . .

Ach, wer weiß, Du bekommst wohl diese Zeilen in Paris. Von der Sensation, die das gestrige große Blatt gemacht hat, kannst Du Dir gar keinen Begriff machen. Ich will lieber nichts davon sagen, man beschreibt so etwas nicht.

Ich habe sehr über Deine Antwort auf meinen Antrag, eine gewisse Sache*) lateinisch abzufassen, lachen müssen. Es ist sehr witzig, daß Du sagst, die meisten Menschen nähmen den Ausdruck „tote Sprachen“ im Ernst und lassen die Toten ruhen. Wir leben mit ihnen und in jedem Sinn, in der Beschäftigung des Geistes und in der Sehnsucht, die das heimliche, tiefe Leben der Seele ist.

*) Vgl. S. 272.



Ich habe täglich mit Koreff einen Theil Deiner Pindarischen Übersetzungen und den Algamemnon gelesen, und er hat sich unbeschreiblich daran erfreut und war oft bis aufs tiefste ergriffen und gerührt.

Von Theodor sehne ich mich natürlich mehr wie je Nachricht zu haben, denn der Bestimmung des Regiments nach muß er bei den letzten Affären gewesen sein. Ich finde auch die Reserven der russischen und preussischen Garden in mehreren Berichten erwähnt.

Die arme Schlegel ist fortwährend ohne Nachricht von ihrem Sohne^{*)}. Sie ist sehr gefaßt und in wirklich schönem und reinem Sinn ergeben, aber tief dabei im Herzen bewegt.

Oh, in allem, in Freud und Schmerz, deutet uns ja das innere Gefühl die Verbindung des Irdischen mit dem Ewigen an, denn sowie etwas uns recht eigen und tief bewegt, so reicht man ja mit dem, was zu dieser Welt gehört, gar nicht mehr aus.

Für Dein Sonett danke ich Dir ganz außerordentlich. Es ist sehr schön, und ich erkenne ganz Deine Liebe und Dein tiefes Gemüt zu mir darin. Oh, meine liebe Seele, bestechen kann mich nie auch das süßeste, und immer weiß ich, daß ich's nicht verdiene. Allein süß und wohl das Allersüßeste ist es überhaupt, alle Liebe als reines Geschenk zu empfangen. Wer hat je Liebe verdient!

Unbeschreiblich freuen wird es mich, wenn ich nach allen den Gefechten, die nun noch bis unter die Mauern von Paris stattgefunden haben, höre, daß die, die mich besonders interessieren, am Leben sind. Obgleich — ich oft mich frage, ob die, die ausgelitten haben, nicht glücklicher sind. Nur, daß sie Schmerzen zurücklassen

^{*)} Philipp Veit, geb. 1793, † 1877, Maler, Sohn der Dorothea v. Schlegel aus erster Ehe.



denen, die bleiben. Schmerzen und immer Schmerzen! Ja, das Leben ist ein Gewebe davon.

Nun adieu für heute, meine süße Seele.



155. Caroline an Humboldt

Wien, 14. April 1814

 Ich habe gestern Deine Briefe vom 5., 6. und 7. empfangen. Also bist Du nach Paris aufgebrochen. Mein liebes Herz, wie ein ungeheurer Traum muß es Dir denn doch vorkommen. Du gutes Herz willst suchen, Rue Honoré im Hotel Vauban zu wohnen? Ich fühle in diesen Worten und in dem Gedanken, diesen Versuch zu machen, Deine ganze Liebe. Ich danke Dir.

Ich bin auf nichts so begierig, ich meine natürlich nicht die großen und öffentlichen Verhältnisse, als auf Dein Wiedersehen mit Gustav*). O Gott, wie drängt mich doch das Herz in Sehnsucht, diesen teuren Greis noch einmal zu sehen. Wer weiß, vielleicht wird auch das möglich. Vielleicht siehst Du auch Theodorn. Ich habe ihm das letzte Mal geschrieben, er würde doch die kleine demoiselle épicière besuchen, falls sie noch im Vorhause des Hotel Montmorency wohnte, wo ich zuletzt wohnte, die ihm so gut und in so kurzer Zeit Französisch lehrte, wenn er mit ihr in der Butike saß und Zucker und Raffee und Bougies verkaufte. . . .

Wie begierig ich bin, von Dir einige Zeilen aus Paris zu bekommen, kannst Du denken. Laß nur ja die Kunstfachen nicht aus den Augen. Große Geschäfte machen oft so etwas vergessen, allein es ist der Frauen Pflicht, daran zu erinnern, denn dies ist in diesem Fall eine Ehrensache, und den eignen Männern

*) Graf Schlabrendorff. Vgl. S. 10.



kann Ehre nicht teurer sein, als sie es den Frauen sein muß. Sie ist der Glanz des Lebens, sein Schmuck und seine Krone. Alles muß herausgegeben werden, was Napoleon zusammengerafft. Was früher den Königen von Frankreich gehörte, verbleibe ihnen. Aber Italien und Deutschland muß seine Schätze wieder bekommen.

Man sagt uns hier, Napoleon wende sich nach Italien. Ich hoffe, man wird ihn nicht hinlassen.

Nun adieu für heute, meine teure Seele, grüße Schlabrendorff und Alexander, und wer sich sonst in dem ungeheuren Trubel meiner in dem volkreichen Paris erinnert.

Die Kinder grüßen zärtlichst. Deine

Li.



156. Caroline an Humboldt

Wien, 18. April 1814

Mein lieber Wilhelm!

eute bin ich recht fleißig gewesen, ich habe angefangen, Deinen Tisch aufzuräumen und in die verschiedenen Kästen zu packen, wie du es bestimmt hast. Indem ich so in Deinem Zimmerchen war, empfing ich Deinen teuren, lieben Brief aus Chatillon vom 9. Also den 14. etwa dachtest Du in Paris zu sein?

Fast zu gleicher Zeit mit Deinem Brief ließ eine Person, die sehr gut unterrichtet sein kann, mir sagen, daß Napoleon förmlich entsetzt sei und sich die Insel Elba ausgebeten habe. Hat auch er den Schuß auf die Inseln wie ich? Wenigstens mußt Du mir zugeben, daß er es mir nachmacht, nicht ich ihm. Verzeih den Spaß bei so ernsthaften Dingen.

Mein Herz, das wäre doch unendlich sonderbar, wenn Du hier ankämst, und ich etwa vier Wochen vorher abgereist wäre.



Es setzt dieser Gedanke mich in keine geringe Seelenmotion. In-
dessen aufs Ungewisse, Unentschiedene hin den Sommer hier zu
bleiben, ich gestehe Dir, würde mich, glaube ich, auch nicht
erfreun. Meine Nerven bedürfen wirklich einer Veränderung
der Luft. . . .

Rämen die Souveräne alle her und gäbe man die Feten, von
denen hier schon monatelang die Rede ist, so wäre dies eigentlich
für mich eine entscheidende Ursache wegzureisen. *) Die bloße Garde-
robe, die gestickten Hof- und Ballkleider könnte ich nach einer
Berechnung, die ich darüber mit den Prinzessinnen von Kurland
angestellt habe, nicht unter 3000 Gulden Wiener Währung haben,
und da ich keinen Schmuck habe, so wäre dennoch meine Toilette
immer zurück gegen alle anderen, und Schmuck zu kaufen, wäre
doch eine Raserei.

Adieu, Deine treue

Li.



157. Caroline an Humboldt

Wien, 21. April 1814

Wie lebst Du, meine süße Seele? Noch habe ich nichts
von Dir aus Paris. . . .

Einen harten Stand aber, finde ich, wird denn doch
Ludwig XVIII. haben, und die neue Konstitution scheint mir ein
sehr unverdautes Opus.

Mit welchen Empfindungen muß Fürst Metternich Paris
betreten!

Wie kann Napoleon so enden und nicht tausendmal den Tod

*) Die Anzahl der Fremden — etwa hunderttausend — die der Kongreß
nach Wien zog, veranlaßte eine ungeheure Steigerung aller Preise. So
zahlte beispielsweise Lord Castlereagh für sein Appartement monatlich
500 £ = 10000 Mark.



vorziehen und ihn mit einigen Waghälsen, die ein Name, wie der seinige immer noch gefunden hätte, rühmlich finden!!

Noch ich habe mir vorgenommen, über dies alles nicht zu schreiben, denn alles ist unvollkommen, wenn man nicht darüber sprechen kann.

Ich lege Dir den Brief von Monsignor Nicolai*) bei, den ich gestern bekommen habe. Jeder hat so sein kleines Anliegen in der Welt, und es ist spaßhaft genug, daß wir Keßer die Prälaten zu Kardinälen vorschlagen und empfehlen sollen.

Was macht Alexander, was Gustav? Nein, wie ich mich zu dem sehne, das kann ich nicht aussprechen. Ich hoffe, er ist den Preußen gut geworden. Grüße den guten, lieben Braukopf tausendmal, und sprich ihm von den Kindern.

Wirßt Du Nachricht von Bekannten aufreiben können? Von Philipp**) weiß die arme Mutter immer nichts. Auch von Karl v. Röder***) und Hedemann wünsche ich zu hören. Varnhagen†) hat man auch blessiert gesagt, ich wünschte zu wissen, ob es wahr ist. Die Garden sollen so viel verloren haben. Wo mag Theodor sein? Wenn er eine Gelegenheit gefunden hätte, noch in dem Kampf, der vielleicht der letzte gewesen ist, sich auszuzeichnen, und sich das Kreuz zu verdienen, ach Gott, es würde mich unaussprechlich freuen!

Meine Briefe müssen Dir recht kahl erscheinen, mein teures, bestes Herz, ce n'est pas ma faute. Hier passiert nichts, Paris muß Dich doch amüsiert haben. Nach dreizehn Jahren, wo Du nicht in Paris warst, ist dies kein unrühmlicher Einzug. Alle alten

*) Generalkommissar der apostolischen Kammer.

**) Vgl. S. 280.

***) Bruder der beiden Gefallenen. Vgl. S. 126, 127.

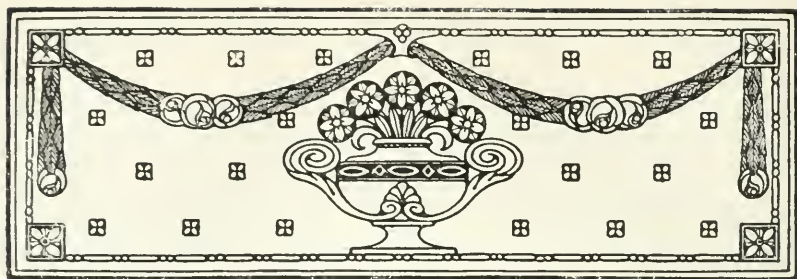
†) Karl August Varnhagen v. Ense, geb. 1785, † 1858, Schriftsteller. 1813 Adjutant Tettenborns. September 1814 vermählt mit Rahel Levin.



Erinnerungen, noch viele alte Menschen, die neue Verbrämung, lange Gesichter, Alexander, Gustav, nein, es ist bei Gott einzig. Man kann sich nie genug freuen, das erlebt zu haben. Deutsche Ehre wieder obenauf. Das ist mir die Hauptsache. Möge man doch nur sich recht würdig und schön betragen, schön, wie man gefochten hat, denn davon, von dieser freudigen Hingebung in den Tod, um etwas Höheres zu retten, von der ist alles Gute ausgegangen.

Ich umarme Dich mit den Kindern mit inniger Liebe. Grüße Gustav.





Siebenter Abschnitt.

Von Humboldts Aufenthalt in Paris und London bis zur Begegnung mit den Seinen in der Schweiz

14. April bis 11. Juli 1814



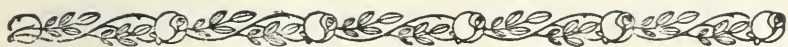
158. Humboldt an Caroline

Paris, Hotel Vendome,
14. April 1814



enn Du Dich vielleicht, liebe Li, eines Hauses
erinnerst, das dicht am Platz Vendome eine Art
Terrasse offen über dem Torweg nach der Straße
zu hat, so ist es das, welches ich bewohne, und die
Terrasse geht in eins meiner Zimmer.

Ich bin seit gestern mittag hier, konnte Dir aber gestern nicht schreiben, weil ich unendlich zu tun hatte, ehe ich nur ein leidliches Unterkommen fand. Es werden allerdings Quartiere in der Stadt angewiesen, allein es ist darin gleich anfangs durch die Russen soviel Willkür und Unordnung eingetreten, daß bei den Österreichischen so gut als keine Gesandtenquartiere mehr zu vergeben sind. Man will mich also zu den Preußen weisen, und diese haben auch sich soviel von den Russen nehmen lassen, daß ich



zwischen zwei Stühlen sitze. Hardenberg, der unsrige, ist in demselben Fall und knurrt und stöhnt nicht wenig.

Ich ging nun zuerst ins Hotel Vauban, wo Madame Longrais noch thront. Sie hat aber keinen Platz mehr und sich sehr angelegentlich nach Dir und den Kindern erkundigt. Hier, wo sie mich hingewiesen, ist es ziemlich schmutzig, aber ich bezahle auch nur für eine Vorkammer, einen Salon, eine Schlafstube, ein Boudoir, eine Stube für meinen Sekretär und eine für meine Leute und 6 Pferde Stallung 10 Napoleondor oder 220 Frank für 14 Tage, was für jetzige Preise hier nicht außerordentlich viel ist. Der Lage nach bin ich freilich mitten in der Stadt, aber darum von allen, die ich am meisten sehe, weit. Der Kanzler wohnt bei den Invaliden, Metternich beim Elysée Bourbon, Alexander beim collège des quatre nations, Theodor rue de Seine. Ich habe mich sehr gefreut, ihn zu sehen. Er ist geschickter als ich. Er hat bei sehr wohlhabenden Leuten ein sehr gut möbliertes Zimmer und Stallung auf drei Pferde angewiesen erhalten. Ich ging gestern gleich zu ihm. Er frühstückte mit seinem Wirt und einigen anderen und war sehr erfreut, mich zu sehen. Alexander hat viel Güte für ihn gehabt und sieht ihn, soviel er kann. Er ist vollkommen gesund.

Der Aufenthalt in Paris für Theodor zu lange fortgesetzt, gefiele mir nicht. Er kann hier nur entweder bivakieren oder in der Stadt wohnen und ist in beiden Fällen müßig. Auch Alexander versichert zwar, daß er sehr ordentlich ist und gar nicht ausschweifend, allein, wer steht dafür, daß er es nicht wird? und ich habe die physische Zeit nicht, mich um ihn zu kümmern. Er ist übrigens in der neuen Offizierwürde göttlich. Gestern begleitete er mich in das Haus des Königs, und die Schildwachen zogen das Gewehr für ihn an. Ich dachte nicht daran, daß ich ohne alle Dekorationen war, und dankte. Beim Zuhausegehn sagte er mir mit Lachen,



daß ich mir die Honneurs anmaßte, die man ihm machte, und erklärte mir, daß die Schildwache sich gar nicht pour mes beaux yeux bemüht hätte.

Alexander ist stärker geworden und sieht sehr gesund aus. Er scheint mehr Ruhe gewonnen zu haben und ist doch gleich amüsant. Er ist eigentlich jetzt Kammerherr. Der König, der sich unendlich gut amüsiert und an allen Buden großes Pläsier hat, auch alle Abend ins Theater geht, hat gewünscht, ihn um sich zu haben, und er ist vom Morgen bis zum Abend mit ihm. Du kannst denken, wie er sich darüber ergeht. Doch das muß man selbst hören, weil keine Feder es so eigentümlich nachzuschreiben vermag.

Schlabrendorff habe ich leider noch nicht gesehen. Allein ich konnte gestern nicht. Ich hätte nur Minuten gehabt, und Du weißt, daß das mit ihm nichts nützt.

Wann aber kommst nun Du nach Paris, meine teure Seele? Denn daß Du im Laufe des Sommers kommst, sehe ich als abgemacht an. Du mußt bis zum Oktober sehen: Berlin, Paris, die Schweiz, davon lasse ich nicht. Die Frage ist nur, ob Du mit Berlin oder mit der Schweiz anfängst. Da Paris in der Mitte liegt, so sage ich Dir vorher, daß das, wo Du am letzten hinkommen willst, Gefahr läuft, nicht gesehen zu werden. Überlege also recht genau, was Du lieber aufs Spiel setzest, ob das Vaterland oder die Gebirge? Die Güter siehst Du en passant. Mit Paris anzufangen, wäre das Einfachste, und um Dich zu sehen, mir das Liebste. Allein ich mißrate es ganz. Denn Du könntest mit aller Eile vor dem 20. Mai nicht hier sein, und es ist mehr als zweifelhaft, ob ich es dann noch bin. Auf jeden Fall würde ich in den letzten Tagen des Aufenthaltes sein. Wie wir uns in den beiden anderen Fällen sehen werden, kann ich jetzt nicht sagen. Denn selbst, wenn Du in der Schweiz bist, kann ich nicht dafür stehen, ob ich nicht schnell die Souveräne nach Wien begleiten,

310



oder sonst wohin gehen muß, da noch einiges zu machen ist, wozu man mich wahrscheinlich brauchen wird. Allein verlaß Dich darin auf meine tiefe und innige Sehnsucht und auf meine Schnelligkeit im Reisen. Ich sehe Dich gewiß. Nimm Du nur Deine Richtung fest.

Gestern abend von 11—2 war ich mit Alexander bei Gérard*), dem Maler, wo eine große Gesellschaft war. Auch den jungen Steuben**) sah ich da, er ist ein sanfter, hübscher Mensch. Er hat die belle Ferronnière gemalt, die wir haben, und auch Alexanders Bild, das ich noch nicht sah.

Adieu, süße, teure Seele. Umarme die Kinder.

Ewig Dein

S.



159. Humboldt an Caroline

Paris, 15. April 1814

S heute zog der Kaiser Franz in Paris ein. Der Kaiser Alexander, der König, Monsieur***) und Bernadotte ritten ihm entgegen, und die meisten Minister waren, außer dem Militär, im Gefolge. Ich war mit dem Kanzler auch dabei. Auf dem Revolutionsplatz war die große Revue. Es war schönes Wetter und wirklich ein sehr imposantes Schauspiel, und die französischen Marschälle und Generale ritten schon ganz friedlich mitten unter uns. Die Truppen machten einen erstaunlichen Effekt, es waren die russischen und unsere Garden zu Pferde und zu Fuß und einige sehr schöne österreichische Regimenter. Der Platz trug auch nicht wenig dazu bei, das Schauspiel anziehend zu machen.

*) François Pascal Gérard, geb. 1770, † 1837, Schüler Davids.

**) Vgl. S. 276.

***) Sikel, den Ludwig XIII. dem ältesten Bruder des Königs von Frankreich verliehen hatte, und den nun der Bruder Ludwigs XVIII., Graf von Artois, der spätere König Karl X., geb. 1757, † 1836, führte.



Dabei fand man ganz unerwartet seine Bekannten wieder; so bin ich eine ganze Zeitlang neben Windischgrätz geritten, den ich seit Frankfurt nicht gesehen hatte. Er ist wohl und grüßt Dich herzlich.

Unsere Garden nahmen sich sehr gut aus, und vorzüglich die Engländer ziehen sie immer den russischen vor. Diese sind freilich im Äußeren glänzender, aber die Engländer sagen mit Recht, daß unsere individueller, menschlicher und besser ausfähen. Der Bau der Russen ist selbst bei den größten und in die Augen fallendsten Leuten fehlerhaft.

Nachher habe ich Schlabrendorff besucht. Er hat sich sehr gefreut, mich zu sehen, und läßt Dir unendlich viel Liebes und Freundliches sagen. Er sagt, diesen Winter recht krank gewesen zu sein, und geht noch nicht aus. Doch denkt er es bald zu tun. Er hat sehr gealtert, und sein Kostüm übertrifft fast das sonstige. Ein ungeheurer Bart, keine Strümpfe und einen Überrock, der wohl noch derselbe sein kann, in dem wir ihn verlassen haben. Seine Lebhaftigkeit hat jedoch nicht abgenommen. Er spricht noch gleich gern und gleich anziehend und ist über die neuesten Vorfälle sehr interessant zu hören. Ich freue mich im voraus darauf, daß Du ihn wiedersehen wirst, und ich nehme das als gewiß an, da Du doch gewiß im Sommer hierher kommst.

Hedemann habe ich gesehen und heute mit ihm und Theodor gegessen. Ich hatte selbst vorher beim König essen müssen. Nach Tisch bin ich mit ihnen ins Schauspiel gegangen. Hedemann hat in der letzten Zeit eine bedeutende und glückliche Wirksamkeit gehabt. Der Prinz*) führte eine Brigade von 5000 Mann Infanterie und einem Husarenregiment, und Hedemann hat, als sein Generaladjutant, alles dabei zu besorgen gehabt. Noch in der Schlacht vor der Barriere von Paris hat diese Brigade sehr gut getan. Die

*) Prinz Wilhelm von Preußen, geb. 1783, † 1851, dritter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II.



Garde zu Fuß befand sich in starkem Gedränge und ist durch diese Brigade gerettet worden. Danach hat die Garde, die sich äußerst tapfer gegen eine große Übermacht schlug, die gerade auf diesem Fleck ihr gegenüber stand, sehr viel Menschen verloren.

Hedemann ist sehr begierig, Dich und die Kleinen zu sehen, und spricht sehr viel von Euch.

Ewig Dein

S.



160. Humboldt an Caroline

Paris, 18. April 1814

Ich habe Theodor gestern den ganzen Tag nicht gesehen, da er in Versailles gewesen ist, und ich lasse ihn daher erst morgen zu seinem Regiment abgehen. Du siehst hieraus, daß ich nicht pedantisch auf einen Tag bin, liebe Li, allein ich schmeichle mir, daß Du im ganzen sein Abgehen billigst. Auch mußt Du nicht denken, daß er es ungern tut. Ich habe ihn dreimal gefragt, und er hat mir immer mit Lachen und heitrem Mut geantwortet.

Ich habe heute ausführlich mit ihm darüber gesprochen, daß er zu viel ausgibt, und ihm gesagt, daß, wenn ich stirbe, Du nicht tausend Taler auf ihn jährlich wenden kannst, und daß er mir viel mehr als das kostet. Zugleich aber habe ich mich nicht erwehren können, ihn seiner Aufführung in Paris wegen zu loben. Er geht so gesund und unschuldig weg, als er gekommen ist, und das ist wirklich nur sein Verdienst, denn er ist ganz ohne Aufsicht gewesen. Alexander hat seinen fortwährenden Wunder darüber und meint, das hätte er nicht von mir geerbt. Die Menschen haben keinen Begriff von deutscher Tugend und auch offenbar falsche Meinung von mir. Sie geben einem Schuld, woran man nicht denkt, und verstehen nicht, was man tut. Ich sehe aber gern wie der Zöllner zur Erde und lasse sie reden.



Ich finde in den kleinen Straßen in Paris wieder recht wie sonst, eine Einöde des Landes wieder. Man ist wirklich in der Wüste, wenn man unbekannt unter Tausenden umherirrt.

Ich habe mich heute Monsieur*) vorstellen lassen. Alexander war mit mir. Die Art der jetzigen Vorstellungen kann man nicht angenehm nennen. Man wird mit 200 Menschen auf einmal aufgeführt, und der Duc de Maillé, der premier gentilhomme de la chambre, nennt nun bloß den Namen, nach dem er einen selbst augenblicklich vorher fragt. Beim ersten Vorstellen sagte mir Monsieur bloß, daß er mich dem Ruf nach kenne; ich glaubte, er verwechselte mich mit Alexander, dem er nichts sagte, und ließ es gehen. Allein, da er mit allen fertig war, kam er auf mich zurück und sagte mir auf eine sehr verbindliche Art, daß meine öffentliche Tätigkeit ihm nie entgangen sei, daß ich in sehr schwierigen Lagen gewesen sei, allein mich immer so herausgezogen habe, daß sie damit äußerst zufrieden sein müßten ußf. Er spricht wirklich sehr gut, mit ebensoviel Leichtigkeit als Würde. Er antwortete in unserer Gegenwart mehreren Deputationen so, daß wir zweifelhaft blieben, ob er die Antwort auswendig gelernt oder improvisiert habe.

Mein Ruf blüht aber überhaupt hier, wie auch Alexander versichert. Die Napoleonische Regierung hat mich bis auf den letzten Augenblick als einen ausgemachten Feind Frankreichs und das wahre Hindernis des Friedens vorgestellt, und die Bourbonnistische Partei schreibt es dagegen vorzüglich mir zu, daß man sich nicht mit Napoleon vereinigt hat. So kommt man unverdient zu einem Ruf. Denn ich bin fest überzeugt, daß, wäre ich auch nie dageswesen, die Dinge um kein Haar anders gegangen sein würden. Es ist meistens mit diesen Dingen, wie mit dem Heupferde, das vom Wagen springt, um es den Pferden zu erleichtern.

Die Pariser über die Konstitution sprechen zu hören, ist sehr

*) Vgl. S. 311.



komisch. Sie nehmen ganz gravitatisch einen Ton an, wie ihn ein altes Parlamentsglied in England haben könnte, und bedenken nicht, daß ihnen die erste Bedingung zu jeder Konstitution, reine Unterwerfung unter das Gesetz und uneigennützige Vaterlandsliebe, ganz fehlt. Überhaupt ist es ein Volk, unter dem es sich, nach meinem Gefühl, sehr gut leben läßt, aber von dem ich weder Herr noch Diener sein möchte.

Ich habe schon die meisten unsrer alten Bekannten wiedergehen. Sehr viele haben schon den Wunsch geäußert, daß ich als Gesandter hier bleiben möchte, dies lehne ich aber immer ab.

Die Delambre*) hat mich sehr freundschaftlich empfangen. Sie ist unendlich dick geworden. Überhaupt habe ich alle Leute, die ich sonst hier kannte, um 14 Jahre älter, aber noch keinen nur um einen Tag schöner gefunden. In Deutschland ist es umgekehrt, man gewinnt da immer mit jedem Jahr. Bei der Schönheit muß ich Dir auch erzählen, daß ich mich hier wieder pudern lasse, und daß meine Hände schneeweiß sind.

Napoleon sollte gestern abreisen, er war es aber heute noch nicht. Er spricht, wie man hier mit Gewißheit weiß, über die Vergangenheit wie ein Schauspieler, der eine Tragödie gespielt hat. Er lobt und tadelt einzelne Dinge in der neuen Konstitution, redet sehr gut von Ludwig XVIII., sagt, daß dieses Ende das beste sei, was die ganze Sache habe nehmen können, mokiert sich aber sehr bitter über den Senat und den Artikel der Teilung der Dotationen und meint, die Herren wären schon zu seiner Zeit ebenso gewesen. Wenn das alles nicht tragisch wäre, wäre es eine wahre Komödie.

August Staël**) ist mit dem Kronprinzen von Schweden her-

*) Gattin des bekannten französischen Astronomen, mit Humboldts seit deren erstem Pariser Aufenthalt bekannt.

**) August v. Staël-Holstein, geb. 1790, † 1827.



gekommen. Er war heute früh bei mir und glaubt, daß seine Mutter bald hier sein wird.

Reinhard's*) sind hier und äußerst freundschaftlich mit mir. Aber Stinchen**) ist schrecklich garstig geworden, ohne an Natürlichkeit zu gewinnen. Es muß ein großes Unglück für einen Mann sein, wenn seine Frau so häßlich wird. Ich begreife wohl, daß man sie fortliebt, aber man liebt sie doch viel lieber, wenn sie hübsch bleibt, und die wahre Schönheit und Hübschheit vergeht nie.

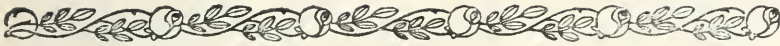
Reinhard's tun jetzt sehr patriotisch deutsch; darum haben sie nicht minder Napoleon gedient und werden weiter in Frankreich dienen. Man weiß in diesen Fällen immer nicht, ob man sich freuen soll, daß die guten Grundsätze sich neben den sehr unlauteren Handlungen erhalten, oder betrüben, daß die Handlungen so sein können bei solchen Grundsätzen. Am meisten bewundere ich die Ruhe, mit der die Menschen immer das selbst debittieren. Sie sehen es als eine ganz ausgemachte Sache an, daß man sein Hab und Gut in keine Gefahr bringen kann, und die unschuldigen Kinder und armen Frauen müssen zum Deckmantel dienen, es zu beschönigen; daß eine edle Frau lieber sich und die Ihrigen am Bettelstab sähe, als ein unwürdiges Betragen des Mannes zu erdulden, kommt ihnen nicht in den Sinn.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schrieb, daß ich die Geschäfte beim provisorischen Gouvernement hier versee. Dies, und daß ich auch den Konferenzen der Rabinette mit Talleyrand gewöhnlich beiwohne, nimmt einem in dem weitläufigen Paris, wo man Stunden im Wagen verliert, unglaublich viel Zeit.

Vom Morgen um 10 Uhr an muß ich herumfahren, Besuche machen oder in Konferenzen sein, und kaum finde ich noch eine

*) Karl Friedrich Graf von Reinhard, geb. 1761, † 1837 als französischer Minister. Von Geburt Württemberger, seit 1792 in französischen Diensten.

**) Gräfin Reinhard.



oder anderthalb Stunde vor Tisch, etwas schreiben zu können. Vor 10 kommen aber auch schon Leute zu mir. Das Essen zieht sich hier immer bis gegen 8 hin, und dann gehe ich meistens noch in Gesellschaft, wenigstens um Alexander zu sehen, der ebenso zerstreut lebt, und mit dem ich sonst gar nicht zusammenkomme. Bei dem allen geschieht doch wenig Arbeit. Wäre man ganz hier, würde sich das indes auch finden, und man gewänne hier wie überall auch ruhige Vormittage und Abende. Nur ein kurzer Aufenthalt läßt es nicht zu.

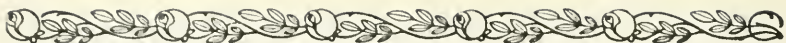
Auf dem Museum war ich erst einmal und nur bei den Statuen, aber mit unendlichem Genuß. So viel und so Schönes auf einmal zu sehen, führt alle Gedanken nach Italien und Rom zurück. Überdies waren mir die große tragische Muse und die Mediceische Venus neu. Allein was mich unendlich frappierte und fast unter allen Antiken ebenso erstaunte als sonst das Antike es unter Modernen tut, ist ein Fragment eines der Basreliefs aus dem Parthenon in Athen.

Es stellt die Panathenäen*) vor und hat meist weibliche, ganz bekleidete Figuren. Es ist unbeschreiblich, welcher Zug des Altertums einen auf den ersten Blick dabei anweht. Eine so stille Größe ruht auf nichts anderem.

Der König geht oft ins Museum und hat, wie Alexander versichert, viel Freude daran. Bis jetzt ist der Voratz, unsere Antiken und Kunstfachen zurückzufordern, noch fest. Die vier Pferde des Brandenburger Torcs, die noch nicht aufgestellt waren, sollen schon unterwegs sein. Visconti**) ist schon bei mir gewesen und tut sehr freundschaftlich, überhaupt die Italiener, auch Prinz Corsini mit seinem Bruder war bei mir. So sieht man alles

*) Das größte Fest der Athener zu Ehren der Athene.

**) Römischer Archäolog, seit 1799 in Paris, Professor der Altertümer und Aufseher der Sammlungen des Louvre.



wieder. Wann aber nur sehe ich Dich? Ich sehne mich unglaublich danach. Werde bald wieder besser, süße Seele.

Ewig Dein

S.



161. Humboldt an Caroline

Paris 21. April 1814

Sch habe gestern, liebe Li, Deinen teuren Brief vom 11. bekommen . . . Vermutlich kanntest Du am 11. die Entsetzung Napoleons noch nicht. Heute steht eine Abschiedsrede in den Zeitungen, die er an die Garde gehalten hat. Sie ist wirklich authentisch. Eine Stelle ist himmlisch: „J'aurais pu mourir, il m'eût été facile de le faire; mais non, j'ai voulu suivre le chemin de l'honneur.“ Nachdem er hierauf die Chefs umarmt hatte, hat er sich den Adler bringen lassen, hat ihn auch umarmt und gesagt: „Cher aigle, que ces baisers retentissent à la postérité.“ Was aber wunderbarer ist als alles dies, ist, daß die Leute über diese Unrede wie außer sich gewesen sind, sich auf die Erde geworfen, geweint und unaufhörlich „Vive Napoléon“ gerufen haben. Überhaupt hängen in der Armee ihm noch sehr viel Menschen an, und auch hierin zeigt sich die größere Treue des Volkes und gemeinen Mannes. Die Vornehmen haben ihn augenblicklich verlassen, wie das Glück ihm den Rücken wandte; die gemeinen Soldaten sehen nichts in ihm als einen Waffengefährten und einen Menschen, dem sie gewohnt waren zu gehorchen.

Wie er in den Wagen gestiegen ist, hat er seine Fassung einigermaßen verloren und soll geweint haben. Er fragte noch nach seinem Kammerdiener Constant; dieser aber hatte sich versteckt, vermutlich um nicht mitzugehen, so hat er abreisen müssen. Von uns begleitet ihn Graf Truchseß*), der Mann der Hohenzollern. Es

*) Graf Truchseß von Waldburg, Erbherr auf Kapustigal, geb. 1776, + 1844, seit 1803 vermählt mit der Prinzessin Antoinette von Hohenzollern-Hechingen.



ist mein Vorschlag. Er kann die GröÙe, die er in der Nähe gesehen hat, auch zu Grabe bringen.

Die Souveräne kommen schwerlich vor dem Julius nach Wien, denn sie gehen erst, wie ich Dir unter uns sagen kann, nach London. Ob ich auch mitgehe, weiß ich noch nicht, so sehr ich es wünsche. Vielleicht muß ich, als einmal provisorisch hier akkreditiert, auch in ihrer Abwesenheit hier bleiben. . . .

Alexander grüÙt Dich innigst.

Aber, daß Du gar nicht von Deinem Herkommen schreibst, kann ich nicht begreifen. Ist Dir auf einmal die Lust an Paris vergangen?

Du siehst doch Gustav gewiß gern und sehnst Dich nach ihm. Aber sein Äußeres, ich war noch gestern da, ist freilich schrecklich. Der Bart hat nie so gewütet, und der Überrock ist gewiß noch der, den wir im vorigen Jahrhundert kannten. Die Zeit ist, aber nicht leise und spurlos, über ihn weggegangen. Es hängen einige arge Fetzen herum.

Lebe wohl, mein Engelskind. Amarme Caroline und die drei Kleinen. Ewig Dein

H.

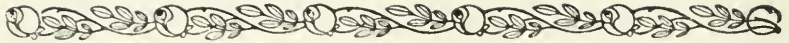


162. Caroline an Humboldt

Wien, 24. April 1814

Wie glücklich hat Dein lieber Brief vom 13. aus Paris mich gemacht, teures, liebes Herz. Gestern bekam ich ihn und von der Post einen kleinen Brief Theodors mit einer Adresse von Alexanders Hand gemacht vom 4. April. Es war das schönste Geburtstagsgeschenk (zu Hermanns Geburtstag meine ich), das man mir hätte machen können. Hätte ich doch die arme Schlegeln ebenso erfreuen können, aber die Arme, Gute hat noch immer keine Nachricht von ihrem Philipp^{*)}. Sie aÙ den

^{*)} Vgl. S. 280.



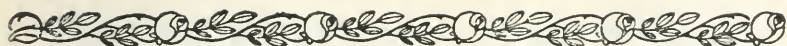
Mittag bei mir, und obgleich auf eine wirklich große und schöne Art gefaßt, sah und fühlte ich doch ihr armes Herz tief zerissen.

Die Ramdohr*) ist vor einigen Stunden fort und war bis zum Ohnmächtigwerden bewegt.

Ich soll also nach Paris kommen? Ich habe die größte Lust, einige Menschen dort zu sehen, die ich, wie Du weißt, unendlich liebe. Am gescheutesten finde ich aber, mit der Schweiz anzufangen *et de voir venir les événements*. Ich werde den 7. Mai von hier über Linz, Salzburg, Innsbruck nach Lindau, Zürich, Bern gehen, wo ich mich vorläufig etablieren werde. Wenn ich augenblicklich gehen und noch eine 14 Tage mit Dir in Paris sein könnte, würde ich das tun, allein so schnell kann ich weder reisen, noch fort von hier, und ich käme vielleicht an, wenn Du und Theodor eben auf dem Sprunge ständest. Von Bern aus kann ich immer nach Paris und tue es auch, wenn die Umstände es erlauben, um den guten alten Gustav zu sehen. In Paris, außer dem Reiz, den nun einmal diese Stadt durch Jugenderinnerungen und durch die Geburt meiner lieben Mädchen und den Schmerz um Luise hat, außer allem diesem ist von Mensch zu Mensch einzig Gustav mir unbeschreiblich interessant und wichtig, und freilich fühle ich, daß, um ihn noch einmal im Licht dieser Sonne zu sehen, man nach Paris kommen muß, denn er wird nicht gehen.

Man gibt hier keine Pässe auf die Orte, wo die Souveräne und also die Hauptquartiere sich befinden, und also jetzt keine auf Paris. Ich bitte Dich daher, mir einen, der mir *à tout événement* dienen könnte, zu verschaffen und ihn mir nach Zürich zu schicken. Du kannst ihn ja wohl so stellen lassen, daß er auf drei bis vier Monate gültig ist. Ich habe unsere drei Töchter, Hermann en bas âge, Herrn Grossing, 28 bis 30 Jahr alt, Therese, die Französin,

*) Vgl. S. 90.



und Rochus*) bei mir, voilà tout. Es ist immer ein unangenehmes Gefühl, durch eine Misere wie einen Paß abgehalten zu werden, etwas zu tun, wenn man ein honneter Mensch ist und nichts Böses im Schilde führt, daher tranken mich immer alle dergleichen Schlagbäume, die die Politik der letzten Jahre so vervielfacht hat.

Ich umarme Theodor, den Riez**) und meinen teuren Freund Gustav.

Deine Li.



163. Humboldt an Caroline

Paris, 26. April 1814

Alexander Rennenkampff***) war wieder bei mir, liebe Li, und ich habe ihn nun ordentlich gesprochen. Er ist munter und wohl und hat durch den Feldzug in nichts an seiner Gesundheit gelitten. Nach Dir hat er mit der herzlichsten Anhänglichkeit gefragt, und er wünscht unendlich, Dich zu sehen. Er ist sehr bereit, darum eine eigene Reise zu machen. Wir müssen nur erst wissen, nach welcher Weltgegend Du Dich wendest.

Ich glaube, Du wirst nach der Schweiz gehen, und wünsche es auch, weil es bei weitem das Genußreichste ist. Doch begreife ich auch freilich, daß die Kinder und selbst Du Sehnsucht nach den Gütern und Berlin haben, das ihnen den ganzen Krieg durch in einem glänzenden Lichte erschienen ist, und diese Empfindung ist freilich auch sehr hübsch. Ich selbst würde darum Berlin lieben, wenn es nur in sich nicht gar zu unliebenswürdige Rienbäume

*) Bedienter.

**) Alexander v. Humboldt.

***) Geb. 1783, † 1854, Livländer, mit Frau v. Humboldt befreundet. Carolines Briefwechsel mit ihm ist 1904 herausgegeben unter dem Titel „Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff“. Nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhang. Mit zwei Bildnissen von Prof. Dr. Albrecht Stauffer. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.)



und Sand hätte. Ach! es ist und bleibt eine alle Imagination austrocknende Wüste. Beides und Paris verbinden zu können, wirst Du vielleicht nicht glauben, und dann wird Dir auch Dunker*) und die Pflicht wegen der Güter einfallen, und so kann leicht die Wagschale des Montblanc und der Jungfrau steigen und Dunker seine sinken, und Du in die Goldene Aue kommen. Die nun liebe ich einmal und lasse mich nicht darin stören. Du hast da Deine ersten Jahre verlebt und umgibst mich in allem, was ich dort sehe. Diesem Zauber kann ich auch, wenn ich bloß daran denke, nicht widerstehen, und er würde sich nicht verlieren, wenn ich auch jahrelang dort lebte. Es geht nichts in der Welt über das Glück einer tiefen und einzigen Liebe, und da, wo die zuerst im Busen heimisch wird, ist auch des ganzen Menschen wahre und eigentliche Heimat.

Es wandelt mich jetzt unglaublich oft eine unwiderstehliche Sehnsucht an, wieder mit Dir und den Kindern allein, von allen Menschen fern und möglichst frei von Geschäften zu leben, und ich habe schon tausendmal angestanden, ob ich nicht ganz einfach fordern sollte, nachdem ich einige Jahre mit Anstrengung gedient habe, nach Rom zurückgeschickt zu werden. Wenn ich darauf bestände, setzte ich es durch. Allein es geht nicht, man muß seinem Schicksal folgen und sich vom Strom forttragen lassen. Man würde es reinen Egoismus nennen, ohne durch Alter oder Krankheit entschuldigt zu sein, einen unbedeutenden Posten zu suchen, und sich demjenigen, das man noch leisten kann, zu entziehen, und der Mensch muß, was er einmal anfängt, vollenden. Ich muß meine Laufbahn verfolgen und sehen, wohin sie mich führt. Ich werde also gewiß keinen solchen Schritt tun, aber meine Neigung und meine Sehnsucht wendet sich darum nicht minder zum stillen Alleinleben mit Dir, mein innigliebes Herz.

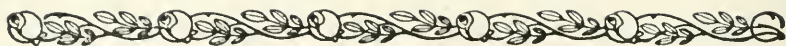
*) Der alte Sekretär des verstorbenen Präsidenten v. Dacheröden, der die Güter verwaltete.



Von Künstlerateliers war ich bis jetzt nur bei Gérard*), mehr aus Höflichkeit für Alexander als aus eigener Lust. Alexander macht, wie Du denken kannst, sehr viel aus ihm und aus der ganzen französischen Kunst. Den Belisar hat er nicht mehr bei sich, auch gibt es von ihm ein ungeheures Gemälde der Schlacht von Austerlitz, was nicht bei ihm ist. Ich sah in seiner unendlich großen Werkstatt nur zwei historische Gemälde: Homer, wie er auf einer wüsten Insel allein mit einem jungen Mädchen ist, die Muscheln für ihn sucht, und Amor und Psyche. Das erste Bild ist nach einer Sage über Homer gemacht und eine Art Gegenstück vom Belisar. Schon daraus und aus dem Sujet siehst Du, wie das ganze Bild wieder auf einer Art von Verstandespointe beruht, die Jugend im Gegensatz mit dem Alter, die Unbefangenheit mit dem Unglück. Das Gesicht des jungen Mädchens hat etwas Grelles und gar nicht Antikes, der eine Fuß, den sie hinter dem andren hält, macht eine gezwungene Stellung und scheint mir sogar verzeichnet, und der arme Homer hat ganz graues Fleisch. Aber was hilft's, das wird doch alles bewundert. Amor und Psyche sind zwei ganz langbeinige, aber trotz ihrer Nacktheit sehr anständige Personen, sie sehen aus, als frören sie, und weder von schönem Fleisch noch schönen Formen kann die Rede sein.

Außer diesen beiden Bildern hat er eine Menge Porträts, die mir zum Teil viel besser gefallen. Vorzüglich ist eins von Made-moiselle Mars, der Schauspielerin, das mit vieler Liebe zum Gegenstand gemalt und wirklich recht hübsch ist. In einer besonderen Stube sind jetzt alle zahlreichen Porträts der kaiserlichen Familie relegiert. Von Napoleon selbst sind zwei merkwürdige Bilder da, eins von der Zeit, wie er eben Kaiser geworden war, und eins aus der letzten Zeit. Es ist wirklich unter beiden Köpfen ein merkwürdiger Unterschied, und der letzte zeigt ordentlich eine ganz ent-

*) Vgl. S. 311.



artete degradierte Natur an. Zu Isabey*) hat Napoleon wirklich, als er zum letztenmal Paris verließ, mit Lachen gesagt: „Pauvre Isabey, que ferez-vous de tous mes portraits, et de ceux de ma famille, personne ne les achètera plus.“

Der König läßt sich bei Gérard malen, für 10 000 Frank in Lebensgröße und ganzer Gestalt, wie er auf dem Platz Ludwigs XV. die Truppen in Paris einziehen sieht. Alexander, dessen Werk auch dieses ist, wollte mich absolut bereuen, Theodor bei Steuben für 600 Frank malen zu lassen, und jetzt legt er seine Schlingen nach mir. Aber ich ziehe mich leise heraus.

Ich lege Dir einen Brief von Rennenkampff bei, der Dir unendlich ergeben ist, wirklich mit einer Treue, die mir ihn doppelt lieb macht. Ich habe eine natürliche Zuneigung für jeden, der fühlt, was Du, liebe Li, eigentlich bist, und von wenigen, glaube ich, kann man es so und mit Wahrheit sagen, als von Alexander Rennenkampf.

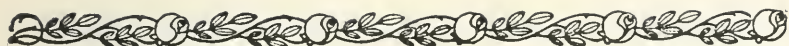
Also ist der alte Lichnowski**) den Tod gestorben, den die Menschen einen glücklichen nennen. Er war mir immer einer der liebsten in Wien und hatte eine gewisse Originalität in die Materie gebracht. Noch heute früh las ich die schönen Worte, die Achill im 21. Gesang der Iliade dem Lycaon, dem Sohn Priams, sagt, und die anfangen: *ἀλλὰ φίλος, θάρε καὶ σὺ***)*. Die Anfangsworte des folgenden Verses, *κάρθανε καὶ Πάτροκλος†)*, haben mir immer der einfachste Trostgrund gegen den Tod geschienen, und wenn mir die Stärke bleibt, sie deutlich im Tode zu denken, so bin ich zufrieden. Sie müssen jede Unruhe beschwichtigen, wenn man sie recht zu empfinden weiß. Da, wo sich alle versammeln, die jemals das

*) Jean Baptiste Isabey, geb. 1767, † 1855, Schüler Davids, Hofmaler Napoleons.

**) Fürst Karl Lichnowski, † 15. April 1814.

***) Stirb denn, Lieber, auch Du!

†) Starb doch auch Patroklos.



Licht schauen, muß die wahre Heimat der Menschen sein, nicht da, wo sie kurzdauernd und einzeln und in unterbrochenen Reihen aufeinander folgen.

Lebe wohl, inniggeliebtes Wesen. Ewig Dein S.



164. Caroline an Humboldt

Wien, 2. Mai 1814

Sch kam gestern nicht zum Schreiben, mein Herz. Es fängt auch an, etwas konfus bei mir auszusehen, und meine Gesundheit erlaubt mir nur, sehr mäßig im Arbeiten und Packen zu sein. Ich denke noch immer, den 7. abzureisen. . . .

Grüße Alexandern sehr. Ich weiß nicht, warum er eine so kleine Meinung von Deiner Tugend hat.

Was Monsieur Dir gesagt hat, freut mich. Eine gewisse Reinheit des Rufes ist immer etwas wert. Die Menschen sehen zwar nur die äußere Erscheinung, die in ihren Kram paßt, und von der Reinheit des Gemüths in politischer Beziehung mögen wohl wenige einen Begriff oder auch nur eine Ahndung haben. Es ist damit wie mit den Gefühlen überhaupt. Das eigentlich Beste will immer nur geahndet sein. Aber Glück hast Du auch in Deiner öffentlichen Laufbahn gehabt, das muß man mit gerührtem Herzen erkennen. Du wirst mich verstehen. Glück und Unglück gibt es überhaupt in allem in der Welt, und das Glück, das ich eben meine, hat eine gewisse Kraft der Weihe bei sich.

Napoleon ist sehr sonderbar, mich dünkt aber doch, er zeigt hie und da Spuren von Wahnsinn. Geht er denn auf die Insel Elba als Souverän oder als Détenu? Das kann ich hier rein gar nicht ergründen.

Jedermann grüße doch aufs innigste von mir und den Kindern.



Es freut mich unbeschreiblich, daß er eine so schöne Wirksamkeit*) hatte. Wie muß er sich die Brust erleichtert fühlen von dem schweren Druck, der auf ihr lag. Ich besinne mich noch recht gut, den Mittag im Brühl, wo auch die Hedemanns aus dem Hofsteinschen mit hinausgefahren waren, wie er mir bei Tisch sagte: „Ja, wenn man die Schmach der vergangenen Jahre rühmlich durchgefochten hätte und sähe dann die wieder, die man liebt und ehrt, das müßte ein seliges Wiedersehn sein.“ Nun ist es so gekommen, wenigstens mit dem rühmlichen Durchfechten, und das Wiedersehn wird auch kommen. Wird er mich nicht etwa in der Schweiz besuchen?

Verzeih den kurzen Brief, allein die Auflösung der Wirtschaft hier ist schrecklich. . . .

Glaube nicht, mein Herz, daß es mich nicht gewaltig tentiere nach Paris zu gehn. Allein etwas muß ich in freier Luft sein. Sage Schlabrendorff, daß ich mich nach niemand mehr wie nach ihm sehne. Ach, Du kannst es mit Wahrheit. Diese herrliche Natur, selbst ihr Untergehn in dem Wust des Lebens, das darüber hinflutet, hat für mich einen eignen, tiefen, obgleich schmerzlichen Reiz. Spielt nicht alles Tiefe um Schmerzengefühle?

Die Kinder grüßen.

Deine Li.



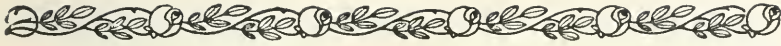
165. Caroline an Humboldt

[Ohne Datum]



Im Moment der Abreise beinah bekomme ich Deine geliebte Nr. 200. Mein teurer Wilhelm, tausend Dank. Vergib, daß ich nicht schrieb all diese Tage. Ich war immer leidend, und das furchtbare Packen und Ausziehen! Es ist

Vgl. S. 312.



nicht zu nennen, was man zu tun hat, wenn einem niemand bei so einer Gelegenheit beisteht. Ich konnte nicht fort vorgestern. Nun adieu, hier ein Wort für Alexander. Deine Li.

Zürne ja nicht.



166. Humboldt an Caroline

Paris, 28. April 1814

ch habe heute keinen Brief von Dir bekommen, liebe Li, und sehne mich jetzt doppelt nach jedem, weil die süße Gewohnheit, täglich wenigstens einen erhalten zu können, leider bald aufhören muß.

Der König muß heute abend in Compiègne ankommen, und man ist hier in sehr gespannter Erwartung, ob oder wie er die Konstitution annehmen wird. Es ist ordentlich komisch, die Menschen darüber reden zu hören. Je nachdem sie einer Royalisten- oder konstitutionellen Gesinnung sind, scheinen oder haben sie sich, als wenn alle Wohlfahrt des Landes von dieser Frage abhinge. Wäre eine wahre Konstitution bei ihnen möglich, so hätten sie auch allerdings sehr Recht darin. Aber dazu muß ein Volk einen anderen politischen Charakter besitzen, als diese Nation nun wer weiß wie lange Zeit hindurch gezeigt hat. Wo dieser Geist und dieser Charakter so wenig, und man kann wohl sagen, so gar nicht offenbar wird, da wird eine Konstitution sehr lange und vermutlich immer nur ein Name bleiben, ja vielleicht zum Deckmantel und zur Handhabe von Parteisucht und Intrigen dienen.

Die Anstalten zum Einzug des Königs werden schon sehr ernsthaft gemacht.

Von Napoleons Reise hat man jetzt einige Details. Er spielt noch hie und da den Souverän im kleinen. Er will einen Chimisten und einen Astronomen von hier haben sowie noch andere Gelehrte,



sie müssen aber alle verheiratet sein, damit die Damen gleich den Hof bilden können. Eine närrische, aber äußerst wahre Anekdote ist es, daß der kleine König von Rom, als seine Mutter mit ihm Paris verließ, schlechterdings nicht hat weggehen wollen. Er hat geweint, mit den Füßen gestampft und immer geschrien: „Je veux qu'on me ramène dans mon appartement! Je ne veux pas quitter la maison de mon papa!“ Zuletzt hat er sich an die Thür festgeklammert, so daß man ihm hat die Hände losmachen müssen. Es ist vermutlich nur ein kindischer Eigensinn gewesen, aber mit den Ereignissen verbunden, sieht es einem Vorgefühl ähnlich.

Ich habe heute den Abend mit Hedemann zugebracht. Er hängt uns unendlich treu an und spricht ewig von Dir und den Kindern. Er ist wirklich ein vortrefflicher Mensch und hat durch die bedeutende Tätigkeit, die er in dem letzten Teil der Kampagnen gehabt hat, noch mehr gewonnen. Er hat Hoffnung, Kommandeur eines Husaren-Regiments zu werden, und wünscht die Art Hofleben, wie er es bei dem Prinzen führen muß, nicht länger fortzusetzen, so sehr er auch den Prinzen liebt, und so liebevoll dieser und die Prinzessin ihn behandeln. Wenn er und Adelheid sich gegenseitig gefielen, hielte ich es wirklich für sehr glücklich. Selten findet man in einem Menschen so viel Edelsinn und Reinheit des Gemüths, so viel Kraft und Einfachheit und so eine innere und tiefe Zartheit der Empfindung. Eine Frau würde mit ihm ein leichtes und interessantes Leben führen, und mir würde für die Kleine nicht bange sein, da es sonst ein schreckliches Gefühl ist, ein armes Mädchen so mit einem Mann in die Welt zu stoßen.

Alexander hat mich heute in die Werkstatt des jungen Steuben geführt, bei dem er sich hat für uns malen lassen. Er ist wirklich ein sehr hübscher und lebenswürdiger Mensch, spricht aber so gut als gar kein Deutsch. Er ist sehr früh nach Frankreich gekommen. Alexanders Bild ist gewiß von recht viel Verdienst. Er sitzt auf



Gemalt von Steuben 1814.

Mit Genehmigung von J. Neumann Nees, München.

Alexander v. Humboldt



einem Felsstück oder ist vielmehr halb sitzend und halb angelehnt. In einer Hand hält er einen Bleistift, in der anderen ein Papier. Er hat einen offenen dunkeln Überrock an und Stiefel. Der Hut liegt neben ihm auf dem Boden. Um ihn ist eine amerikanische Landschaft: Schneeberge, Palmen. Die Ähnlichkeit hat mir auf den ersten Anblick nicht frappant geschienen, sie ist es auch nicht, wenn man das Bild zu nahe ansieht. Aber in einer gewissen Entfernung findet man den Geist und den Charakter der Physiognomie noch mehr als gerade pünktlich die Züge wieder. Wäre es möglich gewesen, damit noch eine mehr in die Augen fallende Ähnlichkeit zu verbinden, so würde eine solche Art, Porträts zu behandeln, sehr lobenswürdig sein.

Ich kann aber übrigens nicht sagen, daß, nach Alexanders Porträt zu urtheilen, Steuben gerade französische Manier hat. Die Stellung und Behandlung ist viel natürlicher als in Gérards Bildern und das Kolorit bei weitem lebendiger und besser.

Der arme König ist krank, das Übel hat mit Zahnweh angefangen, ist aber nachher allgemeiner geworden. Alexander lieft ihm in seiner Krankheit vor, chambellan und lecteur en titre, er geht auch mit nach England und steht in der höchsten Gnade. Ob wir gleich beide sehr beschäftigt und zerstreut sind, so sehen wir uns doch meist alle Tage. Er ist äußerst gut und freundschaftlich mit mir. Der erste Theil seiner Reisebeschreibung, die eigentliche Schilderung des Gesehenen und Erfahrenen, ist nun erschienen. Er hat mir neulich mehrere Stellen daraus vorgelesen. Sie waren auch recht sehr gut und einige merkwürdig. Gustav*) wird sich unendlich freuen, Dich wiederzusehen. Ich war mit dem Staatskanzler bei ihm. Der Staatskanzler hat das sehr Gute, daß er merkwürdige Menschen gern und immer von selbst aufsucht. So hat er auch von selbst mich gebeten, ihn zu Schlabrendorff zu

*) Graf Schlabrendorff.



führen. Wir blieben lange da. Schlabrendorff sprach mit vieler Lebhaftigkeit, und der Staatskanzler fand ihn, wie er es denn auch unendlich ist, sehr geistvoll.

Lebe wohl, innig liebes Herz. Ewig Dein

S.



167. Humboldt an Caroline

Paris, 13. Mai 1814

Sch habe nie, liebe Li, so viel zu tun gehabt als in diesem Augenblick, und nie so wenig Zeit gefunden, nur das Geringsste zu machen. Der ganze Tag vergeht in Besuchen, Ausgehen, Konferenzen, und es ist unendlich schwer, nur eine ruhige halbe Stunde zu einem Briefe zu finden. Bloß des Abends spät, wie jetzt, bleiben mir einige stille Augenblicke, mit Dir zu reden, geliebtes Kind, und ich benutze sie immer mit einem tiefen Gefühl inneren Glücks.

Mein Los klärt sich mehr und mehr auf. Man bestimmt Krusemarck*) dorthin, wo ich Dir schrieb, daß Goltz hinkommen sollte.***) Was aber jetzt gewisser als je ist, das ist, daß ich mit zum zweiten Kongreß nach Wien gehe, auf dem die deutschen Angelegenheiten abgemacht werden sollen, und fast ebenso gewiß nach England. Hardenberg findet mich für diese Geschäfte unentbehrlich, und ich gestehe, daß mir das allein recht lieb ist. Ich endige so bis auf den letzten Federstrich, was ich vom ersten an mit angefangen habe, und es hat wenigstens eine Sache in meinem Leben gegeben, in der meine Tätigkeit fortleben wird.

Setze noch immer, teures Kind, den beweglichen Fuß leicht auf, rechne auf nichts, denn alles ist noch ungewiß. Aber bleibe

*) Vgl. S. 218.

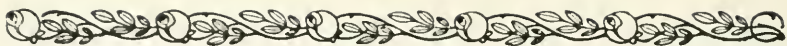
**) Wien.



fürs erste ruhig in der Schweiz, wenn es mir irgend möglich ist, besuche ich Dich auf der Reise nach Wien einen Augenblick in Bern, oder wo ich Dich immer finde. Denn es verlangt mich unendlich und über alles Maß, Dich zu sehen. Ich liebe Dich unaussprechlich, und man stellt sich, wie oft man es auch erfahren hat, nie vor, wieviel man entbehrt, die teuren Züge nicht zu sehen, deren Anblick Unnennbares in die Seele senkt. Der Mensch ist immer leichtsinnig im Trennen, und wenn er getrennt ist, ergreift ihn plötzlich die furchtbare Öde der Gegenwart und windet wie ein physisch schmerzendes Band um das Herz. Ja, liebe, teure Einziggeliebte, so ist es mir, so war es mir immer, wenn ich von Dir war, und so wird es immer sein.

Auch nach der lieben Adelheid sehne ich mich sehr. Ihr letzter offener Brief an Hedemann ist mir plötzlich wie neu gewesen. Er ist gar nicht mehr kindisch, er spricht in himmlischer Unschuld sehr bestimmte Gefühle aus, und ich glaube, man kann die Sache in den inneren Verhältnissen als abgemacht ansehen. Ich hätte nichts dawider. Sie könnten in Berlin und Tegel leben und würden gewiß glücklich sein. Du siehst daraus, daß ich ihren Brief schon habe, daß ich einige Deiner ferneren bekommen habe. Ich danke Dir unendlich, daß Du in allem Tumult des Päckens meiner immer mit soviel Liebe gedenkst. Aber Deine Gesundheit scheint doch noch sehr schwach, dies ängstigt mich sehr. . . .

Wohl, süße Li, habe ich Glück gehabt in meiner öffentlichen Laufbahn, aber noch mehr im stillen häuslichen Leben, auch entspringt alles nur daher. Daß ich Dich habe, umgibt mich mit unsichtbaren Segnungen. Das stille Dasein der Frauen webt eigentlich Glück und Unglück um die Männer und Kinder, die ihnen angehören. Das bestimmte Handeln ist wenig und fast immer wie ein zweischneidiges Schwert. Wie man sich auch mühen möge, man bringt nie durch sich selbst hervor, was man will, das Ge-



deihen entspringt nur aus der Liebe der Seinen, und man arbeitet dafür nur, insofern man sich an diese fest anschließt.

Napoleon geht wirklich als Souverän nach Elba, doch hat er die Insel nur auf Lebenszeit, und wegzugehen wird man ihm, trotz der Souveränität, wohl auch nicht erlauben. In allen Augenblicken, wo er nicht für sein Leben gezittert hat (denn dafür hat er sogar geweint!), hat er immer ganz lächerlich kaiserlich getan.

Man erzählt, und es scheint wahr, daß Napoleon und Augereau*) sich beim Übersetzen über einen Fluß begegnet sind und miteinander gesprochen, und sich wie vor dem Kaisertum Du genannt haben. Augereau hat ihm dieselbe Frage vorgelegt, die Du in Deinen Briefen machst, warum er nicht den Tod gesucht habe, er aber hat geantwortet: „Que veux tu? je ne l'ai pas crainte; je m'y suis toujours exposé. Cela n'a pas dû être, je suis destiné à vivre.“ —

Wohl spielt alles Diese um Schmerzensempfinden. Aber die gewöhnlichen Menschen empfinden das nicht und erheben sich mit Dünkel gegen Mühe und Schmerz, die sie sonst wie treue Gefährten suchen würden.

Lebe wohl, theures Wesen, ich bedaure Dich unendlich der Mühe des Packens wegen. Ewig Dein H.



168. Caroline an Humboldt

Salzburg, 14. Mai 1814



Ich bin hier vorgestern abend angekommen, mein theurer Wilhelm, kann aber erst heute schreiben, da die Post nicht früher geht. Die letzten Tage in Wien waren sehr fatigant, über alle Beschreibung fatigant, und es wurde zuletzt

*) Vgl. S. 137.



ein ordentlich wohlthätiges Gefühl, in den Wagen zu steigen und aus dem Trubel hinauszukommen. Von Menschen kann ich wohl sagen, hat mir zu verlassen niemand recht leid getan als die arme Schlegeln*), von der ich es bestimmt fühle und weiß, daß ich ihr ein Trost, eine Lebensfreude und Aufheiterung war, und Koreff**). Er vereinigt in sich eine Fülle von Geist und Empfindung, daß man ihm jeden Tag mehr gut wird.

Wir sind ohne alles Akzident bis hierher gekommen, unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, hat sich der alte Wagen wieder trefflich bewiesen. Schon nach einigen Stationen wird die Gegend schöner und bedeutender als um Wien, und so steigert sie sich immer mehr und mehr.

Wir sind gestern den ganzen Tag hier spazieren gegangen und haben das Glück gehabt, nunmehr vollkommen schönes Wetter zu haben. Der wolkenlose, tiefblaue Himmel legte sich gestern hier um die herrlich geformten Schneegebirge und die grüne, blühende Erde wie mit Liebessehnsucht umher. Auf die Kinder macht der Anblick dieser schönen Natur einen so außerordentlichen Eindruck, daß ich's nicht genug sagen kann. Sumal Adelsheid entwickelt und spricht ihre Empfindungen darüber mit großer Innigkeit aus. Auch Gabriele. Caroline ist, wie Du weißt, in allem kälter. Meine Gesundheit war wenigstens, trotz der Fatige des Fahrens, nicht schlimmer.

Morgen reise ich nach Innsbruck ab. Die Kaiserin Marie Luise kommt morgen hierher. Sie macht aber so kleine Tagereisen, daß ich höchstens auf einer Post deshalb Verzögerung und Umstände haben kann.

Was macht Theodor? Werde ich ihn in Bern sehen? Ich umarme ihn tausendmal.

*) Vgl. S. 11.

**) Vgl. S. 255.



Im Wagen geht es etwas eng zu. Hermann ist eigentlich überkomplett und für ein Schoßkind etwas schwer. Indes ist ja die Reise nicht so unendlich lang, und zuweilen setzt Grossing sich hinaus auf den Bock. Grossing ist außer sich über die Gegenden, darin ordentlich erfreulich. Die Kinder grüßen. Sie sind wohl und freuen sich sehr an der Reise. . . .



169. Humboldt an Caroline

Paris, 16. Mai 1814

Ich bin jetzt dahin gekommen, liebe Li, daß ich immer Papier in der Tasche habe und überall schreibe, wo ich hinkomme. So schreibe ich Dir jetzt beim Staatskanzler, indes Hardenberg (unserer nämlich), Bülow und einige andere Leute um mich her frühstücken. Ich muß jetzt nämlich meist täglich schon um 8 Uhr morgens meine Wohnung verlassen, und die Konferenzen reihen sich wie eine Perlschnur aneinander. Indes werden wir nun auch in wenigen Tagen hier dem Ende nahe kommen.

Ich sehe jetzt in meinem eigenen Schicksal etwas klarer. Es ist so gut als gewiß, daß ich mit nach England und nachher nach Wien gehe. In Wien werden aber die Geschäfte vor dem 1. August nicht angehen. Hierauf nun gründet sich meine Hoffnung, daß ich werde eine oder zwei Wochen mit Dir im Gebirge zubringen können. Sobald wir nämlich nur den Haag verlassen, oder ich es in schicklicher Weise tun kann, reise ich Tag und Nacht, bis ich Dich, meine süße Seele, gefunden habe. Wie lange ich bleiben kann, weiß ich jetzt nicht. Aber wären es auch nur zwölf Stunden, so scheue ich keinen Umweg und keine Ermüdung. Jedermann denkt, mich auf dieser Reise zu begleiten, und es wäre mir eine ungemaine Freude. Er scheint sehr glücklich mit Adelsheids Brief. Wenn beim Wiedersehen alles so bleibt, könnten die Alpen leicht



Zeugen der Gelübde werden. Es ist sehr hübsch, und auch das dankt man eigentlich Deinem Sinn für das Große und Schöne, daß mächtige und erhabene Naturgegenstände sich so in das Leben der Kinder von ihren frühesten Jahren an verweben.

Ich kam erst ab, von mir und meiner Zukunft zu reden. Sie ist nach dem Wiener Kongreß ungewiß, und ich kann Dir noch nichts sagen, das Deine Pläne bestimmen müßte. Ich habe mich indes nur in die vernünftige und auch der Wahrheit angemessene Lage gesetzt, daß ich nicht allein nie ein Wort darüber verliere, nie, ich sage nicht eine Bitte, aber nicht einmal einen Wunsch wage, sondern, daß man schon sehr stark in mich dringt. Auf alle Fälle siehst Du, daß, wenn ich nach London und Wien mitgehe, wo man mich leicht unentbehrlich halten kann, vor dem Oktober an keine Ruhe in irgendeiner Lage zu denken ist.

Alexander und Gustav sehe ich so gut als gar nicht, überhaupt kaum andere Menschen, als bei denen ich esse. Ich war nie so beschäftigt und selten auf eine Weise, wo ich selbst die Notwendigkeit so davon fühlte. Über das Übrige eines Tages mündlich. Du kennst mich, teures Wesen, ich behalte immer Heiterkeit und Ruhe und bin auch jetzt so, ich gehe auch immer meinen festen Gang, ohne links noch rechts zu sehen, und in dieser Art soll mich nichts reuen, was ich jetzt tue und erfahre. Ich bin durch diesen Krieg in die wichtigsten Begebenheiten verwickelt worden, und mein Leben hat dadurch eine andere Richtung bekommen, die aber in meiner Weise zu sein künftig nichts ändern wird. Ich werde leicht wieder und sogar augenblicklich aus dem Strom austreten, der mich fortzureißen scheint. Meine inneren Neigungen kennst Du, und kennt eigentlich niemand außer Dir. Sie sind ewig und unveränderlich, und ich halte fest an allen Ideen, die mir sonst teuer sind. Auch bewahre ich mir alle Morgen eine freie halbe Stunde, und habe ich für nichts Zeit, so sage ich mir einige Verse aus



dem Homer, von dem ich jetzt viel auswendig weiß. Man hielte es nicht aus in dem flachen Lebensstrom ohne eine solche unaufhörliche Andacht. Des Abends, wenn ich ausgegangen bin, gehe ich immer die langen Boulevards in der Nacht zu Fuß nach Hause und grüße die Sterne und gedenke Deiner.

Lebe wohl, mein einzig teures, geliebtes Wesen, nimm ewig meine ganze Dankbarkeit und meine tiefe Liebe, nimm sie doppelt heut und morgen, an den Tagen, in denen ich in furchtbarer Gefahr schwebte, in der größten, die mich je treffen kann. Wäre es heute vor 22 Jahren*) unglücklich gegangen, so hätte ich es nicht überlebt, das sagte ich mir, als ich vor Deinem Bett saß, und es wurde mir leicht dadurch. Ich konnte mit Wahrheit denken: „Wer nicht setzt das Leben ein, dem wird nimmer das Leben gewonnen sein.“ Lebe wohl, süßes Herz. Umarme die Kinder.

Ewig Dein

H.



170. Humboldt an Caroline

Paris, 20. Mai 1814

Du würdest sehr lachen, liebe Li, wenn Du mich diese Zeilen schreiben sähest. Ich hatte so große Tische allein in Wien und schreibe hier an einem einzigen, engen, mit dem Kanzler, der mir gegenüber sitzt, und rund um uns her Berge von Papieren, daß man gar keinen Grund sieht. Zürne mir ja nicht, liebes, einziges Herz, daß ich flüchtig, unordentlich und abgebrochen schreibe.

Diese Nacht habe ich einen schlimmen Traum gehabt, der mir tief in der Seele liegt. . . . Ach! wenn Du wirklich krank wärst, einzig geliebtes Wesen! Ich weiß nicht, warum ich so verwundbar

*) Bei der Geburt der Tochter Caroline.



bin, aber ich bin es unbeschreiblich. Es ist mir oft, als würde ich tagelang mit Dir zu sprechen haben, wenn ich Dich endlich wiedersehen werde, als hätte ich Dir tausend Dinge über mich, über unser bisheriges Leben zu erklären, Dir tausend Dinge abzubitten, Dich zu beschwören, ja Dein Leben recht, wenigstens jetzt nach Deiner Lust, zu Deinem Glück einzurichten; dann fällt mir ein, daß, wenn ich Dich sehen werde, dies alles sich in einem Blick, in dem Genuß der Gegenwart, dem unsäglichen, der allen Gedanken vorausseilt und alle Gefühle übersflügelt, verlieren wird, und dann ergreift mich eine so furchtbare und wieder so süße Sehnsucht, daß ich mitten unter Menschen auf einmal verstumme. Ja, liebes Kind, es ist nun einmal nicht anders, ich bin unendlich verliebt in Dich, was ich in unserem ersten Zusammenleben fühlte, ist durch die Jahre des Glücks, die Du mir geschenkt hast, geweiht und gereift und hat nichts in mir von seiner Frische und seinem ersten unentweihten Reiz verloren; mitten unter allen Begebenheiten, unter aller Tätigkeit, mit der ich es doch wirklich recht ernstlich meine, bist Du es doch immer einzig, die allein mich füllt und besißt; bei aller Liebe zu den Kindern, sehe ich doch immer in den Kindern nur wieder die Mutter, es ist nichts auf Erden, was ich nicht für Dich täte, und nichts, wovon ich mehr für Dich ließe; und Gens hat ganz Recht, wenn er mir, wie er manchmal tat, sagt, daß mein ganzes Denken, Empfinden und Handeln nur Dein Werk und wie ein Ausfluß Deines Wesens ist.

Verzeih, liebe Li, daß ich Dir so von mir rede, da Du mit Recht ganz etwas anderes erwartest. Ich kann Dir jetzt mit vollkommener Gewißheit sagen, daß ich mit nach England und nachher mit nach Wien gehe. Ich bin seit unserem Hiersein so verwebt in alle Geschäfte, daß es auch in der That nicht einmal anders anginge, wenn auch das Vertrauen und die Freundschaft des Kanzlers nicht mit jedem Tage von diesen, wo die Geschäfte so



dringend und so wichtig sind, zunehmen. Ich habe schon tausendmal gewünscht, daß Du den Kanzler kennen möchtest und er Dich. Ich bin überzeugt, Du würdest ihn von sehr vielen Seiten lieben, und er würde sehr gern mit Dir sein. Er hat in jedem Augenblick des Lebens etwas Menschliches, Edles und eine Wärme, die man lieben muß.

Wann wir weggehen, ist noch ungewiß. Ich reise nicht in einem Wagen, aber doch mit dem Kanzler. Über das Äußere meiner künftigen Lage ist noch gar nichts entschieden, allein der Kanzler wiederholt mir immerfort, daß nur ich imstande bin, den Geschäften vorzustehen.

Lebe wohl, ewig teures Kind. Behalte mich lieb.

Ewig Dein

S.



171. Caroline an Humboldt

Bern, 28. Mai 1814

Ich bin hier gestern angekommen, mein teures Herz, und habe bei dem Bankier Deinen Brief vom 16. Mai und einen früheren nach Augsburg adressierten bekommen. Im Augenblick meiner Abreise aus Zürich erhielt ich noch Deine Nr. 204, die noch wie 202 und 203 nach Wien gegangen war. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr es mich freut, sie alle so eingebracht zu haben, die Schäfchen, die in der Irre herumgingen.

Wie süß mir die Hoffnung ist, Dich, wenn es auch nur auf ein paar Tage wäre, zu sehen. Ich rechne, daß es ungefähr in der Mitte Julius treffen wird. Wo, läßt sich noch nicht genau von hier angeben, denn wenn meine Gesundheit es gestattet, so denke ich allerdings so viel wie möglich von den Gegenden zu sehen.

In Wien wird solch ein gewaltiger Train sein um die Zeit, wo dort die Beratschlagungen anfangen werden, daß ich kaum regrettieren kann, nicht dort zu sein.



Ich fange nunmehr an, Deine teuren Briefe zu beantworten, was ich wirklich in Zürich nicht konnte. So ein Gasthofzimmer, in dem alles aus und ein läuft, Hermann tobt, hat seine Schwierigkeiten, und am Abend war ich sehr müde und in Zürich sehr unwohl. Die Reise her ist's mir leidlich gegangen. Nur der krampfartige Schmerz in der Gegend des Herzens, darunter eigentlich, verläßt mich nicht. Es hat mich sehr geschmerzt, Dir in den letzten Tagen in Wien so wenig zu schreiben, allein, Gott weiß, ich konnte es nicht. Ich weiß zuletzt nicht, wie ich fortgekommen bin. Abreisen und zugleich Ausziehen ist zuviel, zumal wenn man der Dienstboten nicht sicher ist.

Theodor erwarte ich nunmehr täglich. Ich freue mich unbeschreiblich, den guten Jungen zu sehen. Er wird doch wohl ein paar Wochen bei mir bleiben?

Ich fühle recht Deine Liebe, teures Herz, indem Du bei Deinen unendlichen Geschäften noch immer suchst, so oft wie möglich mir zu schreiben. Caroline hat sich sehr Deiner Erinnerung gefreut. Ja, es war ein furchtbar schmerzlicher Tag. Ich mag nichts darüber sagen, daß Du meinen Tod nicht überlebt hättest, wenn er die Folge dieser Entbindung gewesen wäre. Jeder Mensch muß das mit sich ausmachen, und es gibt Abgründe in einer Brust, wo Flächen in der anderen sind. Allein das selbstgewählte Gehen aus dem Leben hat etwas so Geheimnisvolles, der Tod hat überhaupt dies Geheimnisvolle, der Tod gehört so eigentlich zum Leben; obgleich er dann das einzelne verschwinden macht, gehört er doch dazu, daß man sich kein Leben ohne Tod denken kann. Ach Gott! Es gibt Schmerzen und Verworrenheiten im Menschenleben, — daß doch ja keiner richten wolle über den anderen! Jede Hilfe leisten, jede Freude spenden, mit der man vom Herzen zum Herzen dringt, jede Träne ehren, jedes Gemüt, soweit man es erkennt, zu begreifen suchen, streng gegen sich, nachsichtig gegen



andere, so wünsche ich, daß die lieben Mädchen seien, und in Adelhaid und Gabrielle bildet sich ein solches Gemüth. Gabrielles Geburtstag ist heut. Ein Reichthum an Liebe und Innigkeit ist in dem zarten Wesen. Ich möchte freundliche Gewalten noch ganz besonders für sie anrufen, denn ich finde alle Anlagen tiefer Leidenschaftlichkeit in ihr. Ich lasse sie selbst deshalb weniger deklamieren als vorher. Es ist unmöglich, diese Stimmeninflectionen zu hören, ohne zu erkennen, daß diese Stimme mit Tieferem zusammenhängen muß. Gott gebe ihr Glück in einem, sonst würde mir sehr bange um Gabrielle sein. Zwar kann auch das leidenschaftlichste Gemüth geläutert hervorgehen aus dem Labyrinth von Qualen, was ein unergründlich Geschick neben das Paradies gestellt hat, allein wie viele gehen auch unter darin!

Für Adelhaid bin ich ruhiger. Sie hat wie in ihren Zügen in ihrem Wuchs etwas, was mir nicht eben sagt, daß es sie schützen wird gegen den tiefsten Schmerz des Herzens, aber was Hoffnung gibt, daß sie ihrer Herr werden wird. Hedemann erwarte ich mit Liebe und Freude. Ich werde nichts dazu tun (Du weißt, was ich meine), ich glaube, das sind Dinge, die man bei so edlen Charakteren gewähren und sich von selbst entfalten lassen muß. Es freute sie sehr, daß Hedemann käme, uns zu sehen, aber mehr kindlich, als daß sie irgendeine andere Idee damit verband. Er ist ein edler Mensch, und wenn sie sich lieben, so gönne ich sie ihm. Es ist ein Schatz von Liebe und Frohsinn und zugleich von Tiefe in ihr.

Ganz, ich gestehe es Dir, bin ich, soweit man im Publikum die Verhandlungen kennt, nicht mit dem endlichen Abschluß zufrieden. Eine recht militärische Sicherheit scheint mir nicht zu sein, und das sollte doch nach so großen und glücklichen Anstrengungen. Der Ort*), aus dem der**) gebürtig ist, der uns im Jahre 1799

*) Straßburg. — **) Schweighäuser.



nicht nach Spanien begleiten konnte wegen des konstriptionsfähigen Alters, der sollte in deutschen Händen sein, mit dem was dazu gehört.

Die Kinder grüßen aufs innigste. Deine

Li.



172. Humboldt an Caroline

Paris, 23. Mai 1814

Ich schreibe Dir, liebe Li, bei Metternich, im Warten auf eine Konferenz, und indem eine Menge Menschen um mich her sprechen. Ich habe noch immer keine andere Nachricht von Dir, süße Seele, als vom Tage Deiner Abreise, und bin sehr begierig darauf. Denn ich leugne Dir nicht, daß der Zustand Deiner Gesundheit mich nicht ohne Sorgen läßt. . . .

Man wird hier seiner Zeit nicht Herr und seines Lebens nicht froh.

Daß die Staël hier ist, weißt Du vermutlich aus den öffentlichen Blättern. Ich sehe sie auch selten, habe aber neulich bei ihr gegessen. Sie scheint mir noch nicht in ihrer rechten Affiette hier zu sein, auf der einen Seite weniger lebhaft und gesprächig als sonst, auf der anderen aber auch oft gereizter, als es die Unnehmlichkeit der Gesellschaft verträgt. Sie scheint übrigens mit allen Mächten gut zu stehen, und ich habe noch neulich mit ihr bei Talleyrand gegessen, der mich ausdrücklich auf sie gebeten hatte.

Lebe wohl, mein einzig geliebtes Wesen.

Ewig Dein

S.





173. Caroline an Humboldt

Bern, 4. Juni 1814

Seit dem Abgange meines letzten Briefes habe ich zwei der Deinen bekommen, teures Herz, und nach den Nachrichten, die sich heute durch einen glaubwürdigen Fremden hier verbreiten, muß ich Dich abgereist denken, denn man sagt uns, daß den 31. Mai der Friede der Hauptstadt durch Salven von Kanonen angekündigt worden wäre.

Meine Gesundheit ist die letzten Tage her leidlicher gewesen. . . . Deine Sorgfalt und alles, was Du mir darüber in Deinem letzten Brief sagst, hat mich tief, tief gerührt. Ach, ich fühle es ganz, wie gut und treu Du mich liebst. Laß die Sehnsucht immer süß, aber nicht verzehrend in Dir leben, denn es gibt ja gewiß noch ein Land ewiger Klarheit und ewigen Friedens, und selbst „die Blumen, die ungebrochen bleiben“ verwelken nicht „von des Todes Hauch berührt“. Sie werden nur verpflanzt. Das Sonett*) ist sehr schön, was Du mir schickst, und ich umarme Dich aufs zärtlichste dafür.

Ich erwarte nun Theoder eigentlich alle Tage. . . .

Ich breche für diesmal ab und fürchte beinah schon, die Post verfehlt zu haben. Ich fahre fort, an Gustav zu schicken, ich vermute ja, er wird eine Adresse für Dich nach London wissen.

Deine Li.

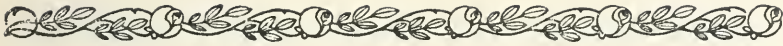


174. Humboldt an Caroline

Paris, 3. Juni 1814

In einer halben Stunde gehe ich nach Boulogne ab und weiß kaum, wie ich diesen Moment erreicht habe. Erst eben wird meine Stube etwas leer. Also nur wenige Zeilen, aber alles Wichtige.

*) Sonett Humboldts „Erdenfreuden“.



Der König hat mir das Eiserne Kreuz 1. Klasse gegeben mit einer sehr gnädigen Kabinettsorder. Ich aß heute bei ihm, und er war sehr freundlich. Dies Kreuz kann außer dem Kanzler und mir nie wieder ein Sterblicher haben. *) Insofern ist es hübsch und mir wirklich sehr wert. Alexander meint, daß südliche sei ihm lieber, jeder habe seinen Geschmack.

Dann ist es nun öffentlich bekannt, daß ich hier Gesandter bleibe. Hardenberg hat mir auch die 6000 Taler Einrichtung und 26 000 Taler Gehalt zugesichert, die ich gefordert. Der König weiß dies noch nicht. Weil ich aber mit nach London gehen muß und Wien, so komme ich erst nachher zurück. Indes ist Graf Goltz**), der Münchener Gesandte, hier. Nach Wien kommt Krusemarck***). Ich glaube, Du wirst jetzt lieber, bis ich herkomme, in der Schweiz bleiben wollen. Aber Du bist immer ein freies Kind und folgst ganz Deiner Meinung, und ich liebe Dich.

Theodor ist heute abgereist, er kann in zehn bis zwölf Tagen ankommen.

Ich habe alle Deine Briefe bis zum 28. Mai. Ich schicke Dir meine sechs Pferde mit dem Kanzelisten. Er wird gegen Ende des Monats bei Dir sein. Erschrick Dich nicht, alles ist recht berechnet.

Das Blatt ist von Luifens †) Grab, von einem Rosenstock. Ich war mit Hedemann da und schreibe von London darüber. Es schmerzte mich längst, noch nicht dagewesen zu sein. Man kann eher die Treue gegen die Lebenden verletzen. Aber die Toten liegen still, und wenn man nicht zu ihnen kommt, sind sie allein.

*) Es ist auch tatsächlich so — am weißen Bande — außer an Hardenberg und Humboldt nie wieder verliehen worden.

**) Graf v. der Goltz, geb. 1765, † 1832, preußischer Minister.

***) Vgl. S. 218.

†) Vgl. S. 287 und Bd. 2 S. 269 und 271.



Liebe, teure Li, wenn ich nur erst wieder mit Dir reden, Dich sehen könnte! Lebe wohl, einzig liebes Wesen. Almarme die Kinder. Erwig Dein S.



175. Caroline an Humboldt

Bern, 12. Juni 1814

Mein herzenslieber Wilhelm!

Eben habe ich Deine Nummer 213 vom 3. Juni 1814 empfangen. Sie war auf eine sehr grobe und ungeschickte Art aufgemacht gewesen, so daß das Siegel kaum noch kenntlich war. Bei dieser Gelegenheit haben dann wahrscheinlich ungeschliffene Hände das Rosenblatt mir verloren, was Du mir von Luise's Grab schickst. Es war nicht mehr da.

Ich danke Dir, daß Du bei ihr warst. Manches Jahr hat sie einsam gelegen, die Liebe, Kleine, früh und sanft Entschlafene. Sanft, sag ich? Ein so zartes Leben leistet dem lösenden Tode geringeren Widerstand. Ach, sonst war ihr Leiden kurz, aber doch vielleicht sehr bang. — Ach, es war auch lang keiner von uns bei Wilhelm und Gustav!*) —

Ich wünsche Dir Glück zum Orden des Eisernen Kreuzes erster Klasse. Ich wünsche Dir sehr herzlich, sehr innig und mit Thränen der Freude Glück dazu. Einen schöneren kann man nicht tragen. Es wird das schönste *ἀγαλμα***) in unserer Familie bleiben.

So bist Du nun in London, mein liebes Herz, getrennt durch Meer und Land. In einem Jahr hast Du's weit herumgebracht in der Welt. Die Welt ist freilich so klein, man ist gleich überall.

Du schickst mir die Pferde und ermahnst mich, mich nicht zu erschrecken. Aber den Schreck hatte ich doch weg. . . .

*) An der Cestius-Pyramide in Rom.

**) Kleinod.



Die Gegend ist hier sehr schön und auch seit einigen Tagen das Wetter. Wir gehen nachmittag, soviel meine Kräfte es erlauben.

Ich umarme Dich von ganzer Seele. Die Kinder grüßen Dich.



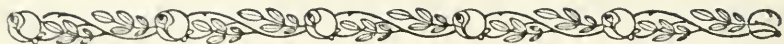
176. Humboldt an Caroline

Boulogne, 5. Junius 1814

Ich bin am 3. abends, oder eigentlich um Mitternacht, liebe Li, von Paris ausgefahren und habe Dir vorher noch geschrieben. Ich bin mit dem Kanzler zusammen geblieben, und da Metternich unterwegs auch zu uns stieß, haben wir in Amiens zusammen gegessen. Nach Tisch haben wir uns wieder in den Wagen gesetzt und sind heute früh um $\frac{1}{2}$ 6 hier angekommen. Ich habe heute vormittag meinen Wagen mit dem Jäger und meinem Sekretär nach Dover abgehen lassen, und ich gehe morgen allein mit dem Kanzler auf dem Kriegsschiff über, das für den König und den Kaiser hier mit dem Herzog von Clarence an Bord bereit liegt. So wenigstens ist es jetzt verabredet.

Der Weg von Paris hierher ist vortrefflich, allein keineswegs schön. In Amiens ist die Kathedrale ein schönes gotisches Gebäude, ungefähr der von Troyes gleichzuschätzen. Boulogne ist eine ganz hübsche Stadt, aber ohne Meeresausicht, einzelne Häuser abgerechnet. Desto schöner aber übersieht man die See und den Hafen von den Bergen am Meer. Das Meer hat mich wieder ungemein ergriffen. Ich hatte es seit 1809 in Preußen nicht gesehen. Es ist hier voll Schiffe, worunter einige große englische Linienschiffe sind. Nur war es schade, daß heute ein trüber, regnickter Tag ist.

Hedemann ist auch hier mit Prinz Wilhelm. Ich begegnete



ihm heute früh im Hafen, und wir haben einen langen Spaziergang am Meer zusammen gemacht. Er hat auch das Eiserne Kreuz erster Klasse bekommen. Er wird morgen auf demselben Schiff mit mir überfahren. Alexander habe ich in den zwei letzten Tagen in Paris gar nicht gesehen. Er muß aber heute abend mit dem König kommen. Der Kaiser von Rußland ist schon seit gestern hier, wartet aber den König hier ab.

Ich habe Dir neulich nur flüchtig schreiben können, liebes Kind, daß ich Dir meine Pferde schicke, und hole heute alles nach, was Dich darüber zu wissen interessieren muß. Ich hatte sechs Wagenpferde und ein Reitpferd. Das Reitpferd soll unterwegs verkauft werden. Alle sind an Farbe so gleich, daß Du sie alle zusammenspannen kannst. Kutscher sind zwei dabei, beide sind gut. Die Pferde jetzt zu verkaufen, war nicht Rat. Alle Menschen verkaufen, und sie sind also spottwohlfeil, und Wagenpferde in Paris wiederzukaufen sehr teuer. So habe ich gleich welche und brauche nur gelegentlich mir zwei noch schönere anzuschaffen für Galagelegenheiten. Ich schicke Dir zugleich zwei Wagen, meinen Bagagewagen und meine kleine Chaise. Du kannst mit beiden, was Du willst, machen und sie verkaufen. Doch wäre die Chaise recht gut, um Dir Lust im großen Wagen zu machen, und ich bitte Dich herzlich, nicht mehr so enge zu fahren.

Über mein Kommen kann ich Dir noch nichts Bestimmtes sagen. Wann man aus England kommen wird, ist ganz ungewiß.

Ich muß jetzt zu Prinz Wilhelm gehen, wo ich Hedemann zu liebe esse.

Lebe innigst wohl, ewig Dein

S.





Won London kann ich Dir heute nur in zwei Worten sagen. Ich erhielt den Jäger und meinen Wagen noch denselben Tag, an dem ich Dir von Dover aus schrieb, und wir fuhren alle nach Sittingbourne. Dort blieben wir die Nacht und kamen am anderen Tag in London an. Auf dem ganzen Wege begrüßten uns alle Leute, die wie an Festtagen vor den Türen versammelt waren. Männer und Frauen kamen zu den Wagen und beruhigten sich nicht, bis man ihnen die Hand gegeben hatte. „Shakehands“ riefen sie immer schon von weitem.

In London wurde eben der Friede proklamiert. Das Gedränge war entsetzlich. Wir mußten wohl eine Stunde halten, und indes strömte das Volk so um unsere Wagen herum, daß einige vernünftiger Leute es nur abhalten mußten, uns nicht vor Zärtlichkeit gar zu lästig zu werden. Am Abend hätten sie Bülow*) und mich wirklich beinahe erdrückt. Wir aßen alle beim Prinz-Regenten. Nach Tisch, d. h. um 11 Uhr, konnten wir unsere Wagen nicht finden. Aus Vorsicht gab man uns drei Mann Wache mit. So, mit allen Orden, kamen wir in das Volk, das bei der Illumination durch alle Straßen zog. Wie sie uns sahen, stürzten sie von allen Seiten mit unglaublichem Hurra auf uns los, und nun war an keinen Weg mehr zu denken. Man wurde nun hingedrängt, wo die Menge wollte. Die Soldaten konnten nicht helfen. Ich sah einige Male den Augenblick kommen, wo wir beide hinfielen, und man über uns wegging. Doch mußte ich laut lachen. Denn wenn wir uns hielten und uns umdrehen, reichten Männer und Frauen uns die Hände und waren gut und freundlich, indem sie uns bald totmachten. Mit unendlicher Arbeit flüchteten wir uns in ein Café, da gab man uns andere Kleider, und so brachten uns

*) Vgl. S. 175.



zwei Leute einzeln nach Haus. Der mich begleitete, war ein sehr braver Mann und hätte mich um alles nicht losgegeben. Aber von der Arbeit, auch so durch die Menge zu kommen, hat man keinen Begriff. Ein paarmal konnten wir uns nur helfen, indem wir hinten auf die Wagen stiegen.

Die Illumination dauerte noch zwei Tage nachher und war über alle Beschreibung prächtig.

London gefällt mir sehr. Die Reinlichkeit, die Frischheit der Gesichter und Körper, die Eleganz der Equipagen und das Bequeme und Gemächliche jeder Anstalt bekommt, in so großen, ungeheuren Dimensionen sich immer gleich, eine Art von Größe. Die Frauen sind wirklich sehr schön. Wie man in Paris die Größe der Stadt oft am Schmutz, an der Sittenverderbnis, der Armut bemerkt, so sieht man sie hier nur an dem, was reizt und Vergnügen macht, obgleich jenes gewiß, den Schmutz abgerechnet, auch nicht fehlt.

Ich habe hier keine Arbeit, ich gehe auch nur in Gesellschaft, wenn ich muß. Sonst will ich nur die Kunstfachen und einige wissenschaftliche genießen. Gleich gestern habe ich ganz allein drei Stunden in Elgins Museum zugebracht. So hat niemand geraubt! Man glaubt, ganz Athen zu sehen. Von diesem Schatz hast Du keinen Begriff, und es ist mein ganzer Ernst, daß Du künftiges Jahr nach London gehen mußt, um das zu genießen. Seit langer Zeit habe ich zum erstenmal das Gefühl gehabt, mich recht dankbar zu freuen, daß ich erlebt habe, das zu sehen.

Die Basreliefs*) sind zum Teil wunderbar erhalten, vier, sechs Köpfe ganz, ohne allen Schaden, und Gott, welche Größe, welch Leben, welche Formen, die tief in die Seele gehen. Außer den Basreliefs sind halbe und ganze Statuen, alle kolossal. Zwei Göttinnen, ganz bekleidet, die sich umfassen, und wo nur die Köpfe fehlen. Solche Arme und solche Gewänder sieht man nirgend.

*) Vom Parthenon in Athen.



Was nicht im Original da ist, ist in Gips, und viel andere Dinge, als die in den Tempeln waren. Eine nur etwa zwei Fuß hohe Venus in Gips, von der Elgin in Schottland das Original hat, von einer unbegreiflichen Schönheit.

Da ein Klub in dem Hause, wo die Sachen stehen, eine Fete den 24. dem Regenten geben will, zeigt man die Sachen jetzt gar nicht. Ich habe mich nur durch meine Industrie dahin gebracht, sie zu sehen, und kann sie nun immer allein genießen. Wenn ich irgend kann, gehe ich alle Tage hin. Es sind die einzigen Gestalten, die alles in sich fassen, und gegen die alles sonst Schöne klein ist. Ich kann Dir nicht sagen, wie sie mich eingenommen haben und einnehmen. Es ändert sogar den Eindruck gänzlich, den das übrige London auf mich macht. Es waren doch die einzigen Menschen, die jener Zeit, die man groß nennen kann, und nie ist nur etwas Ähnliches wiedergekehrt.

Ich muß schließen. Lebe wohl, einzig geliebtes Kind.

Ewig Dein

S.



178. Humboldt an Caroline

London, Downing Street,
14. Juni 1814

Das Leben, wie wir es in London führen müssen, ist unendlich ermüdender, liebe Li, als bisher in irgendeiner Stadt. Man ist so gut als alle Mittag eingeladen, man geht um 7 hin, setzt sich zwischen 8 und 9 zu Tisch, bleibt bis 11 und muß dann noch auf einen Ball. Am Morgen, so lang er auch ist, kann man doch auch verhältnismäßig nur wenig tun. Denn das Sehen aller Sachen ist so umständlich, und die Entfernungen sind so fürchterlich, daß jedes einen weit mehr als es sollte aufhält. Ich weiß noch immer wenig zu nennen, was ich gesehen habe, und sehr viel, was mir fehlt, und ich bin gewiß, daß auch



bei meinem Weggehen noch viel übrigbleiben wird, ob ich mich gleich ganz auf London einschränke und die Partien nach Woolwich, Orford und Portsmouth nicht mitmache und so gut als gar keine Geschäfte habe.

Die Frage, wie einem die Stadt und das Land gefallen, und ob man gern hier ganz leben würde, ist nicht eben leicht zu beantworten. Eine Sache, mit der man wohl anfangen kann, würde Dich vorzüglich sehr traurig machen, das ist der fast ohne Ausnahme trübe und bewölkte Himmel und die entweder raue oder dickschwüle Luft. Die reizendsten Parke verlieren dadurch von ihrer Anmut, und man gäbe gern etwas von der Frische des Grüns auf der Erde weg, um heiteres Blau über sich zu sehen. Dieser Sommer mag zwar wohl vorzüglich übel sein, allein alle gestehen zu, daß das Wetter, den Herbst abgerechnet, den man lobt, meist unfreundlich und trüb ist.

Die Natur rund um London herum ist nicht schön, nichts was man im wahren Verstande malerisch nennen könnte, aber sie ist so reich an Häusern, Gärten, Parks und Wiesen, daß sie allerdings dadurch einen eigenen Reiz erhält. Dabei ist die Themse einer der schönsten Flüsse, der es noch mehr durch die Ebbe und Flut wird, die sich bis weit hinein ganz sichtbar erstreckt.

Auf dem Lande um London herum zu wohnen, würde mich noch weniger als anderwärts reizen. Denn es ist da auch kein Schatten von Einsamkeit, überall Häuser wie in der Stadt und Spaziergänger wie in den Parks in London selbst. Das Herumgehen in den Straßen ist freilich viel bequemer als in Paris und angenehm durch die Reinlichkeit, die Wohlhabenheit und größtenteils die Schönheit, die man in den Menschen, vorzüglich den Frauen, bemerkt. Man sieht kaum einen Bettler. Allein die Armenanstalten im ganzen Reich kosten auch elf Millionen Pfund jährlich. Da aber in dem Anzug und allem übrigen eine fast ermüdende Ein-



förmigkeit herrscht, so ist der Anblick der Volksmenge lange nicht so amüsant wie in Paris. In den Gesellschaften dagegen sieht man im Anzug und sonst sehr viel Karrikaturen. Überhaupt ist es närrisch, daß bei aller Züchtigkeit der Engländerinnen die Vornehmen sich viel freier tragen, als jezt irgend jemand in Paris. Eine höchst wunderbare Mode, die durch alle Stände geht, ist, den ganz bedeckten Busen so auszustaffieren, daß er soviel als immer möglich vortritt.

Die Gesellschaften, die es jezt hier gibt, werden aber auch nur durch die Schönheit der Frauen interessant. Man bittet in ungeheuer engen Häusern einige hundert Menschen zusammen. Die immer sehr engen, aber niedlichen Treppen stehen voll von denen, die sich noch nicht hineindrängen können, und, statt daß die Frau vom Hause in Paris immer ihren festen und ausgezeichneten Sitz hat, so steht sie hier an der Thür, jezt aber, bis die Souveräne kommen, meist oben an der Treppe. An ein Vorzimmer ist gar nicht zu denken, und die Schals hängt man gewöhnlich auf das Treppengeländer. Kleine Koterien, versichern Leute, die jahrelang hier sind, soll es, außer bei Fremden, gar nicht geben.

Von Kunstfachen sind allerdings sehr schöne hier, wie ich, der ich doch nur verhältnismäßig sehr wenig davon sehen kann, schon bemerke, aber sie sind schwer und unbequem aufzufuchen, und das einzige öffentliche Museum ist sehr mittelmäßig. Die neuere Kunst hier steht noch weit unter der französischen. Es ist jezt gerade eine Ausstellung, aber von fast 900 Gemälden und Skulptursachen, die dort sind, fand ich, ein paar doch auch nur mittelmäßige Landschaften abgerechnet, schlechterdings nicht eins, das mir gefallen hätte. Alexander hat bei den Malern selbst noch mehr gesehen, ist aber ganz meiner Meinung.

Bei Alexander fällt mir ein, daß das eine neue Seite an ihm ist, die Dich sehr überraschen wird, daß er sich sehr viel mit



Kunst abgibt, alles beurteilt und selbst zeichnet und malt. Nur hat er unglückliche Vorurteile für alles Französische in der Kunst, namentlich für Gérard.

Nach dieser Beschreibung siehst Du, liebe Li, daß man hier von vielem abstrahieren und anderes mit saurer Mühe erringen muß. Aber demungeachtet ist man gern hier und fühlt mehr als in einem anderen Lande vereinigt ein Interesse des Geistes und des Gemüths. Denn Ernst, Rechtlichkeit, und wo es nur sein kann, auch Tiefe und Schonung der Gefinnung, trifft man hier nicht bloß individuell bei diesem und jenem an, sondern man wird inne, daß das ganze nationale öffentliche und Privatleben gleichsam in dies Element eingetaucht ist, und dies spricht sich in den Einrichtungen, in den gewöhnlichsten Anordnungen, in dem Anblick des Landes, der Städte und ihrer Bauart und vor allem in den Physiognomien und dem Wesen der Menschen aus. Wenn man daher auch augenblicklich mißmutig werden könnte, versöhnt man sich immer wieder mit dem Ganzen und fühlt, daß der Mensch als Gesellschaft und in Masse doch hier am würdigsten erscheint.

Mit Frankreich steht alles hier im geraden Widerspruch. Der größte Reiz des Lebens in Frankreich ist, meinem Gefühl nach, die Möglichkeit und Leichtigkeit, in der Menschenmasse ganz in sich, wie unter Fremden, fast wie unter Wesen, mit denen man fast nichts gemein hat, zu leben. Man fühlt dabei kein Hindernis, weil die Befriedigung jedes Wunsches leicht ist, man wird dazu angezogen, weil die Menschen immer ein buntes Schauspiel geben, durch das man doch nicht veranlaßt wird, sie von der Bühne zu sich herunterziehen zu wollen. In England wäre das unmöglich. Man ist alle Augenblicke gehemmt und gestoßen, die Welt um einen her ist scheinbar einförmig und sogar langweilig, und wie und wo man dahin kommt, sie anders zu sehen, nimmt man zu

352



sehr selbst teil, um sie, noch fern von sich, nur als einen Gegenstand der Betrachtung zu halten. Deutschland bleibt immer beiden unendlich vorzuziehen, und man fühlt das hier noch auf eine würdigere Art als in Frankreich, nämlich nicht durch Kontrast, sondern durch eine Verwandtschaft, in der man bald sich, bald was man um sich hat, für vorzüglicher erkennt, wo man aber immer empfindet, daß der Mensch in Deutschland nach einer idealischeren Natur im einzelnen strebt und sie oft erreicht, und daß, wenn er als Masse nachsteht, es, außer den äußeren Umständen, gerade in seinen Vorzügen liegt.

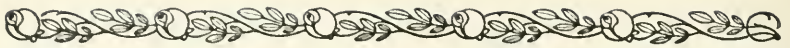
Verzeih, liebes Kind, daß ich so bloß von allgemeinen Dingen rede. Aber eine so neue Welt zieht unendlich an, und Du bist noch die einzige, mit der ich über diese Dinge gern rede. Ich tat es immer am liebsten gerade mit Dir, und nach den Trennungen aller Art, die wir seit unserm ersten Zusammensein von anderen Gleichgesinnten erfahren haben, bist Du allein mir geblieben, die diese Art der Beurteilung liebt und kennt. Auch richte ich in Gedanken alle meine Urteile, meine Betrachtungen, meine Gefühle immer an Dich, und Du weißt gar nicht —, man kann es sich nie von einem anderen so vorstellen —, wie Du mir in meinen Gedanken ein Wesen bist, die über alles, was mich umgibt, und über mich selbst immer belebend, immer lenkend, treibend und mahnend waltet.

Lebe wohl, einzig geliebte Seele, ich kann Dir nicht sagen, wie unendlich ich mich schon jetzt unseres nun näheren Wiedersehens freue. Adieu die Kinder.

Ewig Dein

S.





Nirgends, liebe Li, wird man so inne, daß alle Segnungen der Erde nichts helfen, wenn die Gnade des Himmels fehlt. Die Stadt ist hier groß und prächtig, die Menschen wohlhabend und schön, in tausend Dingen sieht man einen unendlichen Reichtum, aber kein blauer Fleck am Himmel, kein Sonnenblick. Du hast wirklich keinen Begriff von der Schwärze und Dunkelheit, und ich glaube nicht, daß Du aushieltest, hier zu leben. Alles Schöne und Prachtige kommt einem wie ein Geschenk der Unterwelt vor, wofür der Himmel mit Entziehung seiner herrlichsten Gaben, des Lichtes und der Wärme, straft. Zwar behaupten manche Leute, es sei nicht immer, sondern vielmehr selten so. Indes gestehen die Aufrichtigeren, daß nur der Herbst, höchstens vom August an schön ist, und was den Verdacht, daß diese wahr reden, sehr vermehrt, ist, daß man dies abscheuliche Wetter doch oft einen schönen Sommertag nennen hört. So gern ich hier bin, sehne ich mich ordentlich nach der französischen Küste, und gar nicht anders, als wie man aus dem Lande der Kimmerier*) wieder ins Licht zurückzukehren wünscht. Die Sehnsucht der Maria Stuart, die in dem schönen Liede**) so rührend ausgedrückt ist, fühlt man hier erst recht in ihrer Wahrheit, und ich weiß nicht, ob ich den Mut hätte, ein Wesen wie Caroline z. B. herzuführen, um hierzu bleiben. Hier Heimweh zu bekommen oder melancholisch zu werden, muß fürchterlich sein. Denke aber ja nicht, daß ich dieser Gefahr nahe bin. Ich gehe mit gesperrten Armen wie die selige Mama umher und klappere mit den Zähnen, befinde mich aber sonst sehr wohl und bin sehr heiter. Alexander friert wie ich, ist aber hier

*) Fabelvolk im Homer, das am Eingang der Unterwelt in ewiger Finsternis wohnte.

**) „Eilende Wolken.“



durch die Moquerien viel lebendiger geworden, als er in Frankreich war. Denn er hält sich aufs bitterste über alles auf.

Einen sehr interessanten Mann, der, wie seine Frau, mich mit viel Freundschaft behandelt, habe ich hier durch die Staël gefunden. Es ist ein gewisser Sir James Macintosh*), der Richter in Ostindien war und nun Parlamentsglied ist. Er hat freilich eine gewisse aburteilende Steifigkeit und Trockenheit, aber die Frau, ob sie gleich weder hübsch noch jung ist, hat mehr Herzlichkeit und eine so naive Freude, wenn sie einem etwas Englisches, eine Stelle aus einem Dichter oder sonst etwas zeigen kann, das Eindruck macht.

Ein paar neuere Dichter gibt es doch, die wirklich Genie haben und originell sind, Campbell**) und ein Lord Byron***). Von ersterem hat man nur lyrische Stücke, aber ein unendlich schönes und wahrhaft Schillerisches auf Englands Seemacht, wo unter anderem der Vers vorkommt: „Her home is on the deep“ — ihre Heimat ist auf der Tiefe.†)

Byron hat Reisen in Griechenland gemacht, seine Gedichte sind orientalische Erzählungen, aber mit vielen, oft tiefen, aber meist wunderbaren philosophischen Reflexionen durchwebt und vorzüglich schön durch die Erinnerungen und Schilderungen aus Griechenland.

Wären wir nicht durch so eine Menge bloßer Zeremonien-gesellschaften von allem Besseren abgehalten worden, so bin ich überzeugt, hätte ich noch mehrere interessante Bekanntschaften gemacht. So war es rein unmöglich, und man mußte sich nur glücklich schätzen, wenn man die Kunstfachen sehen und ein paarmal wiedersehen konnte. Auch davon ist mir natürlich vieles entgangen, doch sah ich wenigstens die Hauptsammlungen. Zu diesen gehört vor

*) Sir James Macintosh, geb. 1765, † 1832.

**) Thomas Campbell, geb. 1777, † 1844.

***) George Noel Gordon Lord Byron, geb. 1788, † 1824.

†) Aus dem berühmten Lied „Ye mariners of England“, 1801 in Hamburg gedichtet.



allem die von Lord Stafford, dem Vater des Lord Gower, der mir noch sehr für die Aufnahme gedankt hat, die er bei Dir in Wien gefunden.

Diese Sammlung enthält den größten Theil der Orleans'schen, allein auch viel andere himmlische Bilder. Drei Raphaels, ein unendlich schönes von Johannes und Christus als Kinder; der erste etwas gebückt in einer himmlischen Stellung vor der Jungfrau stehend; große Tizians, historische Gemälde von reicher Komposition und trefflichen Figuren, und viele der schönsten Annibale Carracci machen den größten Reichtum davon aus. Nur war der Tag so dunkel, als ich die Bilder sah, daß man die Hälfte des Genusses verlor. Wenn man bedenkt, daß dies ohne Übertreibung wenigstens zwei Drittel des Jahres hier derselbe Fall ist, so fühlt man ein tiefes Mitleid mit den armen Kunstwerken, die man hierher schleppt.

Wie geht es Dir, mein süßes, holdes Kind? Deine Gesundheit macht mich noch immer sehr besorgt. Wenn wir nur erst wieder beisammen sind, will ich Dich gewiß recht pflegen. Aber der fatale Kongreß trennt uns wieder auf vielleicht zwei Monate. Man kommt zu keiner Ruhe, und wenn es nur noch eigentlich heilsam wäre! Doch davon mündlich.

Lebe wohl, inniggeliebte Seele. Ewig Dein

S.



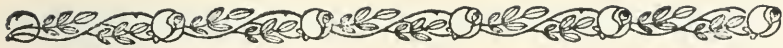
180. Caroline an Humboldt

Bern, 22. Juni 1814

Teures Herz!



Heute ist Dein Geburtstag, wir feiern ihn mit Gedanken stiller Liebe und freuen uns der Gewißheit, daß auch Du denkst, wie innig liebend wir an Dich denken. Ach, wohl haben die Kinder recht in ihren Briefen. Schon drei Jahre



nacheinander sind wir an diesem Tage von Dir getrennt gewesen, was ein eigen trauriges Schicksal ist. Die Kinder haben Dir eigentlich schon alles geschrieben, was bei uns vorgegangen ist, denn das wechselnde Wetter hat mich abgehalten, Exkursionen zu machen.

Das Ankommen der Pferde war ein großes Evenement für Bern und für uns. Die Pferde scheinen gut imstande. . . .

Ich danke Dir innigst für Deine Beschreibung der Überfahrt nach Dover. Sie muß allerdings sehr schön gewesen sein.

Man will hier wissen, daß die Monarchen morgen schon wieder England verlassen werden. Auf den Fall, daß es sich bestätigt, dürfte ich hoffen, Dich bald zu sehen. Wie sehr werde ich mich freuen, mein liebes, gutes, bestes Herz.

Die Promotionen*) haben mich sehr gefreut. So sind sie etwas Würdiges und Schönes. Der Beiname von Blücher ist ganz besonders schön und bedeutend. Alle Beinamen sind verdient, das ist das eigentlich Schöne dabei.

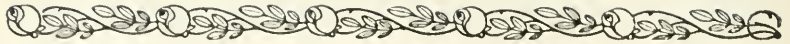
Mit Theodor lebt es sich so ganz still weg. Mündlich werde ich Dir meine Gedanken mitteilen. Ich habe keine andre Klage über ihn als die Trägheit. Es ist aber freilich dies ein Fehler, dem äußerst schwer beizukommen ist, wie die Sachen liegen.

Dich, meine Seele, umarme ich nochmals zu Deinem Geburtstage, der Himmel gebe Dir allen Segen, den ich für Dich erflehe, und erhalte mir Deine Liebe.

Caroline.



*) Erhebung des Feldmarschalls Blücher zum Fürsten von Wahlstatt, der Generale v. York, v. Kleist, v. Bülow und v. Gneisenau in den Grafenstand, die drei ersten mit den Beinamen von Wartenburg, von Nollendorf und von Dennewitz.



Ich schreibe Dir in Eil, liebe Li, und in wehmütiger Stimmung. Alles hat sich plötzlich verändert, und ich werde Dich nicht in der Schweiz besuchen können, jetzt gewiß nicht und späterhin höchstens auf einige Tage. Der Kaiser Alexander hat plötzlich den Einfall bekommen, daß es notwendig sei, daß er erst auf einige Wochen nach Petersburg gehe, ehe er nach Wien komme. Seine Ankunft dort ist also auf den 15. September und der Anfang des Kongresses auf den 1. Oktober hinaus verschoben.

Dies ist im allgemeinen höchst schädlich, denn es verlängert auf die verderblichste Weise den provisorischen Zustand der eroberten Provinzen und Deutschlands, es ist es noch außerdem dadurch, daß tausend Dinge zwischen die endliche Entscheidung treten können. Ich sehe Vieles und Wichtiges in Gefahr und kann unmöglich ruhig dabei sein.

Indes will ich jetzt nur von dem reden, was mich insbesondere betrifft. Es ist die Frage gewesen, wie es mit mir werden soll, und man hat vernünftiger gefunden, daß ich meine Pariser Gesandtschaft gleich antrete. Ich habe selbst dafür stimmen müssen, denn der Posten ist zu wichtig, um vernachlässigt zu werden, und wenn Goltz, der ihn jetzt hat, auch vollkommen fähig wäre, ihm vorzustehen, wenn man, wie man nicht tut, alles erforderliche Vertrauen in ihn setzte, so ist er nur provisorisch in der Stelle und hält daher alles irgend Erhebliche nur hin. Der Kanzler ist zwar zu freundschaftlich gegen mich, um mir nicht dennoch vorher die Freiheit zu lassen, nach der Schweiz zu gehen, allein es wäre immer den Geschäften nachtheilig gewesen, hätte die Hälfte der Zwischenzeit weggenommen und würde heimlich mit Recht getadelt worden sein. Ich habe also selbst gleich erklärt, daß ich darauf Verzicht tue.

358



So gehe ich nun heute über acht Tage von hier ab und bleibe in Paris, bis der Kongreß, wenn er noch zustande kommt (denn alles ist zweifelhaft), anhebt. Dann gehe ich mit Talleyrand dazu hin und lasse einen Geschäftsträger. Auf dieser Reise erst kann ich und dann natürlich nur sehr flüchtig zu Dir kommen. Es schmerzt mich unendlich und raubt mir die schönsten Hoffnungen, aber ich kenne Dich genug, um doch zu fühlen, daß Du mich darin billigst.

Ich schließe jetzt, liebe, teure Li. Ich wiederhole es, ich bin in vielfacher Besorgniß. Wenn wir uns sprechen, werde ich es Dir ausführlich erklären. Allein, je mehr Haltung und Einigkeit den Dingen fehlt, desto mehr muß jeder arbeiten, wenigstens auf seinen Standpunkt wohl zu achten, und das werde ich tun und redlich tun. Meine Lage in Paris wird höchst schwierig sein, aber ich mache mich darauf gefaßt und werde mich ihr so widmen, daß ich hoffen kann, sie auszufüllen. Gedenke meiner indes mit Liebe; ich kann heute nicht mehr sagen. Es liegt mir daran, Dir diesen Brief durch Pourtales*) zukommen zu lassen, und Pourtales muß schleunig abreisen.

Der König geht morgen nach Portsmouth, von da nach Dover, dann über Paris nach Neufchatel und von da über Karlsruhe, wo er den Kaiser Alexander findet, nach Berlin, wo er am 21. ankommen will. Der Kanzler macht die Reise mit, bloß mit dem Unterschiede, daß er erst in acht Tagen von hier abgeht. Beide kommen nach Bern am 10. oder 11. Sobald sie ankommen, schicke zum Kanzler, und schreibe ihm einige Worte, daß Du ihn zu sehen wünschest. Es liegt mir daran, daß Du ihn kennest. Er wird Dir gefallen. Ich werde es ihm auch sagen. Pourtales kann Dir, wenn Du nach Neufchatel gehen solltest, nützlich sein.

*) Ludwig Graf v. Pourtales, geb. 1773, † 1848, Präsident des Staatsrats des Fürstentums Neuenburg.



Neufchatel und er haben mir viel Verbindlichkeit, und er ist ein guter Mensch.

Ich habe Dir und den Kindern hier Zeug zu neun Kleidern gekauft und zwei echte Schal's. Die Prinzessinnen von Kurland haben alles mit mir ausgesucht. Alles unglaublich wohlfeil, so teuer sonst alles ist. Der eine Schal kostet 12 Pfund Sterling, nach jetzigem Kurs 240 Frank, der zweite, weiße, kostet 20 Pfund oder 400 Frank. In Paris wäre er gewiß 1000 Frank wert. Wenn ich kann, schicke ich Dir das alles durch den Kanzler, sonst findest Du es in Paris. Die Kleider werden Dich sehr freuen. Die Prinzessinnen haben die größte Freude gehabt, sie Dir auszusuchen, und sich höchst liebenswürdig der Sache angenommen. Ich habe auch mit ihnen überlegt, ob es Dir hier gefallen würde zu leben, wir sind aber übereingekommen, daß es nicht sein würde. Dann hast Du auch von der Teuerung keinen Begriff. Ich habe nur einmal hier für mein Geld beim Restaurateur gegessen, bloß Suppe, Lachs, Beefsteak und Käse und eine Bouteille Bordeaux, das kostet 1 Pfund 10 Schilling oder 30 Frank!! Wer kann da leben?

Adieu, einzig liebes Kind.

S.



182. Caroline an Humboldt

Bern, 4. Juli 1814

Bei meiner Zuhausekunft vorgestern von Interlaken, wo ich ein paar im Wetter leidliche Tage zugebracht hatte, fand ich, mein theures Herz, Deinen lieben Brief aus London vom 14. Junius. Ich bekam aber auch zugleich einen Brief des treuen G. aus Neufchatel, der mir schreibt, daß Pourtales angekommen sei, und daß Pourtales mir einen Brief von Dir mit-



bringe. In der Erwartung dieses Deines lieben Briefes durch Pourtales verbrachte ich nun mit Herzklopfen den gestrigen Tag, bis ich ihn endlich gegen 5 Uhr empfang. Ach, ich hatte mich so gefreut, Dich nach mehr wie zehn Monaten wiederzusehen, und nun kommt es so! Doch will ich nicht darüber klagen, wenn es zum Besten und Nützlichen führt, aber über manches bin ich nicht ohne große Sorge. . . .

Ich denke, wenn Du es erlaubst, die nächsten drei Monate noch in der Schweiz zu bleiben. Außer dem Umstand mit dem Wetter muß ich leider auch meiner Gesundheit erwähnen. . . .

Tausend, tausend Dank für die schönen in London gekauften Sachen, behalte nur alles in Paris. Die Kinder springen vor Freude über die schönen Kleider und grüßen Dich.

Adieu, mein theures Herz. Ewig Deine

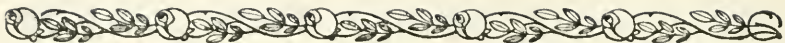
Li.



183. Humboldt an Caroline

London, 27. Juni 1814

Ich hoffe, liebe Li, Du hast meine beiden letzten Briefe vom 21. und 24. empfangen. Im ersten sagte ich Dir, daß ich zu meiner großen Bekümmerniß ganz auf die Reise nach der Schweiz Verzicht tun mußte; in dem zweiten schrieb ich Dir, daß ich vielleicht auf drei Tage zu Dir kommen könnte, weil ich vielleicht den König nach Neuchâtel begleiten mußte. Heute kann ich dies letzte mit Gewißheit bestätigen und hinzufügen, daß ich vielleicht auch doch bis gegen den 1. August bei Dir bleiben kann. Verzeih, daß ich alle Augenblicke so Erwartungen erzeuge und täusche und wieder erzeuge. Aber ich hänge nicht von mir ab und so kann es nicht anders sein. Ich habe eben heute, da Antwort vom König aus Dover zurück ist, erfahren, daß ich ihn begleiten soll.



Die Sachen stehen so: Ich reise den 30. von hier mit dem Kanzler ab und bin, wenn uns nichts aufhält, vermutlich den 3. in Paris, von dort reise ich wahrscheinlich schon am 5. mit dem König nach Neuchâtel, wo ich den 8. ankomme. Der König bleibt, seinem Plan nach, dort nur zwei Tage und geht dann über Bern nach Schaffhausen, wo er am 13. sein will. Ob ich nun werde diesen Weg mitmachen müssen, weiß ich nicht. Ich glaube es nicht, da er mich nur wegen der Geschäfte mitnimmt, ist es aber auch, so komme ich doch von Schaffhausen zu Dir nach Bern zurück. Dieß alles, daß ich Dich sehe und ein paar Tage mit Dir bin, ist gewiß und kann nicht leicht wieder eine Abänderung leiden.

Nun aber das Schönere, aber noch Ungewisse: Du weißt, daß der Kongreß auf den 1. Oktober hinausgesetzt ist, auch daß man auf dem Kongreß die deutsche Verfassung in Ordnung bringen will. Nun haben Münster, der Perside^{*)} und ich seit Dijon gearbeitet, diese Angelegenheit geschwinder zu fördern, immer aber haben sich unübersteigliche Hindernisse entgegengestellt. Jetzt bin ich auf den Gedanken gekommen, daß vom 1. August an ein Komitee sich in Wien versammeln könnte, die Sache vorzubereiten, und dieß habe ich vorgeschlagen. Wird dieß angenommen, so bleibe ich gleich in der Schweiz und kann bis zum 20. Juli bei Dir sein, wie es der anfängliche Plan war. Ich freue mich unendlich, dieß ausgefunden zu haben, und bin im voraus glücklich in dem Gedanken, vierzehn Tage ruhig mit Dir zu leben.

Hedemann geht mit dem Prinzen nach dem Haag. Soviel für heute. Lebe wohl.

Ewig Dein

H.

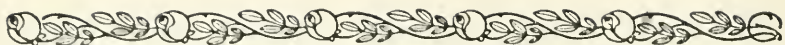


^{*)} Der hannoversche Hardenberg.



Ich habe unsern Hochzeitstag, liebe Li, gestern unterwegs, aber doch froh und heiter zugebracht, weil jeder Schritt mich nun Dir näher bringt. Denn es ist gewiß, daß ich zu Dir komme und bis Ende Julius bei Dir bleibe. Es ist freilich immer nur kurze Zeit, allein nach so langer Trennung wären mir auch selbst Tage und Stunden ein unendlicher Trost gewesen. Es bleibt dabei, daß ich mit dem König reise, ich denke übermorgen früh in Paris zu sein. Ich sehne mich unendlich nach dem lieben, trauten Gespräch mit Dir, einzig geliebtes Wesen; wir haben über tausend Dinge zu reden. Ich hoffe aber, Du wirst mit mir und mit dem, was ich getan habe, zufrieden sein.

Wie jetzt meine Lage bestimmt ist, muß ich am 1. August in Wien sein und behalte meinen Gesandtschaftsposten bis nach geendigtem Kongreß. Der Kongreß dauert vermutlich bis in den November hinein. Irgend gewisse Rechnung, vor dem 1. Januar in Paris zurück zu sein, kann ich daher nicht machen. Wo Du, teure Seele, nun indes bleiben wirst, darüber weiß ich Dir kaum einen Rat zu geben. Nach Wien zurückzukommen, obgleich das uns wieder früher zusammenführte, ist kaum tunlich. Du kämest gerade in die Zeit hin, die Du mit Recht vermeiden wolltest. Wo fände man auch gleich ein Haus, wenigstens ohne unendliche Kosten? In der Schweiz zu bleiben, oder nach Paris zu gehen, ist freilich das Einfachste. Aber die Schweiz ist vom 1. November an häßlich und kalt, und wirst Du in Paris allein sein und die Mühe eines Vorarrangements übernehmen wollen?, da sich das Eigentliche doch nur erst füglich, wenn ich komme, machen läßt. Jedermann hat einen ganz anderen Plan. Er meint, Du sollst Ende Oktober auf die Güter gehen und dann nach Berlin kommen und bis zum April da bleiben. Er erbietet sich, alle möglichen Einrichtungen für



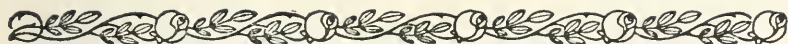
Dich dort zu machen. Ich hätte gewiß sehr gern, daß die Kinder einige Monate in Berlin wären, es würde ihnen angenehm und nützlich sein. Aber wir wären volle vier Monate länger getrennt, als eigentlich nötig wäre, das wäre mir unendlich traurig; das Leben vergeht, und man genießt sein bestes und höchstes Glück nicht. Es bliebe freilich auch übrig, daß Du kürzer in Berlin verweiltest, aber dann die Rückreise im tiefen Winter! Hedemann hängt natürlich sehr an diesem Plan. Du glaubst nicht, wirklich gar nicht, wie die Menschen Dir gut sind. Röder*) und Hedemann haben mir beide mehr als einmal erzählt, wie sie es sich als eine der Belohnungen nach dem Feldzuge, auf die sie am meisten Wert setzten, dächten, mit Dir eine Zeitlang zusammen zu sein, und Röder jammert, Dich in Paris verfehlt zu haben, und nun wieder in Wien zu verfehlen. Denn da er jetzt den Prinzen Friedrich begleitet, so kommt er auch dahin.

Gott, daß es so nah ist, daß ich Dich umarme! Teure, liebe Li, ich kann es kaum fassen, so freue ich mich darauf. Es ist mir, als hätte ich mich nie so gefreut, Dich wiederzusehen.

Blücher ist auch noch in London geblieben. Wo er sich da zeigt, ist er noch immer vom Volk umringt. Wenn man mit ihm fuhr, pflegte er einen zu bitten, die Hand aus dem Wagen zu legen, damit die Leute sie schütteln konnten, und hinzuzusetzen: „Meine ist schon zu sehr abgenutzt.“ Er hat überhaupt sehr schöne dicta und Reisebemerkungen gesagt.

Alexander ist schon mit dem König in Paris. Ich bin gestern abend hier angekommen und habe noch meinen Sekretär, Boisdes-landes und den Jäger mit meinem Wagen an Bord der Fregatte bringen lassen, auf der wir übergehen. Sie heißt die Nymphe und ist dieselbe, die den König übergeführt hat. In Boulogne trenne ich mich von Boisdeslandes und bringe Dir einen Grafen

*) Vgl. S. 306.



Flemming*) mit, einen Neffen des Kanzlers, der nun mein Sekretär wird.

Ich endige diesen Brief in Boulogne oder Paris. Adieu, bis jenseits der See! Das Meer ist sehr still, gestern abend schien der Vollmond göttlich darauf, ich bin bis nach Mitternacht am Strand allein gewesen. Metternich geht mit uns über.

Boulogne, 2. Julius 1814

Ich bin hier, liebe Li, wir haben aber eine ganze Nacht, über 18 Stunden auf der See zugebracht, weil eine fast völlige Windstille war. Die Nacht war mondhell und sehr schön. Einen Teil habe ich in einem kleinen Kabinett in einem Hängebett sehr gut geschlafen. Wir erwarten jetzt nur, daß unsere Wagen debarkiert werden, und gehen dann nach Paris. Ich schicke Alexander diesen Brief durch Metternich, dessen Wagen schon hier sind und hoffe, Du sollst ihn so schnell erhalten. Gott, wie glücklich bin ich, mich Dir, wenigstens der Zeit nach, so nahe zu wissen.

Lebe herzlich wohl! Ewig Dein S.



185. Humboldt an Caroline Neuchâtel bei Louis Pourtales,
8. Julius 1814, um 9 Uhr



Ich komme in diesem Augenblick an, liebe, beste Li, atme dieselbe Luft mit Dir und kann nicht zu Dir eilen. Jetzt nur die Worte, die nötig sind, uns zusammenzuführen. Der König kommt erst am 12. Bis dahin muß ich leider mit dem Staatsrat hier Sitzungen halten, weil viel Geschäfte hier abzumachen sind, und kann nicht zu Dir kommen. Der König bleibt den 13. und 14. hier, macht dann eine kurze Schweizer Reise über

*) Graf Flemming, später Gesandter in Rio de Janeiro, Lissabon und Neapel.



Bern, Thun, Zürich und Schaffhausen, auf der es leider nur zu wahrscheinlich ist, daß ich ihn begleiten muß. Dann erst, schwerlich vor dem 20., werde ich zu Dir kommen können, und am 5. August soll ich in Wien sein. Es ist fürchterlich, in welches Gedränge mich das alles bringt. Ich wünschte sehr, Du kämest her. Greif Dich aber nicht zu sehr an. Fühlst Du Dich nicht stark genug, so bleib in Bern, und warte mich da ab. Ich gehe dann die Nacht, wo der König erst am Morgen wegreift.

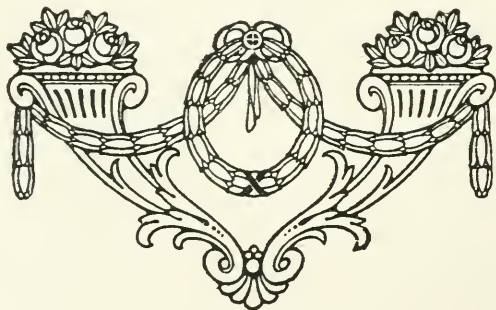
Adieu, Du Einzige und unaussprechlich Liebe.

Ich habe zwar in neun Nächten nur drei ein wenig geschlafen, aber wie gern setzte ich mich ein, um zu Dir zu kommen und Dich morgen früh zu wecken.

Ewig Dein

S.

Frau v. Humboldt kam darauf am 10. oder 11. nach Neuchâtel. Das kurze Zusammensein war noch durch Humboldts Begleitung des Königs nach Lauterbrunn und Grindelwald unterbrochen und durch Frau v. Humboldts sehr leidenden Zustand gestört. Sie entschloß sich, für den Winter nach Berlin zu gehen. Am 30. Juli reiste Humboldt nach Wien ab.





Achter Abschnitt.

Auf dem Wiener Kongreß bis zur Abreise nach Berlin am 20. Juni 1815



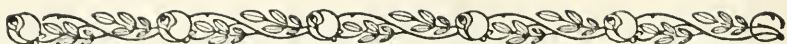
186. Humboldt an Caroline

Zürich, 1. August 1814



Ich bin sehr traurig, liebe, süße Ci, wieder auf Monate von Dir getrennt zu sein, ich bin es doppelt, weil ich Dich leidend weiß und nicht ohne Unruhe an Dich denken kann. . . .

Nach Wien gehe ich zwar jetzt recht ungern, indes doch noch lieber als an irgendeinen anderen Ort. Denn ich fühle, daß es sehr viel dort zu tun geben wird, ich weiß auch, daß ich gerade da mehr als ein anderer imstande bin, das Mögliche zu leisten, und eine solche Tätigkeit zieht natürlich immer an. Auf der anderen Seite aber stößt mich die ebenso feste Überzeugung zurück, daß trotz dessen sich das eigentlich Gute nicht wird bewirken lassen. Es ist mit den Menschen und unter den Umständen reinweg unmöglich, und ich bin glücklich, wenn ich nur verhindern kann, daß nicht eigentlich Schlimmes geschieht.



Noch eine höchst widrige Idee ist mir die Unmöglichkeit, Dir über irgend etwas allgemein Wichtiges zu schreiben. Wir haben jetzt genug Beweise von der unwürdigen Wut, alle Briefe zu öffnen, um überzeugt zu sein, daß keiner der unsrigen ungelesen bleibt. Ich werde gewiß keine sichere Gelegenheit verfehlen, um Dir von dem, was vorgeht, Nachricht zu geben, wenn ich Dir aber einmal durch die Post etwas schreibe, was Dir wunderbar vorkommt, so tue ich es gerade in der Absicht, daß es gelesen werde. *)

Mit Dir über die Angelegenheiten meines Geschäfts zu reden, ist mir wirklich ein ernstes Bedürfnis. Ich tue es gar nicht bloß, weil ich weiß, daß es Dir Freude macht, so hinreichend natürlich auch dieser Grund wäre. Ich tue es noch weniger aus Bedürfnis, mich mitzuteilen, Gott weiß, daß es selbst mein Fehler ist, dies nicht zu haben. Aber ich tue es, weil Du immer so rein, so aus tief gemütvollen Maximen und mit so richtiger Ansicht über die Begebenheiten, wie sie an sich, wenn sie von allem Zufälligen und Unwesentlichen entkleidet sind, dastehen, urteilst, daß kein Mensch auf Erden solcher Leitung entbehren möchte. Ich weiß und werde nie vergessen, wie unendlich sie mir in der schwierigsten Zeit meiner jetzigen Laufbahn geholfen hat, wo alles und fast auch die sonst Besten daran arbeiteten, mich herunterzuziehen.

Diese Art, auf männliche Entschlüsse einzuwirken, liegt tief im weiblichen Gemüt, nur daß wenige Frauen je dazu gelangen, ihr inneres Bestes, oder vielmehr das ihrer Natur zu erreichen und noch weniger damit so viel Geist und eine so schöne Eigentümlichkeit verbinden, die nicht mehr der Natur angehört, als Du. Immer aber besitzen die Frauen auch hiervon viel mehr, als davon Gebrauch gemacht wird, da die elende Aufgeblasenheit und der Leichtsinns der Männer es mutwillig von sich stößt. Auch darin sind sie sehr

*) Es sind hier vorwiegend die Briefe abgedruckt, die durch sichere Gelegenheit gingen, und in denen sich Humboldt ohne Rückhalt ausspricht.



undeutsch, denn in den besten deutschen Zeiten war es immer anders. Dagegen verstatten sie gerade auf verkehrte Weise den Frauen tausendfachen Einfluß auf die Ausführung im einzelnen was man schon darum nicht tun muß, weil wirklich große und edle Frauen diesen verschmähen und von selbst meiden. Der Rat der Frauen ist wie ein Stern, der durch die Wüste des Lebens leitet. Er zeigt die Richtung. Wie man es machen soll, um dieser Richtung durch Klippen und Umwege zu folgen, ist der eigenen Betriebsamkeit überlassen, die immer bei weitem kleinlicher ist und sein muß, woraus dann auch wieder die Pflicht der Frauen entsteht, zufrieden zu sein, wenn man im Sinn und Geist gehandelt hat, und das Mangelhafte in der Ausführung zu übersehen und zu verzeihen.

Aber verzeihe Du selbst, liebes Kind, daß ich so in Betrachtungen gerate. Allein ich kann es nicht leugnen, wenig Dinge ärgern mich so im Leben, als die Art, wie die meisten Menschen das Verhältniß mit Frauen behandeln, wie sie alles vermischen und unrein machen, wie sie das Rechte verkennen und das Richtige vergöttern, wie sie übertweichlich oder überhart sind, wie sie zugleich verzärteln und unglücklich machen, wie sie selbst ihr Vergnügen so wenig verstehen, daß sie es nicht einmal die kurze Lebenszeit hindurch frisch und frei von Überdruß erhalten können.

Es liegt mir unendlich daran, daß Du für Deine Gesundheit, woran mein und der Kinder Glück und selbst mein Leben, da ich Dich gewiß nicht lange überleben würde, abhängt, alles tußt, was nur irgend möglich ist. Ich bin gewiß, liebe Li, wie ich war, als wir uns zuerst kannten, kein Mensch hat sich so wenig geändert als wir; wir sind eins, wie wir es je damals waren, und wir werden uns gewiß nie lange, auch durch das Schicksal nicht, trennen lassen.



Ich habe hier die ganze Zeit mit Ebel*) zugebracht, einige Stunden bei Capo d'Isfria**) ausgenommen. Ich habe hier noch manches vorzubereiten gesucht. Am meisten denke ich auf eine feste Vereinigung der Schweiz mit Deutschland, die aber sehr schwierig ist, weil die Schweiz leider! wenig mehr deutsch ist. Man büßt hierin die Schuld der Väter, die alle Bande haben locker werden lassen. Ich mache noch einen besonderen Bericht an den König über die Verbindung der Schweiz mit Deutschland. Alles dies Schreiben wird wenig helfen. Es gibt in so wenigen Sinn für diese rein vaterländischen Dinge, die der Ansicht der meisten nach gar nicht recht zur vornehmen Politik gehören. Indes muß man immer arbeiten, wäre es auch nur für sich und für die, die einmal künftig ein altes Archiv durchblättern.

Es hat vielleicht nie einen Zeitpunkt gegeben, wo man hätte mit so eiserner Hand darüber wachen müssen, daß hier die Grenze zwischen der billigen Gewalt und der notwendigen Freiheit, die ebenso notwendig als die Luft ist, richtig gehalten werde. Bei der eisernen Hand fällt mir ein Diktum Napoleons ein, das eins der wichtigsten ist, die ein Mensch je gesagt hat, und das Du vielleicht nicht kennst. Er hat einmal gesagt: „Que le peuple Français demandait à être conduit par une main de fer avec un gant de velours.“ Man kann die Nichtigkeit einer Nation nicht besser beschreiben als dadurch, daß sie das Eisen braucht, gezügelt zu werden, und nicht den Mut hat, es anders anzusehen, als wenn es mit Samt überzogen ist oder sich durch diese glatte Außenseite täuschen läßt.

*) Joh. Gottfried Ebel, geb. 1764, † 1830. Geographischer Schriftsteller und Arzt, seit 1810 in Zürich.

**) Joh. Anton Graf Capo d'Isfria, geb. 1776, † 1831. Griechischer Staatsmann, seit 1809 in russischen Diensten, 1811 der russischen Gesandtschaft in Wien beigegeben, seit November 1813 Gesandter in der Schweiz.



Ach, ich danke Dir unendlich, süßes Kind, für alle Güte und Liebe und Nachsicht, die Du in diesen Tagen mit mir und für mich gehabt hast. Ich bin unendlich glücklich gewesen, mit Dir zu sein, nur weh wegen Deines Leidens.

Mit inniger Liebe ewig Dein

S.



187. Caroline an Humboldt

Lauterbrunn, 4. August 1814

Mein teurer Wilhelm!

Seit Deiner Abreise habe ich Dir noch nicht geschrieben, weil man in diesen Tälern, entfernt von allen Kommunikationen, wie abgeschnitten ist. Allein morgen denke ich in Thun zu sein.

Wie unaussprechlich leid mir Deine Abreise und unsere Trennung getan hat, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Ich ging stumm und still und recht vereinsamt mit den Kindern zurück und den andern Morgen, den 31., nach Interlaken zurück. Dienstag gingen wir nach Meiringen und blieben die Nacht dort, vorzüglich weil das Hinaufgehen zum Reichenbach mich sehr angegriffen hatte. Der Reichenbach ist doch ungemein schön, wir sind vier Stunden dabei gewesen. Ich konnte mich nicht enthalten, noch einmal herzukommen. Außer dem Staubbach sah ich heute noch den Rosenbach und den Trümmelbach, zwei schöne Fälle an der dem Staubbach entgegengesetzten Felsentwand. Morgen denke ich nach Thun und Randersteg und übermorgen nach Bern [zu gehen].

Und wo bist Du, mein Lieber? Vielleicht schon um Salzburg? Nein, das ist nicht möglich, aber nah an Innsbruck kannst Du wohl sein.



Die Kinder grüßen aufs freundlichste und mit mir Graf Flemming*), den wir recht lieb gewonnen haben. Deine Li.



188. Humboldt an Caroline

Wien, 8. August 1814

Ich bin mit Flemming sehr glücklich vor drei Stunden hier angekommen, schreibe Dir aber nur wenige Zeilen, weil ich augenblicklich, wie ich nur gegessen habe, nach Baden gehe. Alle Welt ist da, ich sitze hier ganz müßig. Ich bin morgen, spätestens übermorgen wieder hier. Ich wohne im Römischen Kaiser. . . .



189. Humboldt an Caroline

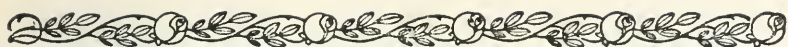
Wien, 10. August 1814

S heute vor einem Jahr war für uns alle ein sehr verhängnisvoller Tag, und es ist das Eigene dieser Zeit, daß einem nach ihr alles andre politische Treiben matt und schal erscheinen muß. Schon während des Krieges habe ich oft das Vorgefühl davon gehabt, und an Nachgefühl wird es noch weniger mangeln.

Ich bin, wie ich Dir schrieb, liebe Li, gleich am 8. nach Baden gegangen. Ich folgte meinem natürlichen Hange, die älteren Verhältnisse vorzuziehen, und ging zuerst zur Fürstin.***) Die Fürstin hat mich mit unbeschreiblicher Freundlichkeit aufgenommen, und es hat sich seit dem Abend so gemacht, daß ich mein Leben vorzugs-

*) Vgl. S. 365.

**) Katharina, Witwe des Fürsten Peter Bagration, der in der Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812 schwer verwundet und bald darauf gestorben war. Die Fürstin heiratete später Lord Howden und starb 1856.



weise bei ihr zubringen werde. Da es mich vieler kleinlichen häuslichen Sorgen überhebt, und es die bequemste Gelegenheit ist, mit dem wenigsten Zeitaufwand die nötige Gesellschaft zu sehen, so begreiffst Du, warum ich es tue. Übrigens ist ihre Beständigkeit gegen mich auch ein Zug, der seine Wirkung nicht verfehlen kann. Sie hat mir angeboten, in Baden bei ihr zu wohnen, und da jetzt Baden so voll ist, daß man kein Loch für vieles Geld findet, ist das kein geringer Vorzug.

Den andern Morgen ging ich zur Herzogin*), die ich den Abend vorher nicht gefunden hatte. Sie hat mich sehr nach Dir gefragt, mich auch sehr freundlich aufgenommen und mir zwei Stuben zum Wohnen angeboten. So, siehst Du, steh ich in zwiefacher Gunst. Die Herzogin wird erst in diesen Tagen abends Leute sehen. Jetzt bringt sie noch ihre Abende meist bei Mistress Cadogan zu, zu der sie mich führen will, weil sie nach Deiner Autorität die schönste Nase haben soll, die je erschienen ist. Überhaupt, Liebe, glaubst Du nicht, wie oft Du hier zitiert wirst, und ich habe schon hier die wichtigsten und geistreichsten dicta von Dir gehört. Über Dein Weggehen aber gibt es hier zwei verschiedene Meinungen. Einige, wie die Fürstin, behaupten, Deine Freude sei ungemein und tränkend für Wien gewesen, andere, wie die Schlegel, Du seiest im Gegenteil trüb und wehmütig gewesen. Ich würde das wohl begreifen.

Bei Gens frühstückte ich. Von solchem Essen hast Du keinen Begriff. Ehe er mir noch anbot, aß er schon von allem. Indes ich bescheiden zwei kleine Tassen Kaffee trank, ohne zu essen, trank er vier und verzehrte zwei Dritteile eines tellergroßen Solila, wenn Du weißt, daß dies ein in Fett schwimmender Buttermertig ist, in eine Art Pastete gebannt, die, wenn man sie aufmacht, raucht, viele Rispeln mit fingerdicker Butter ungerechnet. Die Nüchternheit und

*) Herzogin von Sagan. Vgl. S. 23.



Mäßigkeit sind unendlich edle Eigenschaften, und mir kommt es schon immer eine schlimme Einrichtung in der Schöpfung vor, daß das Essen und Trinken ein Bedürfnis und nicht eine bloße Liebhaberei wie das Pfeifen und Singen ist.

Auch in allem übrigen ist Gents, wie ich ihn sonst immer kannte. Ich sehe ihn immer mit Interesse und Liebe, ob ich gleich fühle, daß andere es anders empfinden können und müssen. Ich glaube ihn sehr richtig zu kennen und auch so geschildert zu haben in Schriften über mein Leben, die Du einmal nach meinem Tode finden wirst. *) Jetzt sind unsere Ansichten, sogar mehr als sonst, übereinstimmend, und ich habe daher doppeltes Interesse an ihm.

Lebe wohl, süße, teure Seele. Ewig Dein S.



190. Humboldt an Caroline

Wien, 14. August 1814

Ich benutze die sichere und schnelle Gelegenheit, welche mir die Reise des Graf Fries**) darbietet, um Dir zu schreiben, liebe Li. Ich habe Dir zwar wenig oder nichts zu sagen, daß nicht jeder wissen könnte, aber es ist doch angenehmer, sicher zu sein, daß man nicht von Fremden gelesen wird. Ich bin ewig in Gedanken bei Dir, teures Wesen, und kann Dir nicht sagen, wie unruhig mich Dein Leiden macht. Ich habe noch keine Briefe von Dir.

Wie peinlich mir diese Trennung ist, kann ich Dir nicht beschreiben. Sie ist es mir doppelt, weil ich bis jetzt ganz unnütz hier bin. Es war, wie Du weißt, die Abrede, daß bis zum 5. ich hier sein sollte, und daß ich dann hier meine Instruktionen aus Berlin finden würde. Ich bin zur rechten Zeit mit unglaublicher Eile ge-

*) Es haben sich derartige Schriften nicht gefunden.

**) Graf Moritz Fries, geb. 1777, † 1826.



kommen und habe mir schon ein Gewissen daraus gemacht, daß ich drei Tage später kam. Von den Übrigen aber ist alles rein ausgeblieben, die schönste Zeit geht verloren, und es wird hernach wieder vieles übereilt werden müssen. Ich hätte so ruhig und schön bei Dir sein können und muß mich nun mit Leuten herumtreiben, die mir gleichgültig, zum Teil widrig sind, und von denen mir kein einziger fast nur das mindeste Interesse einflößt. Freilich kann [sich] das mit jedem Tag ändern, allein bis jetzt hat es den Anschein nicht. Die gewöhnlichen Gesandtengeschäfte leiden unter ähnlichen Schwierigkeiten. Metternich ist in Baden und dort so entfernt von Geschäften, lebt so in den Gesellschaften, die Du Dir denken kannst, daß es fast unmöglich ist, zu einem ordentlichen Gespräch zu kommen. Gegen mich ist er gut und freundlich, hat mich gern in Gesellschaften, wiederholt, was ich hier und da sage, aber für Geschäfte nährt er die alten Vorurteile und nennt mich, wie ich recht gut weiß, zu pedantisch. Was diese Beschuldigung bedeutet, wirst Du, ohne meine Erklärung, begreifen.

Die Gesellschaft ist nichtiger, leerer und einförmiger als je. Der ewige Zwist der beiden nordischen Damen*), bei deren einer sich drei Prätendenten in das Reich teilen, und der nicht zu entwirrende Klatzsch, der damit zusammenhängt, ist der große und würdige Gegenstand, um den sich alle Gedanken und Unterredungen herumdrehen. Ich mische mich auf keine Weise hinein, lebe zwar, meinen alten Gewohnheiten nach, und weil es bequemer ist, mehr mit der einen, vernachlässige aber die andere nicht und bin daher nur der ennui leidende Teil. Geng hat nicht dieselbe Weisheit gehabt. Er hat sich weit auf das stürmische Meer begeben und sich nicht ganz, aber doch ziemlich stark, von der einen getrennt. Unter allen diesen Umständen glaubst Du nicht, wie sehr es mich freut, daß ich nur noch kurz in diesen Verhältnissen bleibe. Paris

*) Herzogin von Sagan und Fürstin Bagration.



wird mir dadurch schon zu einem lichten Punkt. Es hat wenigstens viel mannigfaltigere Gegenstände des Interesses, die Gesellschaft macht keine Ansprüche darauf, vertraut zu werden, läßt einen aber auch freier von allen ihren kleinlichen Verhältnissen.

Ich suche noch immer eine Wohnung, bin noch immer im Römischen Kaiser. Bei Gensz pflege ich zu frühstücken. Ich bleibe bei meiner einfachen Tasse Kaffee, indes er Unendliches ißt und trinkt. In dieser Fülle von Bedürfnissen, die er hat, und der Armut an Bedürfnissen, die ich habe, können sich zwei Menschen nicht ungleich sein, als wir es sind.

Bei der Schlegel*) war ich sehr lange und habe sehr interessant mit ihr gesprochen. Sie hat immer unleugbar viel Geist und jetzt einen mildereren, und was immer damit verbunden ist, auch tieferen wie sonst, wo sie wohl trocken und absprechend war. Wir haben meistens über den Mann**) und seine Projekte gesprochen, sind aber von da aus auf allgemeinere Dinge gekommen. Es ist offenbar, und sie leugnet es selbst nicht, daß sie ihn bei weitem nicht in allem billigt und manches anders wünschte; vorzüglich mehr wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit. Sie ist auch im Grunde gegen den Gedanken, ein Amt zu suchen, ungefähr aus den gleichen Gründen. Allein dabei nimmt sie doch auch das ihr Mißfällige auf, wie sie soll, und ist darin von hoher Gerechtigkeit, noch außer der natürlichen Nachgiebigkeit gegen den, dem man gut ist.

Es ist wirklich einer der schwierigsten Punkte im Menschen, der Anteil, den man an Ideen nimmt, mit dem, welchen man an der Welt nehmen soll, gehörig zu verbinden. Die meisten glauben es darin hoch zu bringen, wenn sie beides durch einander mäßigen

*) Vgl. S. 11.

**) Friedrich v. Schlegel, geb. 1772, † 1829, Ästhetiker, seit 1809 literarischer Hilfsarbeiter und Sekretär an der Wiener Staatskanzlei.



und in ein gewisses Gleichgewicht bringen und so ein Mittelding werden zwischen Theoretischem und Praktischem. Allein das fühlen wenige, und übt fast niemand, daß man in beidem gleich rein leben, mit beidem gleich vertraut sein und beides gleich gerecht, aber auch gleich streng behandeln muß. So eine Verwechslung der irdischen und überirdischen Sphäre kann einen Menschen, der sich herauszuwickeln nicht Geschicklichkeit oder Mut hat, reinweg um sein Leben bringen, und Schlegel ist gar sehr in diesem Fall.

In Rücksicht der äußeren Lage hätte sie am meisten Lust, in Wien zu bleiben, und allerdings ist es auch für einen Menschen, der von deutscher Schriftstellerei fait macht, bedenklich, Deutschland zu verlassen. Der Bruder*) schon hat dies zu seinem Schaden erfahren.

Lebe wohl, süßes, theures Wesen, umarme die Kinder.

Ewig Dein

S.



191. Caroline an Humboldt

Coppet, 19. August 1814

Ich bin seit vorgestern hier, mein liebster Wilhelm, und bin auf eine wirklich sehr freundschaftliche und herzliche Weise aufgenommen worden. Ich war im Wirtshaus abgestiegen, um mich und die Kinder abzustauben. Allein nicht fünf Minuten darauf kam Albertine**) und Schlegel, mich abzuholen. Auf dem kurzen Wege nach dem Schloß, begegneten wir schon Frau v. Staël, die uns entgegenkam. Sie nahm mich untern Arm und wollte gleich alles auf einmal wissen. Sie hat mir, bis wir den Salon

*) August Wilhelm v. Schlegel, geb. 1767, † 1845, Kritiker, Sprachforscher und Dichter, lebte seit 1804 meist bei Frau v. Staël.

**) Tochter der Frau v. Staël, später Herzogin von Broglie.



erreichten, Fragen getan und Interessen berührt, über die man wochenlang reden könnte.

Wir genießen des herrlichsten Wetters hier, und ich hoffe, die Tour ins Chamounigtal noch eben so zu machen. Nur um wieder hier los zu kommen, wird es Künste kosten. Ich wollte drei volle Tage hier bleiben und den 21. fort, allein vor dem 22. wird es gewiß nicht. Sie spricht vom 1. September, eher ließe sie mich nicht gehen. Meine Gesundheit ist viel besser, der Schmerz in der Brust nimmt mehr und mehr ab, und ich gewinne an Schlaf.

Die Kinder grüßen aufs zärtlichste und gefallen sehr. Albertine ist sehr hübsch, besonders ihre Augen sind allerliebste. Im übrigen äußern sich Verschiedenheiten des Charakters, die drollig genug sind und Dich sehr amüsieren würden, nationale. Wir sind alle hier sehr nationell.

Ich fand, wie ich ankam, den berühmten Chemiker hier aus England, Davy*) heißt er, glaub ich, mit seiner Frau, und da die Schweiz voller Leute steckt, die „speak english?“ fragen, so ist die Unterhaltung hier beinah geteilt.

Frau v. Staël finde ich doch im ganzen etwas verändert, und es ließen sich manche Reflexionen über den menschlichen Sinn und das Gemüt machen, das so selten mit dem Erreichten, mit dem Errungenen zufrieden ist. Dich, mein Herz, soll ich tausendmal grüßen. Mehrere Genfer, die gestern und vorgestern hier waren, sagten mir, sie wüßten, welche gute Gesinnungen Du für Genf und ihren Bezirk gehabt habest.

Ich umarme Dich, mein Engel, und bitte Dich, alle zu grüßen, die sich freundlich meiner erinnern. Deine Li.



*) Sir Humphrey Davy, geb. 1778, † 1829.



ch schicke Dir heute einen Brief, liebe Li, der für Dich angekommen ist, und der eine so närrische Hand und Adresse hat, daß ich gar nicht begreife, von wem er sein mag. Ich lege Dir auch ein paar Gedichte aus den Berliner Zeitungen bei. Das eine auf Körner kennst Du schon. Je öfter ich an ihn denke, desto mehr finde ich ihn glücklich, so geendet zu haben. Überhaupt heiligt nichts so ein Leben als der Tod, und es ist wunderbar, wie ihm viele Menschen so gram sind. Körner ist nun wirklich zu einer vollendeten Gestalt geworden. Jugend, Dichtung, Vaterlandsliebe, Tapferkeit haben sich zu diesem einen frühen Ende verschlungen. Wäre er leben geblieben, hätte sich das Magische, das jetzt die beiden letzten Eigenschaften haben, in etwas ganz Gewöhnliches verloren, was er mit vielen andern geteilt hätte, die Entwicklung der Dichtung blieb zweifelhaft, und die Frische der Jugend verging. Du fühlst das gewiß; Du schriebst mir auch einmal etwas Ähnliches über den Tod, das ich sehr wahr und schön fand.

Du hast mir neulich einen Brief von Schmidt, dem aus den Vorarlbergen, zugesendet. Er hat mir sehr viel Freude gemacht, es drückt sich eine sehr ernste, kräftige, auf's Gute gerichtete Gesinnung darin aus. Ich denke, daß ich werde etwas für seine Bemühungen tun können. Ich werde mich an Adam Müller*) wenden, nur weiß Gott, wie der über diese Art der Unterrichtsmethode denkt. Ich kann nicht leugnen, daß ich seine Meinungen darüber fürchte. Eine hat er leider gewiß, und er ist schlechterdings nicht der Mensch, diese Dinge richtig zu beurteilen, wozu eine viel schlichtere Gemütsart und eine einfachere Charakterkraft gehört, als ich je an ihm bemerkt habe. Das Volksmäßige kommt mir ordentlich wie

*) Geb. 1779, † 1829, Publizist, Freund von Genß, 1813 österreichischer Landeskommissar in Tyrol, 1815 österreichischer Generalkonsul für Sachsen.



ganz in einer geschiedenen Kluft gegen Adam Müller liegend vor, und er taugt gewiß zu allem mehr, als Erziehungsmethoden zu beurtheilen. Die Art vornehmer Erziehungsanstalt, die er selbst hier anlegte, hat mir wenigstens einen sehr üblen Begriff seines Systems gegeben.

Nur sehr wenige, und am seltensten die, welche an der Staatsverwaltung teilnehmen, fühlen recht lebendig, wie notwendig es ist, eine so enge Verbindung als möglich zwischen dem Volk und den höheren Ständen anzuknüpfen, wie aber in dieser Verbindung gerade jeder in seiner eigentümlichen Lage bleiben und sie keine Verwechslung der Stellung sein muß. Alle Kraft, alles Leben, alle Verbtheit, alle Frische der Nation kann nur im Volk liegen, das, so wie es immer als Masse handelt, auch einen solchen Charakter hat. Was über die Volksbildung sich erhebt, geht schlechterdings ins Individuelle und tritt so, seinem Streben nach, aus der Nation heraus. Da nun aber die Nation im wahren Sinn aus beiden zugleich bestehen soll, und ihrer Natur nach (da der Mensch nun einmal bestimmt ist, mit seinem Geschlechte zu gehen, und er, aller individuellen Fähigkeiten ungeachtet, sich nur in einer sehr beschränkten Weite von demselben entfernen kann), so muß der Charakter des Volks durch Erziehung und andere Mittel in einem Staate so gehalten werden, daß er der feinsten Bildung nicht bloß tiefe Achtung, sondern Lust und Neigung einflößt, die eigene (von ihr nie ganz zu trennende) Verzärtelung in seiner Kräftigkeit und Frische zu stärken und zu erneuern; ungefähr ebenso, als das Alter sich zur Jugend hingezogen fühlt.

Die niederen Stände bedürfen zu ihrer Bildung der höheren viel weniger, sie sind eigentlich selbständig, wie die Natur auch nicht des Menschen, wohl aber er ihrer bedarf.

In die höheren Stände bringt man aber das Volksmäßige nicht, wenn man nicht den Volksunterricht so anordnet, daß er eine



allgemeine Grundlage wird, die niemand verschmähen kann, ohne sich selbst verachten zu müssen, und auf der nachher jedes andere aufgebaut werden kann. Es muß daher gar keinen doppelten, sondern nur einen in beschränkterem Raume stehenden bleibenden und einen weitergehenden Unterricht für die Geringsten und Vornehmsten geben, und die Erziehung leidet kaum nur noch diesen Unterschied. Ebenso ist es da, wo in der Nation die zweite Trennung angeht, die des Gelehrten- und die des Geschäftslebens. Auch da hat man ganz eigene und verschiedene Methoden gesucht, und z. B. in Bayern ganze Universitäten, wenn sie auch nicht diesen Namen trugen, ohne Unterricht in alten Sprachen gestiftet. Aber da man nie den Menschen abrichten darf, und ein bloß abgerichteter auch immer ein unnützer und gefährlicher wäre, sondern immer bilden muß, so muß auch zwischen diesen beiden Ständen der Weg derselbe sein, und nur ein Punkt eintreten, wo die einen stehen bleiben, die andern weitergehen.

Diese Grundsätze haben gewiß nirgends so fest bestanden und sind so unverbrüchlich befolgt worden als bei uns, wie ich dies Fach leitete. Es war gar nicht gerade mein Verdienst, aber wir waren mehrere, die das Rechte einsahen, und ich hatte Einfluß, es durchzusetzen. Vermutlich hat es sich auch jetzt noch erhalten.

Den 21.

Martens,*) der Hofrat aus Göttingen, von dem ich Dir ja wohl sprach, ist angekommen, und ich werde jetzt anfangen können, zu der deutschen Verfassung vorbereitend zu arbeiten. Es ist mir sehr lieb, denn es war mir doppelt unerträglich, von Dir getrennt hier zu sitzen, da ich nicht einmal meine Bestimmung hier erfüllen

*) Georg Friedrich von Martens, geb. 1756, † 1821, Diplomat und Publizist, 1814 vom König von Hannover zum Geheimen Rabinettsrat ernannt.



konnte. Doch fehlen mir immer noch meine Instruktionen vom Kanzler. Solange ich nun von Dir bin, habe ich keine offizielle Zeile gesehen, und Du siehst also, daß man sich darauf verläßt, daß ich die Dinge von selbst ordentlich mache. Doch ist das immer nicht gut, und wenn es sich künftig nicht bessert, ein wesentliches Hindernis einer guten und ordentlichen Geschäftsführung.

Lebe wohl, einzig inniggeliebtes Kind.



193. Caroline an Humboldt

Coppet, 28. August 1814

Mein theures Herz!

Ich habe Dir zuletzt einige Zeilen aus Genf geschrieben. Das Wetter ist mir für das Thal von Chamounix nicht so günstig gewesen wie für das Berner Oberland. Ich hätte vielleicht die ersten fünf Tage, die ich hier war, dafür benutzen sollen, wo die Witterung himmlisch war, allein ich fühlte mich noch zu matt und angegriffen nach der Ausleerung*) aus der Lunge und wagte nicht, die Tour zu machen, bis ich mich nicht erholt hätte.

Gestern abend bin ich von Chamounix und St. Martin zurückgekommen, ich ruhe mich wieder hier drei Tage aus und gehe den 31. nach Vevey. Begünstigt mich das Wetter, so gehe ich dann noch nach Vevey und Martigny, sonst über Freiburg gerade nach Bern zurück, wo ich auf jeden Fall nicht mehr lange bleiben werde.

Caroline Wolzogen schreibt mir aus Weimar, daß man Dich in Deutschland verdoppeln und verdreifachen möchte, um Dich überall zu haben, was meinem Herzen unendlich wohlgetan hat, denn wenn man schon auch selbst das Gute und Rechte um des Guten und

*) Frau v. Humboldt hatte in den ersten Augusttagen ein schweres Blutbrechen erlitten, das auf ein Lungengeschwür zurückgeführt wurde.



Rechten willen tut und gar an weiter nichts denkt, so freut es einen innig für die, die man liebt, wenn man sie anerkannt fühlt und sieht.

Hier habe ich Madame de Ramford, den Chevalier und Lady Davy kennen lernen, alle voll von Alexanders Lob, aber eines sehr französischen.

Ich muß doch noch von der Staël schreiben. Eine solche wunderbare Veränderung kannst Du Dir nicht denken. Sie ist mit allem, was geschieht, eigentlich unzufrieden und möchte aus dem Zustande, in dem die Welt war, sie übergehen sehen mit einem Male zu dem einer gesetzmäßigen Freiheit und konstitutionellen Verfassung wie die englische.

Die Rückkehr der Bourbons in Frankreich ist ihr unlieb, sie will durchaus die unleugbare Anhänglichkeit der Völker zu ihren angeborenen Fürsten nicht anerkennen. Sie hätte Karl Johann*) auf den französischen Thron gewünscht. Sie ist unglaublich auf Österreich erbittert. Von Preußen, der Nation meine ich, wagt sie nur mit Achtung zu reden. Den tiefsten Dorn aber hat sie über unser allseitiges Kommen bis Paris, und darüber ist sie ganz Französin — sie hofft, daß in Italien die Österreicher es so ungeschickt machen werden, daß dort Napoleon noch eine Rolle spielen wird. Überhaupt hat sie über diesen und über die Franzosen eine solche Weichmütigkeit, daß ich's nicht lassen konnte, ihr zu sagen, sie spräche über ihn und über sie, wie man manchmal über einen Menschen spricht, der tot ist, und dem man meint im Leben nicht genug Ehre erwiesen zu haben. Sie ist fürchterlich aufgebracht gegen alles, was der Papst und Ferdinand VII. in Religionsfachen tun, mit einem Wort, es ist schwer, mit ihr leben, und der Streit geht nicht aus, besonders mit A. W. Schlegel. Er ist wie die Zielscheibe ihres Streites, und doch, wenn er nicht da ist, so kann sie ihn nicht entbehren.

*) Bernadotte, vgl. S. 55.



Gegen mich ist sie liebreich und gut, demohngeachtet hat sich die Verschiedenheit unserer deutschen und französischen Natur tief offenbart.

Meine Brust erholt sich merklich, und in dem Maße heben sich auch meine Kräfte. Ich bin in Chamounix zur Verwunderung der Führer gut gegangen. Für heute adieu, mein teures, liebes Herz. Ewig Dein.



194. Humboldt an Caroline

Wien, 9. September 1814

Ich bin wie neugeboren, liebe Li. Ich habe endlich heute einen Brief von Dir bekommen, Nr. 8 vom 28. August. Du siehst daraus, daß einer, den Du aus Genf geschrieben, bis jetzt nicht angekommen ist. Ach, innigliebe, süße Seele, Du bist mir wie wiedergegeben. . . .

Du bist sehr gut, teures Kind, Dich zu freuen, daß man mich in Deutschland gern bei den öffentlichen Angelegenheiten sieht. Mir ist alles in der Art eine große Genugthuung, und es ist eins der glücklichsten Gefühle für mich, wenn ich denken kann, daß Du auch vor den Menschen Dich gern mein nennst und gern meinen Namen trägst. Wenn ich selbst eine Frau wäre, wäre es mir vielleicht gleichgültig, auch einen in der öffentlichen Meinung nicht weiter geltenden Mann zu haben. Aber daß Du die Freude, die aus dem Gegenteil entspringt, entbehrtest, hätte ich sehr ungern gehabt, und wenn man von Antrieben reden darf, die nicht in der Sache selbst liegen, so ist mein bester und triftigster, der mich auch nie verläßt, der Gedanke an Dich.

Dabei gelte ich am liebsten in Deutschland, denn ich bin echt deutsch und könnte nie anders sein. Ich bin von dieser Seite schon in ziemlicher Tätigkeit jetzt hier, aber es wäre viel darüber zu sagen.



Alexander mußt Du Dich gefaßt machen, sogar selbst sehr französisch zu finden. Das ist nun einmal nicht anders. Doch hat er immer wieder das zugleich behalten, wodurch er selbst darüber hinaus ist, und worin man wieder mit ihm eins sein kann. So war es von Kindheit an zwischen uns. Immer der schneidendste Gegensatz und dabei doch ein sehr enges Zusammenhalten.

Den 10.

Ich muß in größter Eil schließen. Hardenbergs Ankunft macht mir unendlich zu tun. Man muß ihn wie eine Tochter, die man verheiratet, ausstatten. Werner*) ist angekommen, als Priester! Die Fürstin von Thurn und Taris ist hier, und der Erbprinz kommt. Meine Stube ist heute vormittag nicht leer geworden.

Lebe wohl, gute, teure Li. Ewig Dein

S.



195. Humboldt an Caroline

Wien, 21. September 1814



ardenberg ist, wie Du aus meinem letzten Brief [vom 16. September] gesehen hast, gekommen. Er hat denselben Tag, vorigen Sonnabend und den Tag darauf bei mir gegessen. Den ersten Tag hatte ich bloß seine Räte, den anderen den Herzog von Weimar, Wolzogen, Binder und Gentz dazu, doch waren wir auch nur zwölf Personen.

Ich war heute mit dem Kanzler bei der Kaiserin, die Dich sehr freundlich grüßen läßt. Unser Staatswagen und die Galalivreen haben sehr guten Eindruck auf den Kanzler für unsere Grandeur gemacht.

*) Zacharias Werner, geb. 1768, † 1823, dramatischer Dichter, trat 1811 zur katholischen Konfession über und wurde 1814 zum Priester geweiht.



Hedemann kommt mit dem Prinzen hierher, und so sehr gern ich ihn auch sehe, ist es mir doch diesmal gar nicht lieb. Denn er kann nun nicht zu Dir nach Burgörner gehen und kommt leicht auch erst in Berlin an, wenn Du schon ein paar Wochen dort bist. Ueberdies setzt mich das Quartier für den Prinzen in entsetzliche Verlegenheit. Man will ihn in die Burg logieren, allein ihm Zimmer geben, die nahe an denen des Königs sind, weshalb ich anstehe, ob er sie wird bewohnen wollen, da leicht beide sich gegenseitig genießen. Ein anderer Raum ist in der Burg, in der ein Kaiser, eine Kaiserin, vier Könige, eine Königin und zwei Großfürstinnen außer dem Kronprinzen von Bayern wohnen sollen, jetzt nicht mehr. In der Stadt aber eine irgend anständige Wohnung zu finden, ist fast durchaus unmöglich.

Die Geschäfte sind, seitdem der Kanzler, Nesselrode^{*)} und Castlereagh^{**)} hier sind, angegangen, und ich werde sehr dabei ausgezeichnet. Ich bin der einzige, der außer den vier Kabinettsministern jetzt bei den Konferenzen zugegen ist. Ob ich darum viel Einfluß haben werde, will ich doch nicht behaupten, Du weißt, ich bin nicht ruhmredig. Die Stadt Bremen hat mir neulich geschrieben, daß mein Name unter den Bürgern der Hansestädte im Blick auf Vergangenheit und Zukunft oft und gern gehört und genannt werde. Diese Briefe der Städte sind wie in den Ritterromanen.

Auch der Großherzog von Hessen hat mir geschrieben. Ein besonderer Trost bin ich den Abgeordneten der kleinen Höfe, weil ich, wenn es mir auch manchmal viel Mühe kostet, es einzurichten, sie immer ausführlich spreche und zutraulich behandle. Es kommen dabei die närrischsten Szenen vor.

^{*)} Vgl. S. 29.

^{**)} Vgl. S. 214.



Solo*) hat mir ihre Pension empfohlen. Es wird schwer halten, ich werde aber natürlich alles nur immer Mögliche tun.

Der Erbprinz von Strelitz ist hier und außer sich, daß Du abwesend bist.

Lebe wohl, innigstgeliebtes Leben.

S.



196. Humboldt an Caroline

Wien, 24. September 1814

ch bin gerade heute und gestern der geplagteste Mensch von der Welt, süße, liebe Li. Ich hatte gestern schon so viel zu tun, daß ich nicht zur Vagrations gehen wollte, und als mich der Staatskanzler doch verführte hinzugehen, sagte, daß ich nun auch nie wieder hinginge, und heute hatte ich, da der Kanzler nicht ausgebeten war, Castlereagh, Metternich und einige andere, zwölf Personen gebeten, als auf einmal Wittgenstein, der Oberkammerherr, und Jagow, der Oberstallmeister, ankommen, und zu neuem Unglück ich in einer halben Stunde dem König entgegengehen muß. Der Kanzler und Flemming werden bei mir die Honneurs machen.

Nun in aller dieser Plage kommst Du, süße, einzig geliebte Seele, und machst mit Deinen unendlich hübschen und lieben Briefen, die mir Fries gebracht hat, daß ich alles vergesse und glücklich wie ein Gott bin. Dein Wohlsein, die zweite Reise nach Chamounix, die Beschreibung der Gegend, alles freut mich unendlich. Es macht mich sehr glücklich, daß Du diese großen Eindrücke ganz in ihrer Schönheit genossen hast. Es fehlt Dir jetzt kaum

*) Frau v. Schiller hatte von Dalberg, dem Großherzog von Frankfurt, eine Pension bezogen und war nach dessen Abdankung in Gefahr, sie zu verlieren.



noch etwas vom Schönsten und Erhabensten in Europa, und ein solcher Genuß ist ein dauernder Gewinn für das übrige Leben.

Ich fahre nun ruhig und heiter fort und bin morgen wieder hier. Nur muß ich heute schließen. Ewig Dein S.



197. Caroline an Humboldt Heidelberg, 27. September 1814

Teures, geliebtes Herz!

Gestern mittag bin ich hier angekommen und hoffte einen Brief von Dir beim Pfarrer Dittenberger zu finden, allein, es war keiner vorhanden.

Von Schaffhausen bis hierher habe ich mich in Freiburg einen halben und in Rehl einen ganzen Tag aufgehalten. In Freiburg nicht allein wegen der schönen Kirche, auch weil etwas zerbrochen war. Den Tag in Rehl benutzte ich, um nach Straßburg zu fahren. Du weißt, ich habe in den verschiedenen Reisen und Sineingehen nach Frankreich Straßburg nie gesehen. Wir fuhren früh von Rehl weg, stiegen in einem Wirtshause in Straßburg ab, frühstückten und gingen dann aus. Theodor war zu Schweighäuser*) gegangen und brachte unseres Schweighäusers Schwager, Engelhardt**), zurück. Schweighäuser selbst war nach Genf gereist, und der Vater***) war bettlägerig.

Wir trieben uns auf der Straße und die längste Zeit unten im Münster herum, der mir ausnehmend gefiel. Die Fenster sind von unaussprechlicher Schönheit und einer wunderbaren Harmonie von Farbe. Doch Du kennst das alles und hast es länger wie ich gesehen. Engelhardt ist ein freundlicher, recht gut deutsch gesinnter Mann.

*) Gottfried Schweighäuser, geb. 1776, † 1844, Philolog und Archäolog.

**) Christian Moritz Engelhardt, Redakteur in Straßburg.

***) Johann Schweighäuser, geb. 1742, † 1830, Stellenist.



Wir aßen gegen 2 und bestiegen um 3 Uhr den Turm bis zur Plattform. Das Wetter war ungemein heiter und schön, und man sah die Gegend, die aber freilich nur eine fruchtbar schöne ist, so weit wie irgend möglich.

Von Kehl fuhr ich den 25. bis Bruchsal, den 26. zu mittag hierher. Hier fand ich Goethe bei den Gebrüdern Voisserées und wurde auß herzlichste, zärtlichste möchte ich sagen, von ihm empfangen. Auch Schloffer*) war mit Goethe hergekommen. Letzterer kam noch am Abend 9 Uhr gestern zu mir, so verlebte ich beinah den ganzen Nachmittag mit ihm und gehe jetzt zu Voisserées, wo ich mit ihm die Bilder sehen werde. Er geht mit der Idee um, vielleicht weiter in die Schweiz, vielleicht nach Italien zu gehn, und dann nach Paris, wo er sagt, daß seine größte Bestimmung dazu sei, daß wir dann da sein würden. Er will, sagt er, im Vollgenuß aller Kunstwerke bleiben. Wenn man alt werde, müsse man nach außen suchen. Er sieht sehr wohl aus, ich finde ihn in den zehn Jahren, wo ich ihn nicht sah, kaum gealtert. Er grüßt Dich herzlich.

Verzeih meine Eile, süßes Herz. Mit meiner Gesundheit geht es leidlich. Noch einmal schreib ich von hier. Ewig Dein.



198. Caroline an Humboldt

Heidelberg, 28. September 1814,
10 Uhr



Ich sehne mich unbeschreiblich nach einem Wort von Dir, mein süßes Herz, allein, noch habe ich keinen Brief. . .

Ich bin gestern vier Stunden bei Voisserées mit den Kindern und Goethen und Schloffern gewesen und gehe jetzt

*) Fritz Schloffer, Neffe von Goethes Schwager.



gleich wieder hin. Den Abend habe ich Paulus*) mit seiner Emilie gesehen, heute werde ich zu Voß**) gehen.

Ich war auch wieder ein paar Stunden auf dem Schloßberg und sah dort die Sonne blutrot untergehen. Es ist eine wunderbar schöne Ruine, und man geht wirklich in verflossenen Jahrhunderten herum.

Über die Bilder kann ich wirklich kaum zu mir selbst kommen, und sie mit Goethe zu sehen, ist eine eigene Günst des Schicksals.

Das Vaterland empfängt mich freundlich. Dazu ist das Wetter so mild, so schön, man meint mitten im Sommer zu sein, und meiner Brust tut die linde Luft ungemein gut.

Ich kann nicht genug Deine Beschreibung des großen Bildes bei Voisserrées, des Todes der Maria, bewundern, die Du mir vorigen Winter machtest, wie Du hier warst. Ein recht wunderbares Bild ist mir das kleine, dessen Du Dich vielleicht erinnerst, der heilige Christoph, der das Jesuskind trägt. Der Maler hat das Geheimnißvolle dieser Legende auf eine unbeschreibliche Weise empfunden und wiedergegeben, die Nacht, die entflieht, die von unten herauf durch die aufsteigende Sonne erhellten, wunderschönen lichten Wolken, die Reihe der Berge, die sichtbar werden, der reißende Strom, der in hohe Wellen aufschlägt, da, wo der Heilige das Kind durchträgt und oben eine ruhige Wasseroberfläche darbietet, in der die Lichtsäule der Sonne sich spiegelt und glänzt — — das Bild ist wie eine Verkündigung des ewigen Lebens nach den Stürmen hienieden. Ich könnte tagelang davor stehen.

Adieu, süßes, bestes Herz. Die Kinder grüßen.

Ewig Deine

Li.



*) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geb. 1761, † 1851, Professor der orientalischen Sprachen und der Theologie, seit 1811 in Heidelberg.

**) Vgl. S. 196.



Du endigst einen Deiner Briefe damit, in welchem Trubel wir hier leben müssen. Ja, holde Seele, dieser Trubel hat jetzt seinen Gipfel erreicht. Ich spare meine Zeit, wo es nur möglich ist, ich bin neulich z. B. keineswegs zum Feuerwerk im Prater gewesen, denn die Geschäfte, Hofpflichten, gesellschaftliche Höflichkeiten und die Besuche bei mir wachsen nunmehr so ungeheuer an, daß ich kein anderes Mittel mehr kenne, als nur immer festzuhalten, was der Augenblick fordert. Darin aber bin ich auch stark, und so erhalte ich mich in Besonnenheit, Heiterkeit und Ruhe. Stürme gibt es daneben auch von Zeit zu Zeit, die haben mir aber von jeher wenig getan.

Vorzüglich unbequem sind die hier sich aufhaltenden Preußen. Du hättest mich nur gestern abend sollen nach Hof fahren sehen. Ich hatte 25 hinter mir in einem Zuge, der in ganz Wien Aufsehen machen mußte. Es war der erste Cercle in Gala, allein die Menschenmenge war so entsetzlich im Saal selbst, daß die Operation, die jeder vorzunehmen hatte, bloß ganz simpel darin bestand, daß man, ohne sich zu rühren, dastand und sich den Schweiß von der Stirn fließen ließ. Von meinem ganzen Gefolge konnte ich dem Kaiser nur fünf nennen, und ich gehörte noch unter die wenigen Gesandten, mit denen der Kaiser wirklich sprach.

Graf Münster^{*)} hat gestern einen sehr unangenehmen Vorfall gehabt. Er fuhr mit Hardenberg^{**)}, dem Persiden, am Morgen in einem Mietswagen zur Kaiserin von Rußland. Auf einmal läuft ein Hinterrad ab und der Wagen fällt um. Münster fühlt gleich einen heftigen Schmerz, und es findet sich, daß er eine Rippe gebrochen hat. Ich besuchte ihn gestern abend, er klagte über sehr

^{*)} Vgl. S. 282.

^{**)} Vgl. S. 35.



heftige Schmerzen, lag auf dem Rücken und muß in dieser Lage einige Tage wenigstens bleiben. Ohne allen Reiz habe ich ihn nicht ansehen können. So auf einmal aus aller Unruhe in sein hübsches, einsames Bett geborgen zu sein, keine Schuld zu haben an dem, was geschieht, und durch die Zerbrechlichkeit aller menschlichen Rippen so aus der eignen Schuld, untätig zu bleiben, gesetzt zu sein, hat einen gewissen Reiz. Ich scheine noch einige Zeit in der Bewegung bleiben zu sollen und finde mich auch darein. Geriete ich aber auch einmal in solche Stockung, so denke ja, daß ich nicht traurig darüber bin.

Es ist nicht alles eitel in der Welt, das weiß Gott, aber alles das äußere Umtreiben ist es immer, wenn es auch noch so prächtige und anscheinend gehaltvolle Vorwände hat. Der eigene Gehalt und die Liebe von und zu anderen, außer diesen beiden gibt es nichts Wahres und Wesentliches. Denn wie die Umstände gehen, glücklich oder widrig, so gewinnen sie immer, und geben immer Glück, nur in mehr oder minder freundlicher Gestalt.

Von Goethe habe ich einen sehr hübschen Brief aus Wiesbaden. Er ist aber einen Monat alt. Er erwähnt Deiner mit vieler Liebe. Es gefällt ihm außerordentlich da, und er erzählt mir von der Einweihung einer Kapelle des heiligen Rochus über Bingen, bei der 10000 Menschen und zum erstenmal bei einer solchen Volksgelegenheit beide Rheinufer wieder vereinigt gewesen sind. Er schickt mir den Brief durch einen Sohn Vertuchs*), der mit Cotta hier ist, um durch den Kongreß dem Nachdruck zu steuern! Zu mir kommen diese natürlich besonders, und ich denke, es wird doch auf eine oder die andere Weise dafür etwas geschehen können. Die arme Huber**) hat mir auch geschrieben und bittet um Pension,

*) Buchhändler aus Weimar.

**) Therese Huber, Tochter des Philologen Heyne, geb. 1764, † 1829, in erster Ehe mit Georg Forster verheiratet, seit 1804 Witve des Schriftstellers Ludwig Ferdinand Huber.



einen Brief, wie ich ihn der Frau nicht zugetraut hätte. Ich werde ihr selbst antworten. Sie war erst nicht glücklich mit dem Mann, nun ist sie im Elend ohne ihn. Ein eigenes Geschick!

Lebe wohl, mein inniggeliebtes Herz.



200. Humboldt an Caroline

Wien, 12. Oktober 1814

Süßes Herz!

Du reisest so geschwind, seitdem Du Bern verlassen hast, daß es nicht mehr möglich ist, Dir mit den Briefen nachzukommen. Deine Reise bis Frankfurt, eigentlich Dein Aufenthalt in Heidelberg und Dein kurzer Besuch in Straßburg haben mir unendliche Freude gemacht. Das Zusammentreffen mit Goethe, die Bilder, einige Menschen hatten schön und freundlich auf Dich gewirkt. Es ist mir lieb, obgleich ich nie einen Augenblick daran zweifelte, daß Goethe Dich mit Herzlichkeit und Innigkeit empfangen hat. Er hat allerdings manches gutzumachen, aber ich konnte ihm dieser fortdauernd sich erhaltenden Anhänglichkeit an alte Freundschaft wegen über das andere nie böse sein.

Des heiligen Christophs erinnere ich mich sehr wohl. Ich dachte, Dir auch davon geschrieben zu haben. Kein Bild hat eigentlich so stark auf mich gewirkt. Überhaupt ist unter den christlichen Gestalten dieser Heilige mir fast der liebste. An dem Hause hier in der Stadt, das so heißt, gab es, als wir das erstemal hier waren, einen ungeheuren, vom Dach bis zur Straße angemalt, allein wie man alle Städte häßlich und schlecht und gleichgültig macht, so ist auch der arme Heilige weiß übertüncht worden.

Sobald man an Theodors Unterricht denkt, stößt man allemal auf ein unerwartetes Unglück. Stell Dir vor, die Offiziers-



schule ist eingegangen, und in wenigstens drei Jahren tritt nichts wieder an ihre Stelle. Er ist nun also wieder auf die Universität oder gar auf einzelnen Unterricht reduziert. Doch sprich ja mit Röder*) und tue wenigstens noch das Mögliche. Ich sage Dir aber, es ist die Nemesis, daß Alexander und ich, ohne weiter zu gelehrt zu sein, in unserm Innern die Welt, im Gegensatz mit den Buchstaben, nicht genug achten; es rächt sich alles bis in die Folgegeschlechter. In der Theorie der Nemesis bin ich überhaupt sehr weit gekommen und werde Dir mündlich viel davon erzählen. Wenn ich nur erst wieder bei Dir wäre! Wenn man an der Sehnsucht nicht stirbt, so lebt man davon; und in mir ist das unendlich wahrer, als ich es mir oft selber gestehe. Ich sehne mich ewig nach Unerreichbarem, aber was ich so liebe, wie Dich, das trägt so viel von diesem Unerreichbaren in sich, daß es die Sehnsucht ganz auf sich zieht und sie immer befriedigend vermehrt. Liebes Kind, wenn ich Dich nur ansehe, ich habe es wieder recht am ersten Tage unseres Wiedersehens in Neuchâtel, wo ich eine Zeitlang still an Deinem Bett saß, und in Bern gefühlt, so wird es mir unbegreiflich wohl, und wenn wir wieder beisammen sind in Paris, laß es uns auch wieder so einrichten, daß wir manchmal in meiner Stube zusammen arbeiten, wie wir ja gleich nach unserer Heirat immer zusammen wohnten. Ich will es Dir gewiß nicht zu warm im Zimmer werden lassen.

Die letzte Nachricht, die ich von Dir habe, ist eine sehr indirekte. Varnhagen**) hat um den 4. herum Deinen Namen, er wußte mir nicht zu sagen wo, aber in Thüringen, in einem Postbuch eingeschrieben gesehen. Er ist hier und schon gewissermaßen

*) Vgl. S. 23.

**) Varnhagen, der als Zettenborns Adjutant nach Paris gekommen war, wurde dort in den diplomatischen Dienst berufen und folgte später Hardenberg nach Wien. Er hatte sich am 27. September 1814 mit Rahel Levin verheiratet.



beim auswärtigen Departement angestellt. Man sagt mir, er sprach mir noch nicht davon, daß er die kleine Levy nunmehr geheiratet hat. So kann sie noch einmal eine Gesandtenfrau und Erzellenz werden. Es ist nichts, was der Jude nicht erreicht. Für den armen Menschen tut es mir leid. Die Levy hat gewiß sehr schätzenswürdige und seltene Seiten von Geist und Charakter, aber ihr Alter, ihre Kränklichkeit, und der ganze Zuschnitt, den sie nun einmal ihrem Leben gegeben hat, sind der Ehe innerlich und selbst äußerlich, und die Sache ganz bürgerlich genommen, entgegen. Ein Mann kann mit ihr nicht anders als wenigstens insofern unglücklich sein, daß er eine in jeder Rücksicht genugtuendere Wahl hätte treffen können.

Lebe wohl, teure, einziggeliebte Seele. Ewig Dein S.



201. Caroline an Humboldt

Rudolstadt, 6. Oktober 1814

 Ich bin gestern nachmittag hier angekommen, teures Herz, es war gerade Essenszeit, ich stieg in dem Wirtshaus zu den Rittern ab, aß, zog mich und die Kinder ein wenig um und schrieb dann einige Zeilen an die chère mère*). Diese kam dann sogleich mit der Wollzogen, die eine Stunde vorher angekommen war, herunter und sagte mir, die Fürstin sei über Land auf ein neugekauftes Gut gefahren, werde aber abends zurückkommen, und sie habe den Auftrag, mich, wenn ich indes ankommen sollte, außs Schloß zu führen und einzulogieren. So wurde es denn auch. Wir fuhren hinauf. Die Schillern war indes von einem Spaziergange, den sie mit einer Tochter des Prinzen Karl gemacht hatte, zurückgekommen, und wir fanden uns en famille zusammen bei der chère mère.

*) Frau v. Lengefeld.



Darauf gingen wir zum Tee zur Prinzessin Karl, wo auch die Fürstin von Sondershausen mit ihren zwei Kindern war. Alle von der Familie nahmen mich und die Kinder mit der allerherzlichsten Freude auf, und um 7 Uhr kam die Fürstin mit Prinzessin Thekla und ihren jüngeren Söhnen. Sie war, wie Du sie kennst, gut, liebevoll, zuvorkommend und schien sich sehr zu freuen, mich ein paar Tage hier zu haben.

7. Oktober

So weit hatte ich geschrieben und bin dann durch Besuch von allen den Prinzessinnen abgehalten worden fortzufahren, und nun muß ich mich kurz fassen. Mir ist ein sehr unangenehmes Evenement begegnet, um das Du mich sehr bedauern wirst. Therese*), weißt Du, war leidend, als ich Bern verließ. Gestern war ich eben vom Abendessen aufgestanden, da ließ sie mich rufen und mir sagen, sie sei kränker geworden. Ich eilte in mein Zimmer. Sie fing an mich mit großer Heftigkeit zu bitten, den Hermann zu entfernen. Ich sagte ja und fragte, ob sie sich denn so sehr krank fühle. „Eh non,“ erwiderte sie, „ce n'est pas cela. Je veux tout avouer, je ne puis plus le voir sans qu'il ne me viennent les idées les plus noires. Je l'aime, je l'adore, mais mon Dieu, si j'avais le malheur de lui enfoncer un couteau dans le corps! Je ne puis plus le voir sans que cette horrible idée ne se présente devant moi, je prie, je me jette à genoux, je demande à Dieu de m'ôter ces funestes pensées, mais quand je vois l'enfant je ne suis plus sûre de moi.“

Du kannst Dir meinen Zustand denken, indessen hielt ich mich doch, redete ihr zu, verbarg ihr meinen Schrecken und nahm das Kind zu mir. Heut ist sie ebenso, und wir werden sie in ein sehr gut eingerichtetes Irrenhaus bringen. Die arme Therese schmerzt

*) Französin bei den Humboldtschen Kindern.



mich dabei ungemein. Sie sehnt sich selbst in ein Krankenhaus. Hier im Schloß nimmt alles den innigsten Anteil.

Ich muß heute hier abbrechen, ich bin erschöpft und matt, aber Du weißt, ich sammle mich dann auch bald wieder. . . .



202. Caroline an Humboldt

Mulden, 13. Oktober 1814

Mein theures, liebes Herz!

Ich bin den 11. früh um 8 Uhr von Rudolstadt nach Erfurt gefahren. Die Fürstin ließ mich fahren, alles war sehr gut, nur die Wege konnte sie nicht besser machen, und in jeder Jahreszeit bleiben diese fürchterlich. In Erfurt kam ich bei guter Zeit an, besuchte einige alte Bekannte und verbrachte so den Abend. Den 12. fuhr ich von Erfurt früh um 5 Uhr ab und kam wohlbehalten hier an, wo ich seit 19 Jahren nicht war. Heute komme ich erst am Abend dazu, Dir zu schreiben. Die Visiten, die Pächter, die Justiz- und Amtsleute reißen sich um mich. Dunker überschwemmt mich mit einer Flut gesammelter Akten und Papiere, er ist durchaus wie der selige Papa. Aber rührend gefreut hat er sich an dem Anblick der Kinder.

Der Vorfall mit Therese hat mich so angegriffen, daß ich es Dir nicht genug sagen kann. Die Betrachtung, wie man vielleicht oft an einem gräßlichen Schicksal vorübergeht, ohne es zu ahnden, auf die man kommen muß, wenn einem dergleichen geschieht, hat mich tief erschüttert. Den 7. kam die arme Therese ins Irrenhaus. Mein Abschied von ihr war fürchterlich. Ich glaubte, das Herz bräche ihr, solche auch physische Erschütterungen hatte die Arme. Sie konnte nichts anderes sagen, als immer wiederholt: „Adieu, la meilleure des maitresses, ne m'abandonnez pas.“



Ich habe Dir von Rudolstadt, geliebtes Herz, nicht wieder geschrieben, Gott weiß, ich konnte es nicht. Die Fürstin, Caroline, die Schillern, die Lengefeld, alle wollten mich haben und haben mich mit Liebe überhäuft, aber am Abend war ich mehr wie matt.

Die Erschütterung, der verhaltene Schrecken über Thereses Gemütszustand hat schmerzlich auf meine Brust gewirkt. Ich fühlte gleich eine entsetzliche Spannung, seitdem ich hier bin, hat es sich mehr in eine stille Wehmut beim Wiedererblicken so vieler Gegenstände aus meinen Kinderjahren und unseres früheren Lebens aufgelöst, und ich muß oft weinen. Des Nachts muß ich aber beständig an das arme Geschöpf denken, wie sie sich wohl ruhelos abquält.

Ich bin mit inniger Liebe Deine

Caroline.



203. Humboldt an Caroline

Wien, 2. November 1814

Ich habe einen längeren Zwischenraum zwischen meinem letzten und diesem Brief gelassen, liebe Li, weil es mir in der Ungewißheit, wann Du in Berlin eintreffen wirst, unnütz schien. Von diesem Augenblick an aber haben wir, solange der Kanzler hier ist, für unsern Briefwechsel alles gewonnen. Es gehen regelmäßig drei unserer Kuriere nach Berlin ab, und Du kannst mir nun frei sagen, was Du willst, und sicher sein, daß kein Brief geöffnet wird. Ich hoffe Dir jedesmal mit jedem Kurier zu schreiben. Wenn ich, wie jetzt, offen sein kann, habe ich keinen größeren Genuß auf Erden.

Meine Lage hier, süßes Kind, ist, wenn Du willst, sehr ehrenvoll, aber gar nicht angenehm. Ich bin bei allen Beratschlagungen und bei manchen allein, es ist keine Sache, um die mich der Staats-



kanzler nicht sehr bestimmt um Rat fragt, und es ist sogar die wirklich, da der Kanzler sehr viel selbst arbeitet und eine sehr verschiedene eigene Meinung besitzt, falsche Idee verbreitet, daß ich alles, was Preußen betrifft, hauptsächlich mache, und daß, wo man Widerstand findet, dies wenigstens hauptsächlich immer von mir herkommt.

Ich bin jetzt auch mit Metternich gut. Er könnte mich auf keine Weise übergehen, allein er fühlt auch das Bedürfnis, sich meiner Meinung zu versichern, und er arbeitet also oft und in gutem Sinne mit mir.

Den König sehe ich in Geschäften eigentlich gar nicht, was im Grunde ein Gewinn ist. Denn es ist schlimm mit ihm streiten, wo er nicht von selbst gleicher Meinung ist, und in der jetzigen Lage der Dinge muß oft das Gegenteil eintreten. Ich sehe ihn aber fast alle Abend in Gesellschaft, und er ist immer sehr freundlich mit mir. Von allen diesen Seiten kann ich daher keine Klage führen.

Aber die Geschäfte gehen langsam und schlecht, und in diesem Augenblick ist nicht einmal die Art des Endes und möglichen Ausganges abzusehen. Der schlimme Punkt in dem allen ist Rußland, oder vielmehr des Kaisers (gar nicht von den Russen begünstigte Ideen über Polen, da er, obgleich ihm niemand bestreitet, den größten Teil des Herzogtums Warschau zu behalten, nicht einmal Preußen und Österreich eine gute Grenze geben will, und die Absicht hat, sich zum König von Polen zu krönen. Beides ist gefährlich und kaum zu dulden, und das Sonderbarste ist, daß er dabei gewiß viel weniger ehrgeizige Absichten hegt, als er philanthropische und nur übelangewendete Ideen hat.

Mit Sachsen ist man freilich im reinen, da England und Österreich darin auf unserer Seite sind, und nur die öffentliche Unterhandlung noch darüber fehlt. Allein das hängt doch immer



noch unendlich viel mit jenem ersten Hauptpunkt zusammen, so daß jene Stöckung alles übrige hervorbringt.

Neben diesen wichtigen Negotiationen hat man nun noch sich durch die Unvorsichtigkeit im Pariser Frieden einen Kongreß hierher zusammenzuberufen, eine ganz unnütze Not von Formen auf den Hals geladen, die keineswegs gleichgültig ist, da Frankreich und Spanien, die sonst nichts zu tun haben, ewig damit treiben und quälen. Frankreich hat natürlich noch die Nebenabsicht, immer zu suchen unter dem Vorwande des Kongresses, Hand in Dinge zu bekommen, die evident nur der Entscheidung der anderen Mächte vorbehalten bleiben müssen. So kommen jetzt die üblen Folgen, die das Aufschieben vieler Dinge von einer Epoche zur andern gehabt hat, zutage, man kann jetzt nicht mehr aufschieben, und weiß nun nicht aus der Verlegenheit zu kommen.

Während des ganzen Kriegeß hat man schlechterdings nur immer Napoleons Sturz vor Augen gehabt, seinen eigenen Kräften lange nicht genug getraut, und alles nur mit Begierde ergriffen, was jenen Zweck noch sicherer zu machen schien, sowie alles entfernt, was ihn nur einen Augenblick in Zweifel gesetzt hätte. Darum hat man sich nie vorher in dem einzigen richtigen Moment über Polen mit Rußland vereinigt und hat nie gegen Bayern und Württemberg die rechte Sprache geführt. Alles das rächt sich jetzt schmäählich, und es erwachsen Schwierigkeiten, wo man sonst ganz ebenen Pfad gehabt hätte.

Soeben kommt Dein Brief aus Auleben an. Da Du den 22. nach Burgörner gegangen bist, so scheint es mir sicher, daß Du beim Eintreffen dieses Briefes in Berlin sein wirst.

Lebe wohl, Einziggeliebte. Dein

S.





204. Caroline an Humboldt

Berlin, 4. November 1814

Sch bin vorgestern hier angekommen, geliebtes Herz, allein Gott weiß, daß es mir nicht möglich gewesen ist, früher zu schreiben.

Den 2. mittags kam ich denn hier an. Bertha Laroche*) empfing mich in der durch den guten Hedemann gemieteten Wohnung und half mir in den ersten notwendigen Arrangements. Dann ging ich mit ihr und den Kindern zu ihren Eltern. Carl**) hatte Vortrag und kam erst später. Alle empfingen mich mit Liebe und Innigkeit. Die Frau, Carls Frau, hätte ich mir anders gedacht. Ich habe Carl noch keinen Augenblick allein gesehen, und doch fühl ich, daß er sich danach sehnt. Bertha gefällt mir ungemein und hat etwas sehr Zartes und Feines. Hellmuth ist Laroche's Ebenbild wie er jung war. Die Kinder gefallen sich ungemein in dieser Familie und sind sehr glücklich, in Berlin zu sein.

Die Schönheit der Stadt, der freudige Geist, der einen jeden belebt, den man sieht, und der seinen Platz ausgefüllt hat, erquickt das Gemüt. Ich muß es immer beklagen, nicht die Aufgeregtheit des Jahres 13 und 14 hier gesehen zu haben.

Nächst dem sah ich Carl v. Röder***), der mir womöglich noch mehr gefallen wie sonst.

Ich wende mich nun zur Beantwortung Deiner früheren Briefe. Für Lolo Schiller wünsche ich sehr, daß Du etwas mögest zustande bringen. Ihre Lage ist doch sehr bedrängt, und nun kosten ihr die Söhne mehr. Einen solchen Namen in drückender Dürftigkeit zu wissen, schmerzt einen ungemein.

Wie unendlich lieb bist Du, mein teurer Wilhelm, in dem

*) Tochter Carls v. Laroche.

**) Vgl. Bd. I, S. XIII.

***) Vgl. S. 23.



Wünsche, daß wir doch künftig manchmal wieder in einer Stube zusammen arbeiten möchten. Ich will das sehr gern. Burgörner hat mich sehr lieb und traulich an unser früheres Leben erinnert, ich könnte da in stiller Gegenwart und lebendiger Erinnerung den Winter verleben, allein den Kindern würde es doch wohl zu eiförmig sein. Die liebe, alte Pappelallee muß abgehauen werden, beinaß alle Bäume sind faul, und kein junger Baum kommt in den alten Stellen nach.

Ich breche ab, um den Kurier nicht zu versäumen, ein Mehreres nächstens. . . .



205. Caroline an Humboldt

Berlin, 7. November 1814



Ich nehme, süßes Herz, Deine Briefe der Reihe nach vor, um sie zu beantworten. . . .

Aurore hat mir oft ähnliche Dinge über unser gegenseitiges Verhältniß gesagt. Ich versichere Dir aber aufs heiligste, daß ich von jeher, jung, und eben auch jezt recht oft ein Gefühl von tiefer Beschämung habe und weiß, daß Du mit allen Gaben, die Du von der Natur hast, eine schönere, klügere, vorzüglichere Frau hättest haben können. Antworte mir nicht darauf! Wir wollen uns, bei Gott, keine Komplimente machen, allein ich weiß recht gut, wie wenig ich eigentlich bin, und wieviel Du verdienstest.

Ich bin vorgestern nachmittags bei der Prinzessin Wilhelm*) gewesen und bin so empfangen worden, wie ich es nur hätte wünschen können. Über einiges sprach sie mit einem unendlich liebenswürdigen Gehenlassen und wahrer Vertraulichkeit.

*) Marianne, Prinzessin v. Hessen-Homburg, geb. 1785, † 1846, vermählt mit Prinz Wilhelm v. Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III.



Carl ist eben bei mir gewesen, und ich kann sagen, dies sind die ersten Augenblicke, in denen ich ihn gesprochen habe. Seine Offenheit, seine Liebe und tiefes, inniges Vertrauen zu mir haben mich unaussprechlich gerührt. Er ist glücklich, ruhig und heiter in sich. Es ist aber die Ruhe und Heiterkeit, die aus den Stürmen des Gemüths endlich errungen wird, und diese Spuren trägt auch sein ganzes Wesen. Der Liebe! Ich kann nicht sagen, wie's mich freut und rührt, ihn nach so langer Zeit endlich wiederzusehen und ihm so nahe zu stehen, ihm so lieb zu sein.

Abends.

So weit hatte ich vor Tisch geschrieben, als Frau v. Burgsdorff*) hereintrat und nach ihr Gräfin Voß mit ihrer Mutter. Frau v. Burgsdorff ist viel lebhafter wie ehemals, man erkennt sie kaum wieder, und noch ebenso hübsch, Burgsdorff ist im Aeußern und Innern ziemlich unverändert, ist nie ganz zufrieden, nie ganz beschäftigt und lebt immer mehr in der Zukunft als in der Gegenwart.

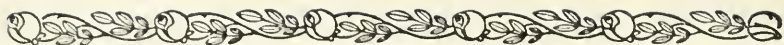
Indem ich mich nun nach allen diesen Visiten zu Tisch setzte, brachte man mir Deinen lieben Brief vom 2. November.

Des Kaisers von Rußland Ideen über Polen glaubt man in Frankreich zu kennen, und ich hörte davon bei Frau von Staël, die ihre Freude darüber nicht verbergen konnte. Alles Französisch-gefinnte betet den Kaiser von Rußland an, denn einmal hat er der französischen Eitelkeit am meisten geschmeichelt, dann aber auch kennt man seine philanthropischen Ideen über Polen und hofft wohl heimlich, daß dort im Norden ein neuer Krieg sich entspinnen werde, während dem es ihnen, den Franzosen mein ich, möglich sei, einen neuen Anflug anzuspinnen.**)

Über Sachsen fand ich in Deutschland, wo ich davon reden hörte,

*) Gattin Wilhelm v. Burgsdorffs.

**) Auf dem Kongreß vertrat Frankreich offiziell die entgegengesetzte Ansicht.



nur eine Stimme. Gar kein Bedauern des Königs, nur eine Furcht, daß Preußen die dortige Verfassung ändere. Sachsens Nationalität kann, dünkt mich, bestehen wie z. B. Ungarns Nationalität zu der österreichischen seit so vielen Jahren besteht. Alles wird darauf ankommen, wie Preußen sich in Sachsen beträgt, und seine Politik muß durchaus sein, die Lasten des Landes womöglich zu erleichtern, seine Verfassung zu ehren, und die Veränderungen, die nicht zu umgehen sind, auf die sanfteste und gerechteste Weise vorzunehmen. Man sieht hier in der Wahl des Ministers von Reck [als Bevollmächtigter in der Verwaltung Sachsens], der beinah kindisch sein soll, die Garantie, daß dort nichts vorderhand verändert oder durchgesetzt werden soll. Der Wunsch nach repräsentativen Formen scheint allgemein in Deutschland zu sein, und wenn nach beendigtem Kongreß Preußen in Deutschland mit diesem Beispiel voranginge (der Trieb des menschlichen Wollens ist es unstreitig), so würde es im Frieden das Höchste erreicht haben, wie es im Kriege das Höchste erreichte.

Uhden*) ist auch bei mir gewesen. Von seinen römischen Wünschen hat er mir nicht gesprochen, nur von seiner Sehnsucht im allgemeinen. Uhden ist hier für einen dezidierten Freund aller Napoleonischen Einrichtungen bekannt, Madame Uhden hingegen soll sehr deutsch gesinnt sein. Uhden soll noch immer im Laufe des vorigen Krieges behauptet haben, es sei ganz unnütz, sich gegen Napoleon zu stemmen, da eine höhere Hand ihn hielte. Upropos, der Subern**) ihre Tochter***) hat sich von ihrem jungen vor sechs oder acht Monaten erheirateten Mann wieder scheiden lassen, weil sich beide nicht über die deutschen und französischen Gesinnungen vertragen konnten.

*) Vgl. S. 15.

**) Vgl. S. 392.

***) Luise Suber, geb. 1795, war 1813 mit Emil v. Herder vermählt, 1814 geschieden, und heiratete ihn 1822 wieder.



Ich schließe, da ich mich heute sehr schwach fühle. Adieu,
Gott befohlen, ewig Dein. Grüße die, die meiner denken.



206. Caroline an Humboldt

Berlin, 9. November 1814

Den 4. Oktober, wo Varnhagen meinen Namen will in einem Fremdenbuch gesehen haben, bin ich allerdings in Arnstadt gewesen.

Seine Heirat mit der kleinen Robert-Levy ist allerdings wunderbar. Wenn ich in solchen widerrwärtigen Verhältnissen wäre und mich wüßte, wie die arme Rahel, und liebte, so heiratete ich aus Liebe gewiß nicht den Gegenstand meiner Zuneigung. Laut lachen muß ich, wie Du schreibst, „sie kann nun noch eine Gesandtenfrau und Erzellenz werden“. Ich zweifle, daß die Arme es erlebt. Ich muß eigentlich ihn und sie beklagen, dergleichen disparate Dinge führen nicht zum Glück.

Nicolovius*) ist ein lebenswürdiger Mann und spricht von Dir, wie ich's gern höre. Runths sind sehr freundlich, und ich bin heute den Abend bei ihnen. Die Reck ist angekommen, Goekingt**) ist angekommen, mit einem Wort, ich hätte nichts Besseres tun können, um mich in den Strom der Vergangenheit zu stürzen, als herzukommen.

Schlegel soll, wie ich von der Herz höre, Dich um Dein Vorwort bei dem Staatskanzler für eine Professur in Breslau gebeten haben. Will er den österreichischen Dienst verlassen?

Burgsdorffs sehen ziemlich viel Leute und möchten mich gern

*) G. H. L. Nicolovius, preußischer Staatsrat, unter Humboldt Direktor der Kultusabteilung 1809.

**) Leopold Friedrich v. Goekingk, geb. 1748, † 1828, Dichter.



alle Abend haben. Wenn er nur noch einen einzigen Bedienten mehr hätte und in den Zugängen zu den Zimmern einen Reverbere mehr, so wäre alles sehr hübsch. Überhaupt frappiert mich die Dunkelheit in den Straßen und in den Häusern hier am Abend. In den Straßen trägt die große Breite dazu bei. Die Linden z. B. müßten vierfach erleuchtet sein, um daß man sehen könne. Du kannst auch ganz ruhig sein, wenn ich zu Hause bin, habe ich auch immer Tee. Die Kinder ließen es anders nicht zu. Ich habe noch einen Bedienten nehmen müssen. Die Kinder umarmen Dich und werden das nächstemal selbst schreiben.

Ewig Deine

Li.



207. Humboldt an Caroline

Wien, 4. November 1814

Du wirst Dich über die Dicke dieses Briefes wundern, liebe Li, allein ich kann es mir nicht versagen, Dir die Inlagen zu schicken, die, so ungern ich auch sonst fremde Briefe lese, mich einen Teil des Tages beschäftigt haben. Ich bekam heute ein sehr dickes Paket, allein so mißhandelt auf den Posten, daß vermutlich noch viele, außer Metternich, es gelesen haben. Ich hielt es für Geschäfte und siehe, es war ein Brief von einer Person*), in die ich 1788 sehr verliebt war, und von der ich seitdem nicht das Mindeste je wieder gehört hatte, ob ich gleich nicht leugne, daß ich oft an sie gedacht hatte. Ich habe Dir gewiß einmal erzählt, daß, als ich in Pyrmont, freilich nur drei Tage war, ich die Bekanntschaft einer Predigertochter machte, die mir damals sehr gefiel. Ich versprach, sie den Herbst darauf zu besuchen, allein es geschah nicht, und diese nun schickt mir

*) Charlotte Diebe, geborene Hildebrand, geb. 1769, † 1846, an die Wilhelm v. Humboldts „Briefe an eine Freundin“ gerichtet sind.



jetzt nach 26 Jahren, die sie, wenigstens ohne Eitelkeit auf ihre Schönheit, sehr klingen läßt, diesen Brief und diesen Lebenslauf.

Du mußt beides notwendig lesen. Obgleich die Sache und der Stil sehr viel von der alltäglichen Romanart hat, so wird man doch in sehr individuelle Lagen versetzt, was immer anzieht. Einige Stellen sind rührend, andere, wie die von dreiundzwanzigtägigem Hungern, gräßlich, einige aber auch so sonderbar, daß man lachen möchte. Ich empfehle Dir auch die Beilagen. Des Herzogs*) Briefe sind ganz gut, aber immer so viele Phrasen um 15 Taler. Gib doch auch acht, ob Dir in Berlin der Mann vorkommt, den es ihr leid tut, nicht geheiratet zu haben? Es sind so viel Data über ihn in dem Briefe, daß es doch möglich ist.

Von dem Eindruck, den ich gemacht haben soll, redet sie zwar, wie Du siehst, sehr gütig, allein viel scheint es nicht gewesen zu sein. Denn im Lebenslauf komme ich nicht vor, sie hat auch ganz vergessen, daß ich ihr, was ich mir wirklich nach meiner Gewissenhaftigkeit manchmal vorgeworfen hatte, nicht Wort gehalten und sie nicht besucht habe, und meine Augen hält sie ohne Umstände für braun!

Allein demungeachtet, da ich alles Alte liebe und von jeher eine eigene Zuneigung zu dem bürgerlichen Leben gehabt habe, daß in den Briefen geschildert ist, so hat mich die Sache sehr beschäftigt, und ich habe ihr gleich und sehr gut geantwortet.

Sehr lachen wirst Du über die Dame, mit der ich vermählt bin. Du wirst auch sehen, daß sie auch Neze nach Dir auswirft und zu uns kommen will. Ich habe ihr darauf sehr gutmütig und delikate geschrieben, daß Du Dich mit den Kindern unausgesetzt selbst beschäftigtest, daß es Dir und mir wehtun würde, wenn sie sich in einer Art Abhängigkeit von uns glaubte, und endlich, daß wir in so engem Kreise unsres Hauses lebten, daß uns jede Er-

*) Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig.



weiterung fremd sein würde. Die Nähe könnte doch gefährlich werden, die Königsberger Wahrsagerin hat mich immer vor einer blonden Person gewarnt, und blond war sie, das weiß ich gewiß.



208. Caroline an Humboldt

Berlin, 11. November 1814

Liebste Seele!



estern habe ich Deine Nummer 32 vom 4. bekommen mit alle den Einlagen, die ich gelesen und die mich sehr interessiert haben.

Was für Unglück in der Welt still unbemerkt vorübergeht! Trotz des Romanhaften des Stils hat mich der Lebenslauf doch sehr interessiert. Allein wie will man der armen Person helfen, wie etwas zu ihrer wahren Erleichterung beitragen? Wie sie sich selbst darstellt, so glaube ich, ist die einzige Stelle, die ihr gemüthlich sein könnte, die einer Gesellschafterin in einem wohlhabenden Hause, wo ihr mit Achtung begegnet würde. Als Erzieherin würde es sich nicht machen, sie scheint mir zu kränklich dazu. Ich habe hin und her gesonnen, was man für die Arme tun könnte — eine Person, die der Wirtschaft im Detail vorsteht, werden wir wohl haben müssen, allein schwerlich möchte sie dazu passen, denn wenn es ordentlich versehen werden soll, so setzt es eine solche Person in Rapports mit der dienenden Klasse, die nicht die angenehmsten sind.

Ich schicke die Papiere der armen Charlotte zurück, ich denke doch, daß es Dir interessant ist, sie zu behalten, und ich will ihr sehr wohl, denn Du magst sagen, was Du willst, Dich hat sie doch tief ins Herz gefaßt. Ob ich hier den Mann finden werde, den sie bedauert nicht geheiratet zu haben, daran zweifle ich doch. Da fühlt man überhaupt etwas Unklares in der Lebensgeschichte.



Kommt es Dir nicht auch so vor? Es ist mir, als wenn sie da nicht die Wahrheit rein gesagt hätte. Die Wahrsagungen der Frau aus Königsberg würden mich nicht sehr stören, allein ich sehe bei uns keinen rechten Wirkungskreis für die arme Frau, und ohne einen solchen würde sie sich bei uns nicht glücklich fühlen.

Heute Abend sind Larochens bei mir gewesen. Ich habe einen recht hübschen und ordentlichen Tee gehabt.



209. Humboldt an Caroline

Wien, 7. November 1814

Eine unendlich lieben Briefe aus Burgörner haben mich tief gerührt, teures Kind.

Ich habe vorgestern Schlegels, Koreff, Hedemann und den Oberstleutnant Thile*) zum Essen gehabt, sonst bloß Flemming und ich. Alle schienen sich sehr gut zu gefallen. Einige Tage vorher habe ich Talleyrand und die Franzosen bei mir gehabt. Es waren gerade den Tag vorher in einer Konferenz ziemlich starke Szenen vorgefallen, und er war sehr übler humeur gewesen. Er hat mir hernach bei mir versichert, daß ich daran gar keinen Teil gehabt, und er war den ganzen Mittag über sehr gesprächig und liebenswürdig. Seitdem habe ich zum erstenmal bei ihm gegessen, und da die kleine Périgord**), die Schwester der Sagan, die noch von der Herz unternichtet worden ist, zum erstenmal, da ich neben ihr saß, recht gesprochen. Sie war auch sonst schon in Gesellschaften immer sehr freundlich mit mir, sie tut sehr

*) v. Thile, geb. 1781, † 1852, 1812—1817 vortragender Adjutant beim König.

**) Dorothee, geb. 1793, † 1862, vierte Tochter des Herzogs Biron v. Kurland, 1809 vermählt mit dem Herzog Edmund v. Talleyrand-Périgord.



deutsch, spricht es wirklich sehr gut und selbst mit Dalberg*) beständig und freut sich auf uns in Paris — was mir aber bis jetzt immer wie Hüsterlo und Krefelborn vorkommt, zu dem wir den Weg vielleicht nicht finden möchten. In Paris geht schon, und vielleicht nicht von selbst, die Rede, daß ich London vorzöge und dahin gehen würde, daß es nur von uns abhinge, ich kann noch viel richtiger sagen von Dir, da ich darin nur Deinen Willen habe. Ich sehe, wenn wir wollen, nur ein mögliches Hindernis, dem ich freilich nachgeben würde, wenn nämlich meine Anwesenheit in Paris für wichtiger gehalten würde.

Dalberg aß nicht bei mir. Er war engagiert. Wir haben uns aber beide miteinander humanisiert. Er fragt nach Dir, und wir reden sogar von politischen Dingen, allein noch auf dem alten Erfurtischen Fuß, uns bittere Wahrheiten zu sagen. So sprach er mir neulich über Sachsen, und das Gespräch wandte sich so, daß ich sagte, daß ich unseren Plan für vollkommen gerecht hielte. Er wollte das mit einiger Ironie für eine offizielle Sprache nehmen. Ich sagte ihm darauf: ich hätte Beweise gegeben und wäre bekannt dafür, daß ich in Geschäften nur in Übereinstimmung mit meiner Meinung handelte. Ich wünsche, setzte ich hinzu, daß dies immer der Fall ebenso mit denen sein mag, die mit mir reden. Ein andermal wollte er Preußen die Schuld des Umsturzes des alten Deutschen Reiches beimessen. Ich sagte ihm erst, daß ich schwiege, weil ich sonst zu unangenehme Dinge für seine Familie sagen müßte, da er aber nicht aufhörte, so sagte ich ihm denn, daß nur sein Onkel das Reich den Franzosen übergeben hätte. Er nimmt aber alles hin, und wir bleiben immer auf demselben Fuß.

*) Reichsfreiherr v. Dalberg, Emmerich Joseph, geb. 1773, † 1833, Neffe des Kurerkanzlers, trat unter Napoleon in den französischen Staatsdienst, 1810 von Napoleon zum Herzog erhoben, beförderte dann die Restauration der Bourbonen, war als bevollmächtigter Minister Frankreichs auf dem Wiener Kongreß und unterzeichnete 1815 die Abdichtung Napoleons.



Daß Dir Burgörner so gefallen hat, freut mich über alle Maßen, und unendlich danke ich Dir für die Liebe, mit der Du über unsere Vergangenheit sprichst. Wären wir nur erst wieder beisammen, mein innigliebes Herz. Daß Du aber nicht in dem einsamen, kalten Ort geblieben bist, ist mir doch sehr lieb. Du wärest sehr hilflos dort gewesen.

Mit der Pappelallee hast Du ganz recht getan. Aber ich leugne es Dir nicht, die Idee, daß die alten, lieben Bäume, an denen es mir vorkam, daß meine ganze Jugend und mein bestes Leben hing, nicht mehr sind, hat mich bis zu Tränen gerührt. Allein ich wiederhole es, Du hast ganz recht gehabt. Das Alte muß dem Jungen weichen im Leben, und wir werden auch nachgehen.

Ich muß hier schließen. Lebe wohl, süße, teure, ewiggeliebte Li. Umarme alle Kinder.

Ewig Dein

S.



210. Humboldt an Caroline

Wien, 9. November 1814

Es war gestern abend ein großer Maskenball bei Metternich, der sehr schön gewesen sein soll. Ich bin nicht hingegangen, sondern habe zu Hause gearbeitet. Diese Gesellschaften sind mir in den Tod verhaßt, und man hat jetzt wichtigere Dinge zu tun. Es geht aber nicht gut mit den Geschäften, und mit aller Mühe, die ich mir gebe, bringe ich doch nichts recht vorwärts. Ob ich gleich Dir jetzt sicher und gefahrlos schreiben kann, so ist es doch überhaupt nicht möglich, die wahren Ursachen zu schreiben. Sie liegen an tausend Umständen, zu deren Ent Wickelung man Bogen brauchte. Allein im ganzen liegt es daran, daß die Menschen, die hier die hauptsächlich handelnden Personen sind, sich, jeder aus besonderen Gründen, nicht zu dem Geschäft



passen, daß man alles, was jetzt endlich entschieden werden muß, immer von Monat zu Monat aufgeschoben hat, und daß sich der Stoff zur jetzigen Gärung den ganzen Feldzug über aufgesammelt hat. Es ist eine langverhaltene Krankheit, die nun und mehr in ein schleichendes als in ein heftiges Fieber ausbricht.

Die Hauptschwierigkeit machen wirklich ungerechte und der Ruhe von Europa gefährliche Forderungen Rußlands. In welchem peinlichen und delikaten Verhältnis dabei Preußen und doppelt sehr das Ministerium steht, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ich nehme mich mit so vieler Vorsicht und Klugheit als möglich; ich werde aber meinen bisherigen Grundsätzen treu bleiben und auch mit großer Festigkeit handeln. Ich fürchte auch diesmal nicht gerade, wie es in Prag der Fall war, daß ich würde zu extremen Schritten kommen müssen. Wenn es indes wäre, würde ich sie nicht fürchten. Ich werde meine innere Unabhängigkeit immer und unter allen Umständen behaupten.

Ein Glück ist es noch, daß sich die Gesundheit des Staatskanzlers, da sie gleich von Zeit zu Zeit etwas leidet, wenigstens im ganzen erhält. Er ist immer gleich freundschaftlich gegen mich, und wir sind alle Tage, wie Du denken kannst, beisammen. Du wirst vielleicht in Berlin gehört haben, daß er eine sehr reiche Dotation bekommen hat. Es sind zwei große und schöne Güter bei Berlin, die den Namen der Herrschaft Neu-Hardenberg führen werden. Sie tragen etwa 24000 Taler jährlich. Blücher hat gleich viel erhalten. Die Generale werden jeder ungefähr 10000 Taler haben. Meinetwegen habe ich bis zu diesem Augenblick noch nicht gesprochen. Ich werde es einmal in diesen Tagen tun. Allein wie die Sachen stehen, ist die Lage sehr ungünstig dazu. Auch werde ich diese Sache natürlich immer allen anderen Rücksichten nachstehen lassen. Es wäre mir, wie sehr ich Dich und die Kinder liebe, nicht möglich, anders zu handeln.



Die deutschen Angelegenheiten gehen ebenfowenig günstig. Man hat zuerst die Beratschlagungen zwischen Österreich, Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg angestellt. Dies konnte nicht anders sein, aber meinem Vorschlag nach hätte man mit diesen fertig sein sollen, ehe nur die Souveräne hierher kamen. Der eingetretene Verzug hat alles schlimmer gemacht. Bayern und Württemberg selbst sind sehr schwierig, und die übrigen Fürsten halten eigene Volksversammlungen, in denen sich eine Opposition bildet, die immer mehr oder weniger Schwierigkeiten machen wird, wenn man mit der Beratung bis zu ihnen kommt. So geht jeder einen eigenen Weg oder versucht es wenigstens, und die das Ganze zusammenhaltende Macht oder Vernunft wird oft vergebens gesucht.

Du mußt Dir mich aber darum nicht leidend oder mißmutig denken, bestes Kind. Ich bin immer eher hoffend als fürchtend. Dann aber bleibe ich bei meinem alten Grundsatz, daß glücklicherweise weder der Wert, noch das Glück, das innere und eigentliche der Menschheit, von diesen Dingen abhängt, die man, und freilich in einiger Rücksicht mit Recht, die größten und wichtigsten nennt. Der Mensch findet immer, wo er sich anhängt, bildet sich das aus und findet sein Glück unabhängig von und trotz jener äußeren und großen Dinge. Auch ist es für die Geschäfte selbst gut, daß man den Geist und das Gemüt frei von ihnen erhält, und meine Neigung berühren sie nie. Ich fühle lebendig, daß ich in jedem Augenblick aus ihnen heraustreten könnte und nicht einmal die Zeitungen zu lesen neugierig sein würde. Die Leute, die das anders sehen, kennen die Menschen nicht, die sie handhaben, und machen sich Gott weiß welche abenteuerlichen Begriffe. Wer gerade an diesem dunkeln Ende steht, und oft, nicht mit Ausnahme seiner selbst, die Ohnmacht, das Tappen im Blinden, die Mittelmäßigkeit, dann den Leichtsin, die Gemütslosigkeit, die Pedanterie, endlich die unlauteren Absichten, den Egoismus unmittelbar vor Augen hat, der muß das einzelne



Nachwerk, auch sein eigenes, gering achten und kann nur den Weltgang und das Schicksal ehren.

Ich muß schließen und zu einer Privataudienz zum König von Württemberg gehen. Er hat mir sehr naiv sagen lassen, daß er mich kennen zu lernen wünsche, und es kam ungefähr so heraus, als hätte er bisher nichts recht von mir gewußt und höre nun auf einmal einen gewissen Spektakel von mir auf dem Kongreß. Auch Talleyrand hat mir vor einiger Zeit gesagt, que j'étais un homme terrible. Du siehst, daß ich den Herren wenigstens nicht gleichgültig bin.

Lebe wohl, inniggeliebte Seele.



211. Caroline an Humboldt

Berlin, 14. November 1814

Mein süßes Herz!

Heut schicke ich Dir Dankfagungsadressen der Kinder, sie sind selbst darauf gekommen, Dir zu danken, weil sie sich so sehr glücklich hier finden. Es sind sehr liebe Kinder.

Die Reck und Siedge und die Herz tranken vorgestern abend Tee bei mir. Die Reck ist wie immer, predigt statt zu sprechen, allein da die Dinge in der Welt, die eben vorgegangen sind, so unendlich groß und ergreifend sind, so ist das Predigen nicht so lächerlich, als wenn es über Pillen und Tropfen geschieht. Diese Pillen und Tropfen werden übrigens nebst einem Gläschen Malaga zu ebendenselben unwandelbaren Stunden genommen, wie vor acht Jahren.

Die Vagation und die Sagan als puissancen sind gar drolligt, und Du schreibst gar hübsch darüber.

Mein liebstes Herz, wenn ich Dir mit der Pappelallee weh-



getan, so vergib es mir, aber die Allee würde Dir selbst, wenn Du sie gesehen hättest, wehgetan haben. Wir werden noch eine neue sehen und in ihr herumwandeln und nach uns die Kinder.

Was soll ich über London sagen? Ich will alles, was Du willst. Nur die enorme Teuerung macht mich bedenklich. Würden wir uns da nicht ruinieren? Es kommen zwischen hier und fünf Jahren gerade die, wo wir wahrscheinlich die Mädchen verheiraten, Theodor wird bis dahin nichts oder unbedeutend bekommen und uns ein Unsehnliches kosten. Sonst hat England für mich den Reiz der Neuheit. Das Gefühl, in einem ehrwürdigen Lande zu sein, wo man Leute achten kann (fällt bis auf Ausnahmen in Frankreich ganz weg). Paris hat Schlabrendorff, den Lieben, den Reiz des Bekannten, den des errungenen Triumphes, ich maße mir, mein Herz, keine Entscheidung an. Tue was Du für recht hältst.

Adieu, mein Herz. Deine treue

Li.



212. Caroline an Humboldt

Berlin, 17. November 1814

Liebstes Herz!

Ich habe Nummer 34 [vom 9. November] von Dir zu beantworten, meinen letzten Brief vom 14. hast Du doch bekommen? Ich bin seitdem wohler und lanciert in die Welt, d. h. ich war gestern abend bei der Prinzessin Luise*), die unbeschreiblich freundlich und zuvorkommend gegen mich war. Prinzess Wilhelm war einen Teil des Abends auch da. Frau von Berg und ihre Tochter waren mir zu Ehren auch da, die Gräfin Karl Brühl in der großen Dankbarkeit für alle dem Sohn

*) Vgl. S. 14.



ermiesene Freundschaft. Die Prinzessin sprach nur von Dir und wünscht nur Dich hierher.

Wie sehr begreife ich, geliebtes Herz, daß Du mit den Geschäften in Wien, der Art, wie sie geführt werden, und vielleicht noch vielem anderen dabei, nicht zufrieden bist. Man muß im allgemeinen wohl in allem Irdischen von der Idee ausgehen, daß nichts so wird, wie die Idee es begehrt, die man in sich trägt, und hier sind die Bestandteile gar zu verschiedenartig gemischt. Am Ende sind die Menschen, die dort figurieren, bis auf einige Ausnahmen, zu denen Du, mein bester Wilhelm, vor allen Dingen gehörst, doch dieselben, die vor drei Jahren noch an die Infallibilität Napoleons glaubten, ja die sogar alles taten, um seine Macht zu begründen, und das alles, um ihre eigene Existenz von einem Tag zum andern sicherzustellen. Wie kann man z. B. an eine Veränderung Bayerns glauben, wenn ein Montgelas*) Minister bleibt. Und wieviele ließen in der Art sich nennen! Die Völker sind gut, aber es wird ihnen nicht würdig begegnet.

Wie übrigens auf den Kongreß von allen Seiten her erwartet, geachtet wird, merkst Du dort im Mittelpunkt vielleicht nicht, allein ich, die ich eben jetzt einen großen Teil Deutschlands durchstrichen habe, ich habe es überall ausgesprochen gehört. Sollte das alberne Souveränitätswesen der ehemaligen Rheinbundsfürsten nicht abgeschafft und die Rechte der Völker gegen ihren kleinen Tyrannen nicht in Schutz genommen werden, so kannst Du gewiß glauben, bleibt es im Württembergischen, im Badenschen und Darmstädtischen nicht ruhig. Das Volk ist tief erbittert und hart bedrückt, und der letzte Krieg hat der Masse überall laut gesagt, was sie vermag.

Was das Aufschiebungssystem betrifft, das seit dem Kriege

*) Graf Maximilian Montgelas, geb. 1759, † 1838, bayrischer Staatsminister.



gewaltet hat, so dünkt mich, ist das größtenteils Österreichs Schuld, und namentlich Metternichs. Ich bin überzeugt, wenn er jetzt noch aufschieben könnte, er täte es. Er ist von Seiten des Gemüths, des menschlichen Eingehens in menschliche Verhältnisse der Zeit und dem, was sie aufgeregt hat, nicht gewachsen.

Österreich ist im ganzen überhaupt zurück, und es ist, mein ich so in mir, das Land, dem die nächsten großen Veränderungen in Europa bevorstehen. Dazu ist es so verschiedenartig und heterogen in seinen Kräften gemischt, in den Nationalitäten, aus denen es besteht, daß ich alles wetten möchte, daß es noch in diesem Jahrhundert aufhören wird, eine deutsche Macht zu sein. Deutschland, deutsche und nationale Deutschheit ist offenbar noch im Wachsen, und damit hält Österreich nicht Schritt. Den Geist der Zeit aufzuhalten, dazu ist offenbar keine Macht stark genug, und die Geschichte gibt große Aufschlüsse über das, was die Zukunft noch verbirgt. Aber freilich lesen wohl die Herren sie nicht.

Sage mir doch gelegentlich mit einem Wort, ob denn die Holsteiner sich gar nicht geregt haben beim Kongreß, sich dem sogenannten dänischen Königsgesetz zu entziehen, dem man sie so widerrechtlich unterworfen hat? und ob sie nicht eine genauere Wiedervereinigung mit Deutschland wünschen. Hier in der Stadt geht das Gerede, England werde Dänemark gegen Hannover eintauschen, welches denn wohl ein Stadtgerede gleich so vielen andern ist. So sagt man seit gestern auch wieder, daß, da man sich im allgemeinen nicht über Polen vereinigen könne, wir den größten Theil unseres ehemaligen Besitztums in Polen wiederbekommen und von Sachsen den Strich von Wittenberg und Torgau, das übrige dem König von Sachsen zurückgeben würden.

Adieu, süßes Herz. Erwig Deine

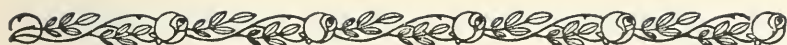
Li.





Die Vagrations hindert mich nicht mehr am Schlaf, liebe Li, ich komme fast nicht mehr zu ihr, denn es sind die Stunden der Nacht die einzigen freien zur Arbeit, die doch geschehen muß. Ich gehe auch spätestens um 2 zu Bett, und daß es mich nicht angreift, sehe ich daraus, daß ich gut und fest schlafe. Ich trank wohl sonst auch allein Tee, aber es verliert sich so etwas mit den Jahren, und ich bin von einer Mäßigkeit, die mich immer frei und heiter und gesund erhält. Da ich jetzt wunderfelsen am Abend ausgehe, esse ich nur einmal in 24 Stunden und sehr wenig da und mache mir auch aus dem Kaffee den Morgen nichts. Sei also ja nicht besorgt um mich, teures Wesen. Es liegt allerdings nicht in meiner Natur, mich zu schonen, weil ich das Leben zwar liebe, aber nicht achte, und auch bei noch so langem Leben ja der Tod immer die längste Zeit bleibt, die es gar nicht der Mühe wert ist abzukürzen; allein mein Körper bedarf auch gar keiner Schonung. Er reicht immer zu allem hin, was ich tun muß, bei allen Arten zu leben bin ich gleich wohl, und noch bei ganz anderen Strapazen würde ihn mein inneres Sein erhalten, das nun einmal nicht gemacht ist, sich mit dem Schicksal in Widerspruch zu setzen.

Hier ist Frankreich ganz gegen Rußland und seine Ideen mit Polen, sowie auch ganz gegen Sachsen. Sollten wir uns wirklich geradezu entscheiden müssen mit Rußland oder mit Österreich und England in dieser Sache zu stehen, so bin ich so entschieden für die letzte Meinung, daß ich alles daransetzen werde. Ich habe, aber das ist tiefes Geheimnis, ein deutsches Memoire darüber für den König gemacht, das ihm freilich nicht gefallen wird. Aber, liebe Li, es ist jetzt einer der wichtigsten Fälle, wo man entschieden handeln muß, und da muß man nicht dienen oder nur die eine Rücksicht des Rechts haben. Aber zum eigentlichen Bruch wird es nicht kommen.



In Sachsen, wenn es ganz unser wird, läßt der König gewiß die Stände und läßt es als eigenes Königreich. Schon in der Konvention über den provisorischen Besitz, die ich gemacht, ist das gesagt. Reck schickt man hin, weil er eben sanft, pedantisch, sehr gerecht, förmlich, kurz so ist, wie man für den Augenblick in Dresden jemand braucht. Ich habe glücklicherweise eine sehr unglückliche militärische Wahl abgewandt.

Lebe wohl, mein Inniggeliebtes. Ewig Dein S.

Wie ich den Brief noch einmal übersehe, fällt mir ein, daß Du denken könntest, ich sei unruhig oder traurig über die Dinge, und nicht glücklich. Aber nein, liebe Li, sei sehr ruhig darüber. Ein Mensch, mit dem ich in Berlin oft in Streit war, (Sack*), schreibt mir heute: „Wir betrachteten Sie in diesem Kriege immer wie einen der Leisterne, die auch in dunkeln Ereignissen fest und hell bleiben.“ Du weißt recht, daß ich auf Lob wenig halte, aber an diesem hat mich die Wahrheit gefreut. Fest und hell und immer gleich natürlich bleibt es in mir, wie es auch gehe, und so kann man um mich von dieser Seite sehr ruhig sein.



214. Humboldt an Caroline

Wien, 16. November 1814

Ich habe schon vorgestern abend, liebe Li, Deine lieben Blätter vom 9. bekommen und empfinde jetzt alle Vorteile der Kuriere bei unserem Briefwechsel. Überhaupt ist es mir eine unbeschreibliche Beruhigung, Dich in Berlin zu wissen. Du lebst da mitten unter Menschen, die Dich lieben, und von denen Du einige selbst sehr gern hast. Auch mag man gegen Berlin was man will sagen, so bleibt immer wahr, daß Menschen

*) Johann August Sack, geb. 1764, † 1831, Oberpräsident.

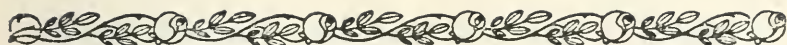


und Gesellschaft dort mehr Verstand und selbst Geist und Gemüt haben und äußern, als leicht an einem anderen Ort. Ich hasse es gar nicht und lebte recht gern da.

Der Parißer Plaz! Gott, ist das der am Brandenburger oder Potsdamer Thor? Die Siege machen, daß man seine Vaterstadt nicht mehr kennt.

Über den Kongreß kann ich Dir eigentlich nichts weiter sagen seit meinem letzten Brief. Die Dinge stehen noch schroff genug gegeneinander, aber es ist auch noch viel Hoffnung, daß sie doch eine gute Wendung nehmen. Ich arbeite in dem Sinne und mit dem Eifer, den Du mir gewiß zutraust. Ich habe auch allerdings Einfluß. Aber die Gerüchte, die in der Stadt über mich fast allgemein herrschen, sind unglaublich lächerlich. Alles, worin man Preußen zu stark, zu hart, zu sehr auf sein Recht bestehend nennt oder glaubt, schreibt man mir zu und hält mich für einen durch und durch furchtbaren Menschen. Man bildet sich ein (ob ich gleich den König, seitdem er hier ist, nicht gesprochen habe), daß ich durch ihn eigentlich und oft gegen den Kanzler die Dinge leite, und behauptet, daß ich diesen nur zu stürzen trachte. Wie unwahr nun das ist, weiß niemand so gut als ich. Es ist es von allen Seiten. Ich bin überzeugt, daß der Kanzler die Dinge sehr gut führt, und wenn ich zu seinem eigenen unabhängigen Benehmen seinen Einfluß auf den König hinzurechne, bin ich überzeugt, daß ich gar nicht imstande wäre, den Geschäften auf diese Art vorzustehen. Dann liebe ich ihn, unabhängig von allen Geschäften und würde seinen Umgang und seine Freundschaft suchen, wenn ich auch ganz von allem öffentlichen Interesse getrennt wäre, bloß und einzig, weil er sehr gut von Gesinnung, liebenswürdig und mir gut ist. Endlich hätte ich nicht das mindeste Gefallen an seiner Stelle, und es ist mir lieb, daß er eine so gute Gesundheit hat, daß er länger leben wird, als vielleicht ich, und wenigstens als ich dienen werde. Denn es

420



wäre mir allerdings fast gleich unangenehm, Gesandter unter einem anderen Minister, als selbst Minister zu sein. Ich habe selbst mit ihm von diesen Gerüchten gesprochen, und er verachtet sie natürlich so wie ich.

Lebe wohl, teures Herz.



215. Caroline an Humboldt

Berlin, 24. November 1814

Liebstes Herz!

Seut abend bin ich — immer mit den Kindern — bei der Gräfin Voß, morgen bei der Recte, übermorgen bei Burgsdorffs, Sonntag bei der Generalin Boguslawsky, Montag bei Frau von Lippe, Dienstag bei Prinzess Luise, Mittwoch bei Larochens, Donnerstag bei Madame Herz. Wie gefällt Dir dieses Leben? Kaum daß ich, wie gestern, einen Abend zu Hause sein kann. Larochens und einige junge Leute waren bei mir. Die Leute reißen sich um mich, ich muß immer ebensovielen Tees abgeben. Meine Gesundheit ist dabei nur so eben. Ich fühle, wie sehr ich meine Brust schonen muß. Dienstag war ich wieder bei Prinzess Luise, die Kinder haben da große Approbation gefunden. . . .



216. Caroline an Humboldt

Berlin, 26. November 1814

Teuerstes Herz!

Bald nach dem Abgang meines letzten Briefes empfing ich den Deinen. Die Briefe von Schweighäuser*) habe ich natürlich auch bekommen, allein ich gestehe, noch nicht gelesen. Die Hand sieht so wunderbar schlecht aus, alle Ränder

*) Vgl. S. 388.



sind so konfus beschrieben, daß es ein greulicher Anblick ist. Derarme schmerzt mich ungemein, denn in sich hat er doch wohl bei diesem unruhigen Treiben kein Glück, keinen inneren Frieden und Klarheit.

Straßburg, fällt mir bei Schweighäuser ein, hat mir als Stadt aber recht sehr gefallen. Sie sieht aber auch gar nicht wie eine französische, sondern recht eigentlich wie eine deutsche aus, was nach einem solchen Zeitraum von Jahren, wo sie unter französischer Botmäßigkeit steht, recht eigen ist und für ihre Eigentümlichkeit spricht. Auf die arme Therese*) machte das einen wunderbaren Eindruck, sie fühlte das und sagte nachher, wie sie mir in Rudolstadt ihren Seelenzustand ganz entdeckte, mehrere Male: „Cette ville m'a fait un mal terrible, j'avais tant désiré voir Strassbourg, toucher le sol de mon pays, mais quand je l'ai vue, cela m'a fait mal, ce n'étaient que des Allemands, c'était une ville allemande.“

Gestern abend war ich bei der Rede, Parthey**), Goekingt***), der junge Bießer†) und mehrere junge Mädchen waren bei ihr, denn sie hat das an sich, noch immer ein Heer von Pflegetöchtern und Kindern gewesener Pflegetöchter um sich zu haben. Es ist immer wie ein Waisenhaus um sie herum, inmitten dessen sie predigt. Denn predigen tut sie mehr wie je, sieht aber übrigens gut aus, obgleich sie immer klagt.

Goekingt hat das Alter sehr still gegen sonst gemacht, seine Züge haben das Schroffe verloren, eigentlich ist er schroffer geworden. Aber das Feuer ist in ihm erloschen, jedes scheint es, er spricht von den Kleinigkeiten, die vor 30 und 40 Jahren die

*) Vgl. S. 320.

**) Nicolais Schwiegersohn.

***) Vgl. S. 405.

†) Sohn des Bibliothekars Bießer, der Nicolais und Mendelssohns Freund war.



literarische Welt mögen beschäftigt haben, ebenso breit wie wahrscheinlich damals mit Gleim. Er gehört nicht zu denen, die eine innere Jugend erhalten haben. Seltenes und schönstes Geschenk im herannahenden Alter!

Die Recke behauptet, aus sicherer Quelle zu wissen, daß die Stände des Königreichs Böhmen den Kaiser Franz angegangen, doch ja nicht die Vereinigung Sachsens mit Preußen zuzugeben. Welche wichtige Miene die Recke macht, wenn sie mir aufträgt, Dir dergleichen zu schreiben, kann ich Dir nicht sagen. Sie sieht aus wie der ganze Kongreß in corpore.

Wenn es mit Sachsen zurückginge, wie es hier in Berlin heißt, so gestehe ich, wäre es mir nun sehr fatal. Denn was sich in kurzem bei gutem Benehmen mit uns ausgeglichen hätte, das würde nun in schrecklichem Haß und Bitterkeit auflodern. Nichts ist schlimmer als das, was man gewollt hat, nicht durchsetzen. Und dann, im größeren Gesichtspunkt genommen, wo soll denn Deutschland seine Sicherheit hernehmen für künftige Zeiten, wenn dieses Land nicht mit Preußen vereint ist? Soll etwa Bayern, das sich erfrecht, noch einen Montgelas zu haben und zu ehren, Deutschlands Gewährsmann sein?

Der Prinz Eugène Beauharnais*) bekommt doch gewiß nichts in Deutschland?

Adieu, liebste Seele. Ewig Dein.



*) Eugène Beauharnais, geb. 1781, † 1824, Sohn erster Ehe der Kaiserin Josephine, 1805 von Napoleon zum Vizekönig von Italien erhoben, vermählte sich 1806 mit der Tochter des Königs Max I. v. Bayern. Dieser gab ihm 1817 die Landgrafschaft Leuchtenberg und das Fürstentum Eichstätt.



Eine teuren Briefe, liebster Mann, Nummer 39 und 40, sind mir gestern und heute richtig zugekommen.

Deine heutige Äußerung über Sachsen stimmt nur zu sehr mit dem, was hier im Publikum munkelt. Ich gestehe gern, daß es mich sehr verdrießen würde, wenn wir es nicht bekämen. Wie mir vorkommt, so kann der König nicht wohl zurück, ich meine der unsere. Es würde keine Großmut mehr für den König von Sachsen, es würde eine Schwäche dem unsrigen ausgelegt werden, ein Wollen und Nichtdurchsetzenkönnen, was immer von allem Benehmen das Fataleste ist, und am allerwenigsten dem Lande und dem Könige ziemt, das unter allen Ländern und allen Fürsten Deutschlands am glänzendsten gehandelt hat, und dem Deutschland eigentlich allein seine Befreiung vom französischen Joch zu verdanken hat. Alle haben daran teilgenommen, ich weiß es wohl und will den Ruhm der anderen nicht schmälern, allein Preußen ist das Herz dieser großen Unternehmung gewesen, das Herz, in dem alle Lebenspulse schlugen. Wenn Sachsen jetzt nicht unser würde, so ist auch zu bedenken, daß wir einen sehr böshaftern und erbitterten Nachbar an ihm haben werden, dahingegen weise und liberale Behandlung uns in wenig Jahren mit diesem Lande einen müßten. Und allen Wohlbedenkenden durch das ganze weite Vaterland hin wäre die moralische Garantie genommen, die sie in Preußens vergrößerter konsolidierter Macht allein für die Ereignisse der Zukunft finden können. Schonung gegen den König von Sachsen scheint mir in diesem Fall nur Schwäche. Der Fall scheint mir aber der, wo man sein ganzes verrätherisches Betragen der Welt darlegen muß. Ein Fürst, der wie er gehandelt hat, dem kann man nicht den Mittelpunkt von Deutschland anvertrauen, auch scheint mir, kann man die Erbfolge



fürstlicher regierender Familien nicht wie die Erbfolge gewöhnlicher Privatpersonen betrachten. Gäbe es ein Reich, einen Kaiser von Deutschland, so dünkt mich, hätte der König von Sachsen verdient, in die Acht erklärt zu werden. Daß es keinen Kaiser gab, entbindet ihn doch nicht der Fürstenpflichten gegen sein Land, und daß er diesen zuwider gehandelt, läßt sich, glaube ich, beweisen.

Das Königreich Hannover mißfällt mir auch sehr, ich gestehe es Dir. Nicht wegen der tieferen Plane, die vielleicht für die Zukunft damit verbunden sind allein, aber wegen der Nachahmung französischer alberner Standeserhöhungen. Bei Gott, es kommt ja heraus, wie ein Avancement unter den großen Herren. Das hätte, meine ich, einer der ersten Schritte sein sollen, daß man den avancierten Fürsten unter Napoleon, wie Bayern, Württemberg usw. angedeutet hätte, freiwillig auf ihre Titel als etwas sie selbst Befleckendes zu entsagen und ihre früheren Namen wieder anzunehmen. Namen sind nicht eine so ganz gleichgültige Sache. Und soviel Spuren wie möglich der Herrschaft Napoleons bei uns in Deutschland zu vertilgen, sollten wir uns doch wirklich angelegen sein lassen, ach, die Spuren des Elends, die diese verruchte Herrschaft über uns gebracht hat, vernarben doch so bald nicht!

Alles gratuite Beibehalten derselben, alles Tragen von Orden aus jener Zeit und dergleichen, was eben in denselben Artikel gehört, kommt mir vor, wie wenn man die Kleidung aus dem Zuchthause trüge, nachdem man daraus entlassen ist.

Ich versichere Dir, daß trotz meiner Freude, hier zu sein, wo es mir vorkommt, daß doch die reinste politische Luft weht, ich doch manchmal ganz traurig bin, nicht in Wien zu sein, um Dir hie und da ein Viertelftündchen bei der Arbeit zu erheitern, denn es muß doch das Sehen mancher Leute ein bestimmt unangenehmes Gefühl erwecken.

Geng scheint hier in schlimmem Ruf zu stehen. Eine ganz



fremde Person, die aber viel in der Welt ist und überall hinhorcht, sagte mir gestern: „Ich höre, daß einer unsrer eifrigsten Widersacher in Wien Genz sein soll, und daß er sich alle erdenkliche Mühe gibt, Preußen unterzuhalten“. Ich weiß nicht, ob ich Dir in Bern erzählt habe, daß er einmal im Frühjahr der Jeanne*) gesagt hat, wie die Armeen schon in Paris waren, „nun, wenn's zu den Verhandlungen kommt, da wird mein größtes Bemühen sein, Preußen hinter's Licht zu führen“. Und wie im Februar 1814 Blücher die ungünstigen Affären hatte, da gab er mit ordentlich satanischer Freude den „eitlen Preußen“ und ihrem törichtesten Vorlaufen die Schuld. O glaube mir, dem ist das Gemüt auch untergegangen in Liederlichkeit und physisch- und moralischem Gehenlassen. Das Heiligste, was diese Zeit belebt hat, hat ihn nicht durchdrungen. Mir ist er, weil ich das recht tief an ihm gefühlt habe, auch rein ekelig geworden, und in seinen rednerischen Floskeln höre ich nur Bombast und nichts mich tief Ergreifendes mehr. Sieh ihn auch nur an, sieht er nicht eigentlich aus wie ein Gespenst? Man kann alt werden, das meine ich nicht, aber wie eine hohle Schale sieht er aus! Trau ihm nicht!

Gestern waren die Kinder mit mir auf einem kleinen Ball, wo man sie sehr niedlich zu finden schien, sie sind es auch wirklich, und vor allem sind sie gut und lieb. Gabriele entwickelt sich immer lieblicher, und ich weiß kaum, ob sie der Schwester irgend etwas vorauslassen wird. Caroline hat seit zwei Tagen Fieber. . . .

Gneisenau war gegen 2 Uhr vor meiner Thür, aber da ich in demselben Augenblick zu Prinzessin Friederike**) zum Essen fuhr, konnte ich ihn nicht sprechen.

Deine Li.



*) Herzogin v. Acerenza. Vgl. S. 65.

**) Geb. 1778, † 1841, Schwester der Königin Luise, seit April 1814 Witwe des Prinzen Solms, nachmalige Königin von Hannover.



Ich danke Dir herzlich, liebe Li, für Deinen Brief vom 28. Die Prinzessin Luise, die Zichy und Du schreiben regelmäßig jeden Kurier, Stein, den wir neulich damit geneckt haben, bekommt nicht so oft Briefe von seiner Frau. Du aber bist unendlich lieb und gut.

Über Sachsen wäre höchstens die Frage, ob man den alten König in einem kleinen Theile ließe, und dann soll auch das, denk ich, nicht der Fall sein. Aber freilich wird fürchterlich gegen uns hierin gearbeitet, und am Ende ist die Sache nicht. Du redest ganz richtig darüber und über Preußen. Allein es ist ein mehr noch für die anderen als uns niederschlagendes Faktum, daß hier bei dem Kongreß und namentlich bei den deutschen Fürsten gerade Preußen beargwöhnt, verleumdet, beinahe angefeindet wird, daß man es der Freiheit Deutschlands gefährlich hält und sich mit Vorliebe an Oesterreich wendet. Das ist noch unbegreiflicher, wenn man bedenkt, wie der Staatskanzler so in jedem Betracht und anerkannt humaner, freier, gemüthlicher, einnehmender ist als Metternich, daß ich mit der Weise, wie Du mich kennst und mit durchaus gleicher Höflichkeit und Gefälligkeit auch mit den Kleinsten spreche und den Kleinsten schriftlich antworte, endlich, daß Stein, der wenigstens viele für sich hat, in der engsten Vertraulichkeit mit dem Kanzler lebt. Aber es ist. Die Gunst läßt sich nicht erzwingen und nicht erschmeicheln, man muß seinen festen Gang gehen und kann nur so hoffen, daß die Wahrheit dennoch siegt.

Die Absichten auf Sachsen werden nun als der allgemeine Grund dafür angegeben, aber sie sind nur Vorwand. Es ist vermutlich auch bei den Völkern in Deutschland anders als bei den Fürsten und ihren Gesandten. Dieser Umstand kann weiter die Unterhandlungen nicht ändern und kaum erschweren, aber er ist



mir historisch und psychologisch merkwürdig, und darum berühre ich ihn gegen Dich, immer ganz unter uns. Denn mit anderen muß man selbst die Tatsache nicht zugeben.

Wie die Unterhandlungen hier enden werden, kann keiner voraussagen; über die Art, wie sie gegangen sind, ließe sich unendlich vieles mündlich sagen, schriftlich müßte man zu weitläufig werden und liefse doch noch Gefahr, dem andern keinen deutlichen Begriff beizubringen.

Ich handle mit großer Bedachtsamkeit und Ruhe und kann mir bis jetzt sagen, nichts zu haben, das ich bereuen müßte oder nur zurücknehmen möchte. Ich bin eben weit mehr in dem Fall, daß mir vieles, fast alles beigemessen wird, als in dem, viel selbst zu tun. Aber es ist mir unangenehm, unter diesen Umständen mit den Menschen umzugehen, und so wird das ein Grund mehr meiner Einsamkeit. Wenn meine Menschenfeindlichkeit so zunimmt, verliert wenigstens mein Glück nichts dabei. Denn ich bin sehr froh in dem Alleinsein.

Ich habe endlich nach einer Reise von fünf Wochen den Algamemnon von Hermann*) bekommen und schon zwei Nächte recht ruhig und mit guter Stimmung daran gearbeitet. Mich müßte alles trügen, oder die Umarbeitung wird fertig werden. Ob das Stück dadurch, indem es gewinnt, nicht auch wieder verliert, will ich nicht behaupten. Würde meine Umarbeitung nicht fertig, täte es auch nichts. Man könnte dann so abdrucken, wie mein Manuscript jetzt ist. Sehr viele Änderungen mache ich jetzt nur, weil Hermann, dessen Text zur Seite gedruckt werden soll, viele Verse anders abtheilt; daß ich nun gerade diesem folge, werden wieder viele, namentlich die Voß und vielleicht auch Wolf**), einen Eigensinn nennen. Allein es ist in meinen Grundsätzen, die Sache

*) Vgl. S. 149.

**) Vgl. S. 224.



wird vollkommener, wenn einmal ein Text ganz genau zu einer Übersetzung paßt, und Hermann verdient es um mich, weil er seit zehn Jahren vielleicht und noch jetzt fortdauernd über meine Übersetzungen vorteilhafter wie jeder andere urteilt. Dann ist ja alles ein Spiel, und das Spiel, denselben Gedanken bald in diesen, bald in jenen Rhythmus zu bringen, hat für mich großen Reiz. Ich werde nach dem Agamemnon, wenn nur der fertig wird, nie wieder übersetzen. Aber der Agamemnon ist mir auch in jedem seiner Verse so tief in die Seele gegangen, daß es mir ist, als lebte ich nur durch ihn in Griechenland. Und doch wird es mir nur im Altertum heimatlich. Im Mittelalter und im Modernen wird mich nie etwas nur halb so stark anziehen, und jetzt ändert sich das in meinem Leben schwerlich mehr.

Gestern vormittag habe ich sechs Stunden hintereinander allein den Professor Olivier*) bei mir gehabt, von dessen Buchstabiermethode Du vielleicht gehört hast. Er gründet sie auf ein allgemeines Alphabet, das auf einer natürlichen Abtheilung aller Buchstabenlaute nach den Sprachorganen beruht. Die Sache ist, außer dem Lesenlernen, sinnreich und wichtig, und es interessierte mich also, sie genau kennen zu lernen. Die Freude, die der arme alte Mann hatte, endlich einmal auf dem Kongreß jemand zu finden, der Geduld und Zeit hatte, kannst Du Dir nicht vorstellen.

Ich habe lachen müssen, daß Du doch auch findest, das Sehen mancher Leute müßte mir unangenehm sein. Das weiß Gott! Aber die Leute leben ja darum zusammen, damit sie sich gegenseitig an diese unangenehmen Eindrücke gewöhnen, und somit wird der Zweck erreicht. Du bist unendlich lieb, süßes Herz, Dich her zu mir zu wünschen. Wohl wärst Du mir ein großer und unbeschreiblicher Trost. Es wird ja auch wiederkommen, dies ersehnte Beisammen-

*) Ludwig Heinrich Ferdinand Olivier, geb. 1759, † 1815, philanthropischer Pädagog, einer der ersten Lehrer des späteren Kaisers Wilhelm I.



fein. Behalt mich nur lieb, mein Einziggeliebtes, und es geht dann immer gut mit mir.

Genz sehe ich sehr wenig, ich kann sagen fast gar nicht. Es gab, seitdem ich in Wien bin, nur zwei Dinge, die mich zu ihm hinzogen, einmal der Nutzen, den man oft aus seinen bekannten Eigenschaften ziehen kann, dann eine gewisse Anhänglichkeit, die er gegen mich bewies, ob ich gleich, wenn ich sonst nicht selbst einen Menschen achte und liebe, dagegen ungläubig und undankbar bin, wie man mir oft mit Recht vorgeworfen hat. Die Preußen sind alle gegen ihn und bestätigen darin Dein Urtheil. Stein sagte neulich zu mir nach einer Unterredung mit ihm, worin Genz glaubte, sich ganz mit Stein versöhnt zu haben: „Was wollen Sie, er gibt mir in allem recht, weil er sich vor mir fürchtet. Es ist ein Mensch von vertrocknetem Gehirn und verfaultem Charakter.“ Der Kanzler traut ihm nicht und ist ihm nicht gut.

Es ist überhaupt ewig schade, daß Du den Kanzler nicht kennst und vermutlich nie viel kennen wirst. Noch von Deinem heutigen Briefe würde er jede Zeile sehr wahr finden. Er sieht die jetzigen Dinge nie anders an.

Die Levy-Barnhagen habe ich neulich, als ich bei der Arnstein*) an ihrem Geburtstag Visite machte, gesprochen. Sie hatte dem Prinzen George**) früher gesagt, sie wäre bei mir in Ungnade. Ich bin daher, da das ja weiter zu nichts führt, sehr freundlich gewesen.

Lebe wohl, süßes Herz. Ewig Dein

H.



*) Arnstein, Bankier, der ein großes Haus in Wien machte.

**) Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, geb. 1779, † 1860, Großherzog seit 1816.



Liebe, teure Seele!



Gestern abend empfing ich Deinen lieben Brief. . . .

Ja, wohl ist es sehr traurig, daß so wenig geschieht. Ich versichere Dir aber heilig, daß, wenn ich damals in Bern geahndet hätte, daß es so lange mit Dir in Wien dauern würde, ich doch, trotz aller Feten, hingegangen wäre, um Dich, mein liebes Herz, nicht so allein zu lassen. Das Beste, was ich in Hinsicht unsrer häuslichen Verhältnisse über den hiesigen Aufenthalt zu sagen weiß, ist, daß es für Theodor nicht unwichtig ist, daß er sich hier nicht ganz selbst überlassen ist. Einen Anhalt muß man ihm durchaus ausmitteln, sonst riskieren wir bei unserer wahrscheinlichen Abreise im Frühjahr sehr viel, das verhehle ich Dir nicht. . . .

Heute mittag bin ich bei Prinzeß Ferdinand!! und abend bei Prinzeß Charlotte!! Ob ich morgen noch lebe, wirst Du Dienstag erfahren.

Die alte Voß ist jetzt so komplett taub, daß kein Schreien hilft, um mit ihr ins reine zu kommen. Dazu sitzt sie in purpurrotem Samt auf dem Sofa, mit dem Bilde des Königs und der Königin en medaillon, dem Katharinen- und dem Luiseorden.

Gestern abend war Blücher en personne mit der Gattin hier, ich war aber mit der jungen Voß zu notwendigen Staatsvisiten.

Meine herzlichen Grüße an Hedemann. Sage mir doch gelegentlich, wer in unserm Quartier wohnt auf dem Minoritenplatz? Man kann sich's nicht nehmen, zu denken, daß an den Wänden eines Zimmers etwas hängen bleibt von dem, was einem den Sinn erfüllt hat, und ich habe mich in dem gelben Salon oft sehr gefreut und oft sehr geänstigt im Herbst und Winter und Frühjahr 1813 und 14.



Über Deine Verhandlungen mit Hermann in Leipzig muß ich Dir doch sagen, daß Wolf darüber außer sich ist, daß dieser den Agamemnon durchsieht und herausgeben soll. Er ließ mir merken, er hätte das wohl getan, und Hermann wäre nicht der Mann dazu. Ob das nun wirklich so ist, ob er es nur so aus allgemeiner Lust am Tadeln sagt, bin ich nicht imstande zu beurteilen. Er sagte, er habe Dir darüber geschrieben. Ich sehe ihn zuweilen, ja ich würde ihn oft sehen, denn er wohnt mir sehr nahe, wenn er nicht die Marotte hätte, mich nur allein sehen zu wollen. Er kehrt auf der Treppe um, wenn der Bediente ihm sagt, daß jemand bei mir ist, und er kommt um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr Nachts, um mich allein zu finden. Ein wunderlicher Heiliger! Aber immer viel Verstand, doch ist er nicht vom lebendigen Hauch der Zeit durchdrungen, und bei den Besseren ist das Gemüt und Vergessen eigener Kleinigkeiten.

Das Zettelchen der Prinzess Luise ist sehr schmeichelhaft. Freilich trägt Adelsheid immer vor Caroline den Preis davon, und so lieb ich sie auch habe, so versichere ich Dir, tut das mir oft weh, und ich tue, was ich kann, um daß Caroline keine bittre Empfindung deshalb habe. Daß aber Caroline, da es ihr doch nicht ganz entgehen kann, nie eine Saloufie deshalb gegen Adelsheid gezeigt hat, ist wirklich eine sehr schöne und sanfte Seite an Carolinen.

Ja wohl ist es rührend, wenn man an die vergangenen Zeiten denkt. Recht nahe standen sie mir lezthin wieder in Tegel. Ich mußte lang an dem Fleck stehen, wo Wilhelm einmal einen kleinen Vogel begrub, den er so lieb hatte, und der ihm starb. Werden wir je zu seinem Grabe zurückkommen? Ich kann's nicht leugnen, ich habe die allertiefste Sehnsucht danach. —

Ich umarme Dich, mein liebes, teures Herz, mit den Kindern.





Uberdies ist es ein niederschlagendes Faktum, daß die Gunst der deutschen Fürsten sich mehr nach Österreich als Preußen neigt, allein ich begreife es aus zwei Ursachen. Einmal intrigiert und machiniert gewiß Metternich darüber auf alle nur erdenkliche Weise und hat vor Preußen einen unberechenbaren Vorsprung an Mitteln es zu tun, da die Zusammenkunft aller Fürsten und Minister in Österreichs Hauptstadt gehalten wird. Andernteils ladet der eigene, schwankende und oft sogar nicht rein deutsche Sinn die Fürsten und Minister ein, sich mehr an Österreich als an Preußen anzuschließen, denn eine innere Stimme sagt ihnen, daß alles so liegt, daß Preußen es viel strenger und ernster mit ihnen nehmen muß als Österreich. Indessen hoffe ich und weiß es auch zum Teil, daß die Völker nicht so denken wie ihre Fürsten, und meine Hoffnung ist, daß der Geist, der diesen letzten Krieg gemacht hat, auch noch waltend ist und die großen Weltbegebenheiten lenkt.

Ich glaube, Du wirst es auch billigen, daß ich darauf denke, Adelsheid in der Religion unterrichten zu lassen, damit sie zu Ostern konfirmiert werde. Ich werde heute abend deshalb mit Schleiermacher*) sprechen, der zu mir kommt, und der sie unterrichten will. Er wohnt nicht weit von mir, und da ich sie hinbringen muß, so ist dies auch ein angenehmer Umstand. Es wird Dich vielleicht wundern, daß ich von Hinbringen rede, allein das ist hier so gewöhnlich, daß sogar vornehme Mädchen, wie die Töchter des Fürsten Hatzfeld, zum Musikmeister gehen. Ich würde dies indes nie tun. Allein zwischen Stunden, die die Erwerbung eines Talentes betreffen, und Religionsunterricht ist ein mächtiger Unterschied, und ich glaube, Du wirst nichts dagegen haben.

*) Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, geb. 1768, † 1834, der berühmte Theologe.



Mein Diner lesthin ist sehr gut, obgleich steif ausgefallen. Frau v. Berg und Gräfin Voss waren auch da. Ich mußte neben der Prinzess auf der rechten Seite sitzen, wo sie dann viel gesprochen hat. Prinzess Charlotte*) nahm mich sehr freundlich auf und schien viel von unserm häuslichen Leben zu wissen. Sie ist groß, schlank, allein nur eben hübsch, weil sie 15 Jahr alt ist.

Adieu, teures Herz. Deine

Li.



221. Humboldt an Caroline

Wien, 8. Dezember 1814

Es ist heute der seligen Mama Geburtstag, liebe Li, wo wir, solange ich im Hause war, meistens noch in Segel waren. Ich erinnere mich, daß, wenn ich aus der Stube neben dem Saal, wo wir in späteren Zeiten lernten, durch die entlaubten Bäume über den See sah, mir oft sehr melancholisch zumute wurde. Überhaupt hat Segel auf die Bildung meines Inneren einen sehr wichtigen Einfluß gehabt und bleibt mir immer darum wert. Die kleine Adol spricht sehr vornehm von dem armen Segelschen Weinberg. Sie sagt „der sogenannte Weinberg“, als wenn sie gleich den Essig andeuten wollte, und „wenn es grün wäre, könnte die Aussicht ganz hübsch sein“. Wie ich ein Kind war, waren mir die Berge da wie Gebirge und der See wie ein Meer und beschäftigten meine Einbildungskraft sehr. So ist man in kurzen Jahren voneinander verschieden!

Ich habe seit einer Konferenz gestern morgen sehr viel zu tun gehabt. Es mußten in den deutschen Angelegenheiten weitläufige Ausarbeitungen gemacht werden, die mich gestern den ganzen

*) Älteste Tochter Friedrich Wilhelms III., spätere Kaiserin von Rußland, geb. 1798, † 1860.



Tag bis spät in die Nacht und heute den ganzen Tag beschäftigt haben. Ich bin nur zum Essen zum Kanzler gegangen. Morgen werde ich noch damit zu tun haben. Diese beiden Tage hat auch der Ugamemnon geruht, der sonst täglich vorschreitet.

Ob aus den deutschen Angelegenheiten viel, ja nur etwas werden wird, weiß Gott. Der wahre Sinn ist nur bei wenigen, und bei einigen, mit deren Gefühl man noch allenfalls übereinstimmen könnte, herrschen wieder wunderbare Ideen. Metternich nimmt sich mit Kälte, mit Nachlässigkeit, mit Zögern, ohne Eifer und Ernst. Der Kanzler ist auch dabei gut, hält besonders auf's Recht und beschützt die Mediatisirten. Davon will man aber bei Bayern und Württemberg nichts hören. So zerrt es sich hierhin und dahin und kommt nicht zu Ende. Das Gute ist, daß viel Wahrheiten gesagt und geschrieben werden. Münster^{*)} hat (unter uns) Noten an Württemberg und Baden im Namen Oesterreichs und Preußens gemacht, die Dich göttlich belustigt haben würden; ihnen immer so ganz rein gesagt, daß sie nur durch das Franzosenwesen, das nicht mehr ist, etwas sind. Württemberg gibt sehr klein bei seitdem.

Die Stadt Frankfurt hat mir wirklich geschrieben, die Pension der Lolo^{**)} übernehmen zu wollen. Allein es sind zwei Bedenken dabei, wovon ich eins nicht einmal Lolo sagen kann. Erstlich will die Stadt es nur für ihr Leben tun, und ich weiß nicht, ob die Pension des Schazes^{***)} nicht weiterging auch auf die Kinder. Dann ist es ungewiß, ob Frankfurt eine freie Stadt bleibt, Bayern streckt die Hände danach aus, Metternich begünstigt es sichtbar, wir streiten und werden streiten.

Un Paris zweifle ich zwar eigentlich nicht. Aber manchmal

^{*)} Hannover'scher Minister.

^{**)} Schillers Witwe, Charlotte.

^{***)} Dalberg.



ist mir's auch, als wenn alles ganz anders kommen würde, und wenn ich mich mit Talleyrand sehe, kommt's mir auch wunderbar vor. Außerlich sind wir zwar selbst freundlich miteinander, allein im Grunde eine arge Spannung. Ich habe eigentlich nur zwei Unterredungen mit ihm gehabt, solange ich hier bin. Eine lange bei Stackelberg*) vor Tisch über Sachsen. Die fing fremd an und endete so. In einer zweiten behauptete er, wie gern Frankreich in gutem Vernehmen mit Preußen sein wollte, lobte mich, meinen, Alexanders Ruhm, und ermahnte mich dann wieder wegen Sachsen, es sei eine ungerechte Sache, mein ganzer Ruhm werde daran scheitern. Darauf mußte ich wieder so antworten, daß es auch die Freundschaft nicht befestigte.

Daß Burgsdorff**) nicht recht glücklich ist, glaube ich wohl. Er hat zuviel unbestimmtes Verlangen in sich. Überhaupt ist alles Glückseligsein immer entweder nur die Folge eines großen, wirklich vom Schicksal gegebenen Glücks, das durchs ganze Leben hindurch genügt, oder es wird nur dem Gemüt durch eine ernste Arbeit abgerungen. Alles, was man sonst von Glückseligsein hört, ist nur Komödie, oder Fabel, oder Traum, oder Albernheit.

Lebe wohl, inniggeliebtes Wesen.

Ewig Dein

H.



222. Humboldt an Caroline

Wien, 11. Dezember 1814



Ich bin eben, liebes Kind, mit der Arbeit fertig geworden, von der ich Dir sagte, und da nun die andern, die immer gern liegen lassen, lesen müssen, so werde ich wohl wieder mehr Ruhe haben, als ich wünsche. Die Arbeit betraf die deutsche

*) Vgl. S. 24.

**) Vgl. S. 188.



Verfassung, wenn noch, wie ich indes immer hoffe, etwas irgend Ordentliches aus ihr wird. Die Dinge gehen wunderbar und gut nicht. Wir werden viel, sehr viel über den ganzen Hergang der Dinge zu reden haben, wenn wir wieder beisammen sind. Sei überzeugt, daß ich mit Besonnenheit handle und das Gefühl und die Überzeugung habe, ob ich gleich gewiß nie mich selbst nachsichtig beurteile, daß ich nichts bereuen darf, was ich tat oder nicht tat. Auch ist mir selbst bei sehr ungerechter Beurteilung für meinen Ruf nicht bange. Ungeachtet dessen, was ich Dir neulich von Preußen, und wie man es hier ansieht, schrieb, fängt doch an, die Wahrheit durchzudringen, und man sieht nunmehr wenigstens soviel ein, daß Preußen offen, unverstellt und nicht in zweideutige Orakel eingehüllt spricht, Österreich dagegen ganz das Gegentheil tut. Dies wird nach und nach laut.

Von mir heißt es zwar noch immer, daß ich, was auch nicht auf die entfernteste Weise wahr ist, Hardenberg regierte, und eigentlich alle Schwierigkeiten von mir herkämen. Das Gerücht, das selbst Metternich verbreitet, ist so arg geworden, daß er selbst für nötig gefunden hat, Genz zu sagen, daß man ihm dies beizumäße, es aber ganz falsch sei und er nicht das Mindeste gegen mich hätte. Wie mir Genz dies gesagt hat, habe ich ihm geantwortet, er möchte ihm nur widersagen, daß ich dies als eine Sache ansähe, die er mir selbst sagte, und daher unmöglich viel Gewicht auf eine solche nicht verlangte Rechtfertigung legen könnte, daß mir aber übrigens sein Reden ganz einerlei sei, da es mir nur auf seine Gesinnung ankäme und ich überzeugt wäre, daß er selbst, wenn er so etwas sagte, es nicht dächte. Miteinander sind wir ganz freundlich. Auch gehe ich trotz dieser Reden meinen Gang still fort, es ist kein Mensch auf Erden in Geschäften so frei als ich, weil man mir mit nichts Persönlichem beikommen kann, nicht einmal mit der Eitelkeit, und ich alle Talente, die zu diesen Dingen



gehören, gar nicht der Rede wert halte und in jedem Moment bereit bin, alles, was ich dabei habe, wie Staub von den Füßen zu schütteln.

Ich sagte Dir schon neulich, daß ich Gens fast nicht sehe. Ich habe ihn immer nur, seitdem ich hier bin, aufgesucht, um ihn zu meinen Zwecken zu brauchen, und das fällt jetzt weg. Wir sind sonst zu verschieden in allem, und was mich in der Jugend an ihm reizte, das Bestreben, die Opposition unsrer Naturen immer zusammen und zur Reflexion zu bringen, das hat jetzt in ihm alles Leben verloren. Er ist stumpf geworden und sehr gesunken.

Eine Sache, die Dich schmerzen wird, weist Du vielleicht noch nicht. Das Schiff, auf dem Rauchs Monument*) war, die englische Brigg Alexander, ist von einem amerikanischen Raper genommen worden in der Gegend zwischen England und Frankreich, wie es scheint, und man weiß nicht, wo der Raper hingegangen ist. Hat er es nach Amerika gebracht, so ist es doch auf's mindeste einem sehr langen Aufenthalt, einer gefährlichen Seereise und vielen Kosten ausgesetzt. Man hat schon alle möglichen Schritte deswegen getan.

Der Prinz v. Pigne**) liegt sehr krank. Der König und Prinz Wilhelm waren auch krank, aber es geht schon wieder besser. Der Kanzler leidet fast immer, weil er keine Bewegung und dafür Gemütsbewegungen hat. Ich bin beständig wohl, wirklich, seitdem ich viel, viel weniger esse als sonst und noch weniger trinke, was ich, wo ich auch essen mag, seit dem Kongreß durchsehe, von solcher Empfindung, von Freiheit und Heiterkeit des Kopfes, daß ich nach Tisch und am Abend bin wie andre, wenn sie aufstehen. Wenn ich, wie jetzt zu meiner großen Freude manchmal geschieht, einige Stunden im Bett wache, denke ich an Dich. Es ist nichts so

*) Der Königin Luise.

**) Karl Joseph Fürst v. Pigne, † 13. Dezember 1814 hochbetagt.



Hübsches, als an das zu denken, was man liebt, wenn es dunkel um einen her ist. Wie ich jung war, konnte ich bei Tage so stundenlang sitzen und machte dabei die Augen zu. Man stellt sich dann alles weit lebendiger vor.

Lebe wohl, süßes, teures Wesen.



223. Caroline an Humboldt

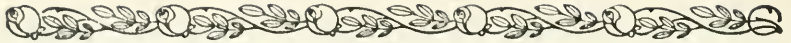
Berlin, 14. Dezember 1814

Ich bin heut einmal zu Hause, was mich sehr glücklich macht, und wahrscheinlich ganz allein, denn die Leute sind von meinem vielen Ausgehen am Abend ein wenig verscheucht. Für die Leute, die zu Fuß gehen, ist Berlin abends unbequem und bei der ewigen Nässe dieses Winters höchst schmutzig. Darin und in der Beleuchtung muß von Polizei wegen eine Änderung getroffen werden. Es ist über alle Begriffe dunkel. Für die Beleuchtung wäre es besser, es brennte gar keine Lampe, denn sie machen einen nur irr, wie die Irrlichter in einem Sumpf.

Mit der Adel hast Du's erraten. Sie und Gabrielle haben Segel gar nicht hübsch gefunden und rümpften einigermaßen die kleinen Näschen. Die Gabrielle sagte ganz mitleidig: „Ach, der arme See! Wie der Thunfische sich wundern würde, wenn er den sähe!“

Leztthin spielte Hermann mit Gabriellen, sie machten sich Visiten, ein Spiel, was alle Kinder sehr gern spielen. Gabrielle frug nach seiner Frau, und ob er nicht mit ihr in die Schweiz reisen würde? „Ach nein,“ antwortete er, „meine Frau will nicht reisen.“ „So stehen Sie also unter dem Pantoffel?“ sagte Gabrielle. „Nein,“ antwortete er, „ich stehe unter den Preußen.“

Du wirst wohl von einem Fest schon haben munkeln hören,



das Prinzessin Radziwill*) dem Kaiser geben will. Was es eigentlich ist, habe ich nicht begriffen, Kaiser und Könige der Vorzeit kommen darinnen vor, Prinzen und Prinzessinnen, und die schönsten Berliner Damen figurieren darin. Der Dreißigjährige Krieg wird mit angedeutet, mit einem Wort, es ist ein Sammelsurium von der andern Welt. Auch die vier verschiedenen Arten der Poesie werden personifiziert vorgestellt, und Prinzess Luise tribuliert mich so um unsere Udelheid, die das Heldengedicht vorstellen soll, daß ich mich habe ergeben müssen. Ich wollte es ablehnen, da sie konfirmiert werden soll, allein da sie in dieser Rolle kein Ballett zu tanzen hat, so gelang mir auch das nicht, und ich hätte geradezu grob sein müssen, es abzuschlagen.

Die kleine Udel meinte: „Ob wohl Hedemann das billigen wird, daß ich in dieser Quadrille mit erscheine?“ Ich war über die Frage mehr frappiert, als ich ihr merken ließ, denn offenbar zeugt sie doch von einer sonderbaren Ideenfolge und Präokkupation. Ich glaube, die lieben Leute kommunizieren durch die Luft und auf eine unsichtbare Weise miteinander. Horche doch einmal bei ihm zu, ob es ihm Freude macht, daß sie so produziert wird, oder ob er sie lieber so ganz allein für sich hübsch fände. Ich vermute das letzte. Außerordentlich hübsch ist Udelchen, wenn sie nur ein wenig gepußt ist. Gestern sah ich Gneisenau bei Prinzess Luise. Der konnte sich über die Udel gar nicht trösten, daß dies dasselbe Kind sei, das er in Wien gesehen hätte.

Er war sehr artig mit mir und wird zu mir kommen. Er scheint sehr gut von allem unterrichtet und hält die Möglichkeit des Friedens höchstens für drei Jahre denkbar und meint, daß Rußland wegen Polen mit Österreich zuerst drankommt.

Mein Gott, gib doch nicht zu, daß Frankfurt bayerisch wird. Es ist so eine namhafte Stadt, dies Frankfurt, wo die deutschen

*) Vgl. S. 14.



Kaiser gekrönt wurden. Es ist der Stadt die Freiheit zugesagt worden, als die Armeen oder vielmehr die Monarchen hinkamen, dies müßte eine üble Wirkung überall machen. Bayern ist unglaublich überall verhaßt, wo es nicht seine alten Provinzen sind. Es tut mir so leid genug, daß wir nicht Ansbach und Bayreuth wiederzubekommen scheinen.

Alles grüßt Dich, süßes Herz, und auch ich und höre heut abend auf und gehe morgen beizeiten aus, um den Kindern einen Weihnachten zu kaufen.

Deine Li.



224. Humboldt an Caroline

Wien, 20. Dezember 1814

Wie gern wäre ich bei Euch, Ihr Lieben! Aber dazwischen liegt noch viel, und viel Unangenehmes. Was mich eigentlich schmerzt, ist, daß die Sachen gewiß sich nicht rein und ordentlich auflösen. Glaube mir, Du selbst hast es oft angedeutet, das böse Prinzip, das noch, wenn auch unter anderen Gestalten, als gerade Napoleon und die Franzosen waren, herum-schleicht, rein und ordentlich und gründlich zu unterdrücken, hätte der Krieg anders geführt und geendigt werden müssen, es gehört ein zweiter dazu, der früh oder spät auch nicht fehlen wird, in dem aber auch das gute Prinzip untergehen kann. Denn nur sehr wenige sind zur Erkenntnis gekommen. Nichts ist und nichts wird, wenn es auch noch so leidlich ginge, rein ausgemacht, nicht der Krieg, nicht der Pariser Frieden, nicht der Kongreß. Ich stehe dabei am allerschlimmsten da, weil ich die Sachen rein sehe wie sie sind, meistens ehe man sie mir glaubt, und sie wie einen Strom muß hingehen lassen, den keine Gewalt aufhält. Ich frage mich wohl manchmal, was ich eigentlich darin mache, da ich gar kein Stoff bin, den von Natur eine Verwandtschaft dazu hinzieht.



Aber wie ich einmal stehe, wie ich tief hineingekommen bin und, wenn ich lebe, heute oder morgen die Verpflichtung bekommen kann, für die Sache einzustehen, so weiche ich nun nicht davon, sondern setze, wenn auch die Sache künftig stürmisch werden sollte, das Äußerste daran. Jetzt habe ich, wie ich Dir einmal mündlich erklären werde, nicht viel tun können; aber ich habe seit zwei Jahren sehr viel Erfahrung gesammelt und viel Übung erworben und bin besser und brauchbarer geworden.

Daß der Kongreß in Wien wäre, hätte man nie zugeben sollen, und ich habe es in Paris schon laut genug gesagt. Selbst die Nähe der Rabinette ist schädlich.

Ich habe wieder am *Agamemnon* gearbeitet. Der Prolog, mit dessen ersten Versen ich besonders immer unzufrieden war, ist jetzt recht gut geworden. Der Chor vor dem Erscheinen des *Agamemnon*, der einer der schönsten ist, ist nun auch zum Druck fertig. Es vergeht selten ein Abend, an dem ich nicht etwas mache. Wären es auch nur ein paar Verse, es macht den Geist frei und erhält einen in einer würdigeren Sphäre. Die Wirklichkeit behält, selbst wenn es sich um die edelsten Dinge handelt, immer etwas, das leicht gemein oder dürftig wird. Das ist in der Liebe das Tief-rührende, daß sie das Überirdische im Irdischen sucht. In diesem bis auf einen Punkt immer vergeblichen Ringen drückt sich die edelste Dürftigkeit der menschlichen Natur aus, die das reinste Mitleiden weckt, das gleichsam die Quelle alles ewigen Hohen ist.

Wolf ist göttlich, nur allein kommen zu wollen. Mit Hermann hat er zum Teil wohl nicht Unrecht, ich aber habe sehr recht, mich nicht an ihn zu wenden. Wolf macht erstlich nichts recht regelmäßig, und ich wäre mit ihm sitzen geblieben, da ich hingegen von Hermann nun schon alles habe. Dann versteht Wolf von dem, was hier Hauptsache ist, von der Metrik wirklich wenig, weil er es nie getrieben hat. Endlich ist er, wie ich aus Erfahrung weiß,



freilich und tadelt einem auch, was man besser und mit mehr Geschmack beurteilt.

Hermann ist freilich dagegen auch eigensinnig, willkürlich und kühn, ändert den Text, wenigstens die Versabteilung gewiß auch oft umsonst und macht mir dadurch manchmal unnötige Mühe. Am leichtesten wäre es gewesen, ganz für mich zu bleiben, da ich vor dem, was gerade Fehler sind, durch mich selbst sicher bin. Allein da mir daran lag, daß man sollte meine Übersetzung mit dem Text vergleichen können, so wollte ich sie auch einem bestimmten Text in allen Stellen, wie ein Gedicht einer Musik anpassen, und ich bleibe dabei, daß ein Übersetzer, der nicht selbst Herausgeber sein kann, daran besser tut. Auch werde ich das in der Vorrede sagen. Es soll nicht leicht, was man auch sonst sagen mag, eine für die Worte so treue und für die Silben so korrekte Übersetzung geben. Wenn sie nur fertig wäre!

Aber die armen Berliner Straßen! Ich liebe immer mehr die Straßen in den Städten wie die Häuser. Und die Berliner vor allen, in denen ich in gleicher Dunkelheit oft ganze Nächte allein herumstrich. Ich habe viele der Ideen, die den bleibendsten Einfluß auf mich gehabt haben, auf der Straße gehabt.

Gabriellens Diktum über den armen Tegelschen See ist prächtig. Sie hat unendlich viel Verstand, das kleine Ding, eigentlich mehr als alle anderen.

Bei Gneisenau entschuldige mich, daß ich ihm nicht schrieb. Sage nur, eine bestimmte Antwort sei nicht nötig gewesen, und ich hätte viel zu tun gehabt. Er war (ganz unter uns) für das Bleiben des Königs von Sachsen in Sachsen. Sondiere ihn, ob er es noch ist?

Lebe wohl, theures einziggeliebtes Kind. Ewig Dein H.





Es ist mir sehr lieb, wenn Du Gneisenau öfter siehst. Er ist, seine Schwäche, nämlich eine beinah kindische Eitelkeit abgerechnet, sehr brav und sehr klug. Er meint, daß ein Krieg über Polen der erste und nächste sein werde? An einen über Sachsen scheint er also nicht zu denken. Ich zweifle auch daran, allein die Ansichten sind doch so so, und daß wir ganz Sachsen, wie ich immer darauf bestehen werde, ohne Krieg oder dringende Gefahr des Krieges haben können, glaube ich nicht.

Es war noch heute eine Konferenz bei Metternich, und es ist mir immer ganz sonderbar, daß in derselben Stube, in der ich soviel von der Allianz gesprochen, jetzt ganz andere Reden fallen. Im Grunde ist's aber immer dasselbe. Es ist auch jetzt noch der gleiche Kampf, zwischen denen, die dem Französischen unter allen Gestalten und den alten Anhängern Napoleons geneigt sind, und denen, die dies in Abscheu haben.

Blücher grüße, wenn Du ihn siehst. Ich habe ihn gern und habe ihn freilich sehr lustig gesehen. Er ist ein närrischer Mensch, dem man immer sehr gut sein muß.

Was Du von Theodors Müßiggang sagst, der ihn trüb und unlustig mache, ist sehr wahr. Man muß aber immer an die Stelle in Hermann und Dorothea denken, „daß man die Kinder nehmen muß, wie sie sind“. Woher er jene Unlust und jenen Müßiggang hat, weiß ich nicht. Von Dir gewiß nicht und gleich wenig von mir. Ich habe noch heute mir selbst einen Beweis von innerer Elastizität gegeben, über den ich selbst habe lachen müssen, als es vorbei war.

Ich hatte von 9 bis 12 eine langweilige, von da bis 4 eine unangenehme Konferenz gehabt, war sehr verstimmt über alle großen Sachen, bekam zwei Briefe, die mich (die Ursache wäre zu weit-



läufig zu erzählen) mehr als bloß unangenehm affizierten, erfuhr erst um Mittag, daß ich nicht beim Kanzler essen konnte, machte drei fehlgeschlagene Versuche anderswo zu essen, hatte nichts zu Hause, da mein Koch krank ist, kam nüchtern nach 5 Uhr in meine Stube, setzte mich so hin zu arbeiten und war nach einer Stunde Beschäftigung so heiter geworden, daß ich über alle meine Unglücksfälle für mich lachte und sehr gut gestimmt bis 10, wo ich zur Bagation fuhr, um wenigstens zu soupieren, fortarbeitete. Dahin wird es Theodor, wenn ihn etwas ärgert, nicht bringen, allein dahin bringt man es auch nie, wenn man sich nicht früh gewöhnt hat, alle äußeren Eindrücke von innen heraus zu beherrschen. Was anfangs der Wille erzwingt, tut hernach die Natur und die Stimmung von selbst und mit Leichtigkeit.

Nun süßes, geliebtes Herz, lebe wohl, verzeih, wenn ich Dir meine kleinen Unglücksfälle klage, sie sind jetzt alle vergessen, ach, wenn mir nur von Dir nichts kommt, wenn Du nur wohl und heiter bist, so ist mir für mich nicht bange. Adieu die Kinder.

Ewig Dein

S.



226. Caroline an Humboldt

Berlin, 31. Dezember 1814

So schreibe ich Dir denn zum letztenmal in diesem Jahre, mein teures, liebes Wesen, was wird das künftige bringen? Man kann nicht anders, als einen Tag wie den heutigen, einen wie den morgenden mit den stillen geheimen Schauern der Brust durchleben, die nicht fühlen, die sich überhaupt in allem übertäuben. Gestern hat mir Kohlrausch die Hamburger Zeitung gebracht, in der über Dich ein Aufsatz steht. Von wem mag er sein? Hier rieten zwei Menschen auf Barmhagen, allein ich glaube es eigentlich nicht.



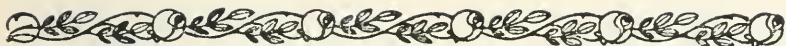
Carolinen's Gesundheit macht mich in der That bedenklich. Jetzt, seitdem es kalt geworden ist, sind ihre Migränen beinahe permanent. . . .

Deine, ich meine die allgemeinen Angelegenheiten, schmerzen mich mehr, als ich es sagen kann, denn ich fühle recht die Wahrheit Deines Worts, daß nichts rein ausgemacht wird. Wen ich in meiner Seele vorzüglich deshalb beschuldige, weißt Du, allein viel liegt auch gewiß an dem Fehlgriff, Wien zum Sitz des Kongresses zu machen. Man hat doch dadurch Österreich einen Vorsprung gegeben, den es wohl nicht mit reinem Gemüt benützt. Überhaupt strebt der Geist der Zeit, Preußen zur ersten Macht Deutschlands zu machen, Österreich wird's mit allen seinen Mitteln nicht erringen, aber es wird wohl noch einen blutigen Kampf sehen, doch aufhalten kann diesen Geist so gewiß nichts, wie der Krieg gegen Napoleon und sein System sich nicht aufhalten ließ. Verzögern, unterdrücken konnten die Mächtigen und Nichtwollenden, weiter auch nichts. Es geht etwas Geistiges durch alles Irdische hindurch — wehe dem, der das nicht erkennt, und dies allein siegt, und die, die für die Gegenwart und Zukunft wirken wollen, sollten vor allererst durchdrungen sein von der Vergangenheit und die Geschichte kennen. Da würde ihnen viel Aufschluß über das Künftige werden.

Unter dem allen treibst Du den Ugamemnon. Ich vermag Dir nicht zu sagen, was das gerade Rührendes für mich hat. Ich stimme so ganz mit Dir darinnen überein, daß die Gegenwart beinahe immer etwas Gemeines oder Dürftiges hat, und es ist mir wie das eigene Hinblicken in eine große und gewaltige Natur zu wissen, daß Du, so oft es sein kann, für Augenblicke wieder in dem Reich der Dichtung bist. „Denn alles Schöne lebt nur im Gesang.“

Der Minister von Bülow, der Dienstag abend nach Wien abgeht, hat bei Gerhards*) bei Tisch, wo er war, gesagt, der Staats-

*) R. A. Gerhard, Geheimer Oberfinanzrat, geb. 1738, † 1821.



kanzler habe ihm geschrieben, den 19. Januar werde alles in Wien in den Geschäften vollendet sein, und er solle sich eilen hinzukommen!

In der ganzen, ganzen Stadt ging seit der Ankunft des vorletzten Kuriers das Gerüde, unsere Angelegenheiten seien beendet worden, wir behielten alles am Rhein, was wir jetzt besetzt hätten, bekämen ganz Sachsen außer einem kleinen Teil für Weimar, und die Grenze gegen Polen sei auch berichtigt. Dies Gerüde ging so herum, daß Theodorn am ersten Weihnachtsfeiertage einige seiner Kameraden um den Hals gefallen sind und gesagt haben: „Nur Humboldt soll leben, er hat uns das alles durchgeföhrt.“

Ich breche hier ab. Adieu, geliebtes Herz.



227. Humboldt an Caroline

Wien, 1. Januar 1815

So hat denn das Jahr heute begonnen. Für unser häusliches Leben war es [das Vergangene] kein glückliches. Wir haben uns eigentlich kaum gesehen, denn die wenigen Tage in der Schweiz vergingen wie ein Traum. Dazu warst Du noch einen großen Teil des Jahres, fast den größten, sehr leidend. Ich wünsche von Herzen, liebe, einzig teure Li, daß dies Jahr Dir glücklicher sein mag, daß Du gesund und froh und heiter bleiben kannst, und ich bald und dauernd mit Dir vereint sei. Aber es ist wie ein Unstern, der uns jetzt immer trennt und entfernt hält. Wie es auch werden mag, kann ich nicht hoffen, vor dem März hier wegzukommen, und dann die Niederlassung in Paris. Es gehört sehr viel Geduld dazu, das Leben so abzuwinden, und man verliert indes kostbare Jahre und das schönste und einzig belohnende Glück.

Dennoch kann ich nie bereuen, daß Du nach Berlin gingest. Hier würde es Dir unbeschreiblich widrig sein, und selbst Deine



Gesundheit würde mehr leiden. Bleibe mir da auch gut, süßes Herz, aber darum brauche ich Dich nicht zu bitten. Du weißt, wie unendlich ich Dich liebe, und wie mein ganzes innerstes Glück an Dir hängt, und empfindest es selbst ebenso.

Für die Adelsheid kann dies ein merkwürdiges Jahr werden. Denn, wenn sie auch wohl gewiß in diesem noch nicht heiraten wird, so kann sie und wird sie sich doch unstreitig verloben, und so ist die Wahl auf ewig getroffen.

Mit unsern Angelegenheiten steht es noch gar nicht entschieden, und so gut wird es und kann es nie stehen, wie man bei Euch gesagt hat.

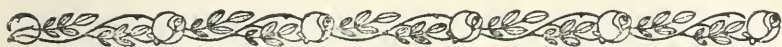
Lebe innig wohl, theures geliebtes Wesen, und werde ja nicht krank. Umarme die Kinder. Ewig Dein
H.



228. Humboldt an Caroline

Wien, 5. Januar 1815

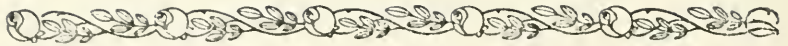
Eer Kanzler ist gar nicht wohl, er hat heute bei sich nicht mit uns gegessen. Du glaubst nicht, welche Angst ich habe, daß er so krank werden könnte, daß er die Unterhandlungen nicht zum Ende führte oder gar erlüge. Es bliebe dann niemand wie ich, und schlimmer könnte man keine Geschäfte antreten. Es wäre ein Unglück für die Sachen und eine entsetzliche Lage für mich. Dennoch kann ich nicht leugnen, daß ich in Verforgnis bin. Der arme alte Mann entbehrt hier alles, was er liebt. Dabei ärgert er sich unglaublich über alles, was vorgeht, sieht seine Hoffnungen getäuscht, und dies alles wirkt auf ihn und seinen Körper zurück. Er kann vorzüglich nicht schlafen, noch diese Nacht ist er bis 2 in seiner Stube herumgegangen, hat dann bis 6 gearbeitet und schlief nun nur auf dem Stuhl, als ich vor zwei



Stunden wegging. Diese Schlaflosigkeit ist wechselweis Zeichen und Ursache der Krankheit, die mir darum nur mehr mißfällt, weil sie keine bestimmte ist. Es ist mir ein neuer großer Verweis, wie notwendig es ist, sich so zu gewöhnen, oder wie gut, so geboren zu sein, daß man nicht, wie es im Wallenstein heißt, dem trüben Licht des Saturn, sondern dem Irdischen nur durch etwas Höheres angehört und daher immer die nötige Geistesfreiheit behält, ohne die auch der Körper kein Gedeihen hat.

Dabei strengt sich der Kanzler und unnötiger Weise zu sehr an, lebt den ganzen Tag in Arbeit und Leidenschaft oder in bloß geselliger Heiterkeit, die wohl ausruht, aber nicht hebt. Persönlich verlöre ich an ihm alles. Denn er ist überaus gut und liebevoll mit mir, und ich liebe ihn, wie sonst selten einen Menschen, mit dem ich nur so in Geschäftsverbindung bin. Sprich aber ja nicht von seiner Kränklichkeit. Er gesteht sie nicht einmal hier gern ein.

Den Aufsatz in den Zeitungen habe ich erst nach Deinem Briefe gelesen. Der Kanzler gab ihn mir. Er denkt auch auf Varnhagen, ich sehe ihn aber fast gar nicht, und er ist gewiß nicht zufrieden mit mir. Vielleicht ist es Absicht für die Zukunft. Der Aufsatz ist an sich recht gut oder wäre es vielmehr, wenn er mit meinem Tun in Prag schloße. Er hätte, wenn er auch noch so sehr hätte loben wollen, einfach sagen können, daß ich nachher nie allein gehandelt hätte. Nach Prag sind alles nur Phrasen. Die ganze Idee ist höchst sonderbar und kaum sehr zu billigen, für wen es auch sein möchte. Ach, süßes Herz, die Leute mögen sagen was sie wollen von mir, es kennt mich von ihnen keiner, und ich liebe an so etwas nur eins — die Volksstimme; die, zum Beispiel was Du mir neulich von Theodors Kameraden schriebst, ist mir sehr viel wert, und die würde ich gern für mich haben. Sie urteilt auch nur im ganzen, ob einer gutgesinnt und kräftig und schlicht das Rechte im Auge behaltend ist. Im einzelnen kann ein Mensch,



der ganz in seinem Inneren lebt wie ich, nur von denen beurteilt und gekannt sein, die ihn umgeben, ich nur von Dir, und davon bin ich auch so überzeugt, daß, was Du an mir tadeln möchtest, ich gleich verwerfen würde.

Über die großen Angelegenheiten schreibst Du sehr wahr und schön. Allerdings ahnden die Menschen jenen durch alles wandelnden höheren und waltenden Geist nicht, aber sehr richtig sagst Du auch, daß sie doch mit ihren elenden Hemmungen nicht weiter kommen, als zu verzögern.

Wenn der Kongreß ein friedliches Ende nimmt, so wird man natürlich den Gesandten Dosen geben. Mir werden sie sehr verhaßt sein. Ich verabscheue nichts so sehr in der Seele, als Privavorteile für Dinge, die ich nicht für das Ganze gelungen halte. Indes wird es nun doch, wenn nicht ein Bruch entsteht, so sein. Nun sind unsere großen Konferenzen von acht Mächten; bloß diese also gerechnet kann ich und werde ich vermutlich sieben Dosen bekommen. Die französische habe ich auch noch. Was soll ich nun damit machen? Die Steine wären vermutlich genug, um etwas recht Hübsches daraus zu machen und Dir auf einmal Juwelen zu schaffen, in Geld kann man acht Dosen auf 20 bis 24 000 Taler anschlagen. Du machst Dir nichts aus dem Schmuck, aber ich hätte auch gern, daß Du Diamanten besähest. Sage mir, was Du davon denkst.

Zur kleinen Levy habe ich mich überwunden, einmal zu gehen. Man muß allen Haß begraben, und mir ist die Beständigkeit in der Abneigung wirklich fremd.

Der Kanzler hat große Hoffnungen, Ende Januar weggehen zu können. Ich, weißt Du wohl, bin einer von denen, wenn es noch sonst welche gibt, für die die Hoffnung, ohne abgeschnitten zu sein, eigentlich nicht vorhanden ist. Ich lebe nicht in ihr, so sehne ich mich unendlich nach Dir, aber ich kann nicht sagen, daß



ich darum mit der Zukunft beschäftigt lebe, die Sehnsucht beruhigt sich vielmehr bei mir in der Erinnerung der Vergangenheit, daß das einmal Erlebte und Genossene unentreibbar und aller Macht des Schicksals entnommen ist, das ist eigentlich für mich der Felsen- grund, auf dem das gebrechliche Glück der Menschen sich allein sicher erbauen kann.

Ich stieß neulich auf eine der moralischen Abhandlungen des Plutarch, die ich nie gelesen hatte, eine Trostschrift an einen Vater, der seinen Sohn verloren hat. Insofern sie Plutarch angehört, ist sie äußerst schwach, geist- und herzlos. Aber es sind die schönsten Stellen der älteren Dichter und Schriftsteller über Tod und Schicksal darin verwebt. Es ist mir da aufs neue aufgefallen, welch einen kleinen Anteil die Alten der Hoffnung einräumten. Sie ist wirklich erst durch das Christentum recht allgemein herrschend geworden, ist aber da eine schöne Idee, weil sie, recht verstanden, doch nicht bloß Hoffnung im alltäglichen Sinn, sondern vielmehr Sehnsucht nach einem höheren, hier unmöglichen Zustand ist, wie auch bei Plato dies in der Sehnsucht der Vereinigung mit den Ur- ideen vorkommt und vielleicht auch in den Mysterien ausgedrückt war.

Lebe wohl, süße, teure, inniggeliebte Seele. Umarme die Kinder. Ewig Dein

H.



229. Caroline an Humboldt

Berlin, 3. Januar 1815



Ich habe mit einem Brief an Dich, mein Herz, das Jahr beschlossen und beginne das neue auch mit einem Brief an Dich, denn ich habe noch niemand geschrieben.

Rauch*) ist am letzten Tage des Jahres angekommen und trat

*) Christian Daniel Rauch, geb. 1777, † 1857, Bildhauer. Vgl. Bd. III.



am Abend ganz unvermutet und wohl aussehend in mein Zimmer. Sein Wiedersehen hat mir die größte Freude gemacht, und er selbst war wie außer sich vor Vergnügen. Er traf mich mit allen fünf Kindern im Zimmer, wie wir ganz allein Tee tranken, und außer Caroline, die er unverändert fand, konnte er sich über die Größe, das Wachstum und das blühende Ansehen der übrigen gar nicht zur Ruhe geben.

Die Kälte ist mit dem neuen Jahr sehr arg geworden, ich halte mich deshalb sehr ein, ich muß es diesen Winter, um meine Brust auszuheilen. Gestern abend hatte ich eine kleine Gesellschaft, Larochens und mehrere Offiziere von Theodors Schwadron. Es war eigentlich die Feier des neuen Jahres, die den 1. nicht hatte stattfinden können.

Hier in der Stadt schwanken die Gerüchte über Sachsen einen Tag so und einen so, doch im ganzen, glaube ich, würde ein Krieg einen großen Schrecken machen, allein soviel ich beurteilen kann, mehr unter der Klasse der Niedriggesinnten, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Wuchernden, der Juden. Es gibt auch christliche Juden. Upropos von Juden. Wohlunterrichtete Menschen behaupten, daß alles Geld des Landes, alle Ressourcen in ihren Händen sind, und daß, wenn wir Frieden behalten, das erste sein müßte, den Landmann, den Bauer sowohl wie den Adligen etwas zu erleichtern. . . .



230. Caroline an Humboldt

Berlin, 5. Januar 1815

Rauch ist mir eine liebe Zugabe von Glück im häuslichen Kreise. Seine Einfachheit, sein auf seine Kunst festgerichteter Sinn und seine reine Zuneigung zu mir, zu Dir und den Kindern machen mir ihn sehr teuer.



Eine göttliche und authentische Anekdote muß ich Dir erzählen. Vorgestern gab der Fürst Hasfeld*) ein Diner von 15 Personen und saß oben an bei Tisch, neben ihm rechts der Graf Caraman**), links der Graf Lottum***). Beim Dessert kommt sein Sohn, ein Knabe von sechseinhalb Jahr herein, der Fürst gibt dem Kinde Biskuit und ein Glas süßen Wein. Der Kleine stößt mit Graf Lottum an und sagt: „Wir wollen Brüderschaft trinken“, und so geht er um den Tisch herum, stößt mit jedem an und trinkt. Wie er zum Graf Caraman kommt, ist das Glas leer. Der Fürst ruft ihn an und sagt: „Komm Kind, ich will Dir einschenken, daß Du mit Graf Caraman trinken kannst.“ „Nein,“ schreit der Knabe, „ein Hundsfott, der mit einem Franzosen trinkt.“ Die Bestürzung Hasfelds über diese Worte soll über jeden Begriff gewesen sein.

Es waren sehr beunruhigende Gerüchte dieser Tage in der Stadt. Ich sage beunruhigend, Du weißt, wie ich das meine. Wenn einmal Friede unmöglich ist, so möchte ich lieber, der Krieg wäre jetzt. Die Konstellationen für Preußen scheinen nicht ungünstlich. Die Armee muß sich fühlen in dem, was sie getan hat. Österreich ist doch in seinem inneren Zustand wandelbar und zertrüttet, sollte England ihm Subsidien geben? Mit Galizien bekommt Österreich einen schweren Stand unter diesen Kombinationen, und in Italien ist es nichts weniger wie ruhig. Frankreich hat das Materielle seiner Verluste nicht ersetzt, die französische Armee verlangt jetzt und wird in zwei bis drei Jahren nach Krieg verlangen, durch Deutschland blicken gewiß alle Gutdenkenden, sie mögen Namen haben wie sie wollen, auf Preußen. Nur Preußen hat

*) Franz Ludwig Fürst von Hasfeld-Trachenberg, geb. 1756, † 1827.

**) Französischer Gesandter in Berlin.

***) Graf Karl v. Wylich und Lottum, geb. 1767, † 1841, General und Staatsminister.



sich musterhaft betragen und Europas Andank gegen Preußen ist empörend.

Verzeih, Geliebter, diese Digression. Gott weiß, wie mir das Herz bluten würde über einen Krieg, aber fühlen muß man doch immer, daß es etwas Höheres gibt als das Leben und des Lebens zeitliche Güter.



231. Humboldt an Caroline

Wien, 13. Januar 1815

Mit den allgemeinen Angelegenheiten finden alle Menschen auf einmal, daß es besser geht. Indes ist viel Eimbildung dabei, und alles, was man sagen kann, ist, daß endlich mit mehr Ernst unterhandelt wird. Wie sich auch die Dinge für uns endigen mögen, so ist eine schlimme und meines Erachtens sehr schlimme Sache jetzt nicht mehr zu ändern. Der König von Sachsen, nachdem man ihn ganz gegen Preußen und Deutschland erbittert hat, bekommt immer in oder außer Sachsen wenigstens 700 000 Untertanen und bleibt den ersten deutschen Fürsten im Rang und im verfassungsmäßigen Einfluß gleich. Wenn wir uns sprechen, werde ich Dir erklären, wie ich nicht habe machen können, daß das anders wurde. Aber schlimm ist es.

Was Du mir von den Juden schreibst, ist mir sehr auffallend gewesen. Auch hier neulich beim Kanzler am Tisch behaupteten einige seiner Räte, das von ihm gegebene Judenedikt*) habe diese schlimmen Folgen hervorgebracht, die vorzüglich in den kleinen Städten verderblich wären. Er, der immer sehr liberal ist, stritt dagegen. Ich bin ganz seiner Meinung und billige das Edikt. Es kann unmöglich vernünftig sein, den alten Unterschied zwischen Juden und Christen ewig bestehen zu lassen und das Vorurteil

*) Emanzipation der Juden, 11. März 1812.



noch zu vermehren. Allein ich möchte nicht, wie er tut, von unterrichteten Leuten behauptete Tatsachen wegräsonieren und glaube gewiß, die Erscheinung, die ich nicht ableugne, rührt aus anderen Umständen her, wäre es auch nur, daß man vielleicht versäumt hätte, Dinge zu tun, die notwendig hätten mit dem Edikt zugleich geschehen müssen.

Bernstorff*) hat den Stephansorden bekommen, dagegen will Carl Johann**) Pommern nicht herausgeben, weil er Norwegen nicht Dänemark, sondern seinen Waffen verdankt. Hast Du die Norwegische Konstitution gelesen? Da ist aus einer grundbösen Sache, aber bloß durch die Norweger selbst, doch etwas sehr Gutes geworden.

Hast Du wohl in des Königs Palais oder auf der Ausstellung (da z. B. die Krähe, die den Franzosen nachgeht) Friedrichs Gemälde***) gesehen? und was meinst Du davon?

Der kleine Hasfeld ist göttlich. Da fällt einmal der Apfel weit vom Stamm. Der Franzosenhaß bei uns erschallt aber bis hierher und macht üble Wirkung im stillen auf Talleyrand und seine Begleiter.

Weißt Du schon und weiß Rauch schon, daß seine Statue schon wieder in England ist? Der Brigg Alexander ist dem amerikanischen Raper von einem englischen wieder abgenommen worden, erst in Cherbourg gewesen und nun in einen englischen Hafen gebracht worden. Da aber nach den Seegesetzen der Brigg, weil er einmal feindliches Eigentum war, jetzt auch Eigentum des Rapers ist, so behauptet man, würde der König die Statue ordentlich diesem abkaufen müssen. Der Raper selbst ist auch genommen und in Gibraltar aufgebracht worden. So trifft die Nemesis jedes schuldige Haupt. Nur hat sie, seit sie keine heidnische Gottheit mehr ist, viel von der christlichen Langmut angenommen.

*) Vgl. S. 36.

**) Bernadotte.

***) Rašpar David Friedrich, geb. 1774, † 1840, Landschaftsmaler.



Lebe innigst wohl, oder vielmehr sei nur erst nicht mehr krank,
süßes, teures, innig geliebtes Wesen. Ewig Dein S.



232. Caroline an Humboldt

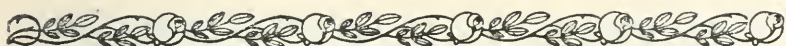
Berlin, 12. Januar 1815

estern habe ich Deinen Brief Nummer 58 [vom 5. Januar] bekommen. Ich aß zu Mittag bei Prinzessin Ferdinand*), die mir wohl sechsmal aufgetragen hat, Dir für Deinen aimablen Brief zu danken und sie zu entschuldigen, daß sie Dir nicht schriebe wegen ihres Augenwehß. Ich habe eine besondere Abneigung gegen die Prinzess Ferdinand. Sie sieht recht eigentlich ungutmütig aus. Sie hatte mir auch nicht wieder den General Gneisenau gebeten, mit dem ich doch sehr gern spreche.

Wegen der Möglichkeit, Brillanten zu haben und durch die wahrscheinlichen Geschenke welche zu bekommen, weiß ich kaum, was zu sagen ist. Es gibt allerdings in Deiner Karriere einige Gelegenheiten, wo es hübsch wäre, wenn ich Brillanten hätte, allein sie kommen in keinen Anschlag gegen den reellen Nutzen, den in unserer Lage das Geld uns bringen kann. Wir haben doch noch viel Schulden, und bei unserer sich immer erneuernden Abwesenheit ist es nicht unwichtig, wenn wir ganz frei davon würden. Dann finde ich auch bei Umständen wie die, die in unserm Vaterlande obgewaltet haben und die sich erneuern können, wenn schon auf andere Art, nobler, keinen Schmuck zu haben. Ich glaube auch, daß künftig den Männern der Mädchen ein schuldenfreies Gut mehr Freude machen wird als ein Brillantenkollier.

Des Kanzlers Gesundheit macht mich doch auch sehr besorgt. Ich werde mich wohl hüten, von seiner Krankheit hier zu reden.

*) Gemahlin des jüngsten Sohnes König Friedrich Wilhelms I., geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, geb. 1738, † 1820.



Es geht so hier ein Gerede über Dich und ihn im Schwange. Er soll schon einmal vor vier oder sechs Wochen unpaß gewesen sein, und da erzählt man, der König habe gesagt: „Mit dem Staatskanzler geht's doch gar nicht mehr, Humboldt werde ich doch müssen bei ihm behalten.“

Adieu, geliebtes Wesen.



233. Humboldt an Caroline

Wien, 17. Januar 1815

ch habe vor einigen Stunden, liebe Li, Deinen Brief vom 12. empfangen und beantworte ihn gleich, weil ich eben Zeit habe. . . .

Des Königs Wort, das Du mir schreibst, hat mich gewundert. Aber man erfindet so etwas nicht leicht. Ich möchte wissen, wie er jetzt über mich denkt. Als ich ihm bei seiner Herkunft entgegenfuhr, war ich mit Rnesebeck*). Er fing ein politisches Gespräch an, Rnesebeck behandelte das so ungeschickt, daß der König unangenehm stritt und die Sache fatal wurde. Ich hielt mich wie ich konnte, konnte ihm nicht immer Recht geben und auch gar nicht, wegen des anderen, das Gespräch lenken. Dies ist mein letztes Gespräch mit ihm gewesen. Hier hat er mich nie rufen lassen, er allein bittet nie jemand, wenn er auf seinem Zimmer ist, und ist jetzt ganz allein, indem er sich von seinem eigenen Koch kochen läßt. Die kaiserliche Küche und Wein soll jetzt schrecklich sein.

Von selbst hätte ich wohl Anlässe nehmen können, zu ihm zu gehen, aber ich habe das vermieden. Die Sachen sind nicht gut, sie sind größtenteils, meiner eigenen Überzeugung gemäß, anders gegangen als sie sollten. Du fühlst, daß ich darüber nicht mit dem

*) Vgl. S. 330.



König reden kann. Doch ist er bei allen Gelegenheiten sehr freundlich. Mich jetzt in Berlin zu lassen, wäre nicht allein mir das liebste, sondern auch das vernünftigste. Als zweiter Rabinetts-Minister und als Mitglied des Staatsrats könnte ich viel mehr nutzen als in Paris, wo ich sogar in einer ungünstigen Lage für das Erfahren und den Einfluß bin, weil man mich nicht liebt. Allein ich muß dies dem Zufall überlassen; vorschlagen kann ich nichts darin.

Gehst Du wohl in die Singakademie? Die habe selbst ich geliebt.

Schierstedt*) hat vermutlich nun meinen Brief bekommen, aus dem er gesehen haben wird, daß Du, süßes Herz, ganz die Zügel des Regiments führst.

Beim Regiment fällt mir ein, daß in Frankfurt eine Schrift erschienen ist, die ein wenig im Geruch des Revolutionismus steht, in der geradezu gesagt wird, warum man mich und Steinen (alles mit Namen) nicht zu Souveränen macht! Es würde dann viel besser gehen.

Urnsteins**) haben wieder Wachsfiguren gegeben. Ich bin nicht dagewesen. Ich arbeite aus allen Kräften daran, den Juden alle bürgerlichen Rechte zu geben, damit man nicht mehr aus Generosität in die Judenhäuser zu gehen braucht. Sie lieben mich aber auch gar nicht. . . .



234. Caroline an Humboldt

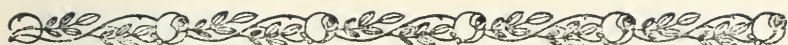
Berlin, 21. Januar 1815

Borgestern abend hatte ich einen sehr hübschen See, die Gräfin Voß, Gneisenau, Nicolovius, Burgsdorff, Rauch, der Geheime Medizinalrat***) und der Obristleutnant v. Schüz. Gneisenau war ungemein aufgelegt und sprach auf eine

*) Verwandter der Frau v. Humboldt.

**) Vgl. S. 430.

***) Rohlräusch.



äußerst klare und schöne Weise über viele interessante Gegenstände der Vergangenheit. Schüz ist durch die Campagne sehr ausgebildet worden, er hat jetzt weit angenehmere Manieren und weniger Trockenheit.

Leztens bei Prinzess Luise nahm mich die Gräfin Truchseß, die Oberhofmeisterin der Prinzess Charlotte, die eine sehr stille und gute Frau zu sein scheint, recht eigentlich in ein Fenster, um mich zu fragen, ob es denn gewiß entschieden sei, daß Du als Kabinettsminister hier bleibest und das Portefeuille bekämpst. Ich antwortete natürlich, daß ich nichts davon wisse, und sie erwiderte, daß sie aus sehr guter Quelle wisse, daß der König sich so geäußert habe, daß es gar nicht anders kommen könne. Prinzess Luise hat mich ebenso danach gefragt, Burgsdorff versichert, daß die ganze Stadt es sage, und ich weiß jemand, dem es im Volkischen Hause gesagt worden ist.

Die Norweger Konstitution scheint mir sehr gut. Aber läßt man denn dem Carl Johann*) Pommern? Wir müssen das haben, nothwendig.

Adieu, süßes Herz, verzeih den kurzen Brief heute.

Ewig Deine

Li.



235. Humboldt an Caroline

Wien, 30. Januar 1815



Ich habe Dir seit Abgang des letzten Kuriers, liebe Li, zweimal ohne Nummer geschrieben. . . .

Aufgemacht werden unsere Briefe bestimmt nicht. Deine Siegel sind immer von glänzender Schönheit. Allein ich würde mich auf die Siegel doch nicht so verlassen, weil man sich da irren kann. Aber es ist so bestimmt gegen den Charakter des

*) Vgl. S. 55.



Staatskanzlers, ohne dessen Wissen es nicht geschehen könnte, daß ich mir nie das geringste Mißtrauen dagegen erlauben würde. Ubrigens wäre es mir gleichgültig. Ich denke nicht einmal etwas, daß ich, insofern ja nur von öffentlichen Dingen die Rede ist, dem König oder Hardenberg verschweigen müßte, und daß ich Dir manchmal von diesen Dingen rede, würde der Staatskanzler gar nicht übel aufnehmen. Er hat über das Vertrauen, das man hierin auf eine Frau setzen kann, sehr gute und sonst seltene Grundsätze.

Du hast wirklich Lust, sehe ich, zu dem grünen Seelande*), und ich liebe sehr, daß Du viel siehst. Du hast die wahre und fruchtbringende Freude daran, und ich werde es immer für eine der besten Sachen halten, die ich im Leben getan habe, es möglich gemacht zu haben, daß Du doch einen großen Teil von Europa gesehen hast. Du hättest doch leicht einen Mann haben können, mit dem Du nicht aus Deutschland herausgekommen wärst. Ich habe noch zu einer Reise, die ich mit Dir machen möchte, Lust, das ist nach Teneriffa. Das ist gar nicht weit und gar nicht unmöglich, von London aus recht gut mit dem Genuß noch eines ruhigen Wohnens eine Sache von acht bis neun Monaten. Auch tue ich darauf nicht leicht Verzicht. Wenn das Leben lange genug dauert, sehe ich es durch.

Wenn Dir die Leute sagen, wie die Truchseß, daß ich Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden würde, so widersprich mit Bestimmtheit, und glaube nicht daran. Ich halte alle die dicta, die man dem König beilegt, für falsch. Aber wären sie auch wahr, so muß man nur auf die Lage der Sachen sehen, und nach dieser ist es so gut als unmöglich. Solange der Staatskanzler in Tätigkeit bleibt, und es wäre ein großes Unglück, wenn er es nicht mehr wäre, ist ein Minister dieses Departements neben ihm überflüssig, ja so sehr, daß ich die Stelle, wie sie Goltz hatte als politischer

*) Einer Reise nach Dänemark, um Friederike Brun zu besuchen.



Minister, bestimmt nicht annehmen würde. Dagegen ist ein Gesandter in Paris nötig, und wen soll man nehmen? Also ist es sehr einfach, daß ich nach Paris muß. Nur eine Möglichkeit wäre. Ich stehe, wie Du denken kannst, nicht gut mit Talleyrand und Frankreich. Das ist sichtbar. Wenn man dort insinuierte, man hätte mich nicht gern, oder wenn bei meinem Dortsein ich das nicht ändern könnte und es den Geschäften sichtbar schadete, und ich meine Zurückberufung fordern müßte, dann würde ich freilich bestimmt erklären, daß ich keinen anderen Posten annehmen könnte, den Londoner nicht wegen der Teuerung, den Petersburger wegen der Kälte, den Wiener wegen der Langeweile, einen anderen wegen der Kleinheit, dann würde ich meinen Abschied fordern, aber dem König anbieten, wenn er mich in Berlin brauchen könnte, ihm da zu dienen. Vermutlich würde man mich dann auch nicht gehen lassen, und so könnte ich Minister in Berlin werden! Doch würde ich nie das politische Fach neben Hardenberg annehmen, sondern nur den inneren Teil des Departements, jedoch so, daß er mich zum politischen ohne meine allgemeine Verantwortlichkeit brauchen, mir auch, wenn sie vorkämen, einzelne Sendungen auftragen könnte. Glaube mir, so und nur so ist die wahre Lage der Sache.

Ich nehme mich unausgesetzt der Schwarzburgischen Häuser*) an und hoffe sie gut durch den Sturm durchzubringen, ob er sie gleich ein paarmal sehr bedroht hat. Sie sind voll Dankbarkeit.

Lebe innigst wohl, einziggeliebtes Herz. Ewig Dein H.



*) Vgl. S. 181.



236. Caroline an Humboldt

Berlin, 4. Februar 1815

Mein teurer Wilhelm!

Es bleibt mir noch das meiste in Deinen lieben Briefen zu beantworten. . . .

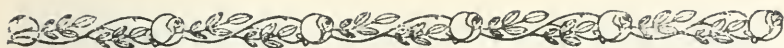
Von Koreffs Libussa ist mir nur der Prolog zugekommen, und der ist sehr hübsch. Clemens Brentano hat dasselbe Märchen in einem dicken unaufführbaren Stück behandelt, welches er „Die Gründung Prag“ genannt hat, in dem neben unaussprechlich Bizarrem und Gemeinem unendlich viel Schönes und Tiefes liegt, geheimnißvolle Klänge und der eignen Brust schmerzliches Labyrinth. Ich habe es mit tiefem Anteil gelesen. Man fühlt in dem Stück einen untergegangenen Menschen, von der Natur mit großen Anlagen ausgerüstet.

Wir waren gestern abend (es ist bezidiertes Tauwetter) bei Knobelsdorff*) mit Fouqués**) zum Tee und Abendessen. Dem Feldmarschall Blücher, der Knobelsdorff gerade gegenüber wohnt, brachten die Studenten, die als Freiwillige gedient haben, ein Vivat — eine Anzahl von Fackeln. Es sah recht hübsch aus. Der alte Degen bog sich zum Fenster heraus: „Meine Herren,“ sagte er, „ich danke Ihnen tausendmal.“ Darauf erscholl ein Vivatrufen und ein Hurra im ganzen versammelten Publikum, das sehr schön in den Nachthimmel hinauffscholl.

Mit den Juden gehe doch vorsichtig um. Ich finde es nicht angemessen, so alle Zustände mit ihnen zu überspringen und sie in den Genuß aller bürgerlichen Rechte auf einmal zu setzen. Alles,

*) Friedrich Wilhelm v. Knobelsdorff, geb. 1751, † 1820, Militär und Diplomat.

**) Friedrich Heinrich Karl de la Motte-Fouqué, geb. 1777, † 1843, romantischer Dichter, vermählt mit Karoline v. Briesf, verwitweter v. Rochow, geb. 1773, † 1831.



was sich natürlich macht, geht schrittweise. Warum sollen denn die Juden *Salti mortali* machen? . . .

Sie [die Kinder] freuen sich jedesmal, wenn wir einen Abend unter uns sind oder nur noch mit einem einzigen, wie Rauch z. B., der wie zur Familie gehört und noch in diesen Jahren an innerer, schöner und zarter Bildung gewonnen hat. Es ist ein Schönes am Menschen, daß die Grade der Vervollkommenung, des Besser- und Reinerwerdens, des Aufgehens an innerem Frieden und Klarheit schon hier an kein Alter, an keine Lage, an nichts Irdisches gebunden sind und doch so herrlich und einzig bleibend eigentlich auf alles Irdische einwirken. . . .



237. Caroline an Humboldt

Berlin, 9. Februar 1815

estern abend hatte ich einen Tee sehr kluger Leute bei mir. Der Staatsrat Niebuhr*) mit seiner Frau, Schleiermacher mit der seinigen, Rauch, Burgsdorff und Nicolovius. Niebuhr interessierten ganz besonders die Nachrichten über die neuesten Ausgrabungen im Kolosseum in Rom, und Rauch weiß von allem, auch von den mechanischen Vorrichtungen bei dem Richten der Säulen des Jupiter Tonans am Kapitol, einfache und klare Rechen- schaft zu geben. Apropos, von dem durch die deutschen Künstler in Sinigaglia gefundenen Basrelief, die Schlacht der Amazonen und Zentauren vorstellend, hat Rauch ein cahier Umriss, in Kupfer gestochen, mitgebracht, die die Künstler dort gezeichnet haben. So etwas hat man nie gesehen. Du wirst die größte Freude daran

*) Barthold Georg Niebuhr, geb. 1776, † 1831, Historiker und Staatsmann.



haben, denn da gibt es Stellungen!! Frauengestalten von unerhörter Schönheit und Kühnheit.

Vorgestern hatte ich die Familie Laroche, Savigny*), Arnims (Bettina), den jungen Voß und Burgsdorff und Rauch zum Tee. Burgsdorffs Frau ist noch nicht hier. Er, Arnim, Bettinens Ehegemahl, ist ein gar hübscher und liebenswürdiger Mann. Bettina spricht, wenn sie will, sehr klug, sie soll viel von ihrer Tollheit abgelegt haben, um mich gibt sie sich, non so il perche, einige Mühe.

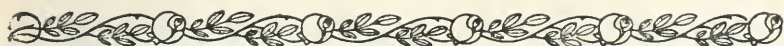
Daß die Dinge sich wegen Sachsen arrangieren, geht seit Montag abend — heute ist Donnerstag — im Publikum allgemein herum und besonders durch Frau v. Staegemann**). Ob's deren Mann***) recht sein mag, daß die Frau so Bescheid um Sachsen weiß, weiß ich nicht, allein sie verteilt es folgendermaßen: Der König behält Dresden, einen Teil des Churfreises, Meissen, 800 000 Untertanen, natürlich das Erzgebirge, die Grenze gegen Böhmen; wir bekommen die Lausitz, Torgau, Wittenberg und den sächsischen Anteil von Thüringen.

Körners, mein liebes Kind, tun mir unbeschreiblich weh, und überhaupt die Masse der Menschen, die der König behält, einmal weil das sächsische Kreditwesen unter diesen Umständen wohl zusammenbricht, dann — aber das ist ein Abgrund von Übeln. Ich glaube wohl, daß es sich nicht unsrerseits in Wien ändern ließ, desto mehr bemitleide ich die, die diesen König, diese Fürstenfamilie wieder in ihrer Mitte aufnehmen müssen. Körners gehen mir ungemein nahe. Ich bin überzeugt, sie denken auch ernstlich

*) Friedrich Karl v. Savigny, geb. 1779, † 1861, erster Professor des römischen Rechts an der Universität Berlin, vermählt mit der Schwester der Bettina.

**) Johanna Elisabeth v. Staegemann, geborene Fischer, geb. 1761, † 1835. Vgl. über sie Hedwig v. Olfers, geb. v. Staegemann. Bd. 1. 1908.

***) Friedrich August v. Staegemann, geb. 1763, † 1840, 1806 Geheimer Oberfinanzrat, später Geheimer Staatsrat.



aufs Weggehen, und ich möchte, daß der König dem Alten hier einen Wirkungskreis anwiese. Sie habens nicht verdient, so unglücklich zu werden, und der Name hat einiges Gewicht und Anhang in Deutschland.

Verschaffe mir ja Grolmans*) Bekanntschaft, wenn er zurückkommt, und sage ihm ein Wort, daß die Herzen aufschließt. Es muß sich alles Gleichgesinnte jetzt finden, und den wichtigsten aller Bunde, den der Geistes- und der Sinneseintracht, den muß man überall fördern von Deutschen zu Deutschen.

Ich breche hier ab. Lebe wohl, mein süßes Herz. Ewig Dein.



238. Humboldt an Caroline

Wien, 5. Februar 1815

Mit den Geschäften, die uns am meisten interessieren, bleibe ich dabei, daß sie in kurzem abgemacht sein werden, und setze noch immer die Abreise der Souveräne in diesen Monat. Recht gut wird die Sache nicht, weil Sachsen immer geteilt wird, wir Leipzig höchstwahrscheinlich nicht erhalten, doch natürlich Wittenberg und Torgau, und weil also immer nichts recht und nichts ganz ist. Allein wir werden dennoch zehn Millionen Untertanen haben, ungefähr zweieinhalb um den Rhein herum, unsere alten westfälischen Provinzen mitgerechnet, und siebeneinhalb um Elbe, Oder und Weichsel. Denn wir haben nun ganz eigentlich zwei Preußen. Es wird aber schwerlich so in der Länge bleiben. Das Unnatürliche setzt sich in Gleichgewicht.

Das Vernehmen mit Österreich ist, meiner Meinung nach, recht tief untergraben. Metternichs Benehmen hat den König und den Kanzler unversöhnlich erbittert. Beide sind ganz entgegengesetzte, immer durchaus rechtliche, durchaus wahre Naturen. Allein

*) Vgl. S. 110.



sie haben nicht meine Toleranz, und ich sage mir oft, daß vielleicht nie eine Allianz mit Österreich gegen Frankreich zustandegekommen wäre, wenn ich recht ehrlich Metternichs auch damaliges Benehmen jedesmal geschildert und nicht immer alles zum Besten gekehrt und allen Erfolg auf mich genommen hätte. Jetzt hat man sich un-mittelbar zu nah gestanden, und da gehn einem die Augen mehr auf, als man wünscht, und manchmal selbst, als es gut ist. Bei allen seinen Fehlern ist Metternich, und zum Teil durch sie, uns doch nützlicher und geneigter als die anderen, Stadion, Zichy, Schwarzenberg, Langenau hier, und es ist immer viel mit ihm anzufangen. Allein jetzt ist es vorbei. Krusemarc*) wird es nicht herstellen, und selbst ich könnte es nicht mehr. Dies ist die traurigste Frucht des Kongresses.

Mit Deutschland stellen wir uns jetzt besser als vorher. Die Kleinen fangen an, Vertrauen zu mir zu bekommen. Ich vernachlässige darin auch nichts; Preußen muß den wichtigsten Einfluß auf Deutschland haben, aber — das predige ich immer — nicht als zwingende Macht, sondern Deutschland gewinnend und mit seinem eigenen freien Willen. Wodurch wir uns am meisten auszeichnen, ist unsere Beschützung der Mediatisirten, allein das macht uns freilich einige Fürsten nicht zu Freunden.

Die deutschen Unterhandlungen waren abgebrochen. Sie werden jetzt bald wieder eröffnet werden, und ich habe dazu vollständig alle Pläne ausgearbeitet und eine Note dazu an Metternich gemacht, die wohl einmal gedruckt werden wird, und die, hoffe ich, Dir gefallen wird. Ich habe mich darin über einige Punkte sehr rein und doch so ruhig ausgesprochen, daß es nur noch mehr treffen wird.



*) Vgl. S. 218.



Schreibe Dir, liebe Li, in Metternichs Konferenzzimmer, von allen Bevollmächtigten, jetzt auch Lord Wellington umgeben, im Augenblick, wo die letzte Konferenz über den Negerhandel gehalten werden soll. Es ist nämlich heute einer der Tage, an denen es unmöglich ist, eine halbe Stunde zu erübrigen, und also muß Dich bitten, mir nicht zu zürnen, wenn ich Dir heute nur einige flüchtige Worte sage. Ich kann es in der That nicht anders. Ich wollte Dir gestern abend schreiben, allein es war 3 Uhr, als ich mit dem Nötigsten fertig wurde, und um $\frac{1}{2}$ 9 heute früh mußte ich wieder beim Staatskanzler sein. Ich wollte also nicht länger wachen.

Unsere Sachen sind übrigens, seit ich Dir zum letztenmal schrieb, vollkommen abgemacht, wenigstens ist das das Resultat der Gespräche zwischen Hardenberg, Metternich und Castlereagh gewesen, denn eine wahre Konferenz haben wir erst heute abend darüber. Leipzig haben wir nicht, aber Görlitz, Zeitz, Naumburg und Weißenfels von Städten mehr als erst, ungefähr 900 000 Seelen, allein dem Flächeninhalt nach bekommen wir mehr als die Hälfte. Thüringen und die Saale auf beiden Seiten haben wir ganz, und Schwarzburg ist also auch jetzt unter unserem Einfluß.

Wie ich über dies ganze Abkommen denke, weißt Du. Der alte Metternich*) hat unter seinen berühmten dictis auch einmal gesagt: „Cette affaire, comme toute affaire finira d'une manière quelconque“, und so wie das in dem tiefen Gleichmut des Vaters ausgesprochen ist, dem am Ende alles einerlei ist, so handelt der Sohn, und so entsteht, was jetzt entstanden ist.

Indes leidet Preußen doch nicht eben. Es stellt sich jetzt

*) Vater des Staatskanzlers.



her, und jener Teil Sachsens kann ihm nicht entgehen künftig, und in Deutschland siegen wir gewiß.

Übrigens in einem höheren Sinn ist das dictum des alten Metternich, der mich anbetet, weil ich die Mediatisirten beschütze, auch wahr. Allerdings ist es gleichgültig, wie die Dinge werden, der Mensch kann immer, was er will. Nur ist es nie gleichgültig, wenn man schuld ist, daß die Dinge so gehen, oder es als sein Werk mit Gleichgültigkeit ansieht.

Lebe herzlich wohl! Adieu die Kinder. Ewig Dein H.



240. Humboldt an Caroline

Wien, 12. Februar 1815

Endlich, liebe Li, schreibe ich Dir wenigstens einmal wieder an meinem Tisch, obgleich auch noch unendlich gedrängt und geplagt. Castlereagh geht morgen ab, und man will nun diesen Umstand wenigstens dazu benutzen, noch so viel und so fest als immer möglich ist abzumachen. Dies dahin gebracht und durch meine Arbeit möglich gemacht und erleichtert zu haben, ist eine der wenigen nicht üblen Sachen, die ich mir beim Kongresse zuschreiben kann. Wir haben gestern abend alles unterschrieben, was Sachsen und Polen betrifft, und werden heute abend mit den übrigen Gegenständen fortfahren. Der König von Sachsen wird nach Preßburg gerufen. Dort soll er unterschreiben. Ob er es tun wird, steht dahin. Ich täte es nicht. Die Teilung von Sachsen ist eine dem Lande zu verderbliche Sache, als daß ein 74jähriger Mann sich auch noch den Fluch aufladen sollte.

Dabei fällt mir eine Anekdote ein, die mir neulich Wrede*) erzählt hat. Als Wrede aus Rußland im Jahre 12 kam, sagte

*) Vgl. S. 316.



er dem König, wie die Sachen ständen, und redete ihm — wie er behauptet — sehr zu, seine Maßregeln danach zu nehmen. Der König aber antwortete: „Lassen Sie nur ihn machen. Mit seinem Genie wird er uns schon noch heraushelfen.“ Und dieser Mensch soll wieder regieren! Allein es ist nun einmal so. Man will ausdrücklich, daß es nie eigentlich mit Gerechtigkeit zugehen soll, und diesen Zweck erreicht man denn leicht und reichlich. In Sachsen wird der Ausgang der Sache eine um so tiefbösere Sensation machen, als er ganz unerwartet sein wird. Körner wenigstens schreibt mir vom 1. und scheint noch in vollkommener Sorglosigkeit über eine Teilung. Ich werde ihm noch heute einige Worte sagen.

Es ist auch dies ein hübscher Zug am Kanzler, daß er, wie es ausgemacht war, daß Dresden sächsisch bliebe, mir gleich sagte, daß wir nun Körner in unsere Dienste nehmen müßten.

Für uns ist die jetzige Einrichtung, obgleich eine bessere möglich gewesen wäre, immer viel zu gut, als daß wir nicht sehr unrecht gehabt hätten, ihr Krieg oder auch nur zu lange Fortsetzung des ungewissen Zustandes vorzuziehen.

Bedenke nur, daß das bloße Stehen der Armee auf dem Kriegsfuß monatlich über zwei Millionen Taler kostet. Die Vorteile, die wir doch noch errungen haben, außerdem, daß wir reichlich und mit einigem Überschuß die Volkszahl von 1805 wiedererhalten, sind:

1. Daß wir alle militärischen Punkte in Sachsen und Thüringen ohne alle Ausnahme nunmehr inne haben.

2. Daß die Staaten nahe dem Rhein einen Umfang und eine Abrundung erhalten haben, daß, wenn man alles, was wir dort zu beiden Seiten des Stromes vereint besitzen, und nur die ganz kleinen, meist mediatisirten Fürsten, die doch immer zu unserm politischen System und unsrer Armee gehören, hinzunimmt, dieser Teil der Monarchie ohngefähr dieselbe Volkszahl hat als die ganze preussische Monarchie bei Friedrichs II. Regierungsantritt. Bekamen



wir ganz Sachsen, so wurde jener Staat offenbar theils kleiner, theils durch eine Entschädigung, die doch immer dem König von Sachsen in Westfalen gegeben werden sollte, zerrissen.

3. Daß wir schlechterdings nicht gelitten haben, daß Mediatisirte uns als Untertanen angerechnet würden (wie in Bayern und Württemberg). Erstlich machen wir uns dadurch alle Mediatisirten, die nun mit uns politisch verbunden werden, zu Freunden, zweitens zählen politisch und militärisch diese Mediatisirten für uns doch und sind also ein wahrer Zuwachs, nicht an Einkünften, aber an Macht. Auch glaubst Du nicht, wieviel wir an Popularität, nicht bei den Fürsten des Rheinbundes, aber bei den übrigen und den Bedrückten gewonnen haben. Dazu hilft uns denn auch noch Österreich, Metternich und Wessenberg*). Man sieht jetzt deutlich, daß Österreich gar kein Interesse an Deutschland nimmt, sondern bloß gern den Schein zur Schau trägt. Metternich spricht niemand auf Erden und ist rein unzugänglich. Wessenberg ist auch zu sehr beschäftigt und hat zu wenig Einfluß, um dies Verschließen gutzumachen. Ich sehe jedermann so oft und so lange man will, lade die Leute selbst ein, wiederzukommen, wenn ich einmal abweisen muß, und beantworte das unbedeutendste Billet; und wenn auch der Kanzler nicht dasselbe tun kann, so bittet er immer alle, und nicht bloß zu steifen Dinern zum Essen, sondern so oft er zu Hause ist, können viele kommen, wie sie wollen, und andere bittet er und spricht dann. Wir sind nie unter 20, 24 Personen am Tisch.

Weimar hat sich jetzt ganz auf unsere Seite geschlagen. Es nimmt den großherzoglichen Titel an. Es ist dies gestern unterschrieben worden. Daß dies geschah, fand keine Schwierigkeit. Allein daß es gleich jetzt unterzeichnet ist, darauf habe ich gedrungen und es durchgesetzt. Der Herzog bekommt auch eine

*) Vgl. S. 290.



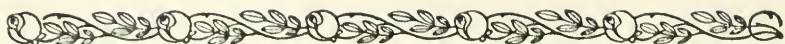
Vergrößerung. Mich freut alles sehr, was ihn betrifft. Er war schon immer sehr freundlich und nachsichtig, als wir im Elephanten wohnten und wirklich einige Nachsicht brauchten. Gott! welche schöne Zeit, und wieviel ist seitdem dahin, zerrissen und gestört!

Oranien nimmt den Königstitel an.

Was Preußen eigentlich erhält, damit halte ich Dich nicht auf, weil es, wenn dieser Brief ankommt, bereits in Zeitungen stehen wird.

Dem König hat es sehr leid getan, daß wir Leipzig nicht haben, und wirklich rein als Ehrenpunkt. Auch hat er darin ganz recht. Allein jetzt war dies Bedingung aller Mächte, ohne die sie nicht abgeschlossen hätten. Eine Idee wird jedoch der König noch ausführen. Er wird sich nämlich, gemeinschaftlich mit Österreich, einen Platz auf dem Schlachtfeld von Leipzig ausbedingen, um ein Monument darauf zu errichten und ein Invalidenhaus für in der Schlacht verwundete Krieger aller Nationen darauf zu stiften. Es ist wirklich eine schöne Idee.

Wie Metternich bei allen jetzigen Verhandlungen, wo unter so vielen, zum Theil gar nicht einsichtigen Gesandten politische Taschenspielerkünste nicht mehr für Verstand und Talent gelten, herunterkommt, davon hast Du keinen Begriff. Bei einer großen Sitzung von 20 Abgeordneten neulich (der ersten, der Wellington beistohnte) ging es so weit, daß man sich als Deutscher schämen mußte. Er hatte die Arbeit des Schweizer Komitees fünf Wochen bei sich behalten, brachte sie nun, da doch sein Gesandter im Komitee gewesen war, mit plötzlichen und bedeutenden Abänderungen (die freilich nicht er, sondern Wessenberg gemacht hatte) vor und konnte schlechterdings nicht einmal Rede und Antwort geben, worin die Änderungen beständen, weil er weder den Rapport des Komitees noch Wessenbergs Änderung gelesen hatte. Man hat



keinen Begriff davon, welchen Effekt solche Dinge machen. Auch ist jetzt in den letzten Konferenzen selbst Talleyrand immer mit uns gegen ihn gewesen, weil er wenigstens Ordnung in Geschäften hat und sie kennt. Metternich allein merkt davon nichts oder will es nicht. Allein wirklich verläßt ihn die Verblendung nicht, und ich bin fest überzeugt, daß er sich für den Geschicktesten und Gewandtesten, ja für den einzigen, mit dem keiner verglichen werden kann, hält.

Dazu kommt, daß Wessenberg nichts sagen darf, und der Unterschied, wie Wessenberg neben Metternich sein muß, und wie ich neben Hardenberg handeln kann, muß jedem auffallen. Mich sucht Metternich in Gesellschaft immer auf und spaßt und erzählt und ist wie sonst. Das beweist aber bloß seine absolute Gemüthlosigkeit, die auch nicht des Hasses fähig ist. Denn ich weiß, daß es ihm ordentlich zur Gewohnheit geworden ist, alles, was ihm in Geschäften übel geht, auf mich zu schieben und immer auf mich zu schimpfen und sich damit zu trösten, daß er mir auch einmal einen Streich spielen würde, was nun ziemlich schwer sein wird. . . .



241. Caroline an Humboldt

Berlin, 18. Februar 1815

Vorgestern, teures Wesen, erhielt ich Deine flüchtigen Zeilen vom 10. Februar. Am vorgestrigen Abend wurde durch ein Extrablatt die Beendigung der für Preußen gepflogenen Geschäfte bekannt. Gestern empfing ich Deine liebe Nummer 72 [vom 12. Februar].

Ich bin unbeschreiblich gerührt, daß Du, teures Wesen, unter so dringenden Geschäften mir einen so umständlichen Brief schreibst. Die Nichtzurücknahme der fränkischen Fürstentümer tut mir un-



beschreiblich leid, und die Ursache, die man anführt, daß man Bayerns innere Verhältnisse zerrüttet hätte, ist mir nicht hinreichend, denn Bayern zu erschüttern, weniger sicher zu stellen, hielte ich für ein Glück für Deutschland. Warum soll denn Preußen allein seine angeerbten Erblände aufgeben? Die Bayreuther und Ansbacher sind enthusiastisch preussisch, und den wahren Enthusiasmus muß man pflegen, wie die Blüte der Empfindung im Gemüth.

Denkt man darauf einen Statthalter, Vizekönig, wie man's nun nennen will, in jenes rheinische Preußen zu setzen? Das dünkt mich unerläßlich, um schneller und besser alles mit demselben Geist zu beseelen. Eine rechte Auswahl von edlen und gutgesinnten Männern im Militär und Zivil muß man dort etablieren. Denn da, in den noch nicht preussisch gewesenen Provinzen, hat man doch eine gewisse Abneigung für uns. Das habe ich noch jetzt erfahren, als ich in jenen Rheinlanden war.

Im ganzen, kann ich Dir nicht leugnen, bin ich nicht damit einverstanden, daß man in der Ankündigung, die man dem Publikum gegeben hat, darauf so besonders aufmerksam macht, daß man von dem Grundsatz ausgegangen, Preußen müsse wieder in einen Machtzustand von 1805 kommen, denn daß sie verdienen dahinein wieder zu kommen, drängt sich einem jeden in den Sinn, lebt in Tausenden mit dem Bewußtsein ihrer Thaten. Nunmehr aber sagt ein jeder: dieser Zustand von Macht ist doch nicht derselbe im Verhältniß zu den anderen. Preußen hatte 1805 zehn Millionen Menschen, etwas darüber oder darunter, und hat sie 1815 wieder. Allein das ganze südliche Deutschland war in einem ganz anderen Verhältniß. Freilich ist Preußen durch seine beschränktere Grenze in Polen (Polen ist meiner Meinung nach ein Abgrund, aus dem nichts herauszuholen, aber viel hineinzwerfen ist und zwar bodenlos) in einem weit besseren und kräftigeren Zustand der Macht. Ob das Bayerns und Württembergs und der übrigen Fürsten ab-



gerundetere Verhältnisse aufwiegt, will ich hoffen, — ich möchte, Du sagtest es mir.

Man hat mir eine gewöhnliche Reisekarte illuminiert, Preußen hier und am Rhein, wie wirs nach dem, was wir wissen, tun konnten. es streckt gewaltig seine Arme nach Deutschland hinein. Gott gebe uns Segen, reinen Willen und Gedeihen, so wird eine Zeit kommen, hoffe ich, wo der Name Preußen aufgehen wird in dem deutschen.

Hat der König, oder der Staatskanzler für den König, nie gewünscht oder gewollt, den Titel Kaiser anzunehmen?

Über des Staatskanzlers Äußerung wegen Körner freue ich mich unbeschreiblich. Es war mir ein recht peinliches Gefühl die braven, rechtlichdenkenden Menschen in Angst und Sorge zu wissen. Weißt Du, daß die Offiziere der Ehrenlegion in der sächsischen Armee den 23. Dezember am Geburtstag des Königs von Sachsen auf Ehrenbreitstein ein Mahl gehalten, wo die Büste des Königs und — Napoleons auf dem Tisch gestanden, und sie auf die Gesundheit beider viele Lebehochs ausgebracht haben? Die Offiziere, die die Ehrenlegion nicht haben, haben auch dabei sein wollen, und in der Unzufriedenheit, nicht zugelassen zu werden, haben sie dies saubere Fest ausgeplaudert. Gneisenau hat mir diese Geschichte erzählt. Was sagst Du dazu?

Ich muß abbrechen und umarme Dich nur noch aus ganzer Seele. Ewig Deine

Li.



242. Humboldt an Caroline

Wien, 14. Februar 1815

Für dem September, geliebte Seele, Du magst nach Kopenhagen gehen oder nicht, kommst Du schwerlich nach Paris. Daß wir hingehen, ist jetzt gewisser als je. Frankreich sucht uns jetzt auf alle Weise gefällig zu sein, da wir uns über



Sachsen gegeben haben und sie uns brauchen möchten, um Murat*) zu stürzen, das einzige, worin auch ich wirklich mit Talleyrand einig bin.

Talleyrand und Dalberg**) haben sich auch ganz mit mir versöhnt und kajoieren mich sehr. Der Kanzler will mich nirgends als in Paris, weil er glaubt, daß ich dort nötig bin. Denn Urgwohn hat er gar nicht auf mich, er hat mir noch neulich frei gestanden, daß er eine Menge Insinuationen gegen mich mündlich und schriftlich bekommen habe, wie ich ihn stürzen wolle, daß er aber sehr gut wisse, wie einig wir immer gewesen wären, und daß er sehr ungern jedesmal ohne mich sei!

Von Brentanos Libussa***) hatte ich keinen so günstigen Begriff, ob ich ihn gleich selbst wohl mag. Daß sich Bettina um Dich Mühe gibt, begreife ich sehr. Wer täte es nicht, wer nur irgend Sinn hat, und an dem fehlt es ihr nicht. Ich habe sie sehr gern, ob ich gleich nicht glaube, daß es gegenseitig bei ihr ist. Durch mehr Natürlichkeit kann sie nur gewinnen. In ihren bizarrsten Zeiten lag das Sübscheste, was sie sagte und tat, gar nicht so in dem wahrhaft Sonderbaren.

Krusemarck hat mir geschrieben. Er nimmt mein Quartier. Manchmal (unter uns) ist der arme Kanzler freilich besorgt, wie er mit Metternich fertig werden wird, ohne sich düpieren zu lassen. Er sieht jetzt sehr ein, daß ich vier Jahre lang viel Not gehabt habe und die Dinge habe mit großer Konsequenz und Ruhe behandeln müssen, um sie dahin zu bringen, wohin sie gekommen sind.

Niebuhrs Wunsch, nach Rom zu kommen, kenne ich und hätte eben nichts dagegen. Aber gut ist er auch nicht. Er nimmt die Dinge auf die Länge nicht ernsthaft genug und vernachlässigt sie.

*) Vgl. S. 11.

**) Vgl. S. 410.

***) Vgl. S. 462.



Für Rom kriegt man nie wieder einen so guten wie mich. Denn da reichte meine Manier, die Dinge zu führen, ganz hin, und ich verachtete die Geschäfte nicht darum, daß sie klein waren, sondern trieb sie mit großer Sorgsamkeit.

Was Du bei Gelegenheit Rauchs sagst, ist sehr wahr. Es hängt nur vom Menschen ab, immer zarter und schöner, reiner und voll inneren Friedens zu werden, und das Alter trägt keine Schuld, es hindert an nichts, wird aber dadurch verschönt. Ich liebe es auch eigentlich und kenne keine größere Göttin als die Zeit. Man könnte ein eigenes Buch darüber schreiben, wie sie dem Eingeweihten alles gibt, und nur denen, die sie nicht verstehen, nimmt.

Lebe wohl, teure, inniggeliebte Seele.



243. Humboldt an Caroline

Wien, 16. Februar 1815

Neulich hat der Kanzler mit Jordan*) davon gesprochen (dies ganz unter uns), daß ein Generalgouverneur in die Rheinischen Provinzen gesetzt werden müsse, und hat auf jemand zu diesem Posten gesonnen, aber gleich gesagt, wenn ich nur nicht so nötig in Paris wäre, so müßte kein anderer die Stelle haben. Ich sage es Dir, damit Du siehst, wie er die Sache betrachtet. Diese Gouverneurstelle wäre allerdings auch für uns besser. Wir wären in Deutschland, am Rhein, und ein himmlischer Wirkungskreis. Drittehalb Millionen Menschen, und solange der Kanzler lebte, gewiß sehr viel Freiheit. Es kann aber nichts daraus werden und sind auch im Kanzler nur vorübergehende Ideen.

*) Staatsrat.



Dalberg*) fetiert mich und hat unter anderem, da er sonst nie in Person bei mir war, so wenig als ich bei ihm heute, um eine Stunde auf morgen gebeten, weil er für seinen Onkel, den Primas, um gewisse Geldrückstände und eine Pension unterhandelt. Der Kanzler war gleich dafür, wie er für alles Liberale und Versöhnende ist. Ich weiß nicht, wie Du darüber denken wirst. Ich, gestehe Dir, habe überlegt, daß wenn wir im Reiche des Rechtes lebten, wenn jeder anerkannt Unwürdige wenigstens bestraft oder zurückgesetzt würde, so möchte einem große Strenge auch gegen diesen ziemen. Aber — ich brauche nicht zu nennen, Du verstehst und zählst selbst die, die man meinen muß, wenn man davon spricht. Und nun hatte Dalberg immer noch, außer den liebenswürdigen, sehr achtungswürdige Seiten. Er ging doch aus der Vornehmlichkeit heraus, er liebte und ehrte doch Talent und Geist, wenn er auch oft das Wahre mit dem Falschen vermischte. Wenn ich aber gar bedenke, daß er doch sehr viel beigetragen hat, Dir sehr einsame und trübe Jahre einigermaßen menschlich zu machen, daß er uns, in jener Zeit wenigstens, alles Gute tat, was von ihm abhing, und daß wir ihn schätzten und liebten, so habe ich nicht den Mut, gegen eine Pension zu reden, die er in diesem Alter noch für die letzten Jahre bekommen kann. Ich handle vielmehr dafür, werde zwar viel Streit darum haben, aber ich bleibe dabei, ehe ich gegen alle Treue und gegen alles Andenken an eine mir sehr werthe Vergangenheit für das öffentliche Recht und bloß für dies handle, muß es, und strenger, an den wahren und mächtigeren Schuldigen, nicht bloß an diesem geübt werden. . . .



*) Vgl. S. 410.



Es waren kleine Komödien, zwei einfältige Stücke bei der Vagrations, alles im gewöhnlichen Schlag, wo man sich seit vielen Jahren nicht über ein französisches Proverb hinaus-schwingt. Dießmal war man wirklich bis zu einem Vaudeville gekommen. Der Kaiser und König und Prinz Wilhelm waren da. Der König sprach zwischen dem Stück und dem Essen, wozwischen sehr viel Zeit verstrich, fast ganz abschließend mit mir. Es ist das einzige Gespräch, was ich, seit er hier ist, mit ihm hatte. Er redete über die eingegangenen Verträge recht vernünftig und in sehr edler, einfacher Gesinnung, besonders im Ärger, nicht ganz Sachsen zu haben, allein freilich auch in der Manier, die immer schwarz sieht, nie zufrieden ist und gern tadelt. Da ich der Menschen wegen vermeiden wollte, daß er nicht zu tief einginge und vielleicht heftiger würde, hielt ich mich auf einer Mittelstraße des Zugebens und Streitens. Mit mir war er ungemein freundlich, und auch der Erbprinz von Strelitz versichert, deutlich zu bemerken, daß er mir sehr wohl will.

An der letzten wirklichen Zustandbringung und Unterschrift der eingegangenen Punkte habe ich wirklich viel Theil, und der Theilung Sachsens habe ich dadurch eine für uns sehr günstige Wendung gegeben, daß ich, ohne Aufsehen und mehr durch Vermeidung als Bestreitung der Einwürfe, die Bevölkerung zum Grundsatz der Schuldentheilung angenommen habe, da dieser Grundsatz so sehr für uns ist, daß wir nur sehr wenig Schulden übernehmen, dahingegen, wenn ich, wie man verlangte, die Einkünfte angenommen hätte, sehr viel auf uns gefallen wäre. Denn fast alle Domänen und Königliche Waldungen sowie alle Salzwerke liegen in unserem, dagegen weniger bevölkerten Anteil.



Rörner hat nun dem Staatskanzler geschrieben, und ich arbeite darauf hin, daß er Staatsrat in Berlin wird. . . .



245. Caroline an Humboldt

Berlin, 23. Februar 1815

Das Freundschafts Frankreichs jetzt nach der Entscheidung von Sachsen finde ich sehr ungeschickt. Sie zeigen ja deutlich, wie wichtig es ihnen war, daß es nicht ganz in unsern Händen war.

Die Unzufriedenheit hier in Berlin ist sehr groß mit allem dort Geschehenen. Wer hat denn die drei Ankündigungen über die Grenzen und Abtretung gemacht? Warum denn dieser entschuldigende Ton? Der hat vor allem die Leute so empört.

Der Kronprinz soll geäußert haben, lieber kein Dorf von Sachsen als nicht Ansbach und Bayreuth und Ostfriesland. Vorgestern bei der großen Probe bei Prinzessin Luise (wo Adelheid sehr hübsch tanzte, und ich von allen Leuten darüber becomplimentiert wurde) war der Kronprinz offenbar sehr traurig, verstimmt und düster.

Die sich am ersten hier in Berlin trösten, sehen es als einen Übergang zu einem anderen Zustand an und sagen, so kann es nicht bleiben, allein diese glauben, der jetzige Moment sei zu einem Kriege nicht der ungünstigste gewesen. In Polen soll eine günstige Stimmung für uns sein. (Der Widerspruch ist ein mächtiger Gott.) Die rheinischen Provinzen sind uns nicht zugetan, das sei ganz überzeugt. Ich halte es für viel wichtiger, dort einen allgemein geehrten, liberalen Mann, wie Du bist, anzustellen, als die Verhältnisse mit Frankreich zu pflegen. Preußens Stärke muß mehr in dem Geist bestehen, den es mehr und mehr im großen Vaterlande entwickelt, als durch irgend etwas anderes.



Warum aber denkt der König oder der Staatskanzler nicht darauf, einen Prinzen an dem Rhein zu etablieren? Prinz Wilhelm, der eine rheinische Fürstin zur Gemahlin*) hat, schiene mir eine nicht üble Wahl. Man muß viele Gemüther dort erst gewinnen.

Dalberg, den Primas, möchte ich nicht verfolgen als Greis. Seine Grundsätze, sein Wirken, sein Einreißen Deutschlands sind mir verhaßt. Allein Mangel darf er nicht leiden. Doch da das Großherzogtum Frankfurt Bayern zufällt, fällt da seine anständige fürstliche Verpflegung nicht auch Bayern zu? Nachdem man dem König von Sachsen verziehen hat, kann man überhaupt allen verzeihen. Das hätte nie geschehen sollen. Doch wer weiß, wozu es gut ist, daß Preußen überhaupt nicht zu der Ehre jetzt kommt, die ihm gebührt.

Der Ramdohr**) ihre Krankheit hat mir wohl nicht geschadet. Was mich aber im Jahre 13 und 14 wohl sehr angegriffen hat, will ich nicht leugnen, war der Krieg, und daß es um alles Teuerste ging, was der Mensch hat. Ich erinnere mich z. B., daß, wie wir schon zwei Tage auf die Nachricht der Schlacht von Leipzig gewartet hatten und in der peinlichsten Unruhe gewesen waren, mir an demselben Abend, wo wir dann wirklich auch noch um 11 Uhr nachts den glücklichen Ausgang erfuhren, das Atmen so schwer wurde, wie wenn mich Zentnerlasten drückten.

Man kann gar nicht sagen, daß man so etwas in sich abstellen muß, man ist eben so, — und damit ist's gut.

Verzeih, daß ich mitten inne abbreche, allein es kommen Leute zu mir. . . .



*) Prinzessin Marianne von Hessen-Somburg.

**) Vgl. S. 272.



Wie ich heute früh aufgewacht bin, habe ich Deiner und Deines Geburtstages gedacht und Dir aus tiefster Seele gewünscht, daß Du noch recht lange das Leben recht glücklich und froh genießen mögest. Ich hoffe, auch das jezige Jahr soll Deiner Gesundheit günstiger als das vergangene sein, und dann muß es uns doch auch endlich wieder zusammenführen, um uns nun nicht so bald wieder zu trennen. An den lieben Mädchen wirst Du auch mit jedem Tage mehr Freude erleben, und mit Theodor wird es wenigstens so leidlich fortgehen. Ich aber, süßes, teures, einziggeliebtes Herz, werde an Dir hängen wie ich es tue, seit ich Dich kenne, mit allem Vermögen des Gemüts und des Herzens, und werde mich unendlich glücklich fühlen, wenn Du mich so liebst als bisher. Es ist so hübsch, zu denken, daß das Glück dem Menschen aus einem Tag, einem Augenblick sich entspinnt, mir hat es in dem geleuchtet, in dem Du geboren wurdest, und dieser Tag und unser Hochzeitstag sind die eigentlich festlichen und andächtigen meines Lebens.

Dein Bild, das mich über alles glücklich macht, sieht mich, indem ich dies schreibe, so ernst und so freundlich an, als fühlte es, was ich denke. Oh! warum kann ich nicht bei Dir sein, wenigstens heute, wenigstens auf einige Tage!

Heute mittag [beim Staatskanzler] habe ich still Deine Gesundheit in Rheinwein getrunken. Das tue ich aber eigentlich alle Mittag und habe schon seit lange diese Gewohnheit aus der Zeit wieder aufgenommen, wo wir noch versprochen waren. Ich habe dazu noch von jener Zeit her eine Formel aus den Alten, wo man wünscht, daß es dem andern wohl gehen möge, und wenn ihm etwas Böses zustoßen sollte, das Schicksal es lieber auf einen selbst wenden möchte. Und das ist auch mein wahres Gefühl.



Wenn es Dir und den Kindern ganz gut ginge, könnte mich eigentlich nichts mehr beunruhigen und verwunden.

Deinen lieben Brief vom 18. habe ich auch bekommen und begreife alles, was Du über unsere politischen Arrangements sagst. Den Zeitungsartikel habe ich erst heute gelesen. Er ist mir nicht nach meinem Sinn, aber unter uns, vom Staatsrat Hoffmann gemacht. Wie es da steht, ist es eigentlich eine Verteidigung, sogar Entschuldigung der Regierung gegen die Nation.

Wir wissen nun, daß man mit den getroffenen Einrichtungen in Berlin höchst unzufrieden ist. Nach den meisten Briefen wird die Schuld auf die Umgebungen des Kanzlers und namentlich auf mich geschoben. Sage mir doch, ob Du das auch hörst? Zu machen ist dagegen nichts. Man muß im Leben den unverdienten Tadel gegen das unverdiente Lob aufrechnen. Wie alles gekommen ist, weiß ich sehr gut, aber was hilft das?

Preußen ist jetzt die größte deutsche Macht, ohngefähr acht Millionen Deutsche, also eine Kriegsmacht in Deutschland von 240 000 Mann, und der erste Krieg, der entsteht, muß Preußens deutsche Besitzungen da, wo sie noch lückenhaft sind, vergrößern. Als mir im Kriege der Kanzler zum erstenmal von der Idee sprach, Provinzen auf dem Rhein haben zu wollen, sagte ich ihm: Ich billige es, es ist eine Hand, die man ausstreckt und mächtig hinlegt.

Die Unzufriedenheit kommt auch daher, daß man sich erst wirklich überspannte Begriffe gemacht hat, und daß besonders das Militär das, was Preußen bekommen sollte, nach den wirklichen Verdiensten der Armee, nicht nach den politischen Möglichkeiten berechnet. Das Gefühl, alte Provinzen ungern zu entbehren, ist sehr edel, allein übertreiben muß man es doch auch nicht. Und wie alt sind denn die einzigen verlorengegangenen Länder? Ostfriesland gehört seit etwa 70 Jahren unser, und ohne Ansbach

482



und Bayreuth habe ich den preußischen Staat sehr lange gekannt. *)

Allein eine wirklich äußerst wahre Sache liegt dennoch der Unzufriedenheit zum Grunde, und in der ich ganz mit übereinstimme. Es ist nicht sowohl, daß Preußen nicht genug erhält, wodurch die Menschen gekränkt sind, aber es ist, wenigstens liegt das in der Seele, auch wo es sich nicht geradezu ausspricht, daß die, die sich schändlich genommen haben, erstlich alle wieder zu Land und Leuten kommen oder dabei bleiben, zum Theil noch vergrößert werden und endlich zum anderen Theil noch Ursache sind, daß wir dies und jenes, woran man bei uns hängt, nicht haben. Man muß die Stimmung unterhalten, daß dieser Zustand nur wie ein Übergang anzusehen ist. Der Kampf gegen das Böse ist nicht ausgekämpft und wird, wenn auch nicht gleich jezt, wieder angehn. Sich dafür zum aufbewahrten Kämpfer anzusehen, sich aber auch in der Zwischenzeit des Friedens würdig zu machen, für diese Sache zu kämpfen, wäre eine eines Preußen und aller Preußen sehr würdige Ansicht. Ich sehe eine solche Zukunft fast mit Gewißheit voraus. Ja, es ist noch mehr, Preußen wird, wenn es nicht zur rechten Zeit das Böse bekämpft, in Gefahr sein, von ihm bekämpft und vernichtet zu werden. Es ist jezt mehr als je eine Macht, der viele die Vernichtung geschworen haben, und es ist lange nicht kräftig genug, als daß die Sache unmöglich sein sollte. Was jezt geschehen ist, kann nur Stufe sein. Wenn auch König, Minister, jedermann das Gegentheil will, die Natur der Dinge und der Geist, der in diesem Jahrhundert weht, reißt alles mit sich fort.

Wenn ich daran und dann an mich, an Dich, an die Mädchen denke, ist es mir oft sonderbar. Ich bin insofern nicht zu solchen Stürmen geboren, daß ich recht gut und lieber ohne Theilnahme daran lebte, aber wie die Sachen stehen, ist vorauszu sehen, daß,

*) Ostfriesland war 1744, Ansbach-Bayreuth 1791 an Preußen gefallen.



wenn ich nur lebe, ich allem Bedeutenden, was bei uns geschieht, nahe sein muß. Jetzt, wo ich einsamer als sonst lebe, gibt mir das oft großen Ernst und große Wehmut.

So, glaube ich, muß man die Dinge ansehen, und die wahrhaft Rüstigen, wie z. B. Grolman^{*)}, tun es. Faßt man solche Gesichtspunkte, so ist aber auch der Kongreß nicht anzuklagen. Denn bekamen wir auch ganz Sachsen und doch noch sehr viel am Rhein, das einmal schlechte Prinzip in der Kriegsführung der Alliierten blieb, und der kleine Zuwachs an Macht für uns machte es nicht aus. Wer glaubt, daß wir jetzt hätten Krieg führen sollen, hat zwar einiges für, aber vieles gegen sich. Grolman war immer der Meinung des Krieges jetzt. Er wollte ganz Sachsen und alles am Rhein, was wir besetzt hätten, einverleiben, den Leuten eine Verfassung geben und so hineinstürmen. Der gute Moment zum Schlagen war es wirklich, ich war selbst dafür, allein doch nur, weil ich immer leicht dahin komme, in wichtigen Unterhandlungen auf einer Forderung fest bestehen zu wollen. Dawider war für mich nicht sowohl der Umstand, daß wir wirklich alle gegen uns gehabt hätten und dann auf Rußland doch nicht so zu rechnen war, aber daß das Objekt des Kampfes mir unsre Sache nicht so stellte, als ich sie haben mag. Wir verteidigten nicht eigentlich das gekränkte Recht, sondern stritten um einen Besitz, wenn auch der König von Sachsen gestraft worden wäre, hätten wir denn auch den Krieg angefangen, wenn man uns Sachsen ganz gegeben hätte, aber alle anderen Unbilde, die fortbestehen, geblieben wären, wie jetzt? Gewiß nein. Es war ein Krieg um etwas zu Kleines. Glaube mir, bei einem Kriege jetzt hätte Preußen zuerst allerlei Vorteile gehabt, aber eine furchtbare Nemesis wäre aufgestanden. Man warte nur, das Maß des Schlechten wird schon voll werden,

^{*)} Grolman war nach dem Pariser Frieden Generalmajor und Direktor im Kriegsministerium geworden.



und dann wird man mit Würde und auf edle Weise auftreten können. Aber man muß unendlich gerüstet und gewaffnet sein, leiblich und geistig, und man muß aus der Nation alles Kleinliche, Kindische bannen, selbst zu große Liebe zu Ruhe und häuslichem Genuß, man muß sich berufen fühlen zu großen Ereignissen und zu schicksalschweren Taten, sonst geht es nie und nimmermehr.

Es scheint wirklich, als sollte der Kongreß nun zu seinem Ende gelangen. Der Kaiser Alexander scheint beim 15. März als Abreisetag zu bleiben.

Zu den Amüsements der großen Welt hier gehört auch eine Wette, die neulich der Kaiser Alexander mit Flore Wrba gemacht hat, wer sich würde am schnellsten ganz und gar anziehen können. Sie sind abends beide im Negligé zur Zichy*) gekommen und haben sich nun in den größten Hofstaat gesetzt. Flore hat gewonnen. Sie hat sich in 1½, der Kaiser in 2½ Minuten angezogen. Wie er wieder in den Salon getreten ist, hat er alle übrigen anwesenden Damen auch völlig angezogen gefunden und zwar in einer Art Maskerade in alten Hoftrachten. Wie das alles geistreich und amüßant ist!

Du fragst mich, ob der König den Kaisertitel annehme? Das würde er nicht wollen und wäre nicht durchzusetzen. Auch können wir ohne den Namen gleich viel Einfluß haben.

Aber solltest du denken (dies unter uns), daß Stein jetzt die Tollheit hat, darauf und durch Rußland zu arbeiten, daß man Österreich als Kaiser anerkenne, Österreich, dem politisch fast gleichgültig sein kann, ob Frankreich wieder einen Teil der Rheinprovinzen nimmt oder nicht, wie mir Gens selbst gestanden hat! Das Böttliche ist, daß Stein in seinem Aufsatz eine überlange,

*) Gräfin Julie Zichy, geborene Gräfin Festetics.



bittere Tirade über die Undeutschart Österreichs hat, allein verlangt, daß man eben deswegen ihm die Kaisermürde geben soll, um es enger an Deutschland zu knüpfen. Ich habe einen Aufssatz gestern dagegen gemacht. Überhaupt, liebes Kind, streite ich schriftlich und mündlich den ganzen Tag, da ich suche, auf dem Rechten zu bestehen, und daher es keinem leicht recht mache. Allein ich befinde mich sehr wohl dabei und habe wenigstens das davon, daß mir niemand vorbeigeht, sondern sie mich immer selbst zu den Konferenzen verlangen.

Ich habe seit einigen Wochen sehr viel Schererei und Arbeit mit einer mir an sich ganz fremden aber nicht unwichtigen Sache. Nach dem Pariser Frieden soll nämlich für die Freiheit der Schifffahrt des Rheins und aller mehrere Staaten zugleich durchfließenden Ströme gesorgt werden. Auf dem Rhein bestand seit 1804 eine sogenannte Oktroi, die anfangs Frankreich und der Primas zusammen hatten, nachher Frankreich allein. Dies muß nun umgeschaffen und in eine neue Form gegossen werden. Preußen hat ein Drittel des ganzen Rheins, also ist es ungemein wichtig, und in der Kommission, die deshalb niedergesetzt ist, mache ich also alle Arbeit. Dabei ist es nach dem hier eingeführten Geschäftsgang noch so schwer, gehörige Instruktionen zu bekommen, und ich muß mich also selbst in alles hineinsetzen.

Daß man Bayern so groß gelassen hat, ja vielleicht noch größer macht, ist ein ewiger Fehler, aber rein Österreichs Schuld. Metternich hatte ja eine solche Angst vor Napoleon, daß er Brede wie einen Heiland ansah. Nachher hat Metternich theils falsche Politik befolgt, theils sich übertölpeln lassen, kurz, durchaus unklug gehandelt, und das ist einmal in Koalitionen nicht zu ändern, daß die Fehler einer Macht nicht immer von den anderen verhindert, ja nur verbessert werden können. Uns indes wird Bayern nie



gefährlich sein können, und ein ernsthafter Krieg gegen uns wird vielmehr ihr reines und entschiedenes Verderben.

Lebe innigst wohl, theures Herz. Ewig Dein S.



247. Caroline an Humboldt

Berlin, 6. März 1815

Eine lieben Briefe vom 23. und 26. sind mir vorgestern eine Stunde nach dem Abgange des meinigen zugekommen. . . .

Der Abschluß der Verhandlungen hat mißfallen, allein der Zeitungsartikel unendlich mehr. Auf Dich (mir natürlicherweise würde man direkt nie etwas sagen), versichern mich Vertraute wie Laroche und Carl Röder, sei man nicht böse, man sage, Du habest nicht gegen den Strom anschwimmen können, indessen müßte mich mein leises Gefühl trügen, wenn z. B. der Kronprinz nicht auch auf Dich einen Ärger hätte. Über die Sache ist er ganz außer sich gewesen, das weiß ich bestimmt, und das Mal darauf, wie ich ihn sah, war er im allgemeinen überaus gedrückt und gegen mich, der er sonst immer etwas ausgezeichnet Verbindliches sagt, einsilbig und kälter.

Jetzt steht Preußen allerdings mit weit hingebreiteten Armen, allein mit weniger konzentrierter Kraft, man sieht es der bloßen Landkarte an, daß bald wieder ein blutiger Krieg sein muß, denn die vorhergegangene Zeit, das Prinzip des Bösen, was überall reichlich gewuchert, Preußens weit alle anderen überstrahlender Waffenruhm muß Neid, bittren Neid erregen. Um alles muß man wünschen, daß man sich rüste im Geist und in der That und sich rege erhalte in jeder Tugend und Stärke. Mich dünkt, das Innere ist jetzt das Wichtigste, worauf man sehen muß, und in der Hin-



sicht kommt es mir doch wie eine kränkliche Politik vor, daß man Dich nicht lieber im Lande employiert als außer dem Lande. Preußen muß sich durch gesetzmäßige Liberalität jetzt noch dreimal stärker machen, als es durch seine Kriegsmacht ist, diese aber dabei nicht versäumen und den Geist, der diesen Krieg glücklich geführt hat, hinüberhauchen in die rheinischen Provinzen.

Von Steins Projekt mit Österreich spricht man seit 14 Tagen in der Stadt.

Aber einer Sache muß ich doch hier Erwähnung tun, und das ist das wirklich indezente Reden des Hannoverschen Gesandten v. Ompteda. Er sagt z. B.: „daß man wirklich nicht leugnen könne, daß Preußen sich recht gut in diesem Kriege betragen, daß es schade sei, daß man eben nichts Rechtes aus Preußen machen könne, daß es wirklich verdient hätte, besser gesetzt zu werden, allein die Gewalt der Umstände mache es unmöglich, daß auf dem Kontinent mehr wie drei große Mächte seien, und diese würden ewig Rußland, Frankreich und Österreich sein.“ Daneben läßt er ahnden, daß, wenn es eine vierte geben könnte, dies nur mit der Zeit Hannover sei.

Daß ich Dir nicht aus der Luft Begriffenes geschrieben habe, dieß, liebes Herz, kann ich Dir versichern. Wenn Ompteda beauftragt ist, solche Reden zu führen, so muß man sie nicht für unbedeutend nehmen, ist er nicht beauftragt, so dünkte ich, muß man sie ihm legen, denn sie geben Urgerniß. Dazu weiß man, daß wir keinen mächtigeren Widersacher in Wien gehabt haben, als Münster, Langenau und Gens. Münster ist vorzüglich hier dafür notiert.

Jemand hat kürzlich hier ein Empfehlungsschreiben von dem einzig noch lebenden Bruder Gensens an Gens haben wollen, wo aber dieser geantwortet: „Nein, nimmermehr, daß ich ihm an solch einen verworfenen Menschen einen Brief mitgeben sollte.“ —



Ehe ich weiter schreibe, muß ich eine Neuigkeit melden, die Dich doch auch interessieren wird. Bertha Laroche hat sich vorgestern mit dem Major von Lützow, dem Bruder des bekannten, der mit Grolman den Spanischen Krieg gemacht und mit ihm gefangen wurde, verlobt. Gestern haben Laroche's es deklariert. Dieser Lützow ist gar ein braver, tüchtiger Mensch. Laroche's sind in großer Seelenbewegung.

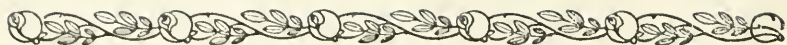
Nur um das eine bitte ich Dich, wenn meine Bitten und Dein Einfluß etwas vermögen. Steure, daß der Eugen Beauharnais*) kein deutscher Fürst wird, ich kann Dir nicht genug, nicht ernstlich genug sagen, welchen üblen Eindruck das machen muß. Sündlich und frevelhaft finde ich es, wenn man es tut. Er erbe das Vermögen seiner Mutter, der König von Bayern, der ihm seine Tochter gegeben, gebe ihm zu leben, wahrlich, Bayern hat dazu genug gestohlen und praßt täglich genug dazu zusammen, aber daß dieser Eugen etwas erblich in dem von ihm oft gemißhandelten Deutschland haben soll, finde ich abscheulich, gottlos und sündlich. Wenn er ein Engel von Charakter wäre, soll er nichts haben, aber er ist dazu höchstens ein guter General, übrigens ein Räuber wie die anderen, wie denn sein Abzug aus Mailand bewies und seine erpreßte Kontribution. Ich gebe mich nicht zufrieden, wenn der auch etwas bekommt. Wenn wir unsre eignen entarteten Kinder wie den Primas, den König von Sachsen behalten und zu Tode füttern, so mag es ein Werk der Barmherzigkeit sein. Allein diesen Eugen sende man doch hin, woher er gekommen ist. Der Kaiser von Rußland muß doch auch keinen Tropfen deutsches Blut in sich haben, wenn er das nicht fühlt. Und doch sollte er!

Verzeih meine Heftigkeit.

Ich umarme Dich.



*) Vgl. S. 423.



Ich habe Dir heute, geliebtes Herz, eine merkwürdige Neuigkeit zu sagen, die Dich freilich nicht wundern wird, weil Du dies Ereigniß oft vorausgesagt hast. Napoleon ist mit seiner ganzen, freilich nur 1000 bis 1500 Mann starken Armee von der Insel Elba verschwunden, und man weiß bis jetzt nicht, wohin er sich gewendet hat. Die Nachricht ist heute durch einen Kurier des englischen Gesandten in Florenz hier angekommen und ist also zuverlässig. Es ist eine große Unvorsichtigkeit der Engländer, nicht wenigstens, solange es in Italien im stillen gährt, Schiffe um die Insel gehabt zu haben. Dennoch hatten sie keine. Eine Art englischen Aufseher's, Campbell, war dort, aber mit einem sehr kleinen Schiff. Dieser merkte auch wirklich Napoleons Plane, allein unvernünftig, sich ihm zu widersetzen, entfernte er sich selbst aus Furcht mitgenommen zu werden. Sobald er es für sicher hielt, kehrte er zurück und erfuhr nun, daß Napoleon am 26. abends um 7 Uhr unter Segel gegangen war. Er hatte sich auf einigen kleinen Schiffen, ich glaube drei, von denen er zwei gemietet hatte, eingeschifft und auf sechs Tage Lebensmittel eingenommen. Am 27. war er noch im Gesicht der Insel. Er nahm seine Richtung nordwärts. Die Mutter, die Borghese*) und die Generalin Bertrand**) waren zurückgeblieben. Die Borghese hat nach Rom zu gehen verlangt. Wohin er gegangen sein mag, darüber erschöpft man sich in Raten und Vermutungen. Gewiß ist, und das ist noch das einzig Gute daran, daß, wenn es ihm nicht glückt, er sich nun auch nicht mehr vom wahren Untergang rettet. Man hat gar keine

*) Pauline Bonaparte, geb. 1780, † 1825, heiratete 1803 als Witwe des Generals Leclerc den Fürsten Camillo Borghese.

**) Gattin des treuen Gefährten Napoleons, der ihn nach Elba und St. Helena begleitete.



Art der Schonung mehr gegen ihn zu beobachten und kann ihn wie einen Räuber todschießen. Das hätte man freilich auch früher das Recht gehabt zu tun, daher möchte ich noch jetzt nicht dafür einstehn, selbst wenn man ihn zum Gefangenen machte.

Hier wird zwar mit großer, aber nur angenommener Gültigkeit über ihn gesprochen. Allein im Grunde sind sie sehr angst. Sie sehen einen Krieg in Italien voraus und sind nicht die Mutigsten. Schwarzenberg wird sogleich hingeschickt, Truppen waren schon dahin beordert, soviel, daß 140 000 Mann in allem in Italien sein sollten. Aber sie sind erst vor wenigen Tagen aufgebrochen.

Das Ende des Kongresses wird dies Ereigniß unfehlbar beschleunigen, Talleyrand zog schon heute diese Moral der Beschleunigung daraus, weil nunmehr jeder bei sich zu tun habe. Allein auf der anderen Seite glaube ich auch, daß diese Sache den Kaiser von Rußland und mithin alle Souveräne länger hier halten kann, um zu sehen, welche Wendung alles nimmt.

Du glaubst nicht, wie die ersten in Besorgniß sind und Vorkehrungen treffen wollen. Nur der Kanzler ist davon ausgenommen. Er ist ruhig und würde, wenn Gefahr entstünde, doch am kräftigsten handeln. Überhaupt kann man sich eigentlich nur auf Preußen verlassen. Auch ist es merkwürdig, daß alle Preußen hier fast froh über die Nachricht sind. Sie scheinen dies Ereigniß ordentlich als ein Mittel anzusehen, an dem man prüfen kann, wo noch in Völkern und Menschen ein Falsch ist, und daß dies ausgerottet werden muß, ist eine sehr richtige Ansicht.

Der Prinz [Wilhelm] ist allerdings unbegreiflich. Liebe, gute Li, glaube mir sicherlich, es gibt wenig Männer, die ihre Frauen recht eigentlich lieb haben, wenn sie auch so tun. Die Liebe fordert ein sehr einfaches Gemüt, aber ein solches, das ein großes und reges inneres Leben kennt. Darum ist mir oft für die Töchter sehr bange, wenn man sie recht liebt, weiß man oft nicht, ob man ihnen ein



sehr zartes Gemüt wünschen soll. Es ist im Leben immer ein zerreißender Widerspruch zwischen dem inneren stillen Wert und dem äußeren Glück, und es muß viel nach dem Tode geschehen, wenn er je gelöst werden soll.

Lebe herzlich wohl, süßes, teures einziggeliebtes Wesen. Um-
arme die Kinder. Ewig Dein S.



249. Caroline an Humboldt

Berlin, 14. März 1815

Ein lieber Brief Nummer 82 [vom 7.] ist mir gestern nach-
mittag gekommen. Von früh 9 Uhr an war die ganze
Stadt voll von dem Gerücht der Flucht Napoleons. Ja,
mein liebes Herz, wunderbar genug ist sie, und so tollkühn wird
er ja nicht sein, sie zu unternehmen, wenn er nicht in großen Ein-
verständnissen lebte. Daß diese kund und offenbar werden, daß die
Epreu sich mehr und mehr sondre von dem Korn, dazu mag es
gut sein. Ich wünsche, daß er in Frankreich landen möge. Wir
aber, denk ich, müssen Vorteil von dem Ereignis ziehen. Sachsen
muß von uns besetzt bleiben, der König habe sich nun, wie ihm
gut dünkt. Ich könnte wünschen, daß Napoleon augenblickliche Vor-
teile habe (denn daß er untergehen muß, versteht sich am Ende
doch), damit dieser Montgelas*) und die Fürsten dort am Rhein hin
eigentlich entlarvt würden. Denn wie schnell würden sie nach
ihm sich wenden, wenn nur einiges ihm glückte.

Die nächste Nachricht, wo er gelandet (denn nach Amerika,
wie einige glauben, glaube ich durchaus nicht, er käme auch nicht
hin), erwarten unstreitig die Monarchen in Wien. Sollte aber
diese Nachricht auf tiefere und zusammenhängende Plane schließen

*) Vgl. S. 416.



machen, so nimmt wohl jeder bald seinen Entschluß. Nach Neapel kann ich mir doch nicht recht vorstellen. Murat mußte ja doch wissen, daß, wenn Napoleon übergücklich wäre, er ja dann nichts mehr wäre. Ich denke immer, Napoleon hat Frankreich im Sinn. . . .



250. Humboldt an Caroline

Wien, 13. März 1815

Ich sitze bei Stewart*), liebe Li, und erwarte die Leute zu einer Konferenz. Ich habe schlechterdings keine Zeit gehabt, Dir gestern oder heute früh zu schreiben. Der König von Sachsen hat mich den ganzen Tag in Ddem gehalten. Vormittag und abends Konferenzen. Von der letzten am Abend bin ich erst um $\frac{1}{2}12$ zu Hause gekommen. Dann hatte ich eine Piece zu machen, die mich bis $\frac{1}{2}2$ aufgehalten hat. Heute bin ich schon vor 9 beim Kanzler gewesen, und nun sitze ich in einer Schweizer Konferenz, um von hier wieder in eine über Sachsen und den Abend in eine allgemeine zu gehen.

Wie ich noch Kind in Tegel war, hatte ich oft Spaß, Almeisen, die einen Baum hinaufkrochen, wieder hinunterzusehen, um zu sehen, wie sie immer neu wieder anfangen. So komme ich mir jetzt vor. All mein Eichten und Trachten geht dahin, zum Agamemnon zu kommen, der bis zur Hälfte der vorletzten Szene, also bis auf nicht ganz 400 Verse fertig ist. Seit Ende Dezember bis heute habe ich keinen Vers machen können. Vorgestern abend war ich endlich so weit und so rein, daß ich glaubte, gestern arbeiten zu können. Allein gestern früh kam ein Schwall von Sachen, und ich bin wieder am Fuß des Baumes.

*) Vgl. S. 226.



Der König von Sachsen weigert sich nämlich unbedingt, „Ja“ zu sagen, und will negoziieren. Er hat Wellington und Metternich ziemlich unsanft angelassen. Diese nun sind aber jetzt auch sehr gegen ihn. Da er eine Justifikationsnote übergeben hat, sagte mir Wellington: „Il faut y répondre, il faut le noircir qu'il devienne plus noir que mes bottes.“

Von Napoleon weiß man nichts. Wir machen aber heute abend eine Deklaration, nach der jeder ihn totschießen kann, und die überall gedruckt und ausgebreitet werden wird.

Ich muß hier schließen. Lebe herzlich wohl.



251. Humboldt an Caroline

Wien, 14. März 1815

Man lebt hier in einer wunderbaren Erwartung der Begebenheiten. Die öffentliche Erklärung, die ich Dir hier (schicke,*) damit Du sie eigen habest, ist bis jetzt die einzige große Geburt des Kongresses über die Sache. Der Grund ist von Gents, hernach korrigiert von allen Menschen und gestern abend zuletzt in einer vierstündigen Konferenz von 20 Personen, mit denen es schwer ist, etwas Ordentliches zu machen. In der ersten Ausgabe stand eine Stelle, daß jeder, dem er aufstoße, ihn vertilgen (exterminieren) könne.

Dies hatte dem Kaiser Franz zu arg geschienen, und er hatte gesetzt: Jeder, der seiner Regierung, den Gesetzen ußf. anhängt, soll ihn vertilgen können. Die Engländer haben gefunden, daß so ein Privatvergnügen des Ermordens auch eines Tyrannen dennoch zu arg sei, und so ist die ganze Stelle weggeblieben, die mir eigentlich allein das Ganze lieb machte.

*) Nicht mehr vorhanden.



Heute hat Metternich in einer kleinen Konferenz erzählt, er habe der Marie Louise die Erklärung gebracht, sie habe ihn gefragt, was man mit ihrem Mann machen würde, wenn man ihn bekäme? Er habe geantwortet, wenn man ihn in Österreich hätte, werde man ihn festsetzen, in Frankreich könne er leicht gehangen werden. Sie habe geantwortet, es sei doch traurig, daß ihr Sohn einen Gehangenen zum Vater haben soll. Wenn man auch viel von der Wahrheit dieses Gesprächs abrechnen muß, so ist es doch schrecklich, daß Metternich, der die Person, die unglücklich sein würde, wenn sie Stoff dazu hätte, so elend und schändlich hingeopfert hat, noch wagt, so mit ihr zu reden oder so etwas zu erdichten und zu erzählen. Es gehört eine mehr als eiserne Stirn dazu.

Ich schließe mit Eugen^{*)}. Du entschuldigst Deine Heftigkeit. Aber wir sind beide darin gleich. Ich habe in vollem Ernst dem Kanzler erklärt, daß ich es nicht unterschriebe, wenn er Fürst, d. h. souveräner Fürst in Deutschland würde, wie der Kaiser will, und der Kanzler hat mir dasselbe von sich gesagt. Ich halte Wort. Kommt es vor, so verlasse ich Knall und Fall den Kongreß.

Halte das nicht für Scherz, teure Seele, es kann dazu kommen. Es ist mir aber, wie ich es überlegen mag, innerlich unmöglich, es zuzugeben, und äußerlich ebensosehr. Man muß schon sehr viel auf diesem Kongreß auf seinen Namen nehmen, und wenn das Maß geschüttelt und gerüttelt voll ist, läuft es mit einem Tropfen über.

Nun lebe wohl, mein Einziggeliebtes. Ewig Dein S.



^{*)} Vgl. S. 423.



252. Caroline an Humboldt

Berlin, 21. März 1815

Mein theures Herz!

Ich werde heute nur sehr wenige Zeilen schreiben, nur Dir sagen, daß ich leidlich wohl bin. Gestern war ich so vernichtet von der Nachricht von dem Tode der Emma Körner, daß ich unfähig war zu schreiben. Die Gewalt des Schicksals ist furchtbar. Furchtbar schauerlich muß es sein, so an der Reize des Lebens allein zu stehen.

Ich habe Körners Brief an Parthey gesehen, in dem er ihm diesen Tod ankündigt und ihm einige Aufträge gibt, weil er den Leichnam seiner Tochter nicht in Dresden lassen will, sondern hierher schicken, und es hat mich ein kalter Schauer übernommen. Der alte Körner schreibt so gefaßt, beinahe kalt, daß ich tief bis in sein Herz hinein fühle, wie es starr von Schmerz ist. O Gott, sende ihm die Wohlthat lindernder Wehmut und die Ahnung ewigen Friedens!

Gestern am Abend kam Welcker*) von Kopenhagen an. Ich habe mich innig gefreut, ihn wiederzusehen. Er wird einige Tage hier bleiben, um Berlin kennen zu lernen, und mit uns zu sein und dann nach Gießen zurückgehn. Er empfiehlt sich sehr Deiner Gewogenheit.

Ich bin nicht eigentlich angst über das Evenement mit Napoleon. In dem großen Weltgericht, das gehalten wird — denn ich gestehe Dir, mir kommen alle Begebenheiten so vor — wird es nötig sein, daß dieser Stoff der Gärung dazwischen falle, damit das Gute und das Böse, die Wahrheit und die Lüge sich schärfer sondern.

Auf jeden Fall muß dies Unternehmen seiner Laufbahn ein Ende machen, früh oder spät.

*) Vgl. S. 227.



Die von Ludwig XVIII. gegen ihn erlassenen Befehle haben aber eine sonderbare und beinah feindlich klingende Einleitung gegen die anderen Mächte, denn es scheint beinah, als wolle er den Franzosen glauben machen, die Feinde Frankreichs hätten den Bullenbeißer Napoleon gegen sie losgelassen, um das schöne Frankreich zu zerstückeln.

Ganz ist mir mit seinen Ansichten ein Greuel, er hat sich wirklich überlebt.

Verzeih meine Eile. Ewig Dein.



253. Humboldt an Caroline

Wien, 17. März 1815

Die Sachen stehen sehr ernsthaft. Napoleon ist am 8. wirklich in Grenoble eingerückt, und nie hat man solche Illumination und Freude gesehen. Ehe er nach Grenoble kam, ging ein von Chambéry kommendes Regiment zu ihm über. Wie er den ersten französischen Truppen mit seinen 1000 Mann begegnete, ging er der Linie, die Hände auf dem Rücken, entgegen und sagte ihnen: „Voici votre Général.“ So umarmte ihn der Oberst*), und das Regiment ging über. Der Oberst ist Cousin von Flahault und Adjutant Eugens gewesen. In Grenoble versagte die Truppe den Gehorsam, die Generals Marchand und Desirailles blieben treu, mußten sich aber mit 160 Mann und wenig Kanonen heimlich retten. Alles übrige fiel Napoleon zu. Er marschierte nun mit 6000 Mann auf Lyon.

Du müßttest Talleyrand sehen. Ich schreibe Dir in der Konferenz, die wir eben haben. Wellington sagte, man muß auch wissen, was wir tun, wenn Napoleon in Paris ist und sich ganz

*) Suchet de Labédoyère, geb. 1786, † 1815.



Frankreich unterwirft. Man schwieg einen Augenblick. Ich sagte: „Was wir 1813 getan haben, und was jetzt ausgesprochen ist, kein Friede und kein Waffenstillstand mit ihm.“ Dann fielen die anderen bei, und nun sprach Wellington sehr vernünftig. Er wird kommandieren.

Adieu, süßes, teures Kind. Ich kenne Dich. Es wird Dich schmerzen, aber Du hast den wahren Haß und die wahre Liebe, es muß einmal rein ausgemacht werden, und wie die Dinge stehen, wozu kann man das Leben besser anwenden?

Ewig Dein.



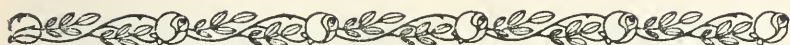
254. Humboldt an Caroline

Wien, 19. März 1815

 Ich habe, liebe Li, Deinen Brief vom 14. bekommen und mit inniger Freude gesehen, wie Du das Ereignis mit Napoleon aufnimmst. Ich dachte mir gleich, daß es Dich auf keine Weise niederschlagen würde. Unsere Nachrichten aus Paris gehen nur bis zum 11., nach diesen erwartete man mit Gewißheit, daß Napoleon nach Lyon gekommen sein würde. Diesem nach sollte man ihn für den Meister von Frankreich halten.

Mein System, weil ich gern habe, daß Du genau weißt, was ich denke und beabsichtige, ist, daß wir ganz ehrlich und treu, aber freilich immer mit vorzüglicher Rücksicht auf unsere Selbstverteidigung, Napoleon bekämpfen; daß wir uns aber dazu alle Mittel gehörig sichern und daher jetzt Sachsen nicht herausgeben; und daß wir während des Kampfes einen ordentlich geregelten Einfluß auf Deutschland ausüben, und endlich, daß weder wir noch unsere Verbündeten uns die Hände gegen die Bourbons binden und ohne Not Verbindlichkeiten übernehmen.

Wie viel oder wenig ich davon durchsetzen werde, weiß Gott,



ich bin in einer höchst schwierigen Lage, und es gibt in der unsrigen (d. h. preussischen) unendlich bedenkliche Dinge, die mir tiefe Sorgen machen, über die ich Dir aber nur durch Hedemann schreiben kann.

Gneisenau hat, wie ich aus einem Aufsatz von ihm, den er aber nicht mir mitgeteilt hat, [siehe], andere Ideen, die ganz von allem gemeinschaftlichen Handeln abweichen, nach denen man allenfalls auch Napoleon stehen ließe, wo wir nur für uns, obgleich dadurch immer für das Rechte zugleich fochten. Diese Ideen kann ich nicht teilen, sie sind an sich nicht in meiner Politik und wären höchstens und auch da als ein Wagestück ausführbar, wenn wir einen König wie Friedrich II. in seinen ersten Jahren hätten. Eine Minister- und Staatskanzlerregierung unter einem gewiß anders denkenden König muß ein mehr anschließendes System befolgen.

Hedemann und der Prinz*) gehen denn wirklich Donnerstag oder Freitag ab. Ich freue mich unendlich darauf, daß er mit Adel zusammen sein wird. Sage mir recht, wie sie sind, und wenn Hedemann auch nur kurz bleiben sollte, und sie beide sind einig, so gib immer zu, daß sie sich verloben. Wir können bei dieser Wahl kein Bedenken hegen.

Jetzt habe ich entsetzlich zu tun. Um $\frac{1}{2}4$ nachts bin ich heute erst aus der Konferenz gekommen, und jetzt ist es nahe an 2. Um 9 morgens früh kamen schon wieder Leute zu mir. Aber meine Gesundheit und die ruhige Heiterkeit, die im Grunde nur eine Klarheit ist, mit der ich selbst das Unglück fühlen könnte und kann, sind unzerstörbar, und Du brauchst mich um nichts zu bedauern, als daß ich nicht bei Dir bin.

Lebe wohl, mein Inniggeliebtes.



*) Wilhelm, Bruder des Königs.



Napoleon ist am 11. in Lyon eingerückt. Man hatte Pallisaden vor das Thor gestellt, um es zu verrammeln. Wie nun die Avantgarde ankam und sich „Français de l'Empereur“ nannte, sprangen die Offiziere der Wache selbst hin, die Pallisaden wegzunehmen und sie einzulassen. Macdonald wollte sich mit 3000 Mann bei Lyon verteidigen. Napoleons Soldaten kamen gegen sie, schossen aber nicht. Nun wollten auch sie nicht fechten und gingen zu Napoleon über, und Macdonald mußte nach Paris zurück. Ohngefähr 4000 Mann der alten Garde hatten Befehl bekommen, zu marschieren. Wie sie auf dem Wege waren, erklärten sie, daß sie nicht für aber auch nicht gegen Napoleon fechten würden. Wie es nun gehen wird, wenn die 30—40000 Mann, meist Nationalgarde, in das Angesicht seiner Truppen kommen werden, muß man sehen. Ich sehe nicht ab, wie und warum er nicht nach Paris kommen sollte. Göttlich ist es, daß er vorgibt, oder sich einzubilden scheint, daß Österreich auf seiner Seite sein wird.

Er hat, doch glaube ich, wird dies vom hiesigen Hofe geheimgehalten werden, der Kaiserin Marie Louise einen Brief geschrieben, der heute früh angekommen ist, und den ich, soweit sich diese Klaue, von deren Fürchterlichkeit man keinen Begriff hat, lesen läßt, gelesen habe. Er hat diesen Brief an Bubna*), der beim König von Sardinien in Genua ist, besorgt und dazu einen General gebraucht, der wieder einen Offizier Nyons damit beauftragt hat, indem er sich das Ansehen gegeben, durch diesen dem königlich französischen Gesandten am Sardinischen Hof Nachrichten zu schicken. Bubna hätte freilich besser getan, den Offizier verhaften zu lassen und den Brief nicht anzunehmen, allein alle diese Menschen haben einmal

*) Ferdinand Graf v. Bubna, geb. 1768, † 1825, österreichischer General und Diplomat.



tief in diesen Schlamm getaucht, und es wäre unvernünftig, eigentlich reine Handlungen von ihnen zu erwarten.

In dem Brief erzählt er mit wenigen Worten, was er bis Lyon, von woher am 11. der Brief geschrieben ist, getan hat, und vorzüglich mit großem Wohlgefallen, daß Monsieur*) und der Herzog von Orleans hätten vor ihm fliehen müssen. Er ladet sie ein, zu ihm nach Paris mit dem König von Rom zu kommen, und schließt damit, daß er hoffe, sie noch in diesem Monat dort zu umarmen. Im Eingang nennt er sie: „Ma bonne Louise“ und am Ende: „Ma bonne amie“. Es ist aber in sich ein ganz gemeiner, sich durch nichts auszeichnender Brief, keine Phrase, kein Wort, wie solch ein Glückswechsel, solch ein Unternehmen sie hätte von selbst eingeben müssen, wenn die Handlungen in diesem Menschen irgendeine Bedeutung hätten, die von den ganz platten Absichten unabhängig wäre. Die Aufschrift, mit seiner eigenen Hand geschrieben, ist: „L'Empereur Napoléon à l'Impératrice des Français à Vienne.“ Sie selbst hat den Brief noch nicht gesehen, aber in diesen Tagen einen an ihren Vater geschrieben, in dem sie sich ganz in seinen Willen und seine Ansichten ergibt.

Ich glaube Dir neulich geschrieben zu haben, daß Neipperg**) in ihrer höchsten und tiefsten Gunst ist. Es ist immer einer der anderen wert. Von Neipperg aber ist auch dies, wie seine ganze häusliche Aufführung, doppelt unwürdig, da ich selten eine Frau gesehen habe, die mit solcher Hingebung am Manne hängt, als die seinige an ihm. . . .



*) Vgl. S. 311.

**) Adam Albert Graf v. Neipperg, geb. 1775, † 1829, 1815 Oberstallmeister, 1821 Gemahl der Kaiserin Marie Louise.



Mein geliebtes Herz!

er Major von Lützow hat durch den gestern abgegangenen Kurier an Grolman geschrieben, um die Erlaubnis des Königs zu seiner Verheirathung mit der Bertha*) einzuholen. Sei so gütig und empfehl es Grolman sehr, denn Lützow und Larochens wünschen außerordentlich, daß, wenn es zum Marsch komme, die beiden noch vorher getraut werden, und sollte Lützow auch 24 Stunden darauf marschieren. Larochens behalten, wie natürlich in solchem Falle, die Tochter bei sich. Ich muß gestehen, daß ich in dieser Sache in ihre Art zu sehen eingehe. In schicksalsschweren Zeiten wie die unseren, muß man so wenig wie nur irgend möglich dem Zufall überlassen. Wenn Du daher ein Wort zur Empfehlung sagen kannst, so tue es, Du verbindest unsern alten guten Carl damit außerordentlich.

Ich wende mich zur Beantwortung Deiner Briefe. Napoleon scheint ja wieder zu wachsen, und die direkten Nachrichten, die man hier über ihn hat, sind nicht beruhigend. Das Militär freut sich ungemein.

Ich war gestern abend mit vielen und den ausgezeichnetsten bei Gneisenau. Boyen, Röder, Pfuel, Rühl, Blumenstein, Marwitz waren da und viele andere, auch Damen, wie die Generalß-Wittve v. L'Estocq, Frau v. Berg, Gräfin Voß, Pauline Neal, Madame Schinkel, Schleiermacher, Savigny (natürlich auch die Männer von diesen), und viele, die ich nicht kenne. Boyen sprach lange und vertraut mit mir. Er glaubt, daß es höchst notwendig sei, daß eine sichere etwa 40—50 000 Mann starke Truppe von den Unseren in Frankreich hineinrücke, damit die dem König anhängenden Franzosen sich an dieses Korps anschließen und es als einen Kern

*) Bertha v. Laroché.



betrachten. Denn eine Partei für die Bourbons wird und muß es doch gewiß in Frankreich geben, und der König und die Prinzen und alle Emigranten müssen doch erst auf französischer Erde ausgeblutet haben, ehe Napoleon im Besitz, im eigentlichen Besitz von Frankreich ist? An Weggehen ist jetzt nicht mehr zu denken. Oh, wie furchtbar ist das Racheschwert Gottes! Sie, die das Elend und den Jammer über die Welt gebracht, sie werden nun sich würgen untereinander.

Wellington, sagst Du, wird kommandieren? Heißt das das Oberkommando, wie 1813 Schwarzenberg es hatte? Wird das Blücher, Gneisenau nicht vor den Kopf stoßen? und selbst die Truppen? Eine andere Nationalität ist immer eine Scheidewand.

Wird Österreich Energie entwickeln? Metternichs Rede zur Marie Louise ist roh, wenn sie wahr ist. Man kann tun, aber nicht vorher damit drohen. Wenn sie nicht wahr ist, so spielt er damit eine Komödie gegen Euch.

Der König von Sachsen kommt nun doch, hoffe ich, um das übriggebliebene. Du weißt gewiß, daß Gaudi Kanonen in Dresden auffahren lassen mußte, um das Vivatrufen des Volkes für Friedrich August und Napoleon zu stillen? und daß diese schlechtgesinnten Menschen unser Armeeband und das Band des Eisernen Kreuzes an die Knebel banden, die man gezeichneten Sünden anzubinden pflegt, und so die Hunde herumjagten? Über allen Begriff niederträchtig. Hier hat der Graf Roß das Band des Eisernen Kreuzes auch seinem Hund angebunden!

Alles nimmt hier ein ganz kriegerisches Ansehen, Kanonen und Munitionswagen fahren, und schöne, tüchtige Regimenter marschieren einem vor den Augen vorbei. Das Militär ist unglaublich froh, und alle sehen dies Ereigniß wie die große Krise



an, deren es noch bedurfte, um auch Deutschland zu reinigen und zu vereinen. Gott gebe, daß es so sei!

Ich muß hier abbrechen. Ewig Dein.



257. Humboldt an Caroline

Wien, 24. März 1815

Ich erwarte eben Hedemann zu Tisch und fange immer an zu schreiben, was ich Dir durch ihn sagen wollte. Ich esse ganz allein mit ihm. Es ist mir lieb, noch einmal mit ihm recht ausführlich und vertraut zu sprechen.

Was ich Dir also sagen wollte, ist, daß der Staatskanzler vorzüglich seit 14 Tagen bis drei Wochen in einen Zustand auch geistiger Schwäche verfällt, der jetzt höchst beunruhigend ist, allein mich glauben läßt, daß an eine Mission für mich, auch wenn die kriegेरischen Unruhen nicht lange dauerten, doch nicht zu denken sein würde.

Seit den ersten Wochen hier hat sich der arme Mann schlecht befunden und gekränkelt. Im ganzen sind körperlich die sitzende Lebensart, die veränderte Existenz, da er hier bis 12 und 1 Uhr aufbleibt und spät, d. h. um 8 aufsteht, von dem er in Berlin das Gegenteil tat, und überhäuftes Arbeiten daran schuld. Allein weit wichtigeren Anteil haben daran die moralischen Ursachen. Es fehlt ihm schlechterdings an aller Erholung. Keine Art der Vergnügungen, die er hier haben kann, ist nach seinem Geschmack. Er muß eine Art gemüthlichen Umgangs haben, der ihm hier ganz fehlt. Ich habe²gedacht, ihn ihm bei Bernstorffs zu schaffen, aber er hat auch keine Lust dazu gehabt. Die Geschäfte haben ihn zu gleicher Zeit angegriffen. Das Mißlingen der sächsischen Sache, das, wie man nicht leugnen kann, größtenteils Fehlern zuzuschreiben ist, die er,



ohne zu fragen, auch zum Theil gegen besseren Rat begangen hat, gab ihm den ersten Stoß. Sehr empfindlich war ihm nachher die in Berlin und überhaupt in Preußen ausgebrochene allgemeine Unzufriedenheit mit den Resultaten der hiesigen Verhandlungen. Allein endlich kam etwas hinzu, worauf er noch weniger vorbereitet war. Der König äußerte die gleiche Unzufriedenheit, sagte es geradezu, stark und auf unangenehme Weise, und es ist eine Tatsache, daß er in den letzten vier Wochen äußerst schlecht mit dem König stand. Man sagt mir, daß es jetzt etwas besser sein soll, allein der Schade ist geschehen. Er ist gar nicht eigentlich krank, er geht herum, aus, er wohnt allen Konferenzen bei, bei denen es nötig ist, er ist auch, wenn man um ihn ist, heiter und gesellschaftlich wie gewöhnlich. Aber er klagt über sein Befinden. Er sagte mir selbst neulich, daß er das Gedächtnis verliere, einfältig werde und oft ganz weg sei, er hat dasselbe Wittgenstein mit Tränen in den Augen geklagt, und er ist in Konferenzen niedergeschlagen, still, auf keine Weise vergleichbar mit seiner sonstigen Lebhaftigkeit. Daß ihn wirklich das Gedächtnis verläßt, oder er in demjenigen, was er sagt, wahre Geisteschwäche verrät, kann ich aus eigener Erfahrung nicht behaupten, allein andere sagen es mir. Thile*) erzählte mir noch heute und kam ausdrücklich zu mir, sich mit mir über diesen Zustand zu besprechen, daß er gestern mitten im Reden mit ihm im Stuhl hintenübergesunken sei, einige Minuten wie weg gewesen sei und nachher von etwas ganz anderem zu reden angefangen habe. So, teure Seele, ist der Zustand dieses Mannes, der schon, wenn man ihn auch sonst nicht liebte, als das Untergehen einer sonst nicht verächtlichen Kraft etwas Rührendes haben würde.

Daß ein solcher Zustand nicht ohne mannigfaltigen Nachtheil für die Geschäfte sein kann, wirst Du selbst finden; für mich ist es

*) Vgl. S. 409.



ungeheuer peinlich. Es ist ganz vergebens, wenn man glaubt, daß ich, weil ich dabei stehe, die Sache retten kann, wo sie übel geht. Ich kann nichts voraussehen, vorbereiten, im einzelnen richten, worin eigentlich alles bei Staatsgeschäften besteht. Ich muß, soviel ich kann, unterstützen was ich sehe, also nun gerade beschlossen ist, und habe dann natürlich weniger Gewicht, ich habe aber darum noch weniger, weil nach den Vorurteilen, die über mich herrschen, die Metternich theils verbreitet hat, theils noch zu verbreiten weiß, man mich für den Urheber aller Maßregeln hält, die man hart, ungerecht glaubt, und also nur mich bekämpfen zu müssen glaubt.

Glaube mir, süßes, liebes Kind, daß ich darum doch tue, was ich kann, aber die Hände sind einem auf allen Seiten gebunden. Ich wollte mich nur gegen Dich rechtfertigen, daß Du mir nicht Schuld gibst, was Dir hier mißfällt. Ich bin von allem in der Welt unabhängig, kein Tadel, kein Beifall macht bedeutenden Eindruck auf mich. Aber mit Dir ist es ganz das Gegenteil. Wenn ich wüßte, daß Du mich tadeltest, könnte ich nicht ruhig leben, und wieder macht mich kein Lob glücklicher als Deins. Es ist dies nicht so bloß meine Liebe zu Dir. In dieser Anwendung würde ich das selbst Schwäche nennen. Aber es ist, weil ich überzeugt bin, daß, wenn Du auch vielleicht nicht immer die Mittel, zu den Dingen zu kommen, fändest, Du schließlich immer unfehlbar entscheidest, was recht und unrecht, würdig und unwürdig, klug oder albern ist.

Ich küsse Dich in Gedanken. Du, einzig Teures, hast in mein Leben eine Einheit gebracht, deren sich niemand je wird rühmen können, der nicht ein Wesen besitzt, wie Du bist.

Lebe wohl!





Uber die Lage Frankreichs geht ein Gerücht, das im höchsten Grade beunruhigend ist, nämlich das von Neys Abfall und Suchets*) Wankelmuth. Sind diese beiden Dinge wahr, so kommt Bonaparte wohl ohne Zweifel, ohne daß ein einziger Flintenschuß fällt, nach Paris — eine Schmach, die nicht leicht eine Regierung je größer erleben kann.

Es wird jetzt (unter uns) ein Allianztraktat zwischen Oesterreich, Preußen, Rußland und England geschlossen, den wir heute abend unterschreiben. Er ist in ganz allgemeinen Ausdrücken abgefaßt. Ich habe mit vieler Mühe am Ende doch glücklich alles daraus entfernt, was ihn zu einem bloßen Hilfstraktat mit den Bourbons gemacht hätte. Einen Artikel hat man mir doch noch hineingebracht, in dem der Ausdruck vorkommt: „wenn die Bourbons unsere Hilfe erforderten“. Indes ist es unschädlich gestellt und wird noch mehr unschädlich sein, da die Bourbons, wenn die Sache schlimm geht, sich gar nicht einmal werden in Frankreich halten können.!

Wo ich bleiben werde, weiß ich noch nicht. Ich kann nur drei Bestimmungen haben: im Hauptquartier des Königs beim Staatskanzler, was mir das Wahrscheinlichste ist, oder beim hiesigen Kaiser, wo er sich aufhalten möge, oder endlich in London, was mir am unwahrscheinlichsten ist. Ubrigens wäre alles Dreies nötig, denn an dem hiesigen Hof ist jemand von Tätigkeit, Aufmerksamkeit und Energie notwendig, und in London können sehr wichtige Unterhandlungen vorkommen. Der Krieg wird dort nicht populär sein, das Ministerium ist schwach, und doch hängt alles davon ab, daß England einen ganz hauptsächlichen Theil am Kriege nehme, nicht bloß Europa zwar unterstütze, aber doch übrigens seinen isolierten

*) Französischer Marschall, geb. 1770, † 1826.



Gang gehe. Müßte ich nach London, so begleitest Du mich doch, mein theures Wesen?

Der armen Emma Tod hatte mir Körner geschrieben. Ich schicke Dir den Brief, der denselben starren, schrecklichen Schmerz ausdrückt, der fast Kälte scheint. Sein Wunsch ist schon erfüllt. Er ist in Schuckmanns*) Ministerium angestellt und kommt vermutlich bald zu Dir. Das Schicksal der unglücklichen Eltern ist fürchterlich. Ich schrieb Dir nicht bis jetzt darüber, weil er mir sagte, er habe Dich darauf vorbereiten lassen, und ich Dir nicht unvermuthet den Schreck machen wollte, wie ich ihn gehabt habe.

Lebe innigst wohl.



259. Humboldt an Caroline

Wien, 28. März 1815

Die Sache in Frankreich hat für den Augenblick ihren Gipfel erreicht. Wir haben heute durch Baden die telegraphische Nachricht aus Straßburg bekommen, daß Bonaparte vermutlich am 22. in Paris eingezogen ist. Eine Stunde darauf wurde die weiße Fahne vom Turm abgenommen. Was aus dem König geworden ist, weiß man bis jetzt noch nicht. Ney's Abfall soll gewiß sein. Man versichert, er habe bei seiner Abreise zur Armee dem Könige mit Thränen die Hand geküßt und ihm versprochen, wenn es nicht anders sei, ihm als Volontär zu dienen. Talleyrand sagte mir heute: „Avouez qu'il n'y a pas de nation aussi indigne que la mienne.“ Die Art, wie der zur Erkenntnis kommt, ist mir oft lächerlich.

*) Friedrich Freiherr v. Schuckmann, geb. 1755, † 1834, Geh. Staatsrat, seit 1814 Chef der Abteilung für Kultus und öffentlichen Unterricht, später Minister.



Mit dem, was ich Dir über mich in meinem letzten Briefe sagte, ist es seitdem zu großer Wahrscheinlichkeit gekommen. Der Kanzler hat mir heute gesagt, auf die Pariser Mission sei nicht mehr zu rechnen, London gerade im jetzigen Augenblick der wichtigste Posten, er habe niemand, den er hinschicken könne, sowie man hier fertig sei, als mich. Ich glaube, daß ich mich gehen lassen muß, wie man es wünscht. Der Moment ist unendlich wichtig, und es wäre Unrecht, hier groß für sich zu wählen und auszusuchen. Es ist überdies nicht möglich, daß ich selbst dem Kanzler sage, daß es besser sei, er behielte mich zu seiner Hilfe bei sich. Ich habe ihm also geantwortet, für beständig könnte ich unmöglich den Londoner Posten annehmen, allein im jetzigen Augenblick könne er, wie er wolle, über mich bestimmen.

Wenn, wie wohl keinen Augenblick zu zweifeln ist, der Krieg heftig ausbricht, ist es wirklich meine ernsthafte Meinung, daß man mich besser in England als zu Hause beschäftigen kann. Zu Hause wäre doch dann das Hauptquartier, und da werden in den ersten Monaten und vielleicht viel länger immer nur die Militärs zu tun haben. Über innere Angelegenheiten aber zieht mich der Kanzler nach seiner einmaligen Eigentümlichkeit nie zu Rate. Ob es gleich natürlich ist, daß Du von dieser ganzen Sache niemandem das Mindeste sagst, so hätte ich sehr gern, wenn Du immer die Mädchen von jetzt an Englisch lernen ließeßt. Die Zeit wird sich ja finden, nur mußt Du einen wirklichen Engländer nehmen, da alles auf die Aussprache ankommt.

Es ist schon $1\frac{1}{2}$ Uhr, und ich bin sehr müde. Lebe wohl
einzigliebes, teures Herz. Ewig Dein

S.



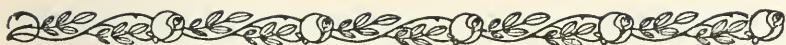


estern abend, mein geliebtes Herz, bekamen wir die Nachricht von dem noch am 20. wahrscheinlich vorgefallenen Einzug Napoleons in Paris.

Ich kann Dir nicht genug sagen, wie es mich im Inneren getroffen hat. Nicht sowohl das Faktum, als die Nichtswürdigkeit einer zertretenen Nation, die ihren Dränger, ihren Tyrannen, ihren ungesetzmäßigen Unterdrücker ohne Kampf, beinah ohne Schwertschreich wieder einführt. Die Verworfenheit, die dazu gehört, brennt mir in der Brust wie ein Feuer.

Für uns sehe ich den Krieg als entschieden an, er wird blutig werden, ach Gott, man kann nicht genug wünschen, beten und flehen, daß jezt große, sehr ernste, sehr konsequente Maßregeln genommen werden. Ist man Österreich ganz sicher? Bayerns? Die deutschen Völker sind gut, aber mit Recht sind sie unzufrieden mit vielem, was seit dem Frieden von Paris geschehen ist. Dieser Krieg trägt einen ganz anderen Charakter als der vorige. Im vorigen war trotz seiner herrlichen Waffentaten ein Fehler, sein Zuschnitt war nicht gemacht, wie er es hätte sein sollen. Gott gebe, daß man sich diesmal sage, daß mit Napoleon kein Frieden, keine Unterhandlung, kein Waffenstillstand ist. Doch verzeih, daß ich Dir dies alles sage, der Du es tausendmal besser als ich weißt und fühlst.

Vernichtet bin ich in meinem Innern von der Schlechtigkeit jezt, jezt in diesem Augenblick von der Einsetzung des Königs von Sachsen zu reden. Wenn Österreich darauf dringt, ich meine Metternich, so scheint es mir bestimmt, hat er verräterische Absichten. So bin ich, wie Du weißt, längst in meinem Innern überzeugt, daß Eugen Beauharnais und Murat Verräter sind. Gott wird sie strafen, ich zweifle nicht, daß Deutschland siegreich hervor-



gehen wird aus diesem Kampf des Bösen, aber es wird große Anstrengungen kosten.

Ich freue mich auf Hedemann. Gott, es wird aber eine wehe Freude sein — und wenn sie sich lieben, wie ich es kaum bezweifle, fällt ihm, ihr, im morgendlichen Aufgehen des wahren Lebens ein schweres Loß!

Zwei Wünsche höre ich von allen rechtlichen Menschen evoquieren, den einen, daß der fatale, alles lähmende provisorische Zustand überall enden möge, daß man ausspreche, welchen Fürsten die Länder pflichten und gehören sollen, und daß man über die Ursachen dieses Krieges überallhin, von den Kanzeln wenns sein muß, zum Volke rede. Gegen beides wird Österreich ungemein sein.

Ich umarme dich mit innigster Liebe, und alle Kinder grüßen.



261. Caroline an Humboldt

Berlin, 30. März 1815

Wir sind in der Erwartung Hedemanns, mein teures Leben, allein noch ist er nicht erschienen. Gestern abend hatte ich einen großen Tee, die Berg mit ihrer Tochter, die Herz, Savigny und Frau, Arnim, Nicolovius, Schütz, Pfuel, Sirt, Rauch, Welcker, Niebuhr usw.

Von Unterredungen gibts jetzt nur eine, Napoleon, die Bourbons, das versteht sich von selbst. Wir haben hier seit Napoleons Einzug in Paris keine Nachrichten mehr, keine authentischen wenigstens, und die Spannung ist, wie Du Dir denken kannst, ungeheuer. Denn ungeheuer ist der Kampf, wenn er beginnen muß, und nicht abzusehen, wo er endet. Doch ist er unvermeidlich, denn keine Gemeinschaft kann und darf mit dem Teufel sein.

Dabei fällt mir ein, daß der Kaiser Franz dem Prinzen



August beim Abschiednehmen in Wien gesagt hat: „Nun, wenn die Franzosen halter den Napoleon wollen, so muß man ihn ihnen lassen.“

Aus einem Brief der Herzogin von Rurland an ihre Schwester, die Recke, sehe ich, daß diese jammert und wehklagt, daß es in Europa so wenig Weise gibt, alles, sagt sie, Habsucht und Egoismus. Das ist in der Feder, und da sie unter den Weisen unstreitig Talleyrand und Dalberg und unter den Habsüchtigen die Deutschen versteht, die das Ihrige behalten und Deutschland nicht in dem Fall sehen wollen, von Frankreich wieder zerfleischt zu werden, spaßhaft genug.

Die kleine Adol ist offenbar sehr mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie ihn wiedersehen, wie sie ihn empfangen wird, was er ihr sagen, ob er sie hübsch entwickelt finden wird, wie es ihm vorkommen wird, daß sie nun Deutsch spricht, besser deutsch als italienisch. Sie ist dabei so kindlich kindisch, daß sie alles sagt was sie denkt, und ich bin überzeugt, daß sie noch gar nicht meint, daß sie verliebt in ihn ist. Diese kindliche Naivität und Anschuld müßte, denke ich, für ihn einen unbeschreiblichen Reiz haben. Ich werde Dir gewiß alles sehr genau schreiben.

Gott, mein liebes Herz, in welchen Zeiten leben wir! Mit welchen Sorgen legt man sich abends nieder, mit welchem Druck erwacht man am Morgen. Es sammelt sich doch einzig das Gemüt in dem Hinblick auf das Ewige, auf das, was in seligem Frieden über den Stürmen des Lebens ist, und wie könnte es nicht sein, da man das Vermögen hat, es zu ahnden!

Wie unaufhörlich ich in Gedanken bei Dir bin, kann ich Dir nicht sagen. Ich umarme Dich für heute. Ewig Deine Li.





Srolman habe ich an Lühows Heirat erinnert. Grüße Carl*) innigst von mir und wünsche ihm herzlich Glück. Es ist eigen, daß er jetzt ein so stilles Leben führt und ich ein so unruhiges. Ich kann mich tief in das seinige hinein-denken und beneide es ihm wohl. Indes wenn ich wahr sein will, muß ich doch gestehen, daß ich, seitdem die Umstände wieder sehr schicksalschwer werden, ein neues Leben in mir fühle. Die Gefahr zieht mich immer an, und jetzt, da die laue Frühlingsluft hinzukommt, sehne ich mich hinaus in das Leben, das doch nun endlich den langen Kampf entscheiden muß.

Von Napoleon wissen wir nur, was die Zeitungen sagen, die wir bis zum 22. kennen. Er führt ganz das alte Leben, und es ist, als wäre kaum eine Änderung gewesen. Dieselbe Nationalgarde, die für den König sterben wollte, hat sich gleich nach seiner Ankunft von ihm mustern lassen. Der König ist am 20. um 1 Uhr morgens abgereist, Napoleon am Abend um 8 eingezogen. Der König ist nach Lille zu gegangen. Auch eine wahre Emigrantenstraße. Nach Bordeaux oder überall anders tief ins Reich hinein, wäre würdiger gewesen.

Hast Du schon davon gehört, daß Radziwiłł Gouverneur unserer jetzigen polnischen Provinzen werden soll? Ich halte das für sehr verderblich und habe es dem Staatskanzler gesagt und ihm selbst zu verstehen gegeben. Allein vermutlich geschieht es doch. Von Beauharnais Arrestation ist man weit entfernt. Noch geht er in alle Gesellschaften. Die Absicht, gefährlich zu sein, hat er gewiß immer, und jetzt besonders kann er es auch sein.

Der alte Sickingen, der heute abend bei mir war, und der noch eben mit dem Kaiser, der Marie Louise und dem kleinen Römer-

*) v. Laroche.



könig spazierengegangen war, versichert, daß Marie Louise ganz auf Napoleon Verzicht tun will, und daß der Kleine die Rückkehr nicht weiß oder noch nicht begreift.

Österreich schickt 150 000 Mann, wie es behauptet, an den Oberrhein. Allein sie haben so lange mit Bayern wegen des Durchmarsches unterhandelt, daß noch nicht einmal die ersten Truppen über die Grenze haben gehen können. Bei uns ist aber alles in vollem Marsch. Daß noch am Tage der Abreise Wellingtons ein gehöriges Zusammenhandeln zwischen ihm und Gneisenau verabredet worden, ist mein Verdienst. Wellington kommandiert bloß die Engländer, Holländer und Hannoveraner. Er muß aber freilich noch mehr Truppen haben und wollte alle Norddeutschen ordentlich in Sold nehmen. Dagegen habe ich von Anfang an gestritten und mich nicht eben sehr beliebt bei ihm gemacht. Österreich und der Kaiser von Rußland unterstützten die Sache mit Gewalt, und die preußische Armee hätte gar keine deutschen Truppen bei sich gehabt, da alle Süddeutschen mit Österreich, alle Norddeutschen mit Wellington gewesen wären. Ich habe indes endlich in einer Konferenz die beiden Grundsätze durchgesetzt und zur Unterschrift gebracht, daß, wenn auch deutsche Truppen zur englischen Armee unter Wellington stoßen, diese nie als Soldtruppen angesehen werden können, sondern diese Verbindung nur aus der Lage der Umstände und zum Behuf der Kriegsoperationen geschieht, und zweitens, daß eine verhältnismäßige Zahl dieser Truppen sich an die preußische Armee anschließt. Dann versprechen die Mächte zu bewirken, daß alle deutschen Fürsten Subsidien empfangen, obgleich noch für uns selbst nicht einmal jetzt welche bestimmt sind. Auf diese Weise stellt sich die Sache vernünftig, denn wir selbst haben Interesse, daß ein so guter General wie Wellington auch eine zahlreiche und gute Armee habe, und Engländer und Holländer gibt es immer nicht genug.



Blücher kommandiert ganz für sich und Schwarzenberg ebenfalls.

Verzeih, liebe, teure Seele, daß ich plötzlich abbrechen muß. . . .



263. Humboldt an Caroline

Wien, 3. April 1815

Ich kam gestern, liebe Li, erst um $\frac{3}{4}$ 1 aus einer Konferenz nach Hause, arbeitete noch bis 3 und war dann zu müde, um zu schreiben. Die Tätigkeit ist jetzt am größten, und Preußen ist in einem närrischen Verhältnis. Da man weiß, daß man es immer auf einem rechten und konsequenten Wege findet, der manchen Planen hinderlich ist, so sucht man es zu umgehen, es fehlt uns auch aus Gründen, die Du leicht selbst erkennen wirst, hier und da an rechtem Gewicht; durch beides ist unser Einfluß geschwächt. Allein da Hardenberg und ich wieder die einzigen sind unter den Gesandten, die ordentlich arbeiten und es verstehen, da wir kein Interesse, auch kein kleines uns nicht ganz naheliegendes versäumen, so geschieht doch das meiste durch Preußen, und so hat wieder Preußen und ich insbesondere das Ansehen, die Kongreßgeschäfte vorzüglich in Gang zu erhalten.

Gestern abend waren wir mit Metternich, Razoumoffsky und Nesselrode ganz allein, und es war sehr merkwürdig. Ich werde es Dir der Kuriosität wegen genau erzählen. Es sollte von den letzten Territorialverhältnissen in Deutschland die Rede sein. Solltest Du nun glauben können, daß Nesselrode vorschlug, Eugen 70000 Seelen in Deutschland, und ob er gleich das Wort Souveränität nicht laut auszusprechen wagte, doch eigentlich mit ihr gleichkommenden Rechten zu geben. Kaum hatte er nur Eugen über seine Lippen gebracht, so fing der Kanzler nach seiner inneren edlen Manier mit entschlossener Hefigkeit zu sagen an, daß er sich



nicht so entehren werde, so etwas zu unterschreiben, und berief sich auf mich. Ich tat daselbe, und es entspann sich nun ein Streit, in dem im Grunde keiner für Eugen war, da selbst Nesselrode sich schämte, aber doch Stich halten mußte. Er sagte, Eugen sei zufrieden, sich zurückzuziehen und nur nach Beendigung des jetzigen Krieges sein Etablissement anzutreten. Ich erwiderte, daß ihn festzusetzen das einzige sein müsse, was zu tun übrigbliebe, daß ich das nicht bewirken könne, daß ich es schon für schlimm halte, wenn er auch nur in Bayern beträchtliche Besitzungen erhalte, daß aber das wenigstens nicht die Ehre angehe, daß aber von Souveränität und von Seelen nie die Rede sein könne, indem ich nie zugeben würde, solange ich es hindern könnte, daß nur eine deutsche Seele von ihm abhinge uff.

Da wir so entschieden sprachen, tat Metternich, als hätte er die gleiche Festigkeit, und versicherte auch, aber sehr lahm, daß er in so etwas nicht eingehen könne. Razoumoffsky genoß alles gegen Eugen Gesagte, redete gar nicht, Nesselrode verteidigte sich schwach und gab alle Souveränität auf. Da die Ausfindung des Territoriums in Verlegenheit brachte, machte ich den Vorschlag, da doch Murat nicht bleiben könne, an Eugen Benevent zu geben, das einmal gewohnt sei, unter solchen Beherrschern zu leben, worüber viel gelacht wurde. Es fand sich aber, daß Wellington schon Talleyrand versprochen hat, ihm dies zu erhalten, und ich trug also meinen Vorschlag auf Pontecorvo, das man, wenn der alte König von Neapel zurückkäme, vergrößern könnte, über. Dies nahm man wirklich vorläufig an, und man muß jetzt nur sehen, ob Rußland es auch noch förmlich genehmigt. Dann wäre er auf diese Weise aus Bayern herauskomplimentiert und auf einen Besitz verwiesen, der erst erobert werden muß.

Du siehst zugleich aus dieser ausführlichen Erzählung, wie die Sachen gehen.



Was mich jetzt wieder am meisten beschäftigt, ist die deutsche Verfassung. Es soll nun wirklich noch und zwar gleich zu einem Bunde kommen, man will indes hier bloß die hauptsächlichsten Grundsätze feststellen, jedoch womöglich gleich die Bundesversammlung zusammentreten lassen. Es kostet Kunst, das alles so zu machen, daß jeder hineingeht, aber ich denke doch, daß es möglich sein soll. Nur ist Metternichs Trägheit und Lauheit dabei ein entsetzliches Hinderniß. In dieser wird er vermutlich durch Geng's Furchtsamkeit bestätigt. Denn da dieser neulich die Note sah, in der ich den deutschen Fürsten den Willen, wirklich jetzt den Bund zu schließen, angekündigt habe, und deren Unterschrift ich Metternich auf gute Manier abgenötigt habe, schlug er die Hände zusammen und versicherte, daß dies ein entsetzliches Wagestück sei.

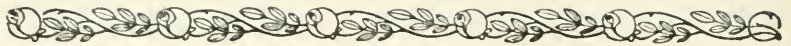
Über mich selbst kann ich Dir nur sagen, daß der Staatskanzler mir neulich wieder so gesprochen hat, als würde ich ins Hauptquartier gehen. Er fühle sich alt, sagte er, er könne plötzlich außer Tätigkeit kommen, dann sei, wenn ich abwesend sei, niemand für diese Geschäfte zu brauchen. Ich habe ihm geantwortet, ich wäre unendlich lieber bei ihm und dem Kriege nah, als in einem bloßen Gesandtenposten, tue aber, was er für das Wichtigste halte.

Liebe Seele, in Rücksicht Theodors allein ist der Krieg ein ordentliches Glück. Das Garnisonleben in dieser Jugend ist sein Verderben, im Kriege wird er noch eher wieder ernsthaft. Gedanke meiner mit Liebe, wie ich mit tiefer Sehnsucht.

Ewig Dein

H.

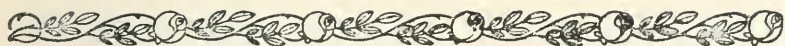




Donnerstag, als vorgestern, habe ich Deine sehr lieben Briefe vom 23. und 24. März empfangen, mein teures, süßes Herz. Wir gingen darauf nachmittags spazieren und ganz zufällig bei Frau v. Hedemann heran, um sie zu fragen, ob sie Nachrichten von ihrem Sohn habe. Sie sagte Nein, erwarte ihn aber zwischen 4 und 5 Uhr, als Frau v. Gundlach, die Schwester der Frau v. Hedemann, die von ihrem Sitz in das offene Nebenzimmer sehen konnte, aufschrie: „Da ist er!“ Er stürzte seiner Mutter in die Arme, und darauf umarmte er uns alle. Ich sah an seinem Gesicht, wie er kaum glauben konnte, daß das Adelsheid sei. Er wiederholte immerfort mit Heftigkeit, wie Gabrielle ganz, ganz ihre Physiognomie behalten hätte, wie er sie unter Tausenden wiedererkannt haben würde, aber Adelsheid habe sich sehr verändert. Freude und inniges Wohlgefallen strahlten ihm aus den Augen, die Schwestern weinten vor Freude, er selbst war unbeschreiblich bewegt, und es kamen ihm mehrere Male die Tränen in die Augen. Kurz, ich möchte um vieles die Stunde nicht erlebt haben.

Ich ging bald weg, um die Seinen frei mit ihm zu lassen, er kam am Abend zu mir, wir blieben allein, er blieb bis 11 Uhr. Doch konnte ich nur wenig eigentlich mit ihm reden, er war ganz verloren in Adelsheid und Gabriellen. Ich sage und Gabriellen, denn um sein jetziges Sein an etwas anzuknüpfen, sucht er alles hervor, was an die Vergangenheit von 1811 erinnert, wo er im August die Kinder zuerst sah. Nur dadurch, daß er die Kinderschmerzen noch geltend zu machen sucht, darf er gleich so innig bekannt mit ihnen sein. Die süße, kleine Neckerei ist ihm dann auch wohl noch außerdem lieb, um seine tiefe Wehmut über den neuen Kampf, die neue Trennung in etwas zu verbergen. Ganz kann

518



er es nicht. Gestern vormittag war große Parade. Er hatte schon genug gefragt: „Werden Sie auch am Fenster sein, liebe Adelhaid, liebe Gabrielle?“ Alles wurde bejaht, er selbst erschien noch lange vorher, ehe er den Prinzen abholte, und salutierte. Gegen 2 Uhr holte er uns zum Spazierengehen ab. Zum Tee hatte ich seine Familie und Laroches eingeladen, er war doch vorzugsweise nur mit ihr beschäftigt.

Drei Wochen meint er hierzubleiben. Ich kann, wie er es anfängt, beinahe nicht zweifeln, daß er sich gegen mich erklären wird.

Adelhaid, sehe ich wohl, ist tief ergriffen von seinem Unblick und von der ausschließlichen Aufmerksamkeit, mit der er um sie beschäftigt ist, sie warf sich mir gestern beim Schlafengehen in die Arme und sagte: „Ach, liebe Mutter, er ist unaussprechlich liebenswürdig, warum muß er doch nur wieder fort.“ Sie weinte beinahe, und doch bin ich überzeugt, daß sie noch gar nicht eigentlich ans Heiraten gedacht hat. Ich kann mich darin ganz in den Gang ihrer Vorstellungen und Gefühle hinein denken — es liegt alles noch so unbewußt in solch einem jugendlichen Gemüt, bis der Strahl einer ewigen Liebe alles aufgeheilt und es sich selbst erkannt hat.

Heute werde ich schwerlich zur Beantwortung Deiner lieben Briefe kommen, mein teures Leben. Morgen, wo hoffentlich das Wetter so schön ist wie heute, fahren wir mit Hedemann und Welcker nach Segel.

Caroline hat nun wieder drei Tage Migräne. Ihr Leiden bricht mir das Herz. Heute noch werde ich ihretwegen mit Wolfart sprechen. Sie wünscht und glaubt den Magnetismus. Sie ist sehr verändert, und ich kann sie nicht ohne die tiefste Wehmut ansehen. Hedemann ist sehr lieb mit ihr. Ich bin selbst von Hedemanns Ankunft, der Freude, der Wehmut, von allem was meiner



holden Adel bevorsteht, sehr angegriffen. Die Kinder grüßen tausendmal.
Deine Caroline.



265. Caroline an Humboldt

Berlin, 4. April 1815

Mein geliebtes Herz!



Hedemann ist sehr rasch in seinem Unternehmen. Sonntag fuhren wir nach Tegel, frühstückten und gingen aus spazieren. Er ging vorzugsweise mit den beiden jüngeren Schwestern, doch nicht so, daß es auffallend wurde. Wir aßen im Krug. Nach Tisch, wo mir Hedemann den Arm gab, mich nach Hause zu führen, die Kinder aber mit Welcker vorausgingen, sagte er mir mit vielen süßen, lieben Worten, wie er Adel liebe, wie treu er ihr Bild im Herzen durch alle diese Jahre getragen, wie er sie über alle seine Erwartungen herrlich und lieblich wiedergefunden, wie er dennoch sein Herz und seine Wünsche bezähmen würde ihrer großen Jugend wegen, wenn nicht die Anmahnungen der Zeit so dringend wären. Er werde nun wieder in den Krieg ziehen und könne es nur mit Frohsinn und völliger Erhebung und Freiheit des Gemüths, wenn er sie als den herrlichen Preis des Kampfes erhoffen dürfe. Er war sehr gerührt, ich war es auch. Ich sagte ihm, wie wir ihn liebten und achteten, und bezog mich auf Dich und wie ich nicht an Deiner Zustimmung zweifelte. Darauf bat er um die Erlaubnis, mit Adel sprechen zu dürfen. Ich weiß, sie schreibt Dir selbst, sie war entsetzlich bewegt und überrascht, blaß geworden vor Freude, aber ihre Neigung hatte sie ihm nicht verleugnen können. Er war in einer schwer zu beschreibenden Freude, sie in sich versunken und konnte spät am Abend nur weinen an meinem Halse.

Gestern morgen kam er dann zu mir, er selbst wollte mit den



Schwestern sprechen, das tat er denn und auf eine äußerst liebe Weise. Beide versicherten ihn ihrer ganzen Liebe und Teilnahme, besonders zärtlich und teilnehmend war Caroline.

Gabrielle ist in einem sehr aufgeregten Gemüthszustand. Sie weinte beinahe den ganzen Sonntagnachmittag, wo sie doch eigentlich noch nicht wußte, was sich entscheiden sollte. Wie ich mit ihr allein ging und sie befragte, was ihr sei, sagte sie: „Ach, Mutter, es drückt mich dieser Krieg und zerdrückt mir das Herz!“ Ich verstand das liebe Kind nicht gleich und erwiderte: „Wieso?“ „Ach,“ sagte sie, „Du bist doch nur am vorigen Kriege so krank geworden, nun kommen zu allen den alten Sorgen so viel neue. Adelsheim liebt Hedemann, das sehe ich wohl, Hedemann liebt auch die Adelsheim, und wenn wir ihn nun verlieren, ach, Mutter, da verliere ich ja Adelsheim und Dich!“ Das Kind hat mich unbeschreiblich bewegt. Gott wird es ja anders wenden.

Hedemann ist in einem Glück, in einem Entzücken, er sieht nur sie, er möchte ewig zu ihren Füßen liegen, und was ich einzig schön finde, er ist nun so froh der Zukunft, „alles“, sagt er, „alles wird mir süß sein und wäre es auch der Tod!“

Wenn er bliebe, es wäre mehr als furchtbar! Wenn nicht einmal sein Name ihr bliebe, ihm kommt es wie unmöglich vor. Wie schwere Lasten fällt es mir zuweilen aufs Herz, daß der Tod das Glück und die Lust des Lebens und den Becher überschäumender Freude liebt.

Ein furchtbarer und entscheidender Krieg wird es, das ist gewiß, und unberechenbar seine Dauer. Aber, daß Napoleon untergeht in ihm und Frankreich gezüchtigt wird, das steht mir klar vor dem inneren Auge. Gott, aber um welchen Preis! Welches Blut wird fließen, o könnte ich das meine für die Wahrheit und das Recht verströmen, aber abwenden damit von meines Kindes Herz den bittren Todes Schmerz, der ihm vielleicht bereitet ist! Die



Bruft ist mir vor Schmerz und Freude voll, wie noch niemals
im Leben.

Deine Li.



266. Humboldt an Caroline

Wien, 9. April 1815

Es ist schon gegen 3 Uhr, liebe Li, allein ich sehe voraus,
daß ich morgen vormittag nicht Zeit zum Schreiben
haben werde, also sage ich Dir noch einige Worte der
Liebe und des Dankes für Deinen unendlich teuren Brief vom 4.,
den ich heute früh bekommen habe. Er und seine Beilagen haben
mich, wie ich es auch Hedemann und Adelsheid sage, auf das tiefste
gerührt, aber auch unaussprechlich gefreut. Du weißt, daß ich
wie Du diese Heirat immer schon in der Idee sehr liebte, ich bin
zuversichtlich überzeugt, daß es fast unmöglich ist, einen edleren,
besseren, zarteren, verständigeren Menschen zu finden, als Hedemann.
Das alles aber wußte ich, allein was mich so tief ergriffen und be-
wegt hat, ist Adelsheids Brief*). Ich habe ihn heute unzählige Male
gelesen und kann immer von meiner Verwunderung nicht zurück-
kommen. Es ist unmöglich, einfacher und edler und gemütvoller
zu schreiben, es ist eine Verbindung von Kindlichkeit und Tiefe
in den wenigen Zeilen, von der man sich so keinen Begriff machte;
ein Gehalt und eine Sprache, die mich bei jedem neuen Lesen aufs
neue in Staunen setzen. Es schmerzt mich unglaublich, daß sie
nun so schnell und so furchtbar getrennt werden sollen, ich hätte
wie Du gewünscht, die Verbindung hätte noch früher geschehen
können, und wünschte es noch.

Ich danke Dir unendlich, daß Du mit der nur Dir eigenen
liebvollen Güte mir alles so ausführlich erzählst. Gabrielle ist ein

*) Vgl. Gabriele v. Bülow. Ein Lebensbild. 13. Aufl. Berlin 1909.
S. 88.



wunderbares Geschöpf, romantischer und idealer wie Adelheid, und auch unaussprechlich gut. Es ist in den beiden Schwestern wie ein Schatz vom Himmel gekommen, aus dem Dein Wesen sichtbar zurückstrahlt.

Über den Tod schreibst Du zwar sehr wahr, aber ich hege doch eine große Zuversicht. Jedermann hat an sich Glück, und sein ganzes Wesen ist so auf diese Verbindung, auf das Glück in ihr gerichtet, daß, ohne daß wir begreifen wie, ein solches unverrücktes Hinschauen das Schicksal regiert.

Ich habe der Mutter geschrieben, weil ich weiß, daß Hedemann sie sehr liebt. Weißt Du noch, wie Papa und Mama sich über den schweren Rasus stritten, wer zuerst schreiben sollte, und wir ihnen dann die Briefe machten?*)

Ulmarme die Kinder und Hedemann. Er nennt sich in dem Brief an mich ‚Sohn‘, allein ich weiß nicht, ich komme mir als Schwiegervater ordentlich lächerlich vor, so daß ich mich gar nicht zu der Benennung entschließen kann. Ich dünkte, man müßte weit gravitätischer sein, und ich habe immer den seligen Papa vor mir, als mein einziges Ideal eines Schwiegervaters. Wirklich war der gute Mann in diesem Verhältnis zwar manchmal unbequem, aber immer sehr lieb.

Ich habe ein ausführliches Gespräch mit dem Staatskanzler über mich und meine künftige Lage gehabt, und es ist entschieden, daß ich bei dem Hauptquartier bleibe. Der Kanzler hat mir geradezu gesagt, daß er bei seiner Gesundheit und seinem Alter nicht sicher genug sei, immer die Geschäfte machen zu können, und mich also bei sich behalten wolle. Er ist auch mit mir übereingekommen, daß, selbst wenn eine Sendung nach England nötig sein sollte, ich sie immer übernehmen könnte, da sie doch immer nur kurz dauern

*) Vgl. Band I, S. 90.



würde. Er scheint auch darin mit mir einig zu sein, daß ich vor meinem Weggehen hier eigentlich meinen Posten verlasse und hier meine Kretedentialien übergebe. Daran ist mir vorzüglich gelegen. Denn dadurch werde ich erstlich wenigstens dies Verhältniß mit Metternich los und komme in ein freieres gegen ihn, und dann trete ich auch aus der ganzen Gesandtenkarriere heraus und bin im Grunde schon neben dem Kanzler Minister des auswärtigen Departements. Ich komme also vermutlich nach Berlin. Freilich sage ich das so mehr wie man einmal Plane macht, denn eigentlich kommt mir die Zeit so wild und verwickelt vor, daß ich gar wenig an die Ruhe denke und auf sie rechne.

Es stand im „Beobachter“ ein Brief von Gropius an Bartholdy, worin er sagt, daß er vielleicht den größten Teil des Sommers in Tempe in Thessalien mit dem Bau einer Brücke zubringen wird. Ich kann Dir nicht sagen, wie sonderbar mich der Gedanke ergriffen hat, so einen ganzen Sommer und gerade diesen in diesem Winkel der Erde, um eine einzelne Brücke beschäftigt, zuzubringen. Ich kann mir jetzt kaum eine Idee davon machen.

Von Napoleon und der Hortense*) sind wieder Briefe angekommen, die jetzt immer in den Konferenzen selbst erbrochen und gelesen werden. Napoleon schreibt mit einer Klaue, die fast niemand lesen kann, immer auf einem Duodezblatt. Darüber steht ‚Tuilleries‘, dies schreiben zu können, mag ihn besonders gefreut haben, und das einzige Wort ist freilich auch die größte Schmach für die Bourbons. Dann fangen die Briefe immer an mit: „Ma bonne Louise“ und immer alles in Du. Die hauptsächlichsten Phrasen sind, denn das ganze ist nur eine kleine Seite: „Je suis maître de toute la France. Le soi-disant roi s'est embarqué

*) Hortense Beauharnais, geb. 1783, † 1837, Tochter erster Ehe der Kaiserin Josephine, vermählt mit Napoleons Bruder, dem Erzkönig von Holland, Mutter Napoleons III.



pour l'Angleterre. Je passe tous les jours en revue 25 000 hommes. La France ne craint rien de personne.“ Diese Phrase ist aber so undeutlich geschrieben, daß der Kanzler noch jetzt behauptet, daß sie das nicht heißt. La France ist deutlich, rien de personne habe ich dechiffriert, craint, das mit ne ein Wort ist, Weissenberg. Dann sagt er ihr zu kommen, und am Ende steht: „Fais que tu sois le 15 ou 20 Avril avec mon fils à Strassbourg.“ Der Schluß ist: „Adieu, tout à toi.“

Die Hortense schreibt dem Bruder*) nur sehr wenige Worte. Er müsse so schnell als immer möglich nach Paris kommen, doch wolle er das nicht, so müsse er dem Kaiser hier nützlich sein und schreiben, was er zu diesem Endzweck schon getan habe. Eins von beidem sei unumgänglich notwendig, sonst würden ihm andere in der Gunst zuvorkommen. Sie sagt, daß Napoleon den Pariser Frieden bestätigen will und setzt hinzu: „Si les puissances veulent pourtant la guerre, elle sera horrible; le peuple et l'armée n'ont jamais été aussi unis.“ Von sich sagt sie: „On me traite assez bien, mais tout dépend pourtant de ton arrivée.“ Mir fällt bei dem allen nur immer des alten Antonio göttlicher Ausdruck ein: „Massa di canaglia.“

Trotz alles dessen, trotz meines sehr bestimmten und dreisten Redens geht doch Eugen von hier weg, wie es heißt, nach Bayreuth, also gerade da, wo, wenn der Krieg unglücklich ginge, er zwischen Bayern und Sachsen sehr gefährlich werden kann.

In Italien sind denn die Feindseligkeiten angegangen. Murat ist bis gegen Bologna vorgeedrungen. Es sind auch einige Schüsse gefallen. So wird Österreich zuerst von einem seiner Protegés und Alliierten behandelt. Metternich sagte in der Konferenz, die österreichischen Truppen wären dort nicht stark genug, ordentlich

*) Eugen Beauharnais. Vgl. S. 423.



Widerstand zu leisten. Allein Clancarty*) erwiderte ihm, Wellington habe gesagt, daß er sich anheischig mache, mit den Truppen, wie sie da wären, Murat entgegenzugehen und ihn zu schlagen. So weit geht hier die Schwäche. Überhaupt ist und bleibt Metternich ein Verderben, und Stadion wäre ohne Vergleichung besser.

Über den König von Sachsen, um auf Deine Briefe zurückzukommen, siehst Du die Sache nicht von allen Seiten an. Es ist allerdings fatal, daß er jetzt gerade wieder zum Regieren kommt. Aber es ist für Preußen selbst notwendig. Denn wenn man ihn nicht dazu läßt, so entbindet er, was immer eine freiwillige Handlung von ihm ist, über die kein Mensch Meister ist, unsere sächsischen Untertanen nicht ihres Eides und ebensowenig die im Herzogtum Warschau, und wenn es auch uns, die wir sein Recht durch seine Handlung für verloren ansehen, nicht nötig scheint, so wissen wir nur gar zu sehr, daß es im Lande und zu dessen ruhiger Beherrschung allerdings sehr wesentlich ist. Dann muß er sich natürlich nunmehr auch mit gegen Napoleon verbünden, und wird also wenigstens wieder durch sein Wort in unsern Kreis gezogen. Der Gefahr, die sein Regieren hat, läßt sich vorbeugen, und es ist die Frage, ob er nicht gefährlicher ist, wenn er heimlich bei einem über seine Lage ungewissen Volke intrigierte. Das Böse des Beispiels seiner Straflosigkeit ist das Schlimmste immer. Allein so manche andere ganz oder halb Schuldige sitzen unaufhörlich in unserm Rat.

Lebe innigst wohl, süße, teure, herzlich geliebte Li. Almarme die Kinder. Ewig Dein

H.



*) Diplomat, Vertreter Englands in der Kommission für Befreiung der Schifffahrt und in der Territorialkommission.



Mein teurer Wilhelm!

Es sind heute erst acht Tage, daß wir Dir geschrieben haben, August, Adelheid und ich, und Deiner Zusage können wir erst den 15. entgegensehen. Aber ich bin ja Deiner Zustimmung so gewiß, da ich weiß, wie Du August liebst und ehrst, daß ich vertrauensvoll mit neuen Bitten zu Dir komme. Die Kinder genießen jenes seligen Glückes, mit dem die Lust des Himmels und sein Friede und die Ahndung des Ewigen aufgeht im irdischen Leben und in der menschlichen Brust, und leben die schönsten, seligsten Tage und würden sie ohne Widerrede und heimliches Drängen nach noch unbedingterem Sichangehören fortleben, wenn die Zeit nicht eine so nahe und so furchtbare Trennung brächte. August sieht und fühlt, wie jung, wie zart, wie gleichsam eine noch unerschlossene Blüte Adel ist, und hat es nicht einmal begehrt, daß sie die Seine würde, obwohl er es wohl innigst wünscht.

Ich habe nie gewünscht, daß Adel vor dem 16. Jahre heiraten möchte, aber doch komme ich jetzt auf andere Gedanken. Es liegt ein furchtbarer naher Krieg vor uns, eine chaotisch dunkle Zeit, und mehr als je hat der arme Mensch nur den flüchtigen, entscheidenden Augenblick der Gegenwart. Diese beiden haben sich gefunden, gestatte, daß sie jenen Augenblick festhalten, ehe der Drang dieser gewaltigen Zeit ihn mit sich fortreißt. Wohl gehören sie sich an, auch unvermählt, und Du weißt wohl, daß ich es nicht bin, der ihre Treue binden will. Aber den Mut, die Freude des Lebens und des Todes laß uns ihnen retten, wenn menschliche Kräfte es vermögen, aus solcher sturmbewegten Zeit.

Er ist ein Mann und vereint alle zarte Liebe und den unwandelbaren, unerschütterlichen Willen in seiner Brust, auch weiß er, daß sie fein ist, und wird in unendlichem Schmerz durchdrungen



bleiben von seiner und ihrer Liebe. Vor unserm geliebten Kinde aber wird sich's aufthun wie ein Abgrund, den all meine Sorgfalt, meine Liebe, den selbst mein Mut ihr nicht wird verdecken können, denn er ist da —, und es hängt an jeder Stunde der Trennung vielleicht sein Leben!

Darum bitte ich, gib Deine Einwilligung, daß wir sie womöglich noch trauen lassen können. Die Lage bleibt dieselbe, er geht dem Ruf seiner ernstesten Pflichten entgegen, sie bleibt an meinem Herzen. Aber sie trägt seinen geliebten Namen, und sollte er verwundet werden, so kann ich sie ihm bringen, sie ihm sogar unter sicherer Geleitung schicken, wenn es mir unmöglich wäre, sie ihm zu bringen.

Geböte Gott über sein theures Leben, so fände im ungeheuersten Schmerz sie doch noch einen Moment der Seligkeit in der Erinnerung, und in den bürgerlichen Verhältnissen des Lebens wäre selbst dann, wenn sie uns einmal verloren haben wird, nichts, was sie nöthigte, eine andere Verbindung einzugehen. Sie liebt ihn unaussprechlich und wird es erst dann ganz erkennen, wenn er nun nicht mehr da ist, und die Sehnsucht ihr das Herz in der Brust wird sprengen wollen. Jetzt ist sie in dem rührenden Zustand, in dem sie sich noch kaum selbst erkennt.

Die Möglichkeit der Heirat ist da, Jedermann hat auf meine Veranlassung mit Schleiermacher gesprochen, der sie in der uns noch bis zu seiner Abreise gegebenen Zeit einsegnen kann und will, alles andere Nötige von Dispensation des Aufgebots kann ich durch Schleiermacher und Nicolovius besorgen lassen, und so fehlt es uns an nichts als an dem königlichen Konsens und Deiner Zustimmung.

Die Gewalt der Umstände, das dunkle Drängen des Schicksals, das man, ich weiß nicht wie, mit der Luft, die man atmet, in sich zieht, bewegt einen tiefer über alle eigenen und teuersten Verhält-



nisse; — hier übereilen wir uns nicht in Hinsicht der glücklichen Wahl unserer Adelheid, wir gehen nur den raschen Schritt, mit dem alles jezt geht.

Dein gestern empfangener Brief hat in mir den Entschluß gereift, der mir früher nur ein Wunsch und mein eigenes Gefühl war. Gott hat ihn mir zum Glück meines Kindes in das Herz gelegt, das fühl ich.

Bertha ist den 9. mit Lügow verheiratet worden. Augusts Schwester heiratet höchstwahrscheinlich auch noch vor ihres Bräutigams Abmarsch.

Ich breche hier ab. Alles umarmt Dich.

Ewig Deine

Caroline



268. Caroline an Humboldt

Berlin, 20. April 1815

Mein theures, liebstes Herz!



Ein letzter lieber Brief kam im Augenblick des Zumachens des meinigen. Augusts Freude und Entzücken ging über alle Beschreibung und ist tief rührend. Ich gestehe Dir, daß mit aller Zuneigung, die ich immer für August hatte, ich mir nie eingebildet hätte, daß er so heftig lieben könnte — und Du weißt, daß es bei mir sehr viel zählt, wenn ich das Vermögen, unaussprechlich zu lieben, voraussehe. Wie muß ich mich freuen, daß dies einzig hohe Glück Adelheid zuteil wird, und unter so günstigen Verhältnissen! Es wird ihr Wesen in ernster und heiliger Schönheit entfalten. Es ist in ihm solcher Edelmut, solches ritterliches Gemüt, solche Treue und Festigkeit, daß man es wohl das Element seines Wesens nennen kann, und nun solche Liebe und das hinreißend süße Gefühl, daß der Hauch seines innersten Lebens die zarte Mädchenseele entfaltet, ich kanns wohl fühlen, wie der Himmel



in ihm ist, und wie er ihn ihr in die Seele haucht, und ich muß hinzusetzen, wenn sie so nebeneinander sitzen, ist es mir Bedürfnis, süße Worte des Segens über sie vor mich hinzusagen, die doch der Himmel erhören wolle.

Von allem Zeitlichen und Irdischen habe ich noch nicht mit ihm sprechen können und mögen, einmal weil ich nicht weiß, was Du gesonnen bist, ihr zu geben, dann aber auch, weil es nicht an der Zeit ist, möchte ich sagen. In allem kann ja keine Eile sein, denn sie bleibt ja noch bei uns.

Daß Du ins Hauptquartier gehst, mein teurer Wilhelm, habe ich immer gedacht und meine, es ist das Beste für die Geschäfte. Nach der Wendung, die der Krieg nun nimmt, muß man sehen, ob ich zu Dir stoßen kann.

Heute ist der Aufruf des Königs in den Zeitungen, er ist schön, einfach und würdig und ernst geschrieben. In Wien, in Oesterreich wollte ich sagen, findet es niemand der Mühe wert, mit dem Volk zu sprechen. Das ist eine verruchte Manier, eine, die sich schwer rächen wird in der Zeit, in der wir leben.

Gropius schickte mir lezthin einen Plan zu einem Monument für die Schlacht bei Leipzig. Gott! Welchen gewaltigen Schritt gehen die Weltereignisse, und was liegt wieder zwischen dieser großen Völkerschlacht und dem gegenwärtigen Augenblick! Man schwindelt oft in seinen armen Gedanken.

Über Sachsen ergebe ich mich in Deine besseren Ansichten. Wenn man Sachsen genommen hätte nach der Leipziger Schlacht, hätte nicht Huhn noch Hahn danach gekräht, und es wäre schon einigermaßen veramalgamiert. Selbst nach dem Pariser Frieden wäre es noch an der Zeit gewesen. Was so sonnenklar hingestellt ist, wird nur durch die langen Debatten eines Kongresses verunstaltet und entstellt.

Vom Prinzen Radziwill und den künftigen Planen wußte



ich. Sie gefallen mir nicht. Beauharnais ist so gewiß ein Spion wie einer. Er wird wohl keine Papiere bei sich haben, die überführen, allein den nähme ich schon in sichere Verwahrung ohne alle Gewissensbisse bis nach dem Krieg. Marie Louise mag wohl dem Kaiser nicht mehr so recht trauen, nachdem sie einen andern liebt.

Man kann nicht lassen, auf die Vermutung zu kommen, daß bei Napoleons Abgang die jetzige Verrätheri sich anzettelte. Er trat nur ab, damit die Ebbe eintreten könnte unsererseits.

In Stuttgart sind ja bedeutende Auftritte vorgefallen mit den Ständen. Der Geist des Volkes soll vortrefflich sein. Das ist er, glaube ich, mit ganz einzelnen Ausnahmen, im Volke überall, es kommt nur darauf an, daß die, die es zur That führen sollen, reines und treuen Herzens sind.

Körners sind angekommen, ich habe sie gesehen. Er sieht aus wie ein Mann, der sich freut, daß sein letztes, liebstes Kind den schweren Kampf des Lebens ausgekämpft hat und nun in Frieden und ewiger Freude geborgen ist. Die Mutter und Dörchen sind sehr herunter, von Tränen beinah unkenntlich, und das gebrochene Herz der Mutter fühlt man in jedem Händedruck. Sie waren so zart und schonend, sie wollten mich und die Kinder in diesen Tagen nicht sehen, um mich in meiner Freude, die Kinder in ihrem Entzücken durch ihren Anblick nicht zu stören, allein ich hätte das nicht gekonnt. Gott hat uns ja das Herz gegeben in seinem tiefen und unendlichen Vermögen, um jedes Schicksal zu fassen, zu teilen und von ihm geführt zu werden, ach! Gott sei Dank zu einem Ziele. Und dann — es sind ja Schmerz und Freude nicht so abgetrennt, wehen doch wie Klänge des ewigen Lebens in jede zerrissene Brust herüber, und der Freude, der allerinnigsten zumal, ist die Wehmut beinah eine stete Begleiterin.

Wie ist mir doch das Herz voll Tränen und voll Freude!



Daß es niemand begreift, da Du fern bist, das fühl' ich — es
ist auch gut so. Adieu! Ewig Deine Li.



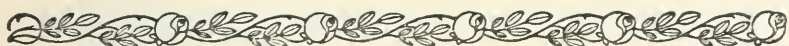
269. Humboldt an Caroline

Wien, 18. April 1815

Es hat mich sehr glücklich gemacht, daß ich die Erlaubnis des Königs noch gestern erhielt. Es schmerzt mich unendlich, jetzt gerade nicht bei Euch zu sein. Das liebe, kleine Mädchen so in der ersten, fast noch bewußtlosen Liebe, die sich gewiß mit jedem Tage mehr und schöner entfaltet, zu sehen, würde mich sehr glücklich machen. Überhaupt ist jede Blüte des Lebens abgestreift, seitdem ich nicht mehr mit Dir bin, und manchmal, wenn ich die Ungewißheit dieser neuen Trennung bedenke, kommt mir das Leben wie schon geendet vor. Das Eigenste und Beste ist dahin, außs Unsichere dahin ob man es je wieder dauernd faßt, und mit der Tätigkeit, mit dem Wirken ist es, wenn man sich nur keine Täuschungen macht, eine Sache, an der kein Mensch, der sich seiner und seines Erfolges recht bewußt ist, ein eigentliches Genüge finden kann. Wie wenig unter dem, was geschieht, ist eigentlich gut, und wie wenig dieses Guten kann man behaupten, nur hauptsächlich gemacht zu haben? Dagegen ist das meiste schlecht oder mittelmäßig und fast nichts dieser Art, an dem man nicht einigen Teil hätte.

Daß ich nicht bei Adels Heirat bin, ist mir ein großer Schmerz. Es ist eins der Unglücke, die der Kongreß über mich bringt, der mir in jeder Hinsicht ungünstig ist, und vor dem ich mich auch recht instinktmäßig geekelt habe.

An äußere Arrangements ist in der Schnelligkeit auch nicht zu denken. Papa würde außer sich gewesen sein, wenn er eine



Heirat hätte ohne Ehevertrag machen sollen. Jedermann hat, soviel ich weiß, sehr wenig oder nichts.

Ich sehe wie Du diese Heirat als eine der wunderbarsten Fügungen des Schicksals an. Sie ist's in jeder Rücksicht. August wäre unstreitig nie zu uns nach Wien gekommen, wenn er nicht schon früher so eng und vertraulich mit mir verbunden gewesen wäre, und daß ich mich ihm in Königsberg so genähert hatte, auch darin war etwas Wunderbares. Wie gut und trefflich er ist, konnte es doch so leicht auch anders gerade von meiner Seite zu ihm sein. Ich erinnere mich auch sehr gut, daß die Leute, die keinen Sinn dafür haben, wie der bloße innere Charakter, das eigentliche Gemüt wirkt, oder, die mir nicht den notwendigen [Charakter] dazu zutrauen, sich über unsern häufigen Umgang wunderten und mich ordentlich darum fragten. Hernach war es noch viel wunderbarer, daß die Kleine als Kind einen solchen Eindruck auf ihn machte, und daß er diesen Eindruck so lang und so treu bewahrte. So erscheint einem die endliche Entscheidung wie einer der Segen des Schicksals, die wir manchmal im Leben erfahren haben, und die ich immer Dir und Deiner unendlichen Güte zuschreibe.

Das Gefühl, daß sich das geliebte Kind nun so von Vater und Mutter losreißt und einem eigenen Weg folgt, begreife ich vollkommen. Es gibt keine Verbindung, die keine Scheidung wäre zugleich, aber darum ist es auch umgekehrt so, und wie man sich vom Irdischen losreißt, umfaßt man das Ewige. Da der Mensch immer zwischen beiden schwankt, verbringt er auch das Leben zwischen Freude und Schmerz, und das Gefühl, das beide verknüpft und in dem beide ineinander übergehen, ist die Wehmut, in ihrer letzten Auflösung nur die tiefe und mit unendlicher Sehnsucht und unendlichem Vermissen verbundene Ahnung dieses Zwitterzustandes der Menschheit. Sie gehört daher auch nur den seelenvollsten Menschen an, die minder in der Wirklichkeit als in jener ewig unergründeten

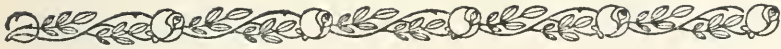


Tiefe leben. Die anderen betäubt die Freude oder macht der Schmerz, der ohne sie furchtbar und entsetzend ist, starr.

Die Freude Carolinens über Adels Verlobung zeichnet wirklich sehr ihre tiefe innere Güte. Nach Karlsbad mußt Du armes Kind also doch mit ihr. Mit dem Magnetisieren laß doch fortfahren, wenn es so gut zu wirken scheint. Es ist eine wunderbare Sache damit. Hier war eine Somnambule, die viele besucht haben. Stein ist so erstaunt und gerührt gewesen, daß er ganz außer sich geweint haben soll. Ich liebe übrigens den Magnetismus nur wie eine Arznei. An sich ist mir diese Herrschaft über ein fühlendes Wesen entsetzlich widrig. Es ist eine wahre Begünstigung einer Rebellion der Nerven gegen das Gehirn, an dessen Stelle jene auf einmal sich zu denken und zu räsonieren herausnehmen. Es hat auch etwas Niederschlagendes für die Menschheit, daß die höhere Kraft, die augenblicklich wach wird, sich immer nur im Kreise des physischen Wohl- oder Übelbefindens hält. Wenn wenigstens manchmal nur der Magnetismus auch für andere Dinge, für Ideen begeisterte, wie es die Alten von den Prophetinnen glaubten. Es ist indes die Frage, ob das nicht zu bewirken wäre, wenn man dem Gehirn beikommen und dies, als den eigentlich dem Denken gewidmeten Teil, magnetisieren könnte.

Was sagst Du, süßes Herz, zu dem Brief vom Schatz*), den ich Dir schicke? Ich habe ihn plötzlich bekommen und ihm auch schon geantwortet. Man sieht dem Geschriebenen eine große Altersschwäche an. Ich habe gestern seine Pension, die die neuen Besitzer seines Landes zahlen, 100 000 Florin, in der Konferenz angebracht. Es ist in allem recht. Er war ehemals deutscher Fürst, was er 1803 durch das Reich bekam, ging in sein Land über, und das hat er verloren. Auch die Summe ist nicht zu viel. Allein, solltest Du glauben, Wrede handelte und wollte nur 80 000 geben. Aber

*) Dalberg.



die in gleichen Sünden gesteckt haben, können durcheinander gestraft werden, und so habe ich nicht nachgegeben.

Als Brede weg war, sagte Tallyrand: „Il a vraiment montré qu'il est le ministre d'un roi de fortune.“ Ich habe ein altes tendre für Dalberg, und es war mir wie eine Schuld gegen ihn und Carolinen*) etwas für ihn zu tun.

Lebe wohl, liebe, teure, inniggeliebte Seele, umarme die Kinder, zu denen ich auch Hedemann rechne. Ewig Dein S.



270. Caroline an Humboldt

Berlin, 24. April 1815,
kurz vor Mitternacht

Adelheid ist getraut, mein teurer Wilhelm, und vor einer halben Stunde habe ich sie dem geliebten Mann in die Arme geführt. — Nachdem ich Dir lezthin geschrieben, kam Dein geliebter Brief mit der Beilage von Thile, die Du August einschlossst. Ich schickte sie ihm, er kam augenblicklich zu uns und fand eben Schleiermacher bei mir, der seine letzte Stunde gegeben und zwei Stunden später Adelheid in der Kirche einsegnen sollte. Die Trauung wurde also an den Montag bestimmt, da Schleiermacher auf den vorgezeigten Brief von Thile kein Bedenken keiner Art haben konnte.

Sonnabend, den 22. um 2 Uhr nachmittags, wurde sie eingeseget, nachdem Schleiermacher erst eine allgemeine Vorbereitung für das Abendmahl, das den Sonntag gehalten werden sollte, von der Kanzel abgehalten hatte. Er ging darauf herunter, trat vor den Altar, vor dem sie allein saß, und redete sie mit kurzen, aber unendlich schönen Worten an und ließ sie ihr Glaubensbekenntnis ablegen. Außer Hedemanns Familie und uns war, das fremde

*) v. Wolzogen.



Publikum abgerechnet, Prinzessin Wilhelm nach der Kirche gekommen und gab durch ihre tiefe Rührung zu erkennen, welchen Anteil sie an Augusts Glück, an Adelheids kindlicher Liebe und Unschuld und der ganzen Handlung nahm.

Den 23. kommunizierte Adel. Ich und Caroline haben mit ihr das Abendmahl genommen. Heute nun wurde sie von Schleiermacher in derselben Kirche getraut. Prinz und Prinzess Wilhelm hatten gewollt, daß die Hochzeit auf dem Schlosse sei. Beide waren gegenwärtig, alle königlichen Kinder ohne Ausnahme, Prinz Radziwill, Prinzessin Luise mit ihren Kindern, mit einem Wort alles. Die Kirche war außerdem gedrängt voll Menschen. Der Prinz schickte einen Staatswagen, um Adelheid mit August, Augusts Mutter und mich abzuholen. Schleiermachers Rede war wundervoll, ganz diesem Brautpaare angemessen, nicht so, daß es ihre Bescheidenheit hätte stören können, doch so, daß sie für kein anderes Paar gepaßt hätte, so individuell hineinversflochten war die Erwähnung seines Standes, der gewaltigen Zeit, ihrer zarten Jugend, Deiner Freundschaft und Deines Vertrauens auf August. Tief und innig waren alle davon ergriffen, der Prinz, die Prinzessinnen und die königlichen Kinder alle so gerührt, daß ich das gar nicht aussprechen kann. — Auf dem Schloß war alles festlich, eine äußerst schöne Kollation (das eigentliche Souper hatte August verbeten), es wurde zwischeninne ein wenig getanz. Um 11 Uhr nahm Prinzess Luise der Braut den Kranz ab, der dann ausgetanzt wurde. (Ihr Brautkleid war weiß, mit Silber gestickt und mit schönen Spitzen besetzt, sie sah wie eine Fürstin aus, das ist wahr.) Noch einmal wurde auf des jungen Paares Gesundheit getrunken, und unter Pauken und Trompeten führte Prinz Wilhelm die liebe Kleine bis zur Treppe, und somit stiegen wir in unseren Wagen und fuhren nach Haus. . . .

Unausprechlich wehmütig macht es mich oft, daß Du das



holde Kind nicht jetzt sehen und sein Glück und seine Innigkeit mit genießen kannst. Doch hat es, ich will's Dir nicht leugnen, auch was Schmerzliches, wenn sich das eigenste und tiefste Leben, das Kind, das man mit seinem eigenen Leben und seiner Liebe gepflegt und großgezogen hat, nun gleichsam abtrennt vom mütterlichen Herzen.

Man wird mir tausendmal sagen, daß es nicht so ist, doch ist alles Leben ein Aufkeimen, Wachsen, Blühen, in voller Üppigkeit Stehen und wieder Vergehen, — und es ist keine Freude auf Erden, keine, der nicht die tiefste Wehmut beigemischt wäre. Das muß auch so sein, das ist das Band, woran der Himmel uns hält und leise uns zu sich zieht. —

Caroline ist sehr liebend, mild und gütig, aber von tieferer Sehnsucht nach einem ähnlichen Glück der Liebe scheint ihr Herz ganz frei. Mir ist das unbegreiflich, ganz, ganz unbegreiflich. . . .



271. Humboldt an Caroline

Wien, 30. April 1815



Ich habe Deinen Brief vom 24., liebe Li, mit unendlicher Rührung und Freude gelesen und kann Dir nicht genug für die liebevolle Güte danken, mit der Du mir noch am Abend des Hochzeitstages geschrieben hast. Die Einsegnung, die Trauung in der Kirche, die Hochzeit im Schloß bei dem Prinzen und der Prinzessin, die so hübsch und gut in diese Gefühle und in die Familienverhältnisse eingehen, alles macht ein Ganzes. Ich dachte mir, ich weiß selbst nicht warum, gar nicht eine so festliche, sondern vielmehr ein ganz stilles, geräuschloses Zusammengeben, aber mit so einfach gesinnten Fürsten hat eine solche Festlichkeit keinen Zwang, und es ist hübsch für die Kleine, daß sie mit Glanz in das selbstständige Leben eingeht.



Daß Du im Übermaß von Glück und Freude und Wehmut bist, fühle ich sogar hier, da ich nicht Zeuge bin. Alles, was in dem Herzen der kleinen Adelsheid vorgeht, beschäftigt auch das Deine. Es hat mich sehr gefreut, aus ihrem letzten Briefe zu sehen, daß sie ein unendlich hübsches, einfaches, religiöses Vertrauen hat. Überhaupt ist die Frömmigkeit der beiden Mädchen, da sie so unmittelbar aus dem Herzen stammt und gar nicht mit peinlichen, kleinlichen Gefühlen verbunden ist, unendlich viel wert.

Ich bin wie ein Kind neugierig auf Adelsheid. Ich kann mir gar nicht denken, wie sie über die Lippen bringt, „mein Mann“ zu sagen. Ich habe schon ein entsetzliches Wundern, wenn ich mir denke, daß ich „mein Schwiegersohn“ sagen muß.

Schleiermachers Rede hätte ich wohl hören mögen. Er hat ein seltenes Talent, zu sagen, was aus dem Allgemeinen heraus auf das ganz Individuelle paßt. Grüße ihn sehr von mir und danke ihm. War die Herz auch in der Kirche?

Meine Lage bleibt, obgleich ich ins Hauptquartier gehe, dennoch wesentlich die alte, ich bleibe Gesandter am hiesigen Hofe. Es ist ein ganz eigenes Schicksal, daß Metternich und ich durchaus nicht voneinander kommen können. Ich wäre lieber bei uns in einem reinen Verhältnis gewesen. Allein das ist bei des Kanzlers Art zu arbeiten nun einmal, so viel ich ihn gebeten habe, nicht zu erreichen. Er will sich nicht von der unmittelbaren Führung des Departements lossagen, obgleich es unmöglich ist, daß er sie besorgt, und daher die Sachen unglaublich liegen bleiben. Heiße ich daher im Hauptquartier nicht Gesandter, so habe ich eigentlich gar kein bestimmtes Geschäft, arbeite zwar gewiß viel, allein laufe doch nur so mit. Dagegen heiße ich auch so, verhindert das nicht, daß ich doch unser Departement ganz leitete.

Über die Kongreßgeschenke, die Dosen nämlich, hat Clancarty eine ordentliche Motion gemacht. Er hat vorgestellt, daß eine solche

538



Menge Gesandten und Verträge hier vorgekommen sind, daß diese Geschenke zu einer ungeheuren Summe anwachsen würden, die selbst im Parlament Aufsehen erregen werde. Man ist also übereingekommen, daß nur die vier ursprünglich verbündeten Mächte sich Geschenke machen sollen. Wenn es dabei bleibt, erhalte ich drei, ein Objekt von ungefähr 10 000 Taler.

Ob der Kongreß sonst anderen etwas gebracht hat, weiß ich nicht und mag es nicht annehmen. Mich kennst Du auf diesem Punkt. Ich habe darin sehr antike Grundsätze und liebe die Leute, deren Töchter, weil sie sonst nichts hatten, auf öffentliche Kosten ausgestattet wurden.

Unendlich habe ich bei Adelschens Heirat wieder an den lieben, guten Wilhelm gedacht. Der ginge jetzt gewiß auch mit in den Krieg und wäre anders und besser als Theodor. Denn er war eine gemütvollere Natur, woran es auch immer liegen mag, ich werde es in Theodor nie begreifen. Er gleicht nicht Dir, nicht mir, in nichts, selbst nicht in unsern eigenen Fehlern und Schwächen. Es ist reinweg etwas anderes in ihm, und woher kommt das? Die Erziehung tut es bei weitem nicht allein, denn seine Hauptfehler konnte ihm diese Erziehung nie geben.

Caroline ist allerdings unbegreiflich, eine ewig in sich verhüllte, sich und anderen nicht recht offenbar werdende Natur. Es ist sehr möglich, daß sie sich in diesem Stück niemals eigentlich entfaltet. Wenn das Geschick einem Mädchen darin nicht den rechten Berührungspunkt zuführt, kann das leicht der Fall sein.

Lebe wohl, geliebtestes, einziges Kind. Ewig Dein

H.





Mein teuerstes Herz!

Dienstag abend, beim Zurückkommen aus Tegel habe ich Deinen lieben, lieben Brief [vom 28. April] vorgefunden. Carochens und Bertha waren mit in Tegel, und der Tag war ihnen eine wahre Erholung. Sellmut und Lühow sind schon seit acht Tagen fort zur Armee.

Der Major fuhr mit seiner Frau allein in seinem eigenen Wiener Wagen. August hat nur Augen für Adelheid, das versteht sich, viel bekommt man nicht mehr ab. Ach, aber der Anblick der Glücklichen, die man liebt, ist wie ein Friede Gottes, der über einen kommt. Adelschens Schicksal halte ich für eins der seligsten, das ein weiblich Wesen erfahren kann. Ich darf mir sagen, daß sie mit Liebe und für Liebe auferzogen und gebildet ist. In so zarter und doch so üppiger Jugend sogleich den Mann zu finden, der ihr wie eine Ahndung aus dem Paradies der Liebe im Herzen lag, dem sie in der Brust lebte wie eine Verheißung eigentlichen Lebens und höchsten Glücks, das ist ein seltenes Glück, selten und einzig.

Der Tag des Prinzen Abreise ist noch nicht bestimmt. Ich glaube nicht, daß der liebe August den 15. Mai hier erlebt. Der 17. ist Adels Geburtstag. Morgen wäre der des teuren Wilhelm. Ob er wohl von uns und von dem Treiben der Erde weiß? Ob er wohl weiß, wie das Andenken an ihn mit uns lebt? Einmal möchte ich doch noch an der Stelle knien, wo sein schöner Körper ruht,*) vielleicht schon eins mit der umgebenden Erde.

Mit Carolinen geht es gar nicht gut, ach gar nicht! und mir wird immer bänger und bänger um sie. Ich könnte sie nicht verlieren, ohne mitzusterben.

*) An der Cestiuspyramide zu Rom.



Der Brief des Schazes hat mich doch gerührt. Die Schriftzüge eines Menschen, den man viel gekannt, den man geliebt, und von dem man viel erwartet hat, haben etwas sehr Rührendes. Ich freue mich, wenn seine Pension gesichert wird, wünsche aber doch, ihn nicht wieder zu sehen. Die Wehmut ist nur schön, wenn volle Haltung dabei ist, und die hat er nicht und kann sie nie wieder haben.

Adieu, geliebtest, teures Herz.



273. Humboldt an Caroline

Wien, 5. Mai 1815

Die Unterhandlungen mit Sachsen, die man von unsrer Seite äußerst beschleunigt, und zu der sich mehrere andere, wenngleich weniger wichtige, gesellen, erschöpfen dergestalt alle meine Zeit, mein süßes Kind, daß ich auf Deinen lieben Brief vom 29. schlechterdings nur diese wenigen Zeilen sagen kann. Die Geschäfte gehen jetzt schneller, das ist mein Trost, denn das führt mich Dir bald und auf jeden Fall früher zu.

Lebe innigst wohl, umarme alle Kinder. Ewig Dein H.



274. Humboldt an Caroline

Wien, 5. Mai 1815

Ich schrieb Dir heute um 2 Uhr schon einige Zeilen, liebe Li, und glaubte, ich würde nichts mehr hinzufügen können. Ich höre aber jetzt (es ist 8), daß der Kurier erst morgen weggeht, und so schreibe ich Dir noch einmal.

In dieser Zwischenzeit bin ich genötigt gewesen, etwas vorzunehmen, über das Du Dich nicht genug wirst verwundern können, was ich Dir aber nur unter dem Siegel des größten Geheimnisses



anvertraue. Sage es bloß Augusten, den es interessieren wird, wir wollen sonst nicht davon sprechen.

Stelle Dir vor, daß ich in meinem 48. Jahre als Minister und während des Kongresses mich habe schießen müssen, und mit wem? Mit dem Kriegsminister Boyen, den Du kennst. Da wir beide wohlbehalten zurückgekommen sind, so hat die Sache nichts Tragisches gehabt. Ich will es Dir von Anfang an mit aller möglichen Offenherzigkeit erzählen.

Es war vorgestern, am 3., um 2 Uhr eine Konferenz bei Metternich über die Verpflegung der Armeen im großen, und außer den gewöhnlich anwesenden Gesandten war der einzige Boyen als Nichtgesandter, sonst Stewart und Münster dabei.

Als der Gegenstand, der Boyen interessierte, vorüber war, und man noch ein paar andere abgemacht hatte, kommt Nesselrode an mich heran und sagt mir, Metternich habe uns eine ganz geheime Mitteilung über einen Brief Napoleons an den Kaiser zu machen, ob ich nicht Boyen entfernen könnte. In diesem Vorschlag lag mir gar nichts Beleidigendes für Boyen, ich hätte indes freilich mich nicht darein mischen, sondern es dem Kanzler sagen sollen, ich hätte ferner Boyen die gerade Wahrheit sagen sollen. Wie es aber einem manchmal unglücklich geht. Kurz ich stand, ohne mich zu bedenken, auf, sprach mit Boyen, nahm ihn unter einem Vorwand mit aus der Thür und begleitete ihn durch den langen Saal Metternichs. Das einzige fiel mir einen Augenblick ein, daß ich auch weggehen könnte. Allein, da ich immer die Briefe dieser Art fürchte, hielt ich das nicht für ratsam.

Wie ich Boyen verließ, sagte er, ich habe ihn etwas ungeschickt wegkomplimentiert, was in Rücksicht auf ihn wahr sein mochte, aber es übrigens nicht war, denn selbst der Kanzler hatte geglaubt, er sei freiwillig weggegangen.

Ich hielt die Sache mit seinem Spott abgemacht, da mir aber



einfiel, er könne doch böse sein, und mir, da ich ihn sehr liebe, das sehr leid tat, ging ich, wie er zum Mittagessen beim Kanzler herein- kam, auf ihn zu und fragte ihn, ob er böse sei. Er ließ mich gar nicht ausreden, sondern sagte gleich, wir würden uns sprechen. So gingen wir an Tisch. Nach Tisch suchte ich ihn auf, fand ihn aber in solcher Heftigkeit, daß ich ihm gleich sagte, es sei gut, mir tue die Sache leid, ich verteidige sie als eine Übereilung nicht, indes geschehen sei geschehen, ich sei aber bereit, mich mit ihm zu schlagen. Er sagte, das habe er nur gewollt, und nun gewann unsere Unterredung wenigstens mehr Ruhe. Ich machte mir zur Bedingung, daß wir niemandem etwas sagten und keine Sekun- danten hätten, die uns nur auseinanderbringen und eine schale Szene aus der Sache machen würden. Da ich auch gar nicht einsah, warum ich mir bei vielen Geschäften sollte die Pein mit der Besorgung der Pistolen machen, trug ich ihm auf, daß er die anschaffen sollte, ich wollte dagegen für ein ruhiges Plätzchen sorgen. Er fand es zwar sehr poetisch, daß ich mich mit seinen Pistolen schießen wollte, ohne mich selbst um etwas zu bekümmern, allein er übernahm es, und seine Hitze mäßigte sich bedeutend. Er machte mich darauf aufmerksam, daß die Leute in der Stube (wir standen auf dem Balkon im zweiten Stock) auf uns acht gäben. Ich sagte ihm, das sei seine Schuld, da ich ihm angeboten, mit mir in meinem Wagen, der vor der Tür stand, spazieren zu fahren; er meinte, diese Gemeinschaft gehe doch, wenn man sich schlagen wolle, zu weit. Ich zitierte ihm, daß im Ariost zwei Ritter in solchem Fall sogar auf demselben Pferde ritten, und wir schieden so aus- einander.

Wir hatten uns übrigens auf heute um 11 Uhr verabredet, und meine Idee war, in den Prater zu gehen. Gestern früh wollte der Zufall, daß er zu einer früher verabredeten Konferenz zu mir kommen mußte. Nach der Konferenz sagte er mir, sein



Pistoleneinkauf sei noch nicht fertig, und er könnte mir nicht für heute um 11 einsteigen. Ich sagte ihm, mir schiene auch der Prater für den Kampfplatz zweier Staatsminister bedenklich, wir täten besser, eine Nachmittagsfahrt an einem gelegenen Tage zu machen, und so ließen wir also die Zeit unbestimmt.

Gestern mittag aß ich mit ihm beim Kanzler, und Hardenbergen, der mit seinen Luchsaugen unser Gespräch bemerkt hatte, sagte ich und dem ersten auch Boyen, wir hätten uns verständigt.

Heute ging der Kanzler nach Larenburg, ich war einmal gefordert, so fatal mir auch die Sache wegen des immer möglichen Aufsehens war, so konnte ich sie nicht sitzen lassen. Ich schrieb also Boyen heute früh, eine so gute Gelegenheit komme nicht wieder, und ich würde um 3 Uhr bei ihm sein. Ich hatte die Idee, auf den kalten Berg zu fahren. Von 11 bis 2 hatte ich Konferenzen, um 2 schrieb ich Dir die Zeilen, die Du bekommen haben wirst, aß dann, was ja auch die Homerischen Helden immer vor dem Kampf taten, und fuhr zu Boyen. Ich fand ihn allein, er sagte mir aber, er hielt es doch nicht für gut, ohne jemand zu sein, wir wollten Wolzogen, den Major, mitnehmen. Ich hatte natürlich nun nichts dagegen. Er wurde also geholt. Die Verwunderung und den Schrecken des armen Wolzogen kannst Du Dir nicht denken. Er wollte uns zureden, wir brachten ihn aber bald zur Ruhe und fuhren weg. Boyen war freundlicher als die vorigen Tage, aber doch noch sehr ernst und finster, ich, wie Du mich kennst, ich bin in meinem Leben auf niemand böse.

In meiner Morgenkonferenz hatte ich von Cathcart gehört, daß seine ganze Familie nach dem kalten Berg gegangen sei, ich änderte also die Disposition und ließ nach dem Spitz zu fahren. Zwischen der ersten und der letzten Brücke schlug ich vor, auszu-
steigen und gegen die Donau zu ins Gebüsch zu gehen. Wir taten es, mußten aber entsetzlich weit herumwandern, ehe wir



ein einsames Plätzchen fanden, eine hübsche Wiese dicht am Walde.

Boyen wollte, daß ich zuerst schießen sollte, allein da er der Beleidigte war, brauchte ich es nicht, und ich hatte meine guten Gründe, es nicht zu tun.

Er schoß also zuerst. Ich bin ganz offenherzig, bis er geschossen hatte, im Zweifel gewesen, ob er wirklich auf mich schießen wollte oder nicht. Auf der einen Seite war es zwar klar, daß die größte Unannehmlichkeit bei diesem Duell für den Verwundenden war. Denn, da wir beide jetzt nötig sind, so würde der Verdruß und Vorwürfe gehabt haben. Aber auf der anderen Seite war er in so wahren Zorn gewesen und auch geblieben und schien doch an sich so ernsthafte Ideen über die Sache zu haben, daß es auch anders sein konnte. Er zielte wirklich lange und gerade auf mich, aber ich sah, daß im Augenblick des Abdrückens er der Pistole eine andere Richtung gab. Mir versagte die Pistole. Da ich aber sichtbar von der Seite gehalten hatte, wollte Boyen den Schuß nicht gelten lassen. Ich versicherte ihn erst, daß es, wenn ich gerade auf ihn hielte, nicht anders sei, da ich so nur um so eher fehlte. Als er aber ernsthaft weiter in mich drang, sagte ich ihm, es könne mir nicht in den Sinn kommen, ihn, nachdem ich schon Veranlassung zur Sache gegeben hatte, noch zu verwunden, und so zu tun, als schösse ich, wie er getan hätte, könnte ich auch nicht, weil ich dazu meines Schusses gar nicht mächtig genug sei. Übrigens möge er sagen, ob er die Sache für ausgemacht halte oder nicht. Er sagte ja, und so gingen wir auf die Donaubrücke, wo wir viel und sehr gut miteinander sprachen, fuhren nach Hause und schieden in voller Freundschaft.

Der arme Wolzogen schien vorzüglich froh, denn es war ihm deutlich anzusehen, daß er auf dem ganzen Wege in Angst war und gar nicht wußte, wie er daran sei.



Ich habe übrigens diesen Kampf sehr untrügerisch bestanden, denn die paar Sekunden ausgenommen, wo ich die Pistole hatte, habe ich alles mit meiner Baguette*) abgemacht.

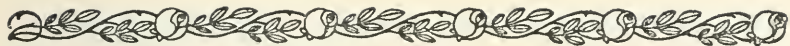
Daran, daß die Sache auch sehr ernsthaft werden könnte, habe ich freilich wohl gedacht und vor allem Deiner und der Kinder, wenn Du es auch dem kleinen Zettel nicht ansiehst. Aber es kam mir, wenn es auch sonst nicht in meiner Natur gelegen hätte, gerade Deiner besonders unwürdig vor, Ausflüchte zu suchen, da Boyen einmal die Sache ernsthaft nahm, und Du glaubst gar nicht, wie tief er sich beleidigt glaubte. Mir ist es in hohem Grade merkwürdig gewesen, und ich habe daran Erfahrungen gemacht, die ich nicht weggeben möchte. Auch bin ich überzeugt, daß ich jetzt auf immer mit Boyen im Reinen bin, was, wenn ich auch auf die beste und anständigste Weise das Duell vermieden hätte, nie der Fall gewesen sein würde.

Ich habe vergessen, Dir von Napoleons Brief zu sagen. Er ist durchgekommen, weil er ihn einem Belgier anvertraut hat, der zugleich österreichischer Kammerherr ist. Er war sehr listig geschrieben, denn er roulierte ganz darauf, daß der Kaiser Franz die Marie Louise als Frau nicht ihrem Mann und den Kleinen nicht dem Vater vorenthalten werde. Es war auch sehr gut, daß ich nicht mit Boyen weggegangen war. Denn Metternich (!) wollte wirklich Caulaincourt antworten bloß auf die zärtlichen Familienverhältnisse. Aber ich widersprach im Augenblick, und so alle, vorzüglich Stewart und Razoumoffski. Lebe innigst wohl, geliebtes, einziges Herz.

War heute nicht des armen seligen Wilhelms Geburtstag, gute Li? Der gute, liebe Junge! Ewig Dein
S.



*) Eigentlich Wünschelrute, hier kleiner Stock.



Liebsteß, teuersteß Herz!

Ich lag gestern in einer sehr argen Migräne, als Deine beiden Briefe vom 5. Mai ankamen. Ich konnte aber doch der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick in Deine Briefe zu tun, und machte den zweiten zuerst auf. Die Migräne war mir doch auch wie weggeblasen, nachdem ich die ersten Zeilen und Deinen Vorfall mit Boyen gelesen hatte. Ich weiß nichts darüber zu sagen, als daß es wirklich unglücklich zusammen-treffende Dinge gibt, an die sich dann so etwas reiht. Offenbar war Boyen durch ein vermeintes Mißtrauen, durch ein geglaubtes Heimlichtun vor ihm gereizt und beleidigt. Unbegreiflich ist's, wie einem so ernsten, so in jeder Art ehrenwerten Mann, wie Boyen ist, und in einer Zeit, wo einem der Sinn auf alles Ernste und Wichtige und ihm nun noch ganz besonders gerichtet sein muß, wie ihm eine solche Kleinigkeit, wie die, die Veranlassung gegeben hat, nur so hat auffallen können — so aber ist's. Der Mensch hat schwache Augenblicke, davon ist keiner frei — und wie es einmal war, so hätte ich selbst, wenn ich bei Dir gewesen wäre und Du mich wert gefunden hättest, mit mir darüber zu sprechen, Dir keinen anderen Rat geben können, als wie Du es gemacht hast.

Es ist immer kurios, was man für aufgeerbte Empfindungen über ein Duell hat, sie lassen sich nie wegräsonnieren, und ich ließe nie eins zweifelhaft.

Der Spaß fehlt Dir doch aber nie, mein Herz. Die Vaguetten, das Essen gleich den Homerischen Helden, die Ritter im Urioß, wirklich, mein süßeß Herz, Du bist einzig.

Gott Lob aber, daß es so abgegangen ist, das sag ich, wie der arme Wolzogen es gewiß auch in seiner innersten Seele gesagt hat. Es hätte auch sehr schlimm werden können. Ob niemand etwas



in Wien gemerkt haben mag? Selbst Deine Leute, das Fahren da hinaus, die Pistolen usw. Gott Lob, daß es glücklich abgelaufen ist, wiederhole ich noch einmal.

August geht, wie es nun heißt, den 18. Also erlebt er den Geburtstag der geliebten Frau hier, den 15. Geburtstag.

Was um alles, mein geliebtes Wesen, sagst Du denn zu den sächsischen Regimentern?*) Das ist eine fatale Geschichte, und es spricht sich da ein sündhafter und böser Geist aus. Wie mag der alte Papa Blücher geflucht haben. Er sich retirieren! Er hat seiner Frau geschrieben, ein Stein sei ihm so hart an dem Kopf vorbeigeflogen und sei so groß gewesen, daß, wenn er ihn getroffen, er unstreitig tot geblieben wäre.

Jemand sehr wohldenkendes hat Körners aus Dresden her geschrieben: „Dies alles ist von denen angezettelt und fermentiert, die die Urheber unseres Unglücks sind, Gersdorff und Langenau“. Ich habe doch gedacht, ich müßte Dir diese Äußerung mitteilen.

Heute breche ich ab und umarme Dich aus ganzer Seele.



276. Humboldt an Caroline

Wien, 12. Mai 1815



Es ist ein sehr unangenehmes Ereignis geschehen, liebe Li, es ist nämlich eine förmliche Rebellion der sächsischen Truppen gegen uns in Lüttich ausgebrochen. Blücher, Gneisenau und das Hauptquartier haben sich durch Hintertüren müssen aus dem Hause und so aus der Stadt retten. Die Veranlassung hat die von uns intendierte Teilung der Armee nach der Teilung des Landes gegeben. Man hatte den Fehler begangen, eher von dieser Teilung zu reden, als man sie wirklich vornahm.

*) Vgl. unten.



Neuerlich war ich dagegen und hatte lebhaften Streit mit Boyen und Grolman darüber. Es schien mir, daß man recht gut hätte die Teilung bis nach dem Kriege aussetzen können, die Armee zusammen, z. B. unter Wellington, dienen lassen, und die Rekrutierung bloß aus den sächsischen Landesanteilen machen, dagegen die freiwillig zu uns Übergehenden zu Stämmen neuer Regimenter brauchen, die man aus unserm Landesanteil komplettiert hätte. Die Militärs behandelten dagegen diese Sache beinah als einen Ehrenpunkt, und als Grolman abreiste, hörte ich, daß er die unbedingte Ordre zur Teilung mitnahm. Nach seiner Ankunft ist sie publiziert worden, und was ich Dir da sage, geschehen.

Ich bleibe dabei, daß es mir besser geschienen haben würde, abzuwarten, bis der König die Sachsen des Eides entbunden hätte. Da wir vermutlich die Woche abschließen, so war der Aufschub nicht lang. Darüber, daß es mit diesem Abschluß zögerte, hat man freilich auch viel mit Tadel gesprochen. Allein, da wir offenbar im Vorteil waren, wenn wir den Besitz hatten, insofern wir ihn nämlich zu behaupten und mit Kraft zu verwalten verstanden, da man ferner nicht ganz ohne Grund das Zurückkommen des Königs nach Dresden für bedenklich hielt, so schien mir sein eigenes Zögern kein so ungünstiger Umstand, und wenn alle Maßregeln wären mit gehöriger Konsequenz zu gleicher Zeit genommen worden, so war nur Vorteil dabei für uns denkbar.

Hier scheint es sich auf einmal schnell auflösen zu wollen, und vielleicht bin ich früher bei Dir als Du denkst.

Voßdeslandes*) hat auch gefunden, daß die Heirat Ubelheit gleich ganz geändert hat. Sie wäre auf einmal ganz anders gesetzt und gravitätisch geworden, erzähle ihr das nur von mir, liebes Kind, und küsse sie tausendmal. Wie ist es denn aber? Lernt sie noch etwas, oder ist sie nun auf einmal auch allem Unterricht ab-

*) Sekretär Humboldts.

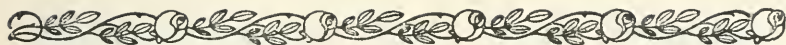


geschieden? Daß sie diese Tage bloß mit August zubringt, begreife ich wohl, und das meine ich nicht. Ich will nur sagen, ob sie wieder anfangen wird? und wie die arme Gabriele es nun indes allein forttreibt? Darüber sage mir ein Wort. Musik, Zeichnen und so etwas, das geht wohl natürlich vor und nach der Heirat weiter. Aber sie hatte auch noch Schreibstunde? Das ist doch nun nicht mehr möglich. Und wie ist es mit dem Griechischen? Es wäre doch nicht gut, wenn dies liegen bliebe.

Du schreibst mir nichts von Radziwill*). Ich bin hier ein wenig mit ihm auseinandergekommen. Ich habe nie in seine polnischen Ideen eingehen können, und das hat ein paarmal Erklärungen hervorgebracht, die ihn wohl abwendig gemacht haben. Er hat hier gar nicht gut gewirkt. Einmal hatte er gar die göttliche Idee, daß die Polen in allen drei Herrschaften ihren alten weißen Adler behalten sollten, und der sollte dann bei uns den Namen des Königs tragen. Unstreitig wäre dann das Eiserne Kreuz auch bald weiß geworden. Überhaupt ging die ganze Tendenz dieser Herren dahin, aus den Polen eine Nation (was bei ihnen immer eine andere Bedeutung als die bloß menschliche, immer auch eine politische hat) unter drei Herren zu machen. Ich habe mit diesem ganzen Wesen nichts zu tun gehabt. Sobald nur die paar Artikel über die Territorialcessionen vorbei waren, ist eine Kommission über alle Nebepunkte ernannt worden, bei der ich nicht war, und der Traktat selbst ist allein von Razoumoffski und Hardenberg unterschrieben. Allein einen Artikel über die Rechte der Nationalität, der viel zu weit ging, habe ich doch verhindern können.

Radziwill hat seit dem letzten Kriege durch das ewige Intrigieren für sich und die Polen und durch den langen, immer alle Schwachen entnervenden Aufenthalt in Wien verloren. Seine beste Zeit war in Königsberg, als ich seine Bekanntschaft eigentlich machte.

*) Vgl. S. 205.



Er war da viel deutscher, und dann ist es schon unmöglich, gleich flach zu sein. Die Sprache hebt die Menschen wider ihren Willen und über ihr eigenes Vermögen hinaus.

Metternichen habe ich neulich wieder sehr geärgert. Hier ist mit Talleyrand ein alter Mann, La Besnardiers, ein Staatsrat, der mit Caulaincourt in Chatillon war, ein Anhänger Bonapartes eigentlich und sehr intrigant, aber klug. Dieser will nach Frankreich zurück, und Metternich trug vor, er hätte einen Papagei und eine Schwester, und stürbe, wenn er nicht bei diesen wäre. Die übrigen sagten nicht viel. Ich sagte ganz trocken, daß er doch außer dem Papagei und der Schwester auch noch einen König hätte, und schlug damit, für diesmal wenigstens das ganze Projekt nieder. Es könnte kein Mensch eigentlich in Paris gefährlicher sein. Denn er weiß allen unseren Klatzsch, alle Uneinigkeit, alle Intrigen.

Lebe wohl, theures Herz.



277. Caroline an Humboldt

Berlin, 18. Mai 1815

Mein geliebtes Herz!

Bei unserm Zurückkommen aus Tegel habe ich Deinen lieben Brief bekommen. . . .

Mit Uebels Gravität ist es auch so. Gestern abend war sie z. B. so ausgelassen, daß sie ganz wie verwirrt sprach und vor Lachen und Rindlichkeit auf keinem Bein stehen konnte.

Du erkundigst dich nach dem Lernen, liebes Herz. Da sieht es etwas traurig mit aus, und jetzt kann auch nicht viel mehr geschehen. Wie sie sich gegenseitig erklärt hatten, nahm sie ihre Stunden fort, allein man mußte sie oft abrufen lassen, wenn er kam, und die Aufmerksamkeit möchte auch wohl in der Stunde nicht dieselbe gewesen



sein. Darauf wurde nach Deiner ersten Antwort die Verlobung öffentlich, und August verbrachte den größten Teil seiner Stunden hier. Der Unterricht hörte für Adel ganz auf. Gabrielle seufzte zwar, daß sie zu gelehrt werden würde, allein es wurde doch so. Du weißt, zwischendem gelangten schon die Bitten um die Verheiratung an Dich, und sie konnten natürlich an nichts anderes denken. Die Musikstunden nimmt Adel fort und fort, die Schreibstunde wäre für eine Frau ehrenrührig. Grossing*) ist nun seit zehn Tagen auch fort, und eine Reise ist vor der Thür. Bis zu Grossings Abzug hat Gabrielle alles fortgetrieben, mit der Weltgeschichte hat Grossing sie bis 1814 geführt. Ich habe einen Lehrer für das Griechische, doch erwarte ich, daß August abgereist sei, um ihn kommen zu lassen. Sie sind jetzt zu zerstreut. Denn Gabrielle hat eigentlich halb mitgeheiratet, verstehst Du. Es ist ein wunderbar süßes Wesen, diese Gabrielle, aller Innigkeit und Liebe holder Inbegriff.

Das fatale Ereignis mit den sächsischen Truppen ist durch unzählige Briefe hier bekannt geworden, und die Ansicht vieler Menschen hat sich dabei in der Beurteilung des Faktums ausgesprochen. Ich bin auch Deiner Meinung, daß man die Teilung erst hätte vornehmen sollen, nachdem die Unterschrift des Königs erfolgt war. Aber darin bin ich nicht Deiner Meinung, daß man die Sachsen alle Wellington hätte zugeben müssen, höchstens die, die dem König verbleiben. Die anderen hätte man mit dem Ehrgefühl fassen müssen, nur unter preußischen Fahnen zu kämpfen; ein Gefühl, das gewiß viele von selbst haben, und zu dem die Schwachen herüberzuziehen gewesen wären. Indes bleibt es immer unverzeihlich, daß sie „Vive l'Empereur“ gerufen haben. Die Sache Napoleons, die keine andere als die der Unterdrückung jeder deutschen Freiheit ist, zurückzuwünschen, heißt ja, sich jede Infamität ausdrücken.

*) Der Hauslehrer.



Mit Deinem nächsten Briefe hoffe ich zu erfahren, wann Du kommst.

Eben kommt Besuch. Darum Adieu.



278. Humboldt an Caroline

Wien, 15. Mai 1815

Du glaubst nicht, wie unendlich geplagt ich jetzt bin. Vom Morgen um 9 Uhr komme ich selten bis abends um 12 auf eine einzige Stunde an meinen Tisch, und so weiß ich denn im eigentlichsten Verstande nicht, wann ich arbeiten soll, und doch hat der sächsische Traktat und die deutsche Verfassung, andere kleine Dinge nicht zu rechnen, entsetzlich viel Schreiberei erfordert. Mit den Sachsen kommen wir morgen vermutlich zum Abschluß. Es ist eine der Sachen, die ich allein geführt habe, und wenn ich also abrechne, was schon vorher einmal bestimmt war, und woran ich mich halten mußte, habe ich mit Genugtuung daran gearbeitet. Es ist ein für die gegenseitigen, ehemals sächsischen Untertanen ungemein billiger Traktat, und in der Rücksicht macht er mir immer Vergnügen.

Von der deutschen Verfassung wird höchst wahrscheinlich noch ein Schattenbild zustande kommen, allein Schattenbild kann ich es auch nur nennen. Oesterreich hat diese Sache nie gewollt, und darum hat es sie so unverzeihlicher Weise geführt, jetzt hat es noch meinen letzten Entwurf so verstümmeln wollen und so unbestimmt machen, daß er eigentlich zu Nichts wird. Ganz haben wir das freilich nicht gelitten, allein da immer nur die Rede davon ist, ob ein Punkt hier gemacht oder auf Frankfurt verschoben werden soll, da hier nur noch nach Tagen gerechnet werden kann, und da man also immer im Dilemma steht, dies zugeben oder auch nicht einmal als Schattenbild aufgeben [?] zu müssen, so ist nichts zu tun. Alle



Sünden werden einmal ihre Strafe finden, die der Regierungen sind hoch gestiegen.

Es werden, damit Du eine Idee der Sache hast, übrigens jetzt gleich die Grundzüge der Verfassung (aber freilich ungeheuer unvollständig) aufgestellt, es wird gleich eine Bundesversammlung festgesetzt und die Bevollmächtigten sollen sich am 1. August in Frankfurt versammeln, um die Gesetze zu verabreden.

Ich muß heute wieder hier schließen. Es schmerzt mich, und ich schäme mich. Aber ich kann wirklich nicht anders. Sei aber nicht bange um mich. Ich bin in der blühendsten Gesundheit. Den Tag treibe ich mich in Geschäften, Besuchen, Gesprächen herum, am Abend sind meine frohen Stunden, auch neben aller Arbeit bin ich in meinen Gedanken, meinem eigentlichen Element, von 2—8 schlafe ich so gut, daß ich mit der Minute einschlafe und mit der Minute erwache. Es geht mir, abgerechnet, daß ich nicht bei Dir bin, daß ich für mich nichts arbeiten kann, und daß ich mir eine nützlichere Tätigkeit wünschte, sehr gut.

16. Mai

Ich habe gestern abend Deinen lieben Brief vom 11. bekommen, gute Li, und daraus gesehen, daß Du Migräne gehabt hast, daß sie Dir aber von meiner Geschichte mit Boven vergangen ist. Du bist unendlich lieb und gut, daß alles, was mich betrifft, einen so tiefen Eindruck auf Dich macht, und es hat mich auch sehr gefreut zu sehen, daß Du und August mir Recht geben in der Art, wie ich die Sache behandelt habe. Ich habe kein anderes Verdienst dabei, als sie unendlich natürlich behandelt zu haben. Für so durchaus unvernünftig ich sie auch hielt, so wäre es mir doch rein affectiert vorgekommen, wenn ich dem Vorurteil nicht hätte nachgeben wollen. Es ist auch inkommode und selbst manchmal töricht, sehr weise sein zu wollen, und so habe ich doch die Sache so einfach geleitet, daß wirklich niemand sie erfahren hat. Erst heute, da ich eine

554



lange Spazierfahrt allein mit dem Kanzler machte, habe ich es ihm erzählt. Du glaubst nicht, wie er sich gewundert hat. Jetzt bin ich mit Bohnen sehr gut und freundschaftlich.

Daß der Scherz mir nie ausgeht, ist eine tiefwahre Bemerkung in Dir, und wirklich liegt er mir auch viel tiefer als man meinen sollte. Auch möchte ich es nicht anders. Er ist recht eigentlich etwas Göttliches im Menschen, weil er eine völlige Freiheit des Geistes, ein Schweben über dem, was einen selbst betrifft, voraussetzt. Der Ernst zieht immer weit mehr zur Materie herab, und daher ist der schönste Ernst der, der den Glanz des Scherzes erträgt und in und neben ihm fort dauert. Bei mir, kann ich sagen, nimmt diese Freiheit zu, und wenn ich, wie man nicht voraussehen kann, noch bestimmt sein sollte, in verwickelte Lagen zu kommen, wo große Gefahren von allen Seiten wären, so würde ich auf diese Reinheit des Gemüths, sich nie von der Wirklichkeit fesseln zu lassen, vorzüglich rechnen.

Ich fuhr, wie ich Dir sagte, heute mit Hardenberg spazieren. Er war wie immer ungemein gut und zutraulich und hat mir gesagt, daß er heute dem König den Vorschlag gemacht hat, mich mit ins Hauptquartier zu nehmen. Mein Verhältnis wird aber doch etwas neu. Metternich hat nämlich schriftlich an Preußen und Rußland in einer Note erklärt, wie er vorschläge, daß die drei Höfe, deren Souveräne im Hauptquartier sind, gar keine Gesandten bei einander während des Krieges hätten. Alle übrigen Höfe sollten nur einen Gesandten bei allen dreien haben und dies corps diplomatique soll immer in einiger Entfernung vom Hauptquartier residieren. Darum sollen dann von jedem der drei Höfe ein Minister oder andere Person bei diesem corps diplomatique sein. Ich habe ihn in Verdacht, daß er dies letzte in der Hoffnung erdacht hat, daß ich von Preußen aus diesen Auftrag haben sollte, und er mich so aus dem Hauptquartier los würde. Daraus wird nun aber



freilich nichts werden. Hardenberg hat dem König heute gesagt, er wünsche mich mit ins Hauptquartier zu nehmen, weil ihm doch etwas zustoßen könnte bei seinem Alter, und der König dann gleich wieder einen hätte, auf den er sich verlassen könne. Der König hat dies auch ganz so angenommen. Ich bin also für diese Zeit aus dem Gesandtenverhältnis heraus.

Zwar leugne ich nicht, daß mich die Aussicht, einmal ohne Hardenberg Minister der auswärtigen Geschäfte zu sein, gar nicht anlächelt, und es neben Hardenberg, bei allen seinen guten Eigenschaften, dennoch auch gerade für die Geschäfte viele schlimme Seiten hat. Eine leichte Lage wird es nie werden. Denn alle Menschen und alle Dinge sind so aufgereggt, daß ich den Gedanken und die Besorgnis nicht fahren lasse, daß eine allgemeine Krise entsteht. Die Gärungstoffe sind überall da, und sie werden in und gleich nach diesem Kriege unglaubliche Nahrung finden. . . .



279. Humboldt an Caroline

Wien, 21. Mai 1815

Es ist $\frac{1}{2}$ 1 Uhr, und ich komme eben aus einer Konferenz bei Metternich, liebe Li, will dir aber doch, ehe ich zu Bett gehe, noch einige Worte sagen. Wir hatten heute eine sogenannte deutsche Konferenz mit Österreich und Hannover, die man aber viel besser eine undeutsche nannte. Wenn du einmal dabei wärst, du sähest deinen Ärger daran! Ich rede jetzt gar kaum von dem, was die wenig edlen Gesinnungen betrifft, aber auch nur das bloß Mechanische, schon die Ungeschicklichkeit und der Leichtsinns sind schrecklich.

Wir hatten gestern schon den ganzen, wirklich ungeheuer unbedeutenden Entwurf fertiggemacht. Heute kam Metternich nun mit



einigen nichtsagenden Einwürfen, nun wurde eine Stunde lang gekaut, versucht, geändert, ohne daß das Mindeste zustande kam. Ich schwieg, weil es einen ärgert, so etwas mitzumachen. Wie es nun aber gar nicht ging und mit allem Federansetzen und Probieren Metternichs doch nichts aufs Papier kam, wurde ich denn doch zum Sprechen und Schreiben genötigt, und wie nun die saubere Sache zu Ende war, stand Metternich ganz glorreich auf und sagte: „Man muß nur nicht verzweifeln, man kommt doch immer vorwärts.“ Kinder könnten nicht schlimmer sein.

Dazwischen hält Wessenberg*) bössartige Predigten, verkündigt, daß gar keine Verfassung als höchstens eine mit einem Kaiser, sonst ein bloßer Bund existieren könne, der Kanzler sagt sehr wahre, sehr gut und brav empfundene Sachen dazwischen, ärgert sich, wird auch wohl heftig, aber da die Sache einmal in schlechtem Gleis ist, so ist ihr gar keine Hilfe zu geben.

Der einzige Trost, den wir dabei haben, ist, daß Metternich die Sache, wie wir sie nehmen, auch sehr offen hören muß. Wir sagen ihm in jeder Sitzung, daß es ein erbärmliches Machwerk ist. Er gloriiert sich aber immerfort: „Die Sache ist gemacht, alle Leute haben Hoffnungen, und man kann nun weitergehen.“ Lauter solche Phrasen muß man ewig hören.

Mit meiner Abreise ist alles noch gleich ungewiß. Der deutsche Bund, wenn man die locker und lose und gar keiner gerechtesten Erwartung entsprechende Verbiindung, die, Dank sei es Metternich, zustande kommt, einen deutschen Bund nennen kann, ist, wie man ihn vorschlagen will, nicht geeignet, viel Schwierigkeiten hervorzubringen und eine lange Unterhandlung zu erfordern. Man hat aber keinen Begriff von den Zögerungen, die tausend Fehler, die sich indes alle auf Mangel an ernstem Willen zurückbringen lassen, von einem Tage zum andern bewirken. Es ist auch jetzt dahin

*) Vgl. S. 290.



gekommen, daß von allen Seiten man sich an mich wendet, um die Dinge in schnelleren Gang zu bringen, und wirklich üben dadurch ich und Preußen viel mehr Einfluß aus, als sonst der Fall sein würde.

Der ganz ungenügende Ausgang mit der deutschen Verfassung macht mir viel Kummer, und ich hätte lieber gewollt, Preußen hätte allein eine kräftige und gute mit wenigen gutgesinnten Fürsten geschlossen, als daß dies hervorgekommen wäre. Allein wir hätten bei diesem Plan nicht einmal auf Hannover zählen können, und Österreich würde noch allen seinen Einfluß angewandt haben, um auch selbst kleinere abtrünnig zu machen. Sobald aber, wie nun der Fall ist, der Bund mit Bayern, Württemberg, Baden, Österreich, die alle keinen Begriff von einer Verfassung und keinen Funken Gefühl für Deutsches haben, geschlossen werden sollte, konnte keine einzige wirklich gerechte, einer Verfassung würdige und liberale Idee darin aufgenommen werden. Dem Scheine nach klingt es nun zwar jetzt noch so leidlich, und Metternich sagt immer, daß hierbei alle Hoffnungen offenbleiben. Ich habe ihm aber auch schon in voller Konferenz geantwortet, daß niemand hoffen wird, daß sich das Volk nicht täuschen läßt, und daß diese Verfassung allgemeine Niedergeschlagenheit und nichts weiter verbreiten wird. Wirklich ist auch der beste Erfolg, den die Bundesversammlung in Frankfurt und ihr Arbeiten haben kann, der, daß wenn nun, da die ernstesten Fragen wirklich zur Sprache kommen, die Sache sich wieder zerschlagen und dann vielleicht ein vernünftigerer, wenngleich kleinerer Bund zustande kommen wird.

Welche Qual man mit den Leuten hat, die so einzelne Vorteile wollen, davon hast du gar keinen Begriff. Der Erbprinz von Strelitz ist fast fortwährend, wenigstens abwechselnd, böse auf mich, die Roburger sind wie die Ketten, die Taris brummt bald, bald findet sie wieder, daß ich doch immer noch besser mit ihr umgehe als die

558



anderen, die Colloredo, die Stücke Wald auf dem linken Rheinufer will, schreibt ellenlange Billetts, die, die Du nicht kennst, ungerechnet. Einige sind aber sehr mit mir zufrieden, so, wie ich wenigstens hoffe, Rudolstadt.

Genz ist ordentlich und fleißig bei und trotz allen anderen Fehlern. Man wollte ihm bei uns den Roten Adlerorden um den Hals geben, aber ich habe es hintertrieben. Die Orden muß man, soviel man kann, in Ehren halten, und noch diesen Winter und namentlich in der sächsischen Sache hat er sich auf keine Weise, aller Freundlichkeit mit Hardenberg und mir ungeachtet, gut gegen uns benommen. Bei Napoleons Ankunft in Paris war er auf einmal eingenommen von der Größe dieses Ereignisses und sagte mir, obgleich mit vielem Geheimnis, es sei tiefste Weisheit in dieser Regierung. Metternich selbst meinte, man müsse ihn für tot ansehen. Wie ihn aber Pauline*) einmal, als er zu ihr kam, und viel Leute bei ihr waren, gleich mit dem Namen Jakobiner anredete, machte er Reflexionen, sah auf einmal, als wären ihm Schuppen von den Augen gefallen, daß er in solchem Ruf stünde, wurde nun zerknirscht und böse zugleich und hat seitdem mehr an sich gehalten.

Daß Ihr oft in Tegel seid, freut mich unendlich. Aber Du sagst immer, so oft Du Tegel lobst, es war so schön, als es sein kann. Das arme Tegel! Soll man denn schöner sein, als man kann?

Du weißt, Vera**) ist hier, um dem Prinzen Piombino***) Elba und Piombino wiederzuerverschaffen. Ich interessiere mich lebhaft

*) Fürstin von Hohenzollern.

**) Römischer Agent.

***) Das Fürstentum Piombino gehörte seit Ende des 16. Jahrhunderts der Familie Ludovisi, wurde 1801 Frankreich einverleibt, 1805 von Napoleon als Lehen seiner Schwester Elise Bacciochi gegeben. Auf dem Wiener Kongreß wurde Piombino zu Toskana geschlagen und das Haus Buoncompagna Ludovisi mit einer Rente und dem Titel Fürst von Piombino abgefunden.



dafür, und Vera hat mir heute ganz ernsthaft, wenn ich es durchsetzte, die große Juno*) versprochen! Es hat mich ordentlich gerührt, daß so eine antike Göttin sich auf einem Kongreß nach dem Norden hin verhandeln und verschachern lassen soll.

Lebe wohl, teure, innigstgeliebte Seele.

Ewig Dein

S.



280. Caroline an Humboldt

Berlin, 23. Mai 1815

Teuerster Wilhelm!

Borgestern, den Sonntag, habe ich Deine Nummer 101 erhalten. Für alles umarme ich Dich, mein süßestes Herz. Wie sehr süß ist mir die Hoffnung, daß Du kommen, daß ich Dich endlich wiedersehen werde. Die Kinder freuen sich und sehnen sich auch unendlich danach. August ist noch hier.

Läßest Du die Möbel verauktionieren? Wegen des Roths hat es keine Not. Es gibt dieser Leute eine Menge, die auf Spekulation und auf ihre Art die Campagne mitmachen. Ein solch Hauptquartier von Souveränen, Ministern usw. ist auch eine ganze eigene Erscheinung der neueren Zeit und hat etwas orientalisches Pompöses.

Daß Du jetzt gut und freundlich mit Boyen bist, ist mir sehr lieb und kommt mir auch wie natürlich vor.

Daß Metternich seine Anstalten gerade gegen Dich in dem Ministerarrangement gerichtet hat, ist mir mehr wie gewiß und ist gerade recht in seiner kleinlichen Politik und inneren Seelenfalschheit.

Über die Angelegenheiten im großen denke ich wie Du, bin aber sehr begierig, mit Dir darüber zu sprechen. Ruhe — stilles,

*) Die sogenannte Juno Ludovisi.



friedliches Zusammenleben, stilles Wirken — wo ist das hingeraten! Schwerlich werden wir noch ähnliche Zeiten sehen, die an äußerer Ruhe denen gleichen, die wir gesehen, und in denen wir aufgewachsen sind und uns ausgebildet haben. Wie Gott will — es ist ja doch wohl nur all dies Treiben der Erde ein Übergang zu einem vollendeteren, reineren Sein.

Was wird denn aber überhaupt aus diesem Kriege? Wann beginnt er? Wartet man noch auf irgend etwas? Oder sind die Truppen noch nicht so mit allem ausgestattet, daß man die Offensive ergreifen könnte?

Caroline, die Arme, hat noch immer Tage furchtbaren Leidens. Vor dem 1. Juli ist gar nicht die Rede, daß man in ein Bad gehen kann. Ich muß den 1. Juni mein Quartier auf sagen, wenn ich es nicht den Juli über bezahlen will.

Die deutsche Bundesverfassung scheint ja ein merkwürdiges Stück Arbeit zu sein. Es ist empörend, wie man mit den heiligsten Dingen Scherz treibt. Allein die Dinge rächen sich, und wer das noch nicht weiß, der wird es an sich erfahren.

Verzeihe, daß ich Dir heute nicht mehr sage. Man unterbricht mich. Erwig Deine
Li.



281. Caroline an Humboldt

Berlin, 30. Mai 1815

S heute auf den Tag, wo er vor zwei Monaten ankam, ist August fortgereist, mein teures Herz. Ich bin sehr matt und angegriffen, um so mehr, da ich wenigstens meinerseits keine traurigeren Ideen in Adelheid erwecken möchte, als sie sie schon hat.

Ich ging um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr zu den lieben Kindern hinauf, er hatte ausdrücklich begehrt, daß Adelheid liegen bleiben sollte. Allein ich



hätte die Ärmste, nachdem er weg war, nicht allein lassen können. Er war in einem nicht zu beschreibenden Zustand, das arme Herz hätte ihm bersten mögen in der gequälten Brust. Eine Stunde darauf fuhr er mit dem Prinzen*) in einer Chaise hier vorbei. Adelheid blieb liegen. Du weißt, ich muß immer alles sehen, so sah ich ihn auch noch vorbeifahren, allein ich trat zurück, damit er nicht noch einen schmerzlichen Anblick hätte.

Ich hoffe wohl, dieser Krieg wird gut gehen, allein was hilft das alles für diesen oder jenen — Opfer müssen fallen — und die Angst kann man in solcher Zeit nie los werden. Man erwartet heut abend den König.

Man hat mich überlaufen und überläuft mich. Meine Gedanken sind immer bei dir. Die Kinder, August, alles grüßt.

Ewig Dein.



282. Humboldt an Caroline

Wien, 1. Juni 1815

Es ist über 1 Uhr, liebe Li, und ich komme eben aus einer Konferenz bei Metternich. Ich muß dir aber, ehe ich zu Bett gehe, noch einige Worte sagen. Denn morgen habe ich schon um 10 wieder eine bei mir.

Gestern war Hardenbergs 65. Geburtstag. Ich habe ein Diner gegeben, wo ich seine Räte, Stadion, Hardenberg, Münster, und weil er denn hier ist und ich ihn doch einmal haben mußte, Alopeus**) gebeten habe. Varnhagen hatte ihm Verse dazu geschickt, mit einem unendlich hübsch ausgeschnittenen Baum. Er geht mit ins Hauptquartier. Ob ihn aber der Kanzler viel wird brauchen können, bin ich begierig. Mir ist es neulich schlimm mit ihm gegangen. Er

*) Prinz Wilhelm von Preußen.

**) Russischer Diplomat.



schreibt, wie Du weißt, recht gut, und hatte hier einmal gegen mich sehr damit geprahlt, als verstehe er das eigentlich besser als irgend-
ein anderer. Ich gab ihm den sächsischen Traktat zu übersehen,
und Du wirst gesehen haben, wie unendlich steif, holpericht und
schlecht er ist. Es ist unbegreiflich, daß auch geistreiche und talent-
volle Leute so wenig brauchbar sein können. Dabei ist Varnhagen
gar nicht gut, wenigstens nicht gutmütig von Charakter. Hätte
nicht diese Sache wegen der Eidesentbindung eine solche Eil auf
Stunden selbst gehabt, so hätte ich ihn gewiß anders übersehen
lassen.

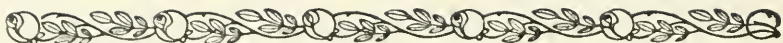
2. morgens

Ich fahre fort, liebe Seele, Dir in den Zwischenaugenblicken,
wo ich allein bin, noch einige Dinge zu sagen.

Hardenberg und ich ärgern uns entsetzlich über dies späte An-
fangen des Krieges. Allein daran wenigstens ist der Kongreß un-
schuldig. Es liegt an den Souveränen, den Militärs, die hier waren,
nämlich nicht den unsrigen, dann an der Langsamkeit, mit der die
Österreicher sich auf dem Oberrhein versammeln. Ich halte es auch
nicht für gut.

In diesen letzten Tagen werden viel Sachen entschieden, und
ich habe noch jetzt viel Glück gehabt — dies unter uns. So dankt
der Papst es wirklich hauptsächlich mir, daß er nicht 50000 Seelen
an Eugen*) und namentlich Ferrara hat abgeben müssen. Die Sache
mit Piombino habe ich auch zur Zufriedenheit des Fürsten abge-
macht. Dies war sehr närrisch. Ich habe mir herausgenommen,
einen von Österreich gemachten Artikel zu tadeln, habe ihn mir
geben lassen, ihn umgeändert und in öffentlicher Konferenz vorge-
lesen, was Genuß eine Rühnheit ohnegleichen nannte. Auch war
Wessenberg sehr böse und Metternich verlegen. Dann habe ich ihn

*) Beauharnais.



ihm hingegeben. Am anderen Tage haben sie einen, ganz wie ich wollte, vorgebracht, und es nicht einmal getan, ohne mir ihn vorher zu zeigen und mich zu fragen, ob ich zufrieden sei. Gens behauptet, daß dies, wie klein das Objekt sei, das Stärkste sei, was ich gemacht hätte. Es war aber in aller Gerechtigkeit, und wenn Preußen in manchen Stücken auf dem Kongreß geschienen hat weniger Einfluß zu haben, so ist es gut, durch bloße Persönlichkeit es geltend zu machen. Zugleich ist so etwas das einzige noch mögliche Kongreßamüfement.

Ich muß sehr über Dich lachen, mein gutes Kind, was Du für echt adlige Ideen über Duellen hast. Du sagst, Du liebest nie eins zweifelhaft. Ich gestehe Dir, ich halte sie für eitel Torheit und behandle sie gewiß auch nie anders. Man kann ihnen nur Kälte und Spasß entgegensetzen. Aber es hat mir freilich auch immer eine Torheit geschienen, die es weniger unbequem ist mitzumachen, als zu bestreiten.

Wohl ist es mit der Ruhe vorbei, in der wir aufgewachsen sind. Ich hätte sie unendlich lieber, denn ich habe es immer in mir so gefühlt, ich liebe die Welthändel nicht und habe auch nicht den Respekt dafür, der noch das lebendige Interesse erhält. Aber da mich das Schicksal einmal hineingezogen hat, so werde ich sie nun auch mitmachen und fürchte ihre Verworrenheit nicht.

Mit Dir nur wäre ich gern zusammen, das ist mein einziger noch übriger Wunsch auf Erden. Sonst und außer Dir brauche ich niemand und bin am liebsten in der tiefsten Einsamkeit meines eigenen Wesens.

Lebe wohl, theures, inniggeliebtes Wesen.

Ewig Dein

S.





Don Rußland habe ich für die Unterzeichnung des Allianztraktats den Annenorden in Brillanten bekommen, vermutlich eine Art Rache des Kaisers Alexander dafür, daß ich mich gar nicht um seine Gunst und seinen persönlichen Beifall bekümmere, und eben nicht mehr russisch bin, als ich sein muß. Darum ist es mir fast lieb. Sonst ist es recht wie mit Fleiß erdacht, mich zu ärgern. Denn als Orden ist die Sache für mich fast unschicklich, und als Geschenk sind die Orden mit Brillanten immer nicht viel wert, weil sehr viel kleine Steine darin sind. Ich werde ihn gleich verkaufen und nie tragen. Damit ist's abgemacht. Um seine Gunst bekümmere ich mich übrigens nicht mehr, nicht weniger. Wenn wir je in Geschäften miteinander zu tun hätten, wird er mich mehr brauchen als ich ihn.

Ein sehr großes Geschenk habe ich gestern ausgeschlagen. Seit dem Anfang des Kongresses suchten die Juden bestimmte bürgerliche Rechte in Deutschland zu erhalten. Ich bin dieser Sache immer geneigt gewesen. Ich weiß zwar, daß Du anders denkst, süßes Herz, aber ich habe viel in verschiedenen Zeiten darüber nachgedacht und bleibe meiner alten Meinung getreu. Es ist überdies eine Jugendidee bei mir, denn Alexander und ich wurden noch, wie wir Kinder waren, für Schutzwehre des Judentums gehalten. Ich ließ mich auch hier um so mehr ein, als, da einmal im Preussischen die Juden fast alle Rechte haben, es nun für uns besser ist, daß diese Gesetzgebung allgemein sei, indem sonst alle Juden zu uns hinströmen. Seit einigen Wochen bemerkte ich, daß die Gönner des Judentums wuchsen, und da Gens an der Spitze stand, so war die Ursach bald klar. Vom Hannoverschen Hardenberg erfuhr ich mit Gewißheit, daß dieser sogar einen schriftlichen Kontrakt gemacht hatte! Mir geschahen indes keine Anträge, aber ein alter Mann

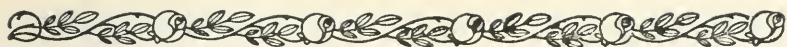


aus Prag, dessen Wesen mir ganz gut gefiel, da er nicht zu den neumodischen Juden gehört, kam ein paarmal zu mir und empfahl mir die Angelegenheit. Ich machte nun einen Artikel meiner Überzeugung nach; in den jetzigen Konferenzen ward dieß eine Hauptdebatte, nicht daß es nicht wichtigere gäbe, aber weil man über diese wichtigeren fast gar nicht diskutieren kann, weil man schon weiß, daß man sonst auseinander sprengt, statt zu verbinden. Metternich, Wessenberg, Hardenberg und ich hielten die Sache wie wir konnten. Rechberg*), Darmstadt, Sachsen, die Hansestädte waren vorzüglich dagegen. Es kam in zwei Sitzungen vor, Metternich gab seiner Sitte nach die Sache fast auf, aber ich hielt sie, gab ihr neue Wendungen und machte sie doch unschädlich, so daß ich sie nur auf die künftige Bundesversammlung verwies, aber die schon erworbenen Rechte den Juden erhielt. Es wurde sehr viel von der Sache gesprochen, jeder weiß, daß ich nur den Artikel gemacht und durchgesetzt hatte.

Gestern kam nun der alte Mann wieder, dankte mir unendlich und bot mir zum Geschenk drei Ringe, Smaragden mit großen Brillanten besetzt an mit dem Zusatz, daß, wenn ich sie nicht wollte, ich über 4000 Dukaten auf seine Kasse disponieren sollte. Ich schlug sie natürlich ebenso wie das Geld aus, und Du kannst Dir die Verwunderung des Mannes gar nicht denken, wie ich ihm ohne alle Affektation und Ziererei sagte, daß ich, was ich getan, bloß den Juden zuliebe getan hätte, daß ich nichts dafür nehmen würde, daß aber, wenn ich je in einen Fall kommen sollte, wo er mir einen Gefallen erzeigen könnte, ich ihn gern annehmen würde.

Ich habe den Vorfall niemandem als dem Kanzler und Hardenbergen erzählt. Allein ich weiß durch Genz, daß es doch bekannt worden ist und großen Effekt gemacht hat. Der alte Jude will sich nicht zufrieden geben und hat nun das Projekt, mir ein silbernes

*) Alois Graf v. Rechberg, geb. 1766, † 1840, bayerischer Minister.



Service machen zu lassen, um es mir in einem Jahre zu schicken. Ich habe Geng gesagt, daß ich auch in zehn Jahren nichts nehmen würde, und tue es gewiß nicht. Geng hat aber so gar keinen Begriff davon, daß es möglich sei, so etwas nicht zu nehmen, daß er mir heute weitläufig auseinandergesetzt hat, daß ihm das ein Rätsel und ein unauflösliches in mir sei, da die Sache weder unrecht noch undelikat sei, und ich es auch nicht aus Ostentation, um damit zu prahlen, oder aus Stolz, um nicht von einem Juden Geschenke zu nehmen, tue. Das sagte er wirklich ganz ernsthaft und im Grunde sind diese Maximen unter den Menschen, die die Geschäfte machen, allgemein. Ich habe ihm bloß gesagt, daß, wenn man sich der Dinge, die man einmal betriebe, so warm als ich annähme, die erste Bedingung ein reines Bewußtsein sei. Ich in mir kenne nichts so Unedles, in Geschäften nicht rein und lauter wie Gold zu sein.

Verzeih, daß ich so lange dabei verweilt habe, aber es zeigt Dir zugleich, wie viele Dinge, wo nicht alle, hier getrieben werden.

Lebe wohl, mein teures, innig Geliebtes.



284. Humboldt an Caroline

Wien, 9. Juni 1815

Diesen Brief gebe ich dem Staatskanzler mit, liebe Li. Er geht endlich morgen von hier weg. Ich denke morgen über acht Tage wegzureisen, allein rechne nicht mit Gewißheit darauf.

Ich bin in diesen letzten Tagen ungemein beschäftigt gewesen, alles kam auf einmal zusammen, und die Konferenzen nehmen bis zum späten Abend kein Ende. Noch heute komme ich, es ist nach Mitternacht, eben erst aus einer. Wir haben heute abend alle Artikel des großen Kongreßvertrages, es sind 120, vorläufig unterzeichnet, und es ist eigentlich jetzt nur noch eine Sache zu



machen, die auch bis morgen mittag fertig werden soll. Wir haben nämlich das Darmstadt gehörende Herzogtum Westfalen zugeteilt bekommen und besitzen es noch nicht, weil Darmstadt noch nie hat über eine billige Entschädigung sich vereinigen wollen. Du kannst Dir den Eigensinn dieses eigentlich elenden Hofes nicht denken, und Österreich ist von einer Schwäche, daß es mit diesen Fürsten auch gar nicht umzugehen versteht.

Die deutsche Bundesakte wird morgen unterzeichnet. Es ist zuletzt sogar ein noch traurigeres Werk geworden, als es anfangs war. Alles in diesen Dingen, in denen es am wenigsten sein sollte, hängt ewig vom Zufall ab. Wir waren vor drei Tagen schon auf dem Punkt, ohne Bayern abzuschließen. Bayern nämlich, Sachsen, das sich im Resultat, wenn auch nicht im einzelnen, ganz an Bayern angeschlossen, da Metternich auch nicht einmal Sachsen in Ordnung zu halten weiß, und Darmstadt hatten, wie sie sagten, noch keine gehörigen Instruktionen, und man war in Verlegenheit, was zu tun sei. Ich schlug vor, unter uns abzuschließen und jenen zu überlassen, nachzukommen. Es hatte auch den Vorteil, daß wir auf Dingen, über die 32 Stimmen gegen diese drei einig waren, nicht nachzugeben brauchten, sondern daß sie, nur mit Vorbehalt in der Folge, auch unterzeichnen konnten. Alles war verabredet, ich hatte die nötigen Änderungen gemacht, wir wollten am andern Tag unterzeichnen.

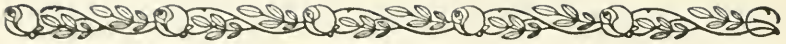
Am andern Morgen schrieb Metternich, Rechberg habe seine Instruktionen bekommen, die nur in einigen Punkten Widerspruch gegen unsere Meinung enthielten. Es war unter diesen Punkten ein wichtiger, nämlich daß Bayern auch nicht einmal das Wort des Bundesgerichts in der Akte dulden wollte. Die anderen Dinge waren freilich gleichgültig, allein, da man schon den ganzen Bund Bayern zuliebe geschwächt hatte, so war dies für mich eigentlich der letzte Tropfen, der das Maß voll machte. Dazu kam,



daß ich glaubte, man könnte eben die Ausschließung Bayerns benutzen, den Bund fester, besser und populärer unter den übrigen zu machen. Ich tat darum zwei Vorschläge: Wir sollten entweder in dem entworfenen Bund ohne neue Änderungen vorwärtsgehen, und Bayern sollte mit einem Vorbehalt auf die Punkte, die es nicht wollte, beitreten, oder man sollte den Bundesvertrag in zwei Teile trennen, einen Staaten- und einen Nationalbund, in den ersten alle aufnehmen, in dem letzten mit denen zusammenbleiben, die gleichstimmig sind. Allein Metternich wollte nichts von dem, sondern nur Bayern in allen Stücken nachgeben. Gott weiß, wie es kam, daß auch mit dem Kanzler dieser Tage nichts anzufangen war, er gab wer weiß wie viel auf die Einigkeit, hielt die letzten noch nötigen Abänderungen für unbedeutend; Münster, der überhaupt seit seiner Heirat mit der ungeheuer häßlichen Frau*) viel schwächer geworden ist, schwieg ganz, und so gab man auf wirklich schmachliche Weise in allem nach. Ich habe meine verschiedene Meinung aufs deutlichste ausgesprochen und gezeigt, allein es half nichts, man zog Rechberg zu und sagte, daß man die Änderungen machen wolle. In der Abend Sitzung mit allen Fürsten waren noch so einige Zuckungen eines guten Geistes. Gagern**), den Du kennst, sprach doch etwas für ein Bundesgericht, Sachsen stark und gut, ich war zu ärgerlich, um mich hineinzumischen, und nur, als ich sah, daß wenigstens noch einiges zu verbessern stand, redete ich einmal mit einem Ton und einer Miene, daß man sich in acht nahm, mich mehr zu reizen, und setzte auch das noch durch, aber im übrigen blieb es, wie es war, und nun wurde sogar noch die Fassung göttlich. Denn ich ließ Metternich und die anderen allein stecken, so oft er auch meine Hilfe verlangte, so kauten sie an ein paar

*) Wilhelmine Prinzessin von Lippe-Schaumburg.

**) Niederländischer Diplomat.



Nedensarten eine Viertelstunde, und es kann nichts schlechter Geschriebenes geben, als dies Nachwerk.

Heute ist nun gar Württemberg, das bis jetzt bloß in einer französischen Note erklärt hatte, nicht bei den Konferenzen erscheinen zu können, auch gekommen und will — aber mit neuen Änderungen — beitreten. Diesen wird nun endlich gesagt, daß es nichts mehr zu ändern gibt, und daß es nur in einer besonderen Erklärung nicht mit Unterschrift derselben Akte mehr beitreten kann.

Auf diese Weise hat diese Sache geendigt, die mich am meisten beschäftigt hat; allerdings schlecht, aber allein durch Metternichs Schuld. Preußen und ich für mich können immer zufrieden dabei sein. Meine Plane, meine lange Note an Metternich sind gedruckt und bekannt, während der Konferenzen habe ich ein entscheidendes Übergewicht ausgeübt und auch noch die Genugtuung gehabt, was ich persönlich beschüzte, wie z. B. Schwarzburg, zu heben und zu halten. Am ungünstigen Ende weiß jeder, daß ich nicht allein unschuldig bin, sondern daß es mich auch tief gekränkt und geschmerzt hat. In den kleinen Fürsten war viel guter und redlicher Wille, aber auch nur in diesen. Mit am schlechtesten haben sich die Bernstorffs^{*)} benommen. Überall Schwierigkeiten, überall Widersprüche, überall das liebe Ich vorgebracht und querköpfig darauf bestanden, und in der gestrigen Sitzung, wo wahrhaft noch das letzte Gute verdorben wurde, kein Wort. Überhaupt war die Stille gestern merkwürdig. Man sah, wieviel doch alle darauf gaben, daß der Bund allgemein sei und Bayern nicht fehle.

Schwedisch-Pommern wird nun auch preußisch, Dänemark bekommt Lauenburg, das wir von Hannover eingetauscht haben, und Geld. Dies war für mich eine der mühsamsten Unterhandlungen, und sie hat mich überzeugt, daß Bernstorff, so gut er sonst in

^{*)} Graf Christian Günther (vgl. S. 36) und sein Bruder Joachim, geb. 1771, † 1835.



vielen Stücken ist, auch gar keine Fähigkeit zu Geschäften hat. Er ist nachlässig, zerstreut und dabei heftig und ungerecht zugleich. Mir hat er in dieser Sache Szenen gemacht, die unglaublich waren, und bei denen ich in mir habe lachen müssen, indem ich bedachte, daß es gerade ein Monat war, wo ich den Vorfall mit Boyen hatte, als wenn so ein Banktag periodisch wiederkehrte.

Es mußten nämlich in dieser Sache Schriften zwischen Dänemark und Schweden gewechselt werden, die aber, weil sie wie Raze und Hund sind, durch meine Hände gingen. Nun schickte ich ihm einmal eine, er schickt sie mir, als sei er damit zufrieden, zurück, ich verfare weiter. Nachher fällt ihm ein, daß in dieser Piece steht, was er nicht dulden zu können glaubt, nun findet sich, daß er sie gar nicht gelesen hat, und nun macht er mir bittere Vorwürfe, und so, daß ohne meinen imperturbablen Gleichmut wir uns hätten schießen können, daß ich ihn nicht auf die seiner Meinung nach unstatthafte Stelle aufmerksam gemacht hatte. Ich habe ihm trocken gesagt, daß ich, der ich damals so beschäftigt war, daß ich kaum eine Minute hatte, mich nicht berufen fühlte, für Dänemark zu arbeiten, und daß er und sein Bruder, beide Bevollmächtigte und ganz unbeschäftigt, sich wenigstens die Mühe geben könnten, Dinge, die ihren König angingen, zu lesen. Indes habe ich die Sache ins Gleis gebracht. Er geht ins Hauptquartier, sie ist nach Holstein gereist. So löst sich hier alles auf.

Mein Hauptgeschäft bleibt nun hier, an die Redaction des großen Kongreßinstruments die letzte Hand zu legen, es abschreiben zu lassen und dann zu unterzeichnen. Es ist eine Art Buch. Dennoch hoffe ich es in acht Tagen zustande zu bringen. Ich behalte zwei gute Kanzelisten hier. Wenn ich irgend kann, gehe ich am 17. von hier ab. W. lasse ich mit meinen hiesigen fünf Pferden ins Hauptquartier gehen. W. nehme ich mit und schicke ihn von unterwegs nach Rudolstadt, meine anderen dort stehenden sechs Pferde abzu-



holen und weiterzuführen. Ich komme allein mit dem Jäger an. Bei Dir bleibe ich auf jeden Fall acht Tage, dann gehe ich über Burgörner und Auleben dem Kanzler nach. So sind meine Pläne.

Wie ich mich freue, Dich wiederzusehen und die lieben Mädchen, davon, süße, teure Seele, hast Du keinen Begriff. Ich verlasse mich darauf, daß ich bei Dir wohnen kann, bestes Kind. Ich brauche bloß einen Winkel und nehme gewiß wenig Platz ein, und es ist so süß, Dir nahe zu sein. Ich denke niemand bei mir des Morgens anzunehmen, nur die, welche abends vielleicht auch zu Dir kommen. Aber Dich so bald wieder zu verlassen, schmerzt mich sehr.

Überhaupt kann ich nicht sagen, daß mich die Zukunft freut. Der vorige Krieg war das eigentlich Große und Schöne, und er ist wie ein junger und kräftiger Baum plötzlich ins Welken gekommen. Der Pariser Friede verderbte ihn zuerst, der Kongreß nachher, und die Ursache des einen und anderen Verderbens war, daß das, was der Krieg schön und groß gemacht hatte, einzeln da stand, daß es sich nicht eigentlich durch alle Klassen und Stände, noch weniger durch alle Nationen gleich verbreitete, daß es an einem großen Menschen fehlte, der an der rechten Stelle das Unharmonische durch sich zusammengehalten und geleitet hätte, daß vielmehr gerade bei den beiden, die abwechselnd leiteten, dem Kaiser und Metternich, Persönlichkeiten und Kleinlichkeit vorwalteten, und im englischen Kabinett zu große Mittelmäßigkeit herrschte, um diese Fehler zu verbessern. Jetzt, und nach dem Kriege wird es sich erst recht zeigen, ist überall Mißverhältnis, und dadurch wird das Gute selbst minder heilsam, ja bekommt selbst vielleicht eine schädliche Richtung. Ich habe in keiner Zeit meines Lebens mehr besonnene Kraft besessen, aber auch in keiner so lebendig den Wunsch gefühlt, von allen Geschäften zurückzutreten. Ich weiß, daß ich es nicht kann und nicht werde, und das macht mich weder mißmutig noch traurig, aber ich bin überzeugt,

572



daß das Handeln nicht den Erfolg haben kann, der eigentlich der wünschenswürdige wäre.

Lebe wohl, teures, ewig süßes Wesen.

Ewig Dein

S.

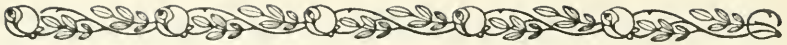


285. Humboldt an Caroline

Wien, 13. Juni 1815

Ein Gedanke, teures Kind, mir entgegenzukommen, damit wir ein paar Stunden ruhig blieben, ist mir ein neues Zeichen Deiner Güte und Liebe. Ich habe aber längst eine andere Idee, die mir noch lieber ist. Ich gehe über Prag und Dresden nach Potsdam und von da gerade nach Tegel. Ich schicke einen Feldjäger voraus, der Dich benachrichtigen wird, und bitte Dich nur, gleich nach seiner Ankunft nach Tegel zu gehen und mich da abzuwarten. Richte Dich immer ein, auf die Nacht in Tegel zu bleiben. Wenn ich Vormittag nach Tegel komme, so gehen wir noch denselben Abend nach Berlin. Komme ich nachmittags, so bleiben wir bis zum folgenden. Sage davon niemandem etwas. Ob Du allein kommen, ob Du alle Kinder mitbringen willst, ob einige und welche, bitte ich ganz Dich zu entscheiden. Es wird mir so am liebsten sein, Dich in Tegel aufzusuchen auf demselben Wege, auf dem ich zum erstenmal nach unserer Verheirathung mit Dir hinfuhr. Wir bringen beinahe einen vollen Tag einsam und hübsch da zu. Ich sehne mich unendlich, Dich in meine Arme zu schließen und mit Dir ruhig und ungestört zu reden, und so erreichen wir am besten und sichersten diesen Zweck.

Ich habe gestern wieder 17 Kisten von 30 Zentner Gewicht zusammen abgeschickt. Der Schlegel lasse ich alles, was bei ihr steht. Der letzte Rest der Sachen geht unmittelbar nach meiner Abreise. Die Meubles werde ich verauktionieren lassen.



Der Fürstin von Rudolstadt habe ich durch Kettelhodt*) ausführlich geschrieben. Für sie konnte ich mir kaum schmeicheln, so viel durchzusetzen; ich danke es wirklich selbst rein meiner Persönlichkeit und einer glücklichen Eingebung mitten in einer großen Konferenz, wo ich auf einmal, da ihre Sache sehr schlimm stand, sie durch einen neuen und unerwarteten Vorschlag, auf den niemand vorbereitet war, viel besser setzte, als sie erst gewesen wäre.

Nächst dem dankt der Papst mir am meisten. Ferrara**) habe ich ihm sicher erhalten. Auch weiß es Consalvi***) und ist voll Dankbarkeit.

Endlich Piombino. Dies sind meine Privatpromessen, die ich gern habe, weil man auch besonders, wenn man einmal in Geschäften ist, seinen Namen an etwas heften muß. Da ich keine Art des Interesses darin gesucht habe, kann es mir niemand verdenken. Vera hat sehr in mich gedrungen, etwas anzunehmen, ich habe ihm gesagt, ich tue das nicht, aber ich wollte doch vom Fürsten Gipsabgüsse aus der Villa Ludovisi annehmen. Dies aus einer Galerie, die keine zu machen erlaubt, ist ein Geschenk, das ein Fürst annehmen würde. Denn bezahlt nähme Piombino wieder die Abgüsse nicht. Nun bitte ich Dich mit Rauch zu überlegen, von welchen Stücken es der Mühe wert ist. Vera will die ganze Galerie, aber das Tegelsche Schloß kann so viele Götter nicht fassen. Ich erinnere mich von sehr schönen nur der Juno, des Mars, und wenn ich nicht irre, eines Bacchus. Sprich aber mit Rauch, auf eine vorsichtige

*) Rudolstädter Hofrat.

**) Ferrara, seit 1597 zum Kirchenstaat gehörig, wurde 1796 von den Franzosen eingenommen, bildete zunächst einen Teil der Cisalpinischen Republik, dann des Königreichs Italien und kam auf dem Wiener Kongreß wieder unter die Herrschaft des Papstes.

***) Kardinal Consalvi, geb. 1757, † 1824, Staatssekretär Pius' VII. und Gesandter beim Kongreß.



Weise vielleicht auch mit Uhden. Machen wir so eine Auswahl von Stücken, so will ich Vera sagen, zwei Exemplare von jedem zu schicken. Ich kann dann eins der Akademie geben. Um die Antwort hierauf bitte ich Dich mündlich. Wann ich abreisen kann, weiß ich freilich nicht, aber ich eile, so viel es möglich ist. Ich sitze in meinen Papieren vergraben. Ich mache nämlich das letzte Geschäft hier, die Kongresspapiere zu ordnen und einzupacken. Es ist eine ungeheure Masse, hätte ich sie nicht schon bis jetzt sehr in Ordnung gehalten, so wäre diese Arbeit sehr langwierig.

Lebe wohl, theures Wesen.



286. Humboldt an Caroline

Wien, 19. Junius 1815

Nur zwei Zeilen heute, liebe Li. Ich bin sehr glücklich, morgen abend um 10 Uhr reise ich von hier ab, und der Kurier, der Dir diesen Brief bringt, geht morgen früh und bestellt mir die Pferde. Ich halte mich schlechterdings aber auch gar nicht auf und muß, wenn mir nicht mit dem Wagen ein Zufall begegnet, in 96 Stunden in Tegel sein, also Sonnabend abend oder nacht. Ich habe dem Kurier gesagt, diesen Brief an Dich zuerst abzugeben, wenn es auch Nacht wäre. Du bist so gut, daß Du gewiß nicht böse wirst, wenn er Dich stört. Sei dann so gut und komme gleich nach Tegel und warte mich ab, wenn ich noch nicht da bin. Komme ich eher, so schicke ich gleich einen Boten.

Ich hoffe noch alles vor meiner Abreise ordentlich besorgt zu haben, da ich aber B. von hier, W. von Dresden wegschicke und

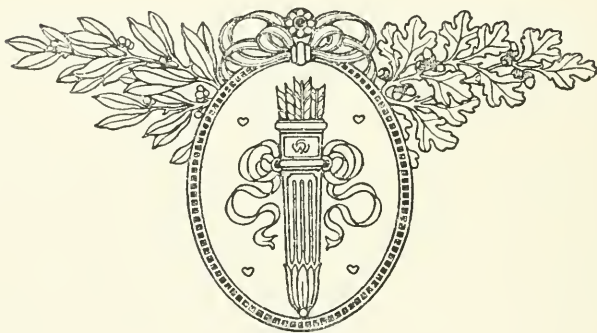


selbst reisen muß, so habe ich viel Geld gebraucht. Doch davon mündlich. Wenn ich nur Dich erst wiedergesehen hab! Ich kann dir meine Sehnsucht nicht beschreiben, und ich bin glücklich, darauf gekommen zu sein, Dich in Tegel zu finden. Ich könnte keinen Menschen den ersten Tag sehen als Dich.

Adieu, innig, einziggeliebtes Herz. Umarme die Kinder.

Ewig Dein

H.



Namenverzeichnis

- Alberdeen, Lord 109, 125, 146, 148, 161, 179, 226, 259f., 266, 276.
 Acerenza, Jeanne, Herzogin von 65, 258, 263f., 426.
 Aeschylus 189.
 Agamemnon 139, 150, 152f., 197, 201, 203, 208, 266, 302, 428f., 432, 435, 442, 446, 493.
 Alexander, Kaiser von Rußland 20, 29, 31f., 38, 41, 50, 52f., 63, 68, 73, 75, 103f., 107, 117, 120f., 132, 135, 142, 161f., 178, 207, 222f., 246, 262, 296, 299f., 311, 345f., 358f., 399, 403, 478, 485, 489, 491, 514, 565.
 Alopeus, Graf, russ. Diplomat 562.
 Altenstein, Frhr. v., preußischer Minister 26.
 Ancillon, preußischer Minister 56, 77f., 112, 285.
 Anstett, russischer Diplomat 52, 58, 60, 62f., 70f., 73, 75, 93f., 99, 151, 175, 194.
 Arioft 543, 547.
 Arndt, Ernst Moriz, deutscher Patriot 211.
 Arnim, Achim v., Dichter 464, 511.
 — Frau v. (Bettina Brentano) 20, 464, 475.
 Arnstein, Wiener Bankier 430, 458
 Arrighi, Herzog von Padua 27, 59.
 Augerau, Marschall von Frankreich 137, 332.
 August, Prinz von Preußen 249, 512.
 Bagration, Fürstin Katharina 243, 372f., 375, 387, 414, 418, 445, 478.
 Balacheff, russischer Polizeiminister 68.
 Barclay de Tolly, Fürst, russischer Feldmarschall 32, 125.
 Bartholdy, Jacob Salomo 35, 38f., 41, 103, 524.
 Bassano, Herzog von (Maret), französischer Minister 62.
 Bayern, König Max I. von 130, 423, 489.
 Beauharnais, Eugène 423, 488, 495, 497, 510, 513, 515f., 525, 531, 563.
 Beguelin, Amalie v. 40, 77f., 100.
 — Heinrich v., preußischer Staatsrat 77, 79.
 Bennigsen, Graf v., russischer General 138, 145.
 Bentheim, Graf 127.
 Benzel-Sternau, Graf, Finanzminister Dalbergs 162.



- Berg, Frau v., Freundin der Königin Luise 17, 88, 415, 434, 502, 511.
- Bernadotte, Kronprinz von Schweden (Karl XIV. Johann) 50, 55, 74, 102, 145, 150, 169, 192, 218, 296, 311, 315, 383, 455, 459.
- Bernstorff, Christian Günther Graf von 36, 130, 247, 253f., 265, 455, 504, 570f.
- Joachim Graf v. 570f.
- Berthier, Prince de Neuchâtel 34, 59, 74.
- Berthod, Notarius 229.
- Bertrand, Generalin 390.
- Bertuch, Buchhändler 392.
- Beulwitz v. (Mrs) 7.
- Bianchi, F. M. Leutnant 285.
- Bießer 422.
- Bilbt 133, 146.
- Binder, österreichischer Staatsmann 62, 132, 137, 146, 148, 175, 385.
- Blumenstein v. 502.
- Blücher, Fürst, Feldmarschall 103, 107f., 120, 144, 150, 168, 184, 216, 234, 236f., 239, 246, 249f., 255, 267, 271, 277, 284, 257, 364, 412, 426, 431, 462, 503, 515, 548.
- Boisdeslandes, Sekretär Humboldts 364, 549.
- Boisserée, die Brüder 199f., 389f.
- Bombelles, Graf 115, 124.
- Bonaparte, Joseph 67, 296.
- Lätitia 489.
- Borghese, Fürstin Pauline 490.
- Bossuet 260.
- Bourbons 269, 299, 383, 410, 498, 503, 507, 511, 524.
- Bogen v., preussischer Minister 54, 78, 502, 542f., 544f., 554, 560, 571.
- Braunschweig, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von 407.
- Brentano, Clemens 462, 475.
- Brinkmann, Gustav v., schwedischer Gesandter 191.
- Bröndstedt, dänischer Archäolog 86.
- Brühl, Gräfin Karl 415.
- Bucquoi, Gräfin v. 139.
- Burghers, Lady, Gattin des englischen Gesandten 289.
- Burgsdorff, Frau v. 403, 463.
- Wilhelm v. 188f., 269ff., 403, 405, 436, 458f., 463f.
- Bülow, Graf v. Dennewitz 23, 26, 33, 357.
- Graf, Finanzminister 175f., 180, 185f., 334, 347, 446.
- Byron, Lord 355.
- Cadogan, Mrs. 373.
- Campbell auf Elba 490.
- Thomas, Dichter 355.
- Capo d'Istria, griechischer Staatsmann 370.
- Caraman, Graf, französischer Gesandter 453.
- Carracci, Annibale 356.
- Castlereagh, Lord, englischer Minister 214, 224, 226f., 259f., 264, 282, 285, 300, 386f., 467f.
- Cathcart, Lord, General, Gesandter in Rußland 207, 245, 276, 544.
- Caulaincourt, Graf, Herzog von Vicenza 52, 62, 69, 70, 72, 75, 82, 85, 92f., 101, 235, 238, 240f., 244f., 255, 297, 551.
- Charlotte, Prinzessin von Preußen 431, 434.
- Clancarty, englischer Diplomat 526, 538.



- Clarence, Herzog von (später Wilhelm IV., König von England) 345.
Clary, Fürst 20.
Clausenitz, Karl v., preußischer General 17.
Colloredo, Graf v., 145, 156.
— Gräfin v. 559.
Colomb, Peter v., preußischer General 23.
Consalvi, Kardinal 574.
Constant de Rebeque, Schriftsteller 295f.
— Kammerdiener Napoleons 318.
Corfinti, Prinz 317.
Cotta, Buchhändler 392.
Cranach, Lucas 204.
Creuzer, Philosoph 198.

Dacheröden, † Präsident v. 172, 265, 397, 523, 532.
Dalberg, Duc de 300, 410, 475, 477, 512.
— Karl Frhr. v., Großherzog von Frankfurt 13, 159, 163, 172, 208, 435, 477, 480, 486, 489, 534, 541.
Davy, Sir Humphrey 378, 383.
Delambre, Madame 315.
Demosthenes 287.
Dernath, Graf 36.
Desirailles, französischer General 497.
Diede, Charlotte 406f.
Dittenberger, Pfarrer 388.
Dombrowski, polnischer General 159.
Dorchen Stöck, Schwester von Theodor Körners Mutter 531.
Duca, österreichischer General 119.
Dunker, Sekretär 322, 397.
Dürer, Albrecht 199.

Ebel, Arzt in Zürich 241, 370.
Eberstein, Frhr. v., Minister Dalbergs 162, 172.
Elgin, Lord 260, 349.
— Museum 348.
Engelhardt, Redakteur in Straßburg 388.
Esterházy, Fürst Paul, österreichischer Minister 109, 226.

Ferdinand VII., König von Spanien 383.
— Prinz von Preußen 14, 16.
— Prinzessin von Preußen 15, 431, 456.
Fischer, Kaufmann 222.
Flahaut, Graf, Adjutant Napoleons 297, 497.
Flemming, Graf, Diplomat 365, 372, 387, 409.
Fontane, Marquis de, Dichter und Staatsmann 212.
Fouqué, de la Motte 462.
Fournier, General 59.
Franz II., Kaiser von Österreich 3, 11, 28f., 64, 75, 85, 94f., 98, 103f., 117, 132, 135, 137, 142, 146, 148, 155, 161f., 239, 246, 263, 280, 282, 285, 301, 311, 391, 423, 494, 501, 507, 511, 513, 542, 546, 572.
Fresnel, General 160.
Friederike, Prinzessin Solms 426.
Friedrich II., der Große 160, 469, 499.
— Landschaftsmaler 455.
— Landgraf von Hessen 161, 193.
— Prinz von Hessen-Nomberg 144.
— Prinz von Preußen 364.
— Wilhelm III., König von Preußen 14f., 18, 25, 27, 29f., 32, 38f.,



- Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 41, 50, 53, 55f., 60, 66, 76f., 99f., 103f., 107, 112, 114f., 117f., 133f., 139, 142, 149, 168, 172, 186, 190, 212, 218, 223, 238, 263, 266, 269, 296, 299f., 309f., 317, 324, 329, 345f., 359, 361ff., 370, 387, 399, 418f., 424, 434, 438, 455, 457ff., 461, 465, 471, 474, 478, 480, 483, 485, 499, 502, 505, 507, 530, 532, 550, 555f., 562.
- Kronprinz 14, 16, 104, 112, 114, 120, 135, 238, 479, 487.
- Fries, Moritz Graf v. 374, 387.
- Gagern, Frhr. v., niederländischer Diplomat 171, 569.
- Gaudi v. 503.
- Genz, Friedrich v. 23, 39, 41, 57, 63, 69, 73, 76, 80, 88, 92, 96, 112, 163f., 167, 197, 204, 208f., 214, 216, 220f., 247, 253, 263, 271, 277, 373f., 379, 385, 425, 430, 438, 485, 488, 494, 496, 517, 559, 563ff., 566f.
- George, Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz 385, 387, 430, 478, 558.
- Gérard, François Pascal, Maler 311, 323f., 329, 352.
- Gerhardt, Geh. Oberfinanzrat 446.
- Gerstorff v. 548.
- Geßler, Karl Graf 6f., 9, 32.
- Gleim 423.
- Gneisenau, Frau v. 25.
- Graf Neithard v. 26, 48, 78, 107, 111, 120, 249f., 297, 357, 426, 440, 443f., 456, 458, 474, 499, 502f., 514.
- Goekingk, L. F. v., Dichter 405, 422f.
- Goethe, August v. 102, 207.
- Christiane v. 156, 167, 207.
- Goethe, Wolfgang v. 4f., 7f., 84f., 140, 155f., 167, 207, 239, 258, 264, 300, 389f., 392f.
- Goltz, Graf v. d., Minister 14, 17, 330, 343, 460.
- Goegen, Friedrich, Graf v. 26.
- Gower, Lord 356.
- Grapengießer, Arzt 168.
- Grolman, Karl Wilhelm Georg v. 110, 115, 119, 125, 465, 484, 489, 502, 513, 549.
- Gropius, Georg Christian, Kupferstecher 83, 109, 524, 530.
- Grossing, Hauslehrer 320, 334, 552.
- Gundlach, Frau v. 518.
- Hake, v., Kriegsminister 121.
- Hardenberg, Ernst, Graf v., hannoverscher Staatsmann (der Perside) 35, 77, 81, 96, 200, 209f., 282, 285, 300, 309, 334, 391, 544, 562, 565f.
- Karl August, Fürst v., Staatskanzler 14, 17, 21f., 25, 28f., 35, 38f., 49f., 53f., 66, 76f., 96, 99f., 103f., 107, 109f., 114f., 118, 121f., 124, 129, 131f., 138f., 141, 150, 152, 154, 179f., 186f., 200f., 211, 213, 215, 216, 226, 229f., 247, 261, 281, 282, 284f., 297, 300, 309, 311, 329f., 334, 337f., 343, 345, 358f., 362, 365, 382, 385f., 399, 405, 412, 420, 427, 430, 435, 437f., 446, 448f., 454f., 460f., 465f., 469f., 472, 474f., 476, 478, 480f., 491, 493, 495, 504f., 507, 509, 513, 515, 517, 523f., 525, 538, 542ff., 550, 555ff., 559, 562f., 566f., 569, 572.
- Graf † 1813, 112.



- Saxfeld Drachenberg, Fürst v. 433, 453, 455.
- Sedemann, August v., Adjutant beim Prinzen Wilhelm (Bruder) 85, 112, 173, 176f., 184, 190, 280, 306, 312f., 325f., 328, 331, 334, 340, 345f., 362f., 386, 401, 409, 431, 440, 499, 504, 511, 518ff., 527ff., 533, 535f., 542, 548, 550, 552, 554, 561f.
- Frau v. (Mutter) 518, 523, 536, 542.
- Selvig, v., schwedischer General 96f.
- Sermann, Gottfried, Professor 149f., 152, 428f., 432, 442f.
- Serz, Henriette 260, 409, 414, 510, 538.
- Sesiodos 233.
- Sessen, Großherzog und Großherzogin Ludwig I. von 195f.
- Kurfürst von 191, 193.
- Sirt 511.
- Soffmann, Staatsrat 482.
- Sohenzollern, Prinzessin Antoinette von (Gräfin Truchseß) 318, 459f.
- Solbein 204.
- Somer 248, 287, 294, 323, 354.
- Soppé, Ranzlist 127.
- Sorn, v., General 169.
- Sortenfe Beauharnais, Königin von Holland 524f.
- Huber, Luise 404.
- Therese 392f., 404.
- Humboldt, Adelheid v., zweite Tochter Wilhelms und Carolines, 167, 173, 176f., 194, 242, 248, 263, 268, 274, 276, 278, 328, 331, 333f., 340, 426, 432f., 439f., 448, 479, 499, 512, 518ff., 527ff., 532ff., 539f., 548f., 551, 561f.
- Humboldt, Alexander v. 18, 80, 147, 168, 188, 192, 228f., 246, 276, 290, 298, 304, 306f., 309f., 313f., 317, 319, 321 (Nies), 323f., 327f., 335, 343, 351, 354, 364f., 383, 385, 394, 436, 565.
- Caroline v., älteste Tochter Wilhelms und Carolines, 141, 196, 233, 241f., 248, 257, 278f., 319, 333, 336, 339, 354, 426, 432, 446, 452, 519, 534, 536ff., 561.
- Gabriele v., dritte Tochter Wilhelms und Carolines, 173, 194, 255, 263, 276, 278, 333, 340, 426, 439, 443, 518ff., 550, 552.
- Gustav v., † Sohn Wilhelms und Carolines, 177, 207, 344.
- Hermann, jüngster Sohn Wilhelms und Carolines, 2, 12, 158, 173, 194, 242, 248, 257, 278, 319f., 334, 343, 396, 439.
- Luise v., jüngste † Tochter Wilhelms und Carolines, 207, 287, 343f.
- v., † Mutter Wilhelm v. Humboldts 184, 191, 265, 288, 354, 434, 523.
- Theodor v., zweiter Sohn Wilhelms und Carolines, 23f., 35, 37, 42, 46, 54, 64, 89, 97, 108, 112, 116, 141, 143, 168, 207, 211f., 241, 252, 257, 289, 298, 302, 303, 306, 309, 312f., 319f., 324, 333, 342, 357, 388, 393f., 415, 431, 444f., 448, 452, 481, 517, 539.
- Wilhelm v., ältester † Sohn Wilhelms und Carolines, 177, 207, 248, 344, 432, 539f., 546.
- Caroline v., über: Beauharnais 489, 510. Berlin 401f., 406, 439.



Humboldt, Caroline v., über:
Burgsdorff, Wilhelm v. 403.
Dalberg 480, 541.
Diede, Charlotte 408 f.
Duell 547.
Ehre 304.
Erfolg 262.
Geng 253, 425 f.
Gewalt der Zeit 290.
Glück 325.
Goethe 86, 389 f.
Innere Klarheit 64.
Körner 48.
Laroche, Carl v. 403.
Liebe zu Preußen 66, 81, 140, 253.
Metternich 140, 141.
Preußen 473 f., 479, 487 f.
Rahel 87.
Sachsen 403 f., 424 f., 464, 503, 510.
Schlabrendorff 320, 326.
Sieg des Guten 91.
Staël, Frau v. 378, 383.
Stimmung in Wien 72.
Tod 339, 344.
Verrat am Lüthowschen Corps 48, 59.
Volzogen, Caroline v. 91.
Zriny von Körner 10, 11.
— Wilhelm v., über:
Berlin 419 f.
Bernstorff 265.
Bettina 475.
Bildung 381.
Bund, Deutschen 216, 517, 557, 568 ff.
Burgsdorff 271.
Byron 355.
Campbell, Thomas 355.
Dalberg, due 410.
— 172, 208, 477.

Humboldt, Wilhelm v., über:
Diede, Charlotte 406 f.
Quelle 564.
Duell mit Boyen 541 ff., 554.
Ehe 9, 176, 177, 204, 206, 277, 328.
Einfluß der Frauen 206, 368 f.
Einheit, deutsche 129.
Erlösung 157, 158.
Franzosen 231, 232, 239, 300, 315, 327, 370.
Frauen 45, 158, 331.
— deutsche 227.
Frauensinn, edlen 84, 293, 296, 316.
Frieden 244.
Geng 69, 88, 96, 204, 205, 208, 210, 221, 277, 373, 430, 438.
Gesandtenleben 79, 80, 189.
Glück und Unglück 250, 251, 256, 331, 413, 436.
Gneisenau 111.
Goethe 4, 5, 6, 8, 9, 84, 85, 155, 156, 157, 167, 207, 393.
Grolman 115, 125.
Hardenberg 39, 40, 53, 55, 77, 78, 79, 99, 100, 105, 121, 124, 132, 134, 188, 218, 230, 329, 337 f., 448 f., 459, 504.
Harmonie mit dem Schicksal 170, 171.
Hoffnung 450 f.
Homer 248, 324.
Humboldt, Alexander v., 277, 310, 329, 351, 352.
Innere Welt 56.
Juden 260, 454 f., 565.
Kaiser Alexander 31, 41, 52, 117, 121.
Karlsbad 5, 9.
Kinder 268.
Kleinstaaten, deutsche 174.



Humboldt, Wilhelm v., über:
König Friedrich Wilhelm III. 16,
25, 27, 77, 78, 104, 114, 117,
118, 218, 269, 478.
Körners Tod 112, 116, 188, 190,
379.
Kraft der Andacht 246.
— des Guten 61, 166.
Lage, politische 28, 29, 30, 52, 53,
295, 358, 359, 399 f., 411 f., 427,
435, 437, 465 f., 469 ff., 498 f.
Landesverwaltung 32, 55, 79, 100,
115, 121.
Lebensmut 63.
Liebe 442, 491.
— zu den Griechen 83, 260, 349.
— zu Deutschland 165, 179.
London 348, 350, 354.
Luisenstiftung 16.
Macht der Zeit 102.
Magnetismus 534.
Metternich 39, 63, 76, 118, 128,
218, 220, 247, 375, 471 f., 486,
495.
moralischen Gewinn 146.
Napoleon 146, 147, 151, 159, 170,
213, 286, 291, 315, 318, 323, 324,
332, 370.
Nemesis 394.
Orden 113, 115, 209, 343.
Österreichische Armee 118, 119.
Preußen 482 ff., 491, 515.
Preußens Ruhm 146.
Rahel 69, 80, 88, 89, 395.
Sachsen 526.
Schenkendorfs Gedichte 137, 138.
Scherz 555.
Schlabrendorff 83, 312.
Schlegel, Dorothea v. 376.
Schmerz 102, 157, 332.

Humboldt, Wilhelm v., über:
sein Deutschsein 384.
seine amtliche Lage 77, 78, 79, 95,
99, 121, 122, 131, 133, 134, 180,
186, 187, 217, 269, 270, 330, 334,
335, 337, 343, 359, 367, 386, 398 f.,
420, 437, 441 f., 448 f., 457 f.,
460 f., 505 ff., 509, 523 f., 538.
Stein 4, 113, 124, 139, 140, 154,
181, 210, 211, 233, 298.
Tod 324, 325.
Treue 43, 84, 136, 343.
Barnhagen 563.
Verfassung, deutsche 553 f., 558.
Volksbildung 380 f.
Waffenstillstand 51, 74, 85.
Wehmut 533.
Wolzogen, Caroline v. 12, 98, 110,
126.
Zeit 476.
Zigen, Karl David, Philolog und
Schulmann 13, 140.
Zmhoff, Almalie v., Schriftstellerin
96.
Zsabey, Jean Baptiste, Maler
324.
Zsenburg, Grafen v. 182.
Zagow v., Oberstallmeister 387.
Zérôme, Bruder Napoleons, König
von Westphalen 175, 185.
Jordan v., Staatsrath 476.
Josephine, Kaiserin, erste Gemahlin
Napoleons 423.
Jouffrey, Kanzlist 56, 58, 71.
Kaiserin von Rußland, Prinzessin
Elisabeth von Baden 391.
Kapsiowitz, russischer General 249.
Karl, Erzherzog 210.



- Karl August, Herzog von Weimar 385, 470.
— Prinz von Schwarzburg 396.
Katharina II., russische Kaiserin 68.
Kellermann, François Christoph, Marschall von Frankreich 194.
Kettelhodt v. 574.
Kirchseisen, preussischer Justizminister 260.
Kleist v., General 249, 357.
Kneisebeck v. d., General 30, 32, 54, 56, 60, 77 f., 119, 457.
Knobelsdorff v. 462.
Koburger, die 558.
Kohlrausch, Medizinalrat 17, 198, 445, 458.
Konstantin, Großfürst 41, 161 f.
Koreff, Arzt und Schriftsteller 255, 258, 263 f., 266, 302, 333.
Körner, Christian Gottfried 11, 49, 112, 116, 140, 189, 190, 464, 469, 474, 478, 496, 531, 548.
— Emma 496, 508.
— Mutter des Dichters 112.
— Theodor, Dichter 7, 10 f., 47, 49, 112, 116, 188, 190, 379.
Krusenmark v., General und Gesandter 218, 330, 343, 466, 475.
Kunth, Staatsrat 15, 70, 168, 250, 261, 285.
Kurland, Herzogin von 512.
— Prinzessinnen von 360.
Labédoyère 497.
La Basnardière 551.
Lampedusa, Insel 272.
Langenau v., General 110, 119, 466, 488, 548.
Langeron, Graf 120.
Langrède 212.
Laroche, Bertha v. 401, 489, 502, 529, 540.
— Carl v. 17 f., 401, 403, 487, 502, 513, 519, 540.
— Familie v. 452, 464, 489.
— Frau v. 401, 540.
— Hellmuth v. 401, 540.
Lauriston, französischer Marschall 107, 142, 145.
Lebzelttern v., österreichischer Geschäftsträger 22, 25, 36, 40 f., 47, 76, 82, 95, 109, 114 f., 132, 149.
Lengefeld, Frau v. (chère mère) 395, 398.
L'Estocq, Frau v. 502.
Leyen v. d., die Reichsgrafen 182.
Lichnowsky, Fürst Karl v. 324.
Ligne, Fürst v. 438.
Lottum, Graf v. 104, 453.
Ludovisi 559 f.
Ludwig XVIII. 300, 305, 315, 327, 497, 502 f., 508, 513, 524, 551.
— Großherzog von Hessen 195 f., 386.
— Kronprinz von Bayern 386.
Luise, Königin von Preußen 88, 135, 238, 266, 277, 438.
— Prinzessin von Preußen (Fürstin Anton Radziwill) 14 f., 19, 415, 427, 432, 434, 440, 459, 479, 536.
Luisenstiftung 16.
Lützow, Leo v. 489, 502, 513, 529, 540.
Lützowsches Freikorps 48, 54, 59.
Macdonald, französischer Marschall 107, 500.
Macintosh, Sir James 355.
Maille, Duc de 314.
Marchand, französischer General 497.



- Marianne, Prinzessin von Hessen-Homburg (Prinzessin Wilhelm von Preußen) 328, 402, 415 f., 480, 536.
- Marie Louise, Kaiserin von Frankreich 3 f., 81, 328, 333, 495, 500 f., 503, 513 f., 524, 531, 546.
- Marie Ludowika, Kaiserin von Österreich 3, 385.
- Marmont, französischer Marschall, 296 f., 300.
- Mars, Mademoiselle, Schauspielerin 323.
- Martens v., Hofrat 381.
- Marwitz, F. A. L. v. d. 88, 502.
- Frau v., geborene Gräfin Moltke 88.
- Merkel, preußischer Militär 26.
- Nerveldt, Graf, österreichischer General 142, 144.
- Meszko, österreichischer General 119.
- Metternich, Klemens Lothar Wenzel Fürst, österreichischer Staatskanzler 1 f., 20, 28 f., 35, 38 f., 45 f., 58, 60, 62, 69, 75 f., 82, 85, 92 f., 98, 101, 107, 109, 113 f., 118, 120, 123, 127 f., 135, 137, 140, 143 f., 148, 150, 156, 179, 190, 200, 202, 207, 209, 213 f., 216, 218 f., 226, 239, 247, 282, 285, 300, 305, 309, 341, 345, 365, 375, 387, 399, 406, 411, 417, 433, 435, 437, 444, 465, 467 f., 470 f., 472, 475, 486, 494 f., 503, 506, 510, 515 f., 524 ff., 538, 542, 546, 551, 555 ff., 558 ff., 562 f., 566, 568 f., 572.
- Graf v., Vater des Staatskanzlers 467 f.
- Meyer, Heinrich, Freund Goethes 8.
- Montgelas, Graf, bayerischer Minister 416, 423, 492.
- Monsieur, Titel des späteren Königs Karl X. 269, 311, 314, 325, 501.
- Moreau, französischer General 107.
- Mortier, französischer Marschall 296 f.
- Motherby, Wilhelm, Doktor der Medizin 82, 87.
- Mumm, Madame 196.
- Murat, Joachim, König beider Sizilien 11, 71, 493, 510, 516, 525 f.
- Müller, Adam 379.
- Münster, Graf Ernst, hannoverscher Gesandter 282, 285, 300, 362, 391, 435, 488, 542, 562, 569.
- Napoleon I., Kaiser 4, 11, 20, 28 f., 33, 34, 40, 50 f., 59, 62 f., 67 f., 74 f., 81, 93 f., 101 f., 106, 108, 121, 128, 130 f., 133, 138, 140, 142, 144, 146, 151, 158 f., 165, 179, 185, 192, 194, 207 f., 212 f., 219, 231 f., 234, 236 f., 239, 246, 259, 269, 271, 280 f., 284 f., 290 f., 296 f., 299 f., 304 f., 315, 318, 323 f., 327, 332, 370, 383, 400, 404, 410, 416, 423, 425, 441, 444, 446, 474, 486, 490 ff., 494 ff., 498 ff., 502, 507 f., 510 f., 513 f., 521, 524 ff., 531, 542, 546, 551 f., 559.
- Narbonne, französischer Gesandter in Wien 52, 60, 69, 73, 75, 82, 92.
- Nazmer v., Major 20.
- Neal, Gräfin Pauline 502.
- Neapel, der alte König von, Ferdinand IV., nach 1815 als Ferdinand I., König beider Sizilien 516.
- Neipperg, Graf v. 501.



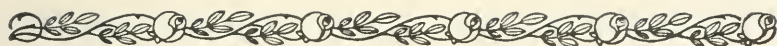
- Nesselrode, Graf v., russischer Minister 29f., 38, 42, 49f., 52, 75, 99, 109, 118, 128, 146, 209, 386, 515f., 542.
- Ney, französischer Marschall 107, 300, 508.
- Nicolai, Monsignor 306.
- Nicolovius, G. S. L., preussischer Staatsrat 405, 458, 463, 511, 528.
- Niebuhr v., Staatsrat 463, 475, 511.
- Normann v., General 59.
- Olivier, Professor 429.
- Ompfeda v., hannoverscher Diplomat 214, 488.
- Frau v. 213, 214.
- Oranien, Prinz von, der spätere König Wilhelm I. der Niederlande 171.
- Orleans, Herzog von 501.
- Oudinot, Marschall von Frankreich 23, 26.
- Parthey 422, 469.
- Pauline, Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, geborene Prinzessin von Kurland 57, 65, 69, 202, 258, 263f., 301, 559.
- Paulus, Theologe 390.
- Périgord, Herzogin von 409.
- Pfuel v. 502, 511.
- Pilat v., Literat und Redakteur 37, 93, 109, 127, 173, 219.
- Piombino, Fürst von 559, 563, 574.
- Pius VII., Papst 225, 383, 563.
- Plato 451.
- Platow, Graf, russischer General 68.
- Plutarch 259, 451.
- Poniatowski, Fürst, General Napoleons 142, 145.
- Pourtales, Graf Ludwig v. 359 ff., 365.
- Pozzo di Borgo, russischer Diplomat 226.
- Radezky, Graf, österreichischer General 119.
- Radziwiłł, Anton Fürst 205, 209f., 222, 513, 530, 536, 550.
- Rahel Levin-Barnhagen 69, 73, 80, 87f., 91, 394f., 405, 430, 450.
- Rambold v., Kunstschriftsteller 89, 101, 263, 266.
- Frau v. 90, 98, 101, 105, 149, 252, 254, 258, 263, 266, 272, 320, 480.
- Ramford, Madame de 383.
- Raphaelsche Bilder 356.
- Rauch, Bildhauer 438, 451f., 455, 458, 463f., 476, 511, 574.
- Razoumoffsky, russischer Staatsmann 218, 226, 293, 515, 546, 550.
- Rechberg, Graf v. 566, 568f.
- Reck v., Minister in Sachsen 404, 419.
- Recke, Elisa v. der geborene Gräfin Medem, 6, 9, 84f., 189, 405, 414, 422f., 512.
- Regent, Prinz, nachmaliger König Georg IV. von England 347, 349.
- Reinhard, Graf 316.
- Rennenkampff, Alexander v. 321, 324.
- Repnin, Fürst Wolkonski, russischer General 153f.
- Reuß, Fürst 233.
- Prinz 136.
- Reynault 194.
- Rheinfeldern 282.



- Riedesel, Frau v., geborene v. Omp-
teda 196.
- Riemer, Bibliothekar 8, 85.
- Rochow, v. 89, 90, 101.
- Rom 6, 8, 12, 89, 101, 112, 235,
273f., 317, 322.
- König von 328, 501, 513f., 525,
546.
- Rosß, Graf 503.
- Röder, Caroline v. 126.
- Ferdinand v. 126.
- Karl v. 23, 306, 364, 401, 487,
502.
- Wilhelm v. 127.
- Rudolstadt, Fürstin von 7, 10, 153,
157, 167, 181, 395f., 559, 574.
- Prinzessin Karl 396.
- — Thetla 396.
- Rumboldt, Engländer 135f.
- Rühl, v. 502.
- Sachsen, König von, Friedrich
August I. 143, 150f., 159, 178f.,
404, 417, 424f., 427, 443, 454, 464,
468f., 474, 480, 489, 492f., 503,
510, 526, 549, 552.
- Sack, Geh. Staatsrat 261, 419.
- Sacken, General v. 212, 249.
- Sagan, Herzogin von, Wilhelmine
geborene Prinzessin Biron von
Kurland 23, 35, 39, 41f., 45, 57,
85, 88, 201, 204, 373, 375, 409,
414.
- Sardinien, Victor Emanuel I.,
König von 500.
- Savigny, v., Professor 464, 511.
- Frau v. 502, 511.
- Schall, Frau v. 94.
- Scharnhorst, v., General 36, 60,
250.
- Schenkendorf, Max v., Dichter
137f.
- Schierstedt, v. 458.
- Schiller, Charlotte v. 12, 91, 102,
278, 387, 395, 398, 401, 435.
- Friedrich v. 8, 91.
- Schillers Söhne 91, 102, 207.
- Schinkel, Madame 502.
- Schlabrendorff, Gustav Graf v.
10, 79, 83, 86f., 131, 141, 242, 246,
298, 303f., 306f., 310, 312, 319f.,
326, 329, 335, 342, 415.
- Gräfin v., Nichte des Grafen
Gustav 80, 82, 87, 91.
- Schladen, Graf Leopold v., preußi-
scher Gesandter 56.
- Schlegel, August Wilhelm v. 295,
377, 383.
- Dorothea v. 11, 280, 302, 306,
319, 333, 373, 376, 409, 573.
- Friedrich v. 150, 167, 376f.
- Schleiermacher 403, 463, 528,
535ff.
- Schlosser, Frh., 389.
- Schmidt 379.
- Schuckmann, Frhr. v., Geh. Staats-
rat 508.
- Schulenburg-Klosterode, Graf
190.
- Schütz 459, 511.
- Schuwalow, Graf Paul 53.
- Schwarzburg-Sondershausen,
Fürstin Caroline von 396.
- Schwarzenberg, Fürst v. 109,
117f., 121, 142, 145, 161f., 232,
236f., 269, 284, 290, 466, 491, 503,
515.
- Schweighäuser, Gottfried, Philo-
log 388, 421f.
- Johann, Hellenist 388.

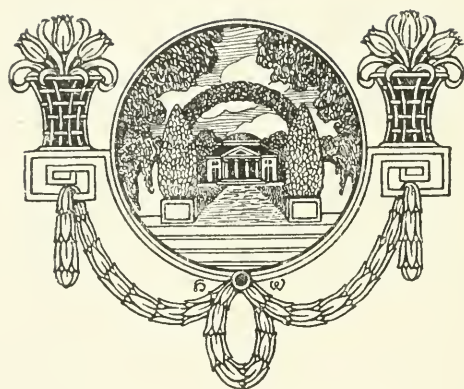


- Sebastiani, französischer Marschall 107.
Sickingen, Graf v. 513.
Solms, Prinz 17.
Soult, französischer Marschall 297.
St. Nignan, französischer Diplomat 214, 215.
Stackelberg, Graf, russischer Gesandter 24, 97 f., 436.
Stadion, Graf, österreichischer Minister 22, 27 f., 40 f., 45, 100, 109, 116, 126, 160, 201, 209, 218, 222, 226, 240, 245, 255, 466, 526.
Staegemann, v., Geh. Staatsrat, 464.
— Frau v. 464.
Staël, Frau v. 295, 316, 341, 355, 377 f., 383 f., 403.
— August v. 315.
— Albertine v., spätere Herzogin von Broglie 377 f.
Stafford, Lord 356.
Stein, Frhr. v., preussischer Minister 4, 27, 113, 123 f., 135, 139, 150, 153 f., 168, 181, 185, 194, 210 f., 216, 223, 233, 282, 298, 427, 430, 458, 485, 488, 534.
— Frau v. 4, 7, 211, 427.
Steuben, v., russischer Maler in Paris 276, 311, 324, 328 f., 329.
Stewart, englischer Diplomat 226, 546.
Stolberg, Friedrich Leopold Graf v. 6 f.
Suchet, französischer Marschall 507.
Talleyrand-Périgord, Prinz v., französischer Diplomat 222, 232, 316, 341, 359, 409, 414, 436, 455, 461, 472, 475, 491, 497, 508, 512, 516, 535, 550.
Talma, Schauspielerin 295.
Temple, englischer Diplomat 136.
Thekla, Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt 396.
Therese, Französin der Humboldtschen Kinder 320, 396 f., 422.
Thibaut, Professor in Heidelberg 198.
Thile, v., Adjutant Friedrich Wilhelm III. 409, 505, 535.
Thurn u. Taxis, Fürstin Therese von 103 f., 178, 196, 385, 558.
Tiedge, Dichter 6, 9, 85, 414.
Tiziansche Bilder 356.
Truchseß, Graf v. 318.
Trautmannsdorf, Fürst 3.
Ulrich, Wilhelm, preussischer Staatsrat 15, 404, 575.
Varnhagen, v. Ense, Schriftsteller 306, 394 f., 405, 445, 448, 562 f.
Weit, Philipp, Maler 280, 302, 306, 319.
Vera, römischer Agent 559 f., 574 f.
Visconti, römischer Archäolog 317.
Voß, Johann Heinrich, Dichter 196 f., 390, 428.
— Graf 464.
— Gräfin 403, 431, 434, 458, 502.
— — Oberhofmeisterin der Königin Luise 431.
Wagner, Freiwilliger im Lützow'schen Korps 54.
Wallmoden, Graf v., russischer General 112.
Wedell, v., ehemaliger Präsident in Halberstadt 169.
— v., Rittmeister 293.



- Welcker, Friedrich Gottlieb, Altertumsforscher 227, 496, 511, 519f.
- Wellington, Herzog von, englischer Feldherr und Staatsmann 67, 467, 471, 494, 497f., 503, 514, 516, 526, 549, 552.
- Wenzel, Fürst Metternich 143.
- Werner, Zacharias, Dichter 385.
- Wessenberg, Frhr. v., österreichischer Staatsmann 290f., 470f., 524, 557, 563, 566.
- Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III. 280, 312, 328, 345f., 362, 386, 438, 478, 480, 491, 499, 518, 540, 562.
- — — — nachmaliger Kaiser Wilhelm I. 192, 269.
- Wilken, Professor 198f.
- Windischgrätz, Fürst 58, 312.
- Wittgenstein, Fürst, General 32.
- — Oberkammerherr 387, 505.
- Wolf, Professor der Philologie 224, 428, 432, 442.
- Wolfart, Arzt 519.
- Wolkonsky, Fürst, russischer Generalquartiermeister 32.
- Wolzogen, Adolf v. 89, 91, 99, 110, 112, 123, 126, 144.
- Wolzogen, Caroline v. 4, 7, 10, 12f., 37, 89, 91, 98, 110, 112, 123, 126, 141, 143, 144, 148, 382, 395, 398, 535.
- v., Major 385, 544f.
- Woronow, Graf, russischer General 27, 48.
- Wrbna, Gräfin Flore 92, 485.
- Wrede, Fürst, bayerischer General 136f., 142.
- Wülknitz, v., Offizier im Lützowschen Korps 54.
- Württemberg, König von, Friedrich II. 137, 414.
- Zord v. Wartenburg, preussischer General 108, 120, 249, 357.
- Zelter, Karl Friedrich, Professor der Musik 16.
- Zichy, Graf, österreichischer Gesandter in Berlin 16.
- — Karl, österreichischer Minister 466.
- Gräfin Julie 427, 485.
- Zieten, v., General 249.
- Zopf, Kammerrat des Fürsten Reuß 233.
- Zriny, Trauerspiel Körners 10f.







Wilhelm und Caroline von Humboldt

in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna v. Sydow

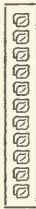
I. Band:

Aus der Brautzeit

1787—1791

Fünfte Auflage

Geheftet M 9,—,
in geschmackvollem Geschenkein-
band mit Goldschnitt M 10,—



II. Band:

Aus der jungen Ehe

1791—1808

Dritte Auflage

Geheftet M 6,50,
in geschmackvollem Geschenkein-
band mit Goldschnitt M 8,—

III. Band:

Weltbürgertum und preussischer Staatsdienst

1808—1810

Geheftet M 9,—,

in geschmackvollem Geschenkeinband mit Goldschnitt M 10,—

Was ein modernes Übermenschentum dem Schicksal mit roher Gewalt entreißen will, wird hier mit Anmut von einem geistig reichen Leben gefordert. Der Traum der Empfindsamkeit ist kein leeres Spielen mit Phrasen oder unnatürlichen Gefühlssteigerungen, er ist eine Erziehung der Seele zum Glück. Im Briefwechsel der Brautleute wird diese Erziehung bis zu den zartesten und geheimsten Schwingungen verfolgt. Er klingt aus in edler Harmonie, wie er mit reinen, keuschen Melodien begann.

Mag v. Gleichen-Rußwurm in der „Nation“.

Aus dem glücklichen Brautpaare ist ein glückliches Ehepaar im schönsten und höchsten Sinne des Wortes geworden. In diesen Briefen werden Töne angeschlagen, die ihnen für unsere Sprache einen unvergänglichen Wert verleihen: was so wahr und tief empfunden und mit Worten alles umfassender Liebe zum innigen, oft erhabenen Ausdruck gekommen ist, darf und kann die Zeit nicht verwehen, wie der Wind den Meereschaum und wie der wandelmütige Geschmac die oberflächlichen Erscheinungen der Tages- und Modeliteratur.

Neue Preuß. (?) Zeitung.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68



Karoline von Humboldt

in ihren Briefen an

Alexander von Rennekampff

Nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhang
von

Albrecht Stauffer

Mit zwei Bildnissen

M 4,50, elegant gebunden M 6,—

Den Glanz- und Höhepunkt des Buches bildet die meisterhafte Charakteristik, die Stauffer mit tiefstem kongenialen Verständnis von Karoline entwirft. Ihre Persönlichkeit umfaßt nach ihm das Weibliche in großer, harmonischer und universaler Ausbildung. Niemand, der zu dem Buche greift, wird es ohne Gewinn für Geist und Herz aus der Hand legen.

Der Türmer.

Gabriele von Bülow

Tochter Wilhelm von Humboldts

Ein Lebensbild

aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts
und seiner Kinder

1791—1887

Mit acht Bildnissen und Abbildungen

29. bis 31. Tausend

Elegant gebunden M 11,50, in Prachtband M 12,50

Es fehlt diesem Lebensbilde nicht der Reiz und Glanz, den eine hohe Stellung, ein weiter Umblick auch auf den Gang der Zeitgeschichte sowie hohe Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten verleihen. Der höhere Wert liegt jedoch in dem edlen sittlichen Charakter, in der Seele dieser echt deutschen Frau.

Westermanns Monatshefte.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68





